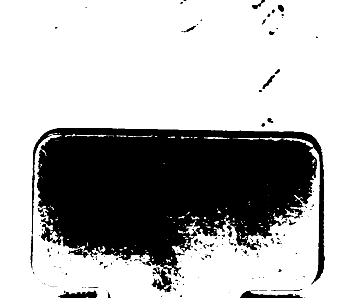




Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.



Meinen verehrten Zuhörerinnen

gewidmet.

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Erster Theil.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Meinen verehrten Zuhörerinnen

gewidmet.

Vorwort.

Seit dem Winter 1849—1850 habe ich geschichtliche Vorlesungen für Damen, und zwar in den letzten beiden Jahren über die Geschichte der Litteratur gehalten. Sie machten mir, durch die fortdauernde freundliche Theilnahme meiner zahlreichen Zuhörerinnen große Freude, und gaben Veranlassung ein kurzes, bis in die Zeit Goethes und Schillers hinabführendes Handbuch niederzuschreiben, woran sich umständlichere, mündliche Erörterungen (z. B. über die Lebensumstände der Schriftsteller) anknüpften. Bei diesen Verhältnissen, diesem Zwecke, war es nothwendig aus dem unermeßlichen Inhalte der Litteraturgeschichte, nur das Anziehendste und Wichtigste auszuheben; mithin alle mittelmäßigen Schriftsteller, ja selbst nicht wenige der gerühmteren unerwähnt zu lassen, — insbesondere sobald (ungeachtet löblichen Inhalts) die Form vernachlässigt war. Hingegen erschien es wichtig, zunächst hinsichtlich der am kürzesten behandelten alten Litteratur, durch eine Auswahl vorzulesender Stellen, eine nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst herbeizuführen.

Berlin, 30. September 1863.

Inhaltsübersicht des ersten Theils.

Erste Abtheilung.

I. Einleitung.

1) Die Litteraturgeschichte bildet die zweite Hälfte zur politischen Geschichte, und ward in neuern Zeiten mit vielem Fleiße und Erfolge bearbeitet und dargestellt.

2) Dieser Gewinn ist jedoch oft von einer bösen Gefahr begleitet: daß nämlich Viele sich mit dem Lesen jener Litteraturgeschichten begnügen, ohne die weit wichtigern Quellen selbst in die Hand zu nehmen.

(Auch meine Vorträge werden nur den Küchenzettel geben, nur anzeigen wo die besten Speisen zu finden sind.

3) Die politische Geschichte läuft ab an einem untrennbaren Faden: die Verbindung von Ursachen und Wirkungen, die Uebergänge und Gegensätze liegen meist klar zu Tage; hingegen steht die Litteraturgeschichte allerdings mit der politischen Entwickelung, dem allgemeinen Bildungszustande, dem Sinn und Charakter des Volkes u. s. w. in wesentlicher Verbindung. Andererseits aber finden wir fast unerklärliche, wunderbare Erscheinungen, verletzende Lücken und überraschende Sprünge: durch höhere Schickung treten die verschiedenartigsten Meister in den Vordergrund: Hesiod folgt auf Homer, Virgil auf Lukrez, Goethe auf Klopstock.

4) Die Litteraturgeschichte steht der politischen an Wichtigkeit gleich; ja auf Jahrhunderte hinaus haben Homer und Aristoteles mehr gewirkt als Solon und Alexander.

5) Die Litteraturgeschichte umfaßt alle geistige, befestigte Entwickelung. Im engeren Sinne pflegt man jedoch Dichtkunst,

Beredsamkeit, Philosophie und Geschichte darunter zu begreifen; insbesondere sofern zu dem lehrreichen Inhalte, eine vollkommene Form hinzutritt.

6) Die Geschichte der Künste steht mit der Geschichte der Wissenschaften in enger Verbindung, bedarf jedoch einer umständlichen besondern Behandlung.

7) Alle Geschichte ist an den Menschen gekettet, kommt nur durch ihn zu Tage: daher sind die Fragen unabweislich, wo ist der Ursitz der Menschen, stammen Alle von einem Adam, oder von mehreren, haben die verschiedenen sogenannten Rassen eine gleiche Befähigung für höhere Bildung? Eine umständliche Erörterung dieser und verwandter wichtiger Punkte, würde uns viel zu sehr aufhalten; daher verweise ich auf die dritte Auflage meiner Vorlesungen über die alte Geschichte, und bemerke nur, daß etliche Menschenstämme sich nie bis zu einer litterarischen Bildung erhoben haben, mithin hier zu übergehen sind.

8) Alle Mittheilung beruht auf der Sprache. Ueber ihren Ursprung sind viele Vermuthungen aufgestellt worden, z. B. sie beruhe auf Nachahmung thierischer Töne. Aber woher haben denn die Thiere ihre Naturlaute? auch giebt es keinen Uebergang aus dem Thierischen zum Menschlichen Sprechen oder Singen; — höchstens einen Mißbrauch der Stimme bei falschem, geschmackwidrigem Schreien und Deklamiren. In Wahrheit ist die Sprache eine Gottesgabe: die Organe sind dazu vorhanden wie zu andern Thätigkeiten, oder Funktionen.

8) Es ist bis jetzt unmöglich gewesen alle Sprachen auf eine Ursprache zurückzuführen, oder für alle dieselbe Güte, Bildsamkeit und Bildung nachzuweisen.

9) Vom Sprechen zum Schreiben ist ein äußerst wichtiger aber sehr schwerer Schritt. Und zwischen Schreiben und Schreiben, welche folgenreiche Unterschiede! Bilderschrift, Hieroglyphen, Wörter, Silben-Buchstabenschrift. Selbst gebildete Völker sind hier auf halbem Wege stehen geblieben, Aegypter, Chinesen, Mexikaner. Das Auffinden einzelner Tonbezeichnungen, des Alphabets, des ABCs ist von einer, oft vergessenen, unend-

lichen Wichtigkeit.[1]) Nun erst wird Mittheilung unter verschiedenen Völkern, wird Schreiben im höheren Sinne möglich, und mit dem Schreiben ist das Lesen untrennlich verbunden. Ohne Schrift keine Geschichte, keine Kunde vom Denken und Thun des Menschen.

10) Die Litteratur (ja jede Bildung) ist abhängig von der Sprache, dem Wortreichthum, dem grammatischen Bau, der syntaktischen Stellung. Werke geschrieben in einer vollkommenen Sprache, lassen sich in keine unvollkommene übersetzen, ja nicht in der Urschrift verstehen, ohne daß der Leser sich eine höhere Bildung aneignet.

11) Das Auffinden und die Benutzung zweckmäßiger und dauerhafter Schreibmaterialien, war nicht ohne Schwierigkeit, beförderte aber die Verbreitung und Erhaltung litterarischer Werke auf erfreuliche Weise. Mit der unschätzbaren Erfindung des Druckes, ist ihre Vermehrung ins Unendliche gesichert und kaum der Untergang eines wahrhaft wichtigen Werkes noch zu befürchten. Nicht minder erleichtern Stenographie, Dampfmaschinen, Telegraphen den geistigen Verkehr, und es thut sich die heilsame Wechselwirkung der materiellen und geistigen Welt auf eine so augenfällige Weise kund, daß dawider erhobene Zweifel keine Widerlegung verdienen.

12) Alle diese günstigen Verhältnisse führten natürlich zur Mehrung von Schulen und Bibliotheken, und ein Jetztlebender kann leichter die Kenntniß verschiedener Litteraturen erwerben, als ein Grieche oder Römer die Kenntniß einer einzigen. Bei dem hiedurch ermöglichten Versuche aus umfassenden Schätzen das Wichtigste vorzulegen, werde ich mich zunächst der Zeitordnung, der Chronologie, anschließen.

---

1) Von schlechtem Buchstabiren und Aussprechen, z. B. das Englische.

II. Aegypten.

1) Soweit unsere Kenntnisse reichen, sind die Denkmale der Aegypter die ältesten, weshalb zuerst von diesem Volke die Rede sein muß; obgleich von eigentlich litterarischen Erzeugnissen fast nichts auf uns gekommen ist. Begeisterte Forscher behaupten indessen, daß bei einer so hohen erweislichen Ausbildung der Aegypter in andern Richtungen, auch die Litteratur eine reiche müsse gewesen sein. Doch dürfen wir Zweifel und Bedenken wider jene Behauptung nicht unerwähnt lassen.

2) Wir besitzen kein schriftliches, ägyptisches Werk, weder in Prosa noch in Versen; denn Inschriften, Todtenlisten, einzelne Urkunden u. dgl. kann man nicht als wissenschaftliche Bücher betrachten. Deren Verlust könnte man jedoch um so eher traurigen Zufällen und Umwälzungen zuschreiben, da von Geschichtschreibern ehemals vorhandene große Bibliotheken erwähnt werden. Dieser erfreulichen Deutung treten aber folgende Bedenken entgegen.

a) Die Bildung war meist in den Händen der Priester und wenn diese auch hie und da förderten, haben sie an andern Stellen nicht minder gestört und gehemmt. Ihre Kenntnisse und Geheimnisse (von denen man in der That wenig, oder nichts weiß) sind gewiß überschätzt worden.

b) So zahlreich die noch vorhandenen Inschriften sind, enthalten sie fast nur leere Floskeln und Phrasen[1]); den inhaltsreichern der Griechen und Römer weit nachstehend.

c) War Sprache und Schrift jemals so ausgebildet und beweglich um darauf eine Litteratur im höheren Sinn zu gründen? Hätte man die besseren griechischen und römischen Schriftsteller angemessen ins Aegyptische übersetzen können?

---

1) Die Inschriften in den Grabmählern sind reichhaltiger und mannigfaltiger als die auf den großen Obelisken.

d) Die gelehrten und sehr fleißigen **Alexandriner** geben keine Auskunft über eine reiche ägyptische Litteratur, und ebenso wenig finden sich Zeugnisse daß dieselbe durch Griechisches oder Römisches wäre bereichert oder umgestaltet worden.

III. Die asiatischen Völker.

Den besondern Darstellungen schicke ich zwei allgemeinere Bemerkungen voran:

1) hat man den abendländischen Völkern, die asiatischen oft als ein gleichartiges Ganzes gegenübergestellt. Dies ist irrig, denn sie gehören zwar geographisch demselben großen Welttheile an, sind aber unter einander außerordentlich verschieden.

2) Erinnern wir Beispielsweise nur an die Verschiedenheit der Bildung, der Verfassungen, der Sprachen, der religiösen Ansichten und Einrichtungen. (So besitzen z. B. einige Völker Schriften, welche sie für heilig, oder für geoffenbart halten, während andere Völker derselben entbehren.) — Gehen wir jetzt ins Einzelne, so finden wir

A. **bei den nordasiatischen Völkern**

keine irgend nennenswerthe Litteratur.

B. **Die Chinesen**

besitzen dagegen (nach dem Zeugnisse sachverständiger Männer) mehr, in ihrer Weise gedruckte Bücher, als das gesammte Abendland. Das Wenige, durch Uebersetzungen zugänglicher Gewordene, ist zwar nicht ohne merkwürdige Eigenthümlichkeit, erweiset aber keineswegs das Dasein einer vollkommen ausgebildeten Litteratur, wo Dichter, Philosophen, Redner im höheren Sinne nicht fehlen dürfen. Nirgends ist von einem chinesischen Homer, oder Aristoteles die Rede, und noch weniger findet sich geschichtlich-politischer Boden für einen Demosthenes. Die äl-

testen angeblich historisch-religiösen Schriften (z. B. der Schuking und Iking), sind meist unverständlich, oder unverständigen Deutungen unterworfen. So viel Ungewisses und Unerweisliches auch mit der Geschichte des Confucius (Kongtse) verbunden ist, steht doch fest daß er in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christus lebte und als Gesetzgeber und Religionsstifter bis auf den heutigen Tag außerordentlich großen Einfluß übte. Seine von Aberglauben meist entfernte, (aber leider nicht immer befolgte) Lehre legt allen Nachdruck auf das Sittliche. Er sagt:

„Das Gesetz der praktischen Philosophie besteht darin, daß man das glänzende Prinzip der Vernunft, welches wir vom Himmel erhalten haben, entwickele und ins Licht stelle, daß man den Menschen veredele, und seine Bestimmung in die Vollendung seiner selbst, in das Streben nach dem allein Guten setze. Veredle dich, dann wirst du leicht deine Familie, das Reich, die ganze Welt veredeln."

„Wenn die Menschen nicht tugendhaft werden, und ihre Fehler gestehen, so macht ihnen der Himmel seinen Willen fühlbar, daß sie sich bessern. Die Menschen richten sich zu Grunde indem sie die ewigen Gesetze übertreten. Der Mensch sei schlicht und rein und halte immer die rechte Mitte. Vom Himmel stammen alle geselligen Einrichtungen, vom Himmel sind den Völkern, um ihnen zu helfen und Unterstützung zu sein, Fürsten und Einrichtungen gegeben."

Näher in diese verwickelten Verhältnisse einzugehen, erlaubt Ort und Zeit nicht, und ebenso wenig können Proben aus Schriften mitgetheilt werden, welche zur schönen Litteratur Chinas gehören.[1])

Von der etwanigen Litteratur

C. der Assyrer, Babylonier und Meder

ist nichts auf uns gekommen; doch kann sie wohl nicht ganz gefehlt haben, wenn die Nachrichten über die großen Kenntnisse

1) Die auf dem Grabe trauernde Wittwe.

und genauen astronomischen Beobachtungen in Babylon irgend gegründet sind.

Dasselbe gilt

D. von den Phöniciern

welche als seefahrendes, handeltreibendes Volk, wissenschaftliche Kenntnisse keineswegs ganz entbehren konnten. Auch wird ihnen von Einigen die Erfindung der Buchstabenschrift zugeschrieben. Alles Litterarische ist jedoch bis auf unbedeutende Bruchstücke verloren. Wir wissen, daß Carthago (die phönicische Pflanzstadt) eine nicht unbedeutende Litteratur besaß, sie ist aber bis auf einzelne Bruchstücke ebenfalls verloren.

E. Die Araber

treten in dem hier behandelten Zeitraum noch gar nicht als ein gebildetes Volk hervor. Sehr merkwürdig sind dagegen:

F. die Perser

1) oder das Zendvolk, deren heilige Schriften Anquetil du Perron im vorigen Jahrhundert aufgefunden hat. Sie sind gewiß kein neueres Machwerk, obgleich sie nicht aus einer Zeit, und nicht von demselben Verfasser herrühren. Am Besten, man nennt ihren Inbegriff Zendavesta, und bezeichnet Zoroaster als den Haupturheber. Der wichtigste Theil heißt der Vendidad, der jüngste ist der Bundehesch.

2) Die Religionslehre des Zendvolkes und der Perser steht höher als die der meisten asiatischen Völker, und anstatt sich in willkürlichen, ja unsinnigen mythologischen Erfindungen und Fabeleien zu gefallen, begnügt sie sich mit einfachen Darstellungen und Gegensätzen, und legt ein großes, sehr löbliches Gewicht auf Sittlichkeit und Recht.

3) Nach der einen Auffassung stehen zwei Urwesen an der Spitze, ein gutes Ormuzd und ein böses Ahriman (von welchen eine doppelte Schöpfung ausgeht) und die sich untereinander bekämpfen. Ueber beiden schwebe die Zeruane Akarene, die ewige Zeit; was aber zuletzt doch nur heißen könnte: Ormuzd

und Ahriman sind gleich ewige Urwesen, und nicht aus einer höhern wesenhafteren Quelle entsprungen.

4) Eine andere Erklärung nimmt nur ein höchstes Wesen an, von welchem unmittelbar Alles erschaffen ward. Das Böse ist nicht uranfänglich und gleich wichtig wie das Gute, sondern erst durch den Abfall Ahriman's entstanden und gemehrt. — Dies erinnert an die jüdische Auffassung, sowie auch die Lehre von reinen und unreinen Thieren in einer Doppelschöpfung von Ormuzd und Ahriman, eine sinnreiche Erklärung findet.

5) Ueber Reihefolge und Wechselwirkung des Persischen und Indischen, fehlt es an genügenden Beweisen, und während Einige Zoroaster (gleichwie Buddha und Confucius) ins sechste Jahrhundert vor Christus setzen, schiebt ihn Bunsen willkürlich bis 3500 Jahre vor Christus zurück.

6) Feuer und Licht galt als Sinnbild des Ormuzd, daher der Feuer- und Sternendienst, welcher mit einer höheren Ansicht in Verbindung stand, und nie bis zu wildem Naturgötzendienst und blutigen Opfern hinabsank.

7) Die Guten werden nach dem Tode belohnt, die Bösen (im Duzakh) bestraft; doch giebt es keine Ewigkeit der Höllenstrafen.

8) Selbst Ahriman wird mit seinen Geschöpfen nicht zerstört, sondern nach 12,000 Jahren rein, herrlich und himmlisch werden.

9) Man soll Ormuzd, das Gute, aus allen Kräften ehren, immerdar rein denken, reden und handeln. Dazu helfen Gebet, lesen der heiligen Schriften, bereuen des Bösen, und auch manche äußerliche Reinigungen und symbolische Gebräuche.

10) Nirgends wird (wie in Indien) unthätige Zurückgezogenheit und thörichte Selbstpeinigung angepriesen; vielmehr Thätigkeit empfohlen, besonders für Landbau, Gärtnerei, Viehzucht, Bewässern u. s. w.

11) Gewiß ist (ich wiederhole es) die Glaubenslehre des Zendvolkes ungleich reiner, würdiger und geistiger, als die übrigen polytheistischen Religionen Asiens.

12) Von sonstiger Litteratur des Zendvolks und der Perser ist nichts auf uns gekommen, ja wir wissen nicht ob sie jemals vorhanden war.

G. Die Inder.

1) Die geringe Kenntniß, welche die Alten von Indien besaßen, ist in neuern Zeiten außerordentlich vermehrt worden; doch bleiben übrig noch gar viele Zweifel, Bedenken und Lücken.

2) Man nimmt an daß die indo-germanischen Arier (das heißt, die Kräftigern, Würdigern) von Nordwesten nach Indien hinabgezogen seien. Woher und wie sie in jene Ursitze gekommen, ist unbekannt.

3) Sie fanden ein dunkelfarbigeres, minder gebildetes (oder bildungsfähiges Volk) vor, über dessen Herkunft wir ebenfalls nichts wissen.

4) Die Inder theilen sich seit uralter Zeit in vier Hauptklassen oder Kasten: die Brahmanen (Priester), die Kschatrijas (Rasbuten, Krieger), die Waishyas, Gewerbtreibende (Banianen), die Shudras, oder Dienenden. Die drei ersten Klassen sind wesentlich bevorzugt; vor Allen aber sind jene Brahmanen die in Wahrheit herrschende Kaste. Kein Glied einer Kaste darf willkürlich in eine andere übergehn, oder den Beruf und die Lebensart seiner Vorfahren verlassen. Ja den Parias versagt man, auf verdammenswürdige Weise, alle menschlichen Rechte.

5) Es steht nicht mit Sicherheit fest, ob die Kasteneintheilung sich gründet auf Stammverschiedenheit, Gewalt, religiöse Ansichten, oder auf dies Alles zusammengenommen. Gewiß hatte sie den größten, mehr hemmenden, als fördernden Einfluß, auf Bildung und Entwickelung der Inder.

6) Die natürliche Freude über so viele, neue und wichtige Entdeckungen, führte zur Ueberschätzung des Gefundenen. Die

Ansichten über Alter, Umfang und Werth sind allmählig berichtigt worden: des wahrhaft Gebliebenen, Erwiesenen ist jedoch so viel, daß jene Freude nicht verringert, wohl aber gereinigt und verklärt ist.

7) So finden wir in Indien eine mannigfaltige, eigenthümliche Litteratur. Daß neuere Untersuchungen ihr Alter sehr herabgesetzt haben, thut jener Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit keinen Abbruch.

8) Jede Litteratur steht mit der Sprache in engster Verbindung und Wechselwirkung. Das Sanskrit (die heilige, von den Volksdialekten verschiedene, höher ausgebildete Sprache) zeichnet sich aus durch den sehr großen Reichthum grammatischer Formen, durch Wohllaut und freie Wortstellung. Die Sprache giebt indeß nur die Möglichkeit, noch nicht die Wirklichkeit einer Litteratur.

9) Mit dem Sanskrit stehen in Verbindung persisch, griechisch, lateinisch, germanisch, slavisch; wogegen sich kein Uebergang zeigt zum Semitischen und Chinesischen. Es ist unerwiesen, ja unerweislich, daß das Sanskrit die einzige, erste Ursprache sey.

10) Die ältesten schriftlichen Denkmale Indiens sind die Vedas: nämlich der Rigveda, Jadschurveda und Samaveda, woran sich ein vierter, jüngerer Theil, der Atharvavéda anschließt. Sie sind überhaupt nicht gleich alt, nicht ohne Veränderungen, Verstümmelungen und Zusätze. Mit Recht gelten sie für die Urquellen der Religion und Theologie Indiens, zeigen aber nicht ein und dasselbe Grundsystem, und enthalten gar mancherlei Dinge (z. B. Beschwörungsformeln, medicinische Rathschläge u. dgl.) welche man keineswegs im höheren Sinne religiös nennen kann. Auf eine nähere Vergleichung mit der Bibel und dem Koran können wir hier nicht eingehen. Es genügt Folgendes zu bemerken.

11) Die älteste indische Religion ruht nach den Vedas auf der Verehrung von Naturkräften, und kam aufsteigend zur Anerkenntniß und Verehrung eines demselben zum Grunde liegenden Prinzips, welches sich jedoch nicht bis zu einem persön-

lichen Gott erhob. Von Mensch- und Thierwerdungen Gottes, oder Vergötterung der Menschen ist in den Vedas gar nicht die Rede, oder vielleicht ganz vereinzelt, in wahrscheinlich eingeschobenen Stellen.

Jene Religion ist also weder Götzendienst im späteren, indischen Sinne, noch hat sie sich zu der Höhe der christlichen Religion, oder auch nur der Griechen erhoben. Die Vedas lehren keine persönliche Unsterblichkeit, sondern nur eine, erst später weiter erörterte Wanderung der Seelen.

12) Aus diesen älteren, einfachern Lehren entwickelte sich die von Brahman (dem Schaffenden), Vishnu (dem Erhaltenden), Shiva (dem Zerstörenden), und hieran reihte sich allmählig die bunteste, willkürlichste Mythologie, und ein grausamer, verdammenswerther Götzendienst, insbesondere seitens der Anhänger des Shiva.

13) Dem Allem trat Buddha, oder Shakyamuni, entgegen. Er lebte wahrscheinlich von 622 bis 543 vor Christus, erst am Hofe seines Vaters, eines Fürsten, dann mehrere Jahre als Büßer. Hierauf ward er Volkslehrer, verwarf die Kasteneintheilung und die Herrschaft der Brahmanen, empfahl Reinigung und Vereinfachung des Gottesdienstes, Abschaffung blutiger Opfer, legte großen Nachdruck auf Sittlichkeit, Demuth, Geduld, uneigennützige Tugend. Allerdings haben sich zu Buddha's Lehren, allmählig nicht wenige Auswüchse und Verkehrtheiten hinzugefunden, doch soll die Zahl seiner Bekenner noch 192 Millionen, oder gar den vierten Theil aller Menschen begreifen.

14) Wir finden in Indien eine merkwürdige Entwickelung der Philosophie, doch hat sie weder auf die griechische Einfluß geübt, noch hat sie eine entscheidende Einwirkung von dieser erfahren. Einzelnes ist tiefsinnig und großartig, aber es fehlt logischer Fortschritt und wissenschaftliche systematische Entwickelung. Anstatt tüchtige Thätigkeit zu empfehlen und dazu vorzubilden, stellen einige Lehrer Büßereien drüber hinauf; ja die Vernichtung aller Persönlichkeit gilt ihnen als höchstes Ziel menschlichen Bestrebens und Daseins. Die griechische Ansicht von Leben

und Welt ist das vollständigste Gegentheil der indischen Lehren. Ob diese sich mehr den Vedas anschließen, oder ihnen widersprechen, hebt jene Hauptrichtung nicht auf.

15) Bei Betrachtung der Litteratur im engern Sinne treten uns zunächst zwei große Werke entgegen, welche man Epopeen, oder Heldengedichte genannt hat, obgleich sie sich von allen abendländischen wesentlich unterscheiden. Das Ramajana, oder die Rameis handelt von dem Kampfe und Siege des göttlichen Helden Rama über Rayana, den Fürsten der Rakschasas, oder bösen Genien. Das Mahabharata handelt von dem Kriege zweier verwandten Geschlechter, der Pandavas und Kurus welche letzteren durch Hülfe des Krishna besiegt werden. Beide Gedichte stammen weder aus einer Zeit, noch von einem Verfasser, und schon deshalb kann von Einheit des Plans und der Behandlung kaum die Rede sein. Den Haupttheilen nach sind sie gewiß jünger als Homer, und weit entfernt von seiner Schönheit, Regelmäßigkeit, Zusammenhang und Charakterzeichnung. Es ist ganz unmöglich einen übersichtlichen Auszug, aus den ganz willkürlich an einander gereihten Thatsachen, Erfindungen, Abschweifungen, ja Thorheiten zu geben. Auch haben sich wohl wenige Europäer durch angeblich 480,000 Verse des Ramajana und 400,000 Verse des Mahabharata durchgearbeitet. Neben der Hauptaufgabe ist (wie in einer Encyclopädie) anderes ganz Fremdartige aufgenommen, und neben Anziehendem und Lehrreichen, finden sich gar viel langweilige Wiederholungen, widerwärtige Erzählungen, rohe Verfluchungen, Unanständigkeiten und Geschmacklosigkeiten.

[Lesen: Herabkunft der Göttin Ganga, A. W. Schlegel III, 29—30.]

16) Die Hitopadesa enthält ineinandergeschobene, fortspielende Fabeln, Apologen und Erzählungen, umkränzt mit allerhand Betrachtungen und Lehrsätzen, bald tiefsinnig und verständig, bald sonderbar und scharf, nicht Weniges trivial.

[Lesen: Die vier Harthörigen, Schlegel III, 76.]

17) Die Gitagovinda, ein Liebesidyll mit vorwaltender Sinnlichkeit, von einigen mystisch ausgedeutet.

18) Die **Lyrik** ist religiös oder erotisch. Dort finden sich auch Zauberformeln, Beschwörungen und Gebete, mit unzähligen Wiederholungen, sowie eine Hinneigung zu Geschmacklosigkeiten und Unanständigkeiten.

19) Wichtiger und eigenthümlicher erscheint die Entwickelung der **dramatischen Litteratur**. Sie ist zufolge neuerer Untersuchungen jünger als die griechische, jedoch wesentlich von ihr unterschieden.

Am gerühmtesten bleibt die **Sakuntala** des **Kalidasa**, der erst nach Christus gelebt haben soll. Gewiß steht dies Drama den übrigen voran, ward indeß in der Freude ob der neuen Entdeckung überschätzt, und meist nach Bearbeitungen beurtheilt welche Mangelhaftes beseitigt hatten.

Die Urvasi des Kalidasa und andere auf uns gekommene indische Dramen, sind geringern Werthes als die Sakuntala und noch loseren Baues.

[Lesen: Raumer's Vorl. II, 479—480.]

20) Die Inder hatten gar keinen Sinn für geschichtliche Wahrheit, so daß es nicht blos fehlt an allen Geschichtschreibern, sondern auch an den einfachsten, scheinbar unentbehrlichen, chronologischen Bestimmungen.

21) Zur Ausbildung der **Beredsamkeit** gab es keine Veranlassung und Gelegenheit.

H. Die Juden.

1) Die **Juden** besaßen keine epischen oder dramatischen Dichter, keine kritischen Geschichtschreiber, keine Philosophen oder Redner, keine ausgezeichneten Mathematiker oder Naturforscher, keine bildende Künstler.

Woher nun bei dieser Dürftigkeit ihrer geistigen Entwickelung und Litteratur, ihr großer, dauernder weltgeschichtlicher Einfluß?

2) Ohne Zweifel durch die Einfachheit, Verständlichkeit und den Tiefsinn ihrer **Gotteslehre**. Es genügt indeß hier anzudeuten, daß auch diese einer christlichen Reinigung und Verklärung bedurfte.

3) Wesentlich unterscheidet sich Darstellung und Prüfung der jüdischen Litteratur, dadurch von der Behandlungsweise aller anderen Litteraturen, daß lange Zeit die meisten Bearbeiter davon ausgingen: sie sey unmittelbar, unantastbar von Gott eingegeben, und Grundsätze und Regeln welche anderwärts zweckmäßig zur Anwendung kommen möchten, deshalb hier ganz unanwendbar, ja gottlos!

4) Es wäre unpassend hier auf die deshalb mit großem Scharfsinn und noch größerer Leidenschaft geführten Streitigkeiten näher einzugehen, doch darf man behaupten:

a) das geschichtlich Gewordene und Geschehene lasse sich nicht nach der Willkür, oder dem Befehl einer alten oder neuen Schule beseitigen oder vernichten.

b) Irthümer und Uebertreibungen haben hiebei nach allen Richtungen stattgefunden; sie können aber, bei unermüdlich fortgesetzten Untersuchungen und Forschungen, heilsam berichtigt werden.

c) Es ist eine durchaus unbegründete Furcht, das wahrhaft Wahre, Tiefsinnige, Erhebende, Ewige der heiligen Schrift könne durch menschliche Prüfungen jemals ganz zerstört werden. Vielmehr steht in Aussicht, dasselbe werde wie Gold im Feuer, von allen Schlacken gereinigt, desto schöner und wirksamer hervortreten.

d) Ueber die Trefflichkeit der Lyrik (der Psalmen), der Sittensprüche, des so eigenthümlichen Buchs Hiob u. s. w. sind nie Zweifel erhoben worden; wohl aber in wie weit die prophetischen Bücher diesen Namen verdienen.

e) Da die Bibel jedem bekannt ist, jeder im Religionsunterricht darüber so weit belehrt wird, als es für einen gebildeten Menschen erforderlich ist, so erscheint es nicht nöthig an dieser Stelle streng wissenschaftliche Untersuchungen und Ergebnisse vorzulegen. Gewiß kann es niemand einfallen an die Stelle der Bibel, die Religionslehren und Bücher irgend eines andern

asiatischen Volkes, oder den unverständlichen Pindar statt der erhabenen Psalmen einführen zu wollen.[1])

IV. Die Griechen.

1) Die griechische Litteratur ist unter allen die reichste und mannigfaltigste. Sie umfaßt von ihrem Entstehen bis zu ihrem Hinsterben einen Zeitraum von 2000 Jahren, und verdient deshalb jedenfalls eine genauere Betrachtung als die meisten anderen Litteraturen.

2) Land und Sprache haben gewiß zu leichter und trefflicher Ausbildung beigetragen; die Hauptursache des Gelingens liegt jedoch in einer, nicht weiter zu erklärenden, höhern, geistigen Begabung.

3) Griechenland ist von Norden und Osten, zu Lande und zu Wasser bevölkert worden, und steht insofern unläugbar in Verbindung mit Asien.

4) Diese Verbindung ist aber nur eine untergeordnete, und alles Hellenische erscheint so wesentlich originell, ursprünglich, daß sich mehr Verschiedenheiten als Aehnlichkeiten mit dem nachweisen lassen, was man wohl asiatisch genannt hat.

5) Insbesondere ist bis jetzt unerwiesen und unerweislich, daß in Griechenland Anfangs Kasteneintheilungen vorgewaltet, Priester geherrscht haben, und heilige Gedichte vorhanden gewesen, wogegen die homerischen nur oberflächlich und gering erscheinen müßten. Wie hätten auch diese angeblich so großartigen

1) Kabbala, die mündliche Ueberlieferung ist erst nach Ch. Geb. entstanden oder weiter gebildet. Sie enthält eine willkürliche Mischung von Philosophie, Theologie, Mysticismus, Allegorien, Aberglauben, Zahlendeutungen, Wort- und Buchstabenspiele. — Unter den Namen Masorah, Mischnah und Gemara werden aufgeführt spätere exegetische, kritische und grammatische Bemerkungen und Auslegungen.

und wirkungsvollen Gedichte ganz spurlos verschwinden und dem angeblich Geringhaltigern eine begeisterte Anerkennung zu Theil werden können. Was als uralt bezeichnet wird (wie Orpheus) ist unächt und späteren Ursprungs.

6) Wie gewöhnlich bildete sich in Griechenland die Dichtkunst eher aus, als die Prosa. Diese erhielt wahrscheinlich (etwa um 600 v. Chr.) durch Pherecydes von Syros u. A. eine bestimmtere Gestaltung, während man Homer und die Homeriden (diese Meister der epischen Dichtkunst) viel höher hinaufsetzen muß.

7) Ueber Homer und die Homeriden sind in neuerer Zeit so umständliche Untersuchungen angestellt und so viel entgegengesetzte Ergebnisse aufgestellt worden, daß wir (wenngleich nur in höchster Kürze) davon sprechen müssen.

a) Seit mehr als 2000 Jahren war es die allgemeine, nicht bezweifelte Ansicht, oder vielmehr Ueberzeugung, daß die Ilias und Odyssee, zwei in sich meisterhaft abgerundete und abgeschlossene Dichtungen, von einem großen Dichter herrührten.

b) Dagegen hat man (angeregt durch F. A. Wolf) behauptet: jene Gedichte wurden nicht niedergeschrieben, sondern mündlich fortgepflanzt: denn zur Zeit ihrer Entstehung war die Schreibkunst noch nicht erfunden, oder in großem Umfange gebräuchlich.

c) Ilias und Odyssee bilden kein ursprünglich wohl organisirtes Ganzes, sondern sind in späterer Zeit zusammengesetzt aus vielen einzelnen Sagen, Erzählungen u. dgl., welche von ganz verschiedenen Verfassern herrühren und künstlich verbunden wurden, ohne sich bis zu einer preiswürdigen Einheit zu erheben.

d) Diese Lehren haben in Deutschland sehr großen, außerhalb Deutschland wenig Beifall gefunden. Wir theilen einige der erhobenen Einwendungen mit.

α) Es steht nicht fest wenneher das Schreiben begann und in welchem Maße man davon Gebrauch machte. Die Beantwortung hieher gehöriger Zweifel, hat aber keinen Einfluß auf Werth und Inhalt der Gedichte.

β) Gewiß liegen der Ilias und Odyssee viele, von verschiedenen Personen herrührende, volksthümlich gewordene Sagen und Erzählungen zum Grunde; jene bewundernswürdigen Werke sind aber nicht von lauter kleinen Leuten zusammengewürfelt worden. Es muß zuletzt ein großer Dichter (denn viele anzunehmen ist jedenfalls noch kühner) so groß wie ihn Jahrhunderte nur einmal erzeugen, mit tiefsinniger Begeisterung die bisher zerstreuten Strahlen zu solchem Sonnenglanze vereinigt, die vereinzelten Töne zu solcher Harmonie gesteigert, die schwankenden Gestalten so geordnet und zu solch einer festen Persönlichkeit erhoben haben, daß Jahrtausende ihrem frischen Leben nichts rauben konnten.

γ) Beistimmend sagt Leonidas von Tarent:

Wenn auf feurigem Wagen die Sonn' an dem Himmel hinauffährt,
Schwinden die Sterne dahin und es erblasset der Mond.
Also verloschen vor dir, Melesigenes, Schaaren der Sänger,
Als du das strahlende Licht himmlischer Musen erhobst.

δ) Im Homer finden wir das Kräftigste wie das Mildeste, die höchste Mannigfaltigkeit bei der größten Uebereinstimmung und eine unübertroffene Klarheit der Darstellung. Mehr als irgend ein Dichter bietet er Stoff zu bildlichen Darstellungen: Alles ist sichtbar und geistig zugleich, Alles zugleich anmuthig und schön, und nirgends Widriges und Entsetzen Erregendes, wie in hochgerühmten Gedichten und Gemälden aus der Zeit mißverstandenen und hierin mißbrauchten Christenthums.

ε) Allerdings sind in der Ilias und Odyssee Lücken, wenig vermittelte Uebergänge, einzelne Wiederholungen und Episoden; aber in weit geringerer Zahl als in den meisten anderen epischen Gedichten, welche erweislich von einem Verfasser herrühren.

ζ) Schiller hat die Dichtkunst, oder die Dichterwerke, in zwei Hauptheile zerfällt, die naiven und sentimentalen. Beide undeutsche Worte haben jedoch, ohne künstliche Deutung, keinen bestimmten, umfassenden, sich untereinander ausschließenden Sinn, geben keine Handhabe zu einem logisch genügenden Ge-

gensatze. Vielmehr gehören beide Richtungen zueinander, keine kann in einer irgend ausgebildeten Litteratur ganz fehlen. Das Natürliche kann nicht ohne Empfindung seyn, und diese soll nicht der Natur widersprechen. Sowie manche neuere Dichter sich vorzugsweise im sogenannten Naiven, Natürlichen bewegen, so findet sich bei den Alten auch die edelste Sentimentalität. Der alten Elegiker nicht zu gedenken, welche Empfundenes an die Spitze stellen, giebt Homer und vor Allen Euripides so glänzende Beispiele, daß sie keiner späteren Entwickelung und Darstellung nachstehen. Ich theile hier zunächst den mit Recht bewunderten Abschied Hektors von Andromache mit.

[Lesen: Ilias, VI, 399—489 Abschied der Andromache.
u. XXIV, 460—524 Priamus bei Achilles.
Odyssee XI, 582—640 Unterwelt (vgl. Virgil).
— X, 270—332 Circe.]

η) Es wäre unpassend Inhalt und Anordnung der Ilias und Odyssee hier umständlich zu entwickeln, ihre Aehnlichkeit und Verschiedenheit nachzuweisen. Das Lesen beider Werke gewährt größeren Genuß, und wenn es Anstrengung kostet, oder eine Versetzung in andere Zeiten erfordert, um an der fast ausschließlich kriegerischen Ilias Gefallen zu finden, so ist die romantische Odyssee jedem verständlich, der nicht durch einseitige Lesereien seinen Geschmack verbildet hat.

ϑ) Als Zeugnisse für die oben ausgesprochenen Ansichten über Homer, erlaube ich mir Nachstehendes mitzutheilen:

Cesare Balbo (Speranze, p. 78): „Jetzt ist die Thorheit (smania) im Gange, das zu leugnen, was der gleiche Sinn aller Geschlechter als allgemeine Gewißheit betrachtete, eine Anmaßung, das zu finden und zu lehren, was man niemals lehrte oder wußte.“ — Fauriel (Poésie provençale, II, 226): „Die Epopeen der Griechen übertreffen alle anderen in Hinsicht auf die Verbindung der einzelnen Theile untereinander und mit dem Ganzen.“ — Franck (Séances, XXXIX, 67): „Die revolutionäre Kritik Deutschlands behandelt die geistige Welt so, wie die Demagogie von 1793 die Gesellschaft (la société) behan-

delte. Ueberall, wo sie in einer etwas entfernten Vergangenheit Namen erblickt, die uns in Erstaunen versetzen, so unterdrückt sie dieselben, um an ihre Stelle einen namenlosen Haufen zu setzen." — Quarterly review (1847, LXXXI, 381, 385, 416, 417): „Ein zerstörender Geist findet in Deutschland zu viel Duldung und Beifall. Lachmann's Angriffe haben Nichts vollbracht. Wir müssen aufs lebhafteste gegen Buchstaben und Geist seiner Versuche protestiren. Laßt uns nicht das Besitzthum der Menschheit verkümmern durch spitzfindige und willkürliche Speculationen gegen die Echtheit (integrity) der homerischen Gedichte." — Grote (I, 472; II, 202): „Die neueren Hypothesen sind nicht allein durch kein genügendes Zeugniß unterstützt, sondern es stehen ihnen auch andere Zeugnisse entgegen, sowie das große Gewicht innerer Wahrscheinlichkeit. Auch findet sich in den höchsten Erzeugnissen großer Genien etwas, das über den Bezirk oder Gesichtskreis (compass) angeblich philosophischer Theorien hinausreicht." — Lessing (Dramaturgie, I, 186): „Das Werk eines Dichters mit der Chronologie in der Hand untersuchen, ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung mit Zeugnissen belegen zu lassen, heißt ihn und seinen Beruf verkennen, ihn, mit einem Worte, chicaniren." — Stolberg (Reise, II, 388, in Bezug auf Homer): „Unmündige an Geist wollen da bestimmen, wo die Dichtung unbestimmt seyn mußte, wofern sie nicht trocken wie eine Zeitung, oder nicht albern wie ein Märchen der Spinnstube sein sollte." — Wilhelm v. Humboldt[1]): „Durch die Verabsäumung der sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen, und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies." — Bernhardy[2]): „In der Ilias und Odyssee sind Stoff und Form, Götterthum

---

1) Kawisprache, S. XXXIII.
2) Griechische Litteraturgeschichte, II, 55.

und Menschlichkeit, epischer Ton und stylistische Mittel in so innigen Zusammenhang versetzt und mit so weiser Beherrschung zum lichtesten Gemälde gruppirt, daß ein Herausgreifen einzelner Glieder, eine Zerstückelung des Ganzen in seine Bestandtheile durchaus verwehrt wird." — Welcker: Der Dichter der Ilias ist eine Person, unter allen Geschlechtern der Menschen eine der hervorragendsten; eine andere unbekannte Person, eine höchst sinnvolle und kunstgeübte, ist der Dichter der Odyssee. [1]) Goethe: „Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, daß Nichts dazu- noch davongethan werden kann."[2]) Ganz derselben Ansicht war Tieck, gewiß ein großer Kenner dichterischer Schönheit und Organisation. In der Nähe von Ilium ruft die Gräfin Hahn-Hahn aus[3]): „Alter Homer! Wie müßtest du lächeln, wenn du wüßtest, welche Mühe sich die Speculation unserer kleinen, hohlen Zeit giebt, um deine große volle Existenz in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen."

Mögen diese Zeugnisse auch für sachverständige Philologen kein Gewicht haben, so zeigen sie doch die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, welche Homer auf verschiedene Gemüther ausübt.

8) Unter dem Namen des Hesiodus sind drei Gedichte auf uns gekommen: Werke und Tage, die Theogonie, und das Schild des Herkules. Sie sind untereinander wesentlich verschieden und haben gewiß nicht einen Verfasser. Alle stehen nach Quantität und Qualität weit hinter den homerischen zurück, oder können eigentlich gar nicht mit diesen verglichen werden.

Das Schild des Herkules ist Bruchstück eines spätern Gedichts mit lobenswerthen Einzelnheiten, aber nicht ohne Ueberladung und plastische Verwirrung.

Die Theogonie sucht sehr Tiefsinniges, aber Zerstreutes unter gewisse Gesichtspunkte zusammenzufassen. Der merkwür-

1) Welcker, Der epische Cyklus, S. 127. Doch ist zwischen den Werken Shakspeare's ein viel größerer Unterschied, als zwischen der Ilias und Odyssee.

2) Briefe an Schiller, IV, 208.

3) Orientalische Briefe, I, 304.

dige Inhalt ist durch die mannigfachsten Deutungen, noch nicht zur vollständigen Klarheit gebracht worden. Wir geben als Probe eine Stelle welche die Musen verherrlicht.

[Lesen: Theogonie von 81—103, die Musen.]

Die Werke und Tage (auch Hausregeln benannt) versetzen uns auf lebhafte und anziehende Weise in jene alte, einfache, aber auch schon vielfach hausbacken überlegende, verdrießliche Zeit. Das Herabsinken des menschlichen Geschlechts von einem glücklichern, trefflichern Zustande (wovon Homer nicht erfüllt ist) wird hier schon als eine Art Glaubensartikel vorgetragen.

Bis auf die heutige Zeit findet sich der Irthum, alles Preiswürdige in die Vergangenheit, oder Zukunft zu verlegen, und das Ungebildete, oder Ueberbildete götzendienerisch zu verehren. Wiederum betrachtet Hesiod löblicherweise die Gerechtigkeit als den Mittelpunkt der menschlichen Entwickelung. Wir theilen die auf jene Weltalter bezügliche Stelle Hesiods mit, und werden später nachweisen, wie drei römische Dichter, Lukrez, Tibull und Ovid (und wie Thomson) diesen Gegenstand behandelt haben. Praktischer ist eine andere Stelle, wo der Werth der Arbeit hervorgehoben wird.

Weltalter. Arbeit.
[Lesen: Werke und Tage 109—201, und 303—314.]

9) Zweifelhaft mag es bleiben, ob man die Gnomiker, (die Sammlung von Sinn= und Denksprüchen) den Dichtern, oder den Popularphilosophen beizählen soll. Gewiß sind sie nicht ohne Bedeutung und Eigenthümlichkeit, wenngleich den jüdischen Gnomikern nachstehend.

10) Hingegen zeigen die wenigen Bruchstücke, welche leider von den zahlreichen Elegikern nur übrig geblieben sind, eine große Vollendung und Mannigfaltigkeit. Die griechischen Elegien handeln nämlich keineswegs (wie meist bei anderen Völkern), lediglich von Liebesfreuden und Liebesnoth; sondern wir finden auch Schlachtgesänge voll befehlender Würde und beflügelnder Kraft, politische Ergüsse, Bemerkungen und Belehrungen über natürliche und sittliche Verhältnisse, bittern, ja ungerechten Tadel,

Darstellungen heiteren Lebensgenusses, sowie der Mangelhaftigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge. Ueberall ein aufgeregter Zustand des Gemüths, und zugleich eine Richtung sittlicher und künstlerischer Beruhigung. [1])

Verwandt mit der Elegie, und doch wieder verschieden, war der zornige Jambus, welchen besonders Archilochus gebrauchte, und mißbrauchte.

11) Schon vor der höhern Ausbildung des Epos haben gewiß lyrische Versuche stattgefunden. An der Spitze der glanzvollen und tonreichen Lyrik steht der hochgerühmte Pindar (geb. 522 v. Chr.); doch läßt sich nicht läugnen, daß er mehr gepriesen wird als gelesen, mehr gelesen als verstanden. Ein Dichter der, ungeachtet der gelehrtesten Erläuterungen, nach Form und Inhalt oft ein Geheimniß bleibt, kann nicht popular, nicht für unzählige Gebildete (wie Horaz) ein Lehrer und Begleiter werden. Selbst die geschicktesten Uebersetzer sind nicht im Stande seine Hymnen angenehm, verständlich und begreiflich zu machen.

[A. W. Schlegel III, 131. Thiersch I, 1.]

Von der hochgepriesenen Sappho ist fast nichts übrig geblieben: man lese ein von A. W. Schlegel übersetztes Gebet an Aphrodite.

[Schlegel III, 129.]

Begnügen müssen wir uns gleichermaßen nur anzudeuten den ehemaligen Reichthum der Blumenlesen, der inhaltsreichen Epigramme, der anmuthigen anakreontischen Tändeleien, der Thierfabeln und Volkslieder für Landleute, Hirten, Schiffer, Handwerker aller Art, ja für Ammen und Bettler.

12) In keiner Dichtungsart war jedoch Hellas reicher und bewundernswürdiger als in der dramatischen. Allerdings ist auch hier das Meiste verloren gegangen, doch behält das Gerettete außerordentlich großen Werth. Ohne uns hier mit den

---

1) Raumer, Vorlesungen II, 140: Solon, Simonides, Anakreon, Tyrtäus, Theognis, Poseidippos, Metrodoros.

dürftigen Nachrichten über die Entstehung der Tragödie und Komödie aufzuhalten, wenden wir uns sogleich zu dem ersten großen, bewundernswerthen Meister

A. dem Aeschylus.

Er ward geboren 525, und starb 456 v. Chr.; er erlebte und nahm Theil an den Schlachten von Marathon, Artemisium, Salamis, Platää. Von etwa 70 Trauerspielen, sind uns nur sieben erhalten: Prometheus, Agamemnon, Choephoren, Eumeniden, Perser, Sieben vor Theben und Die Flehenden. Die Zeit erlaubt uns nicht ihren Inhalt zu entwickeln und zu beurtheilen, es genügt zu bemerken, daß die Sprache und die dramatische Form beim Aeschylus zwar noch nicht vollkommen ausgebildet ist; er aber, im Verhältniß zu seinen Vorgängern, einen außerordentlichen Fortschritt zeigt, ja an Erhabenheit der Gesinnung und der Darstellung kaum von irgend einem Dichter übertroffen wird. Selbst kurze Stellen aus seinen Trauerspielen reichen hin dies zu beweisen.

[Droysen I, 53—55 Klytemnestra nach Agamemnon's Ermordung.
— II, 19—23 Perser, Schlacht bei Salamis.
— II, 125—134 Sieben vor Theben.]

B. Sofokles

ward geboren 496 und starb 406 v. Chr. Auch von seinen vielen Trauerspielen sind nur sieben auf uns gekommen: König Oedipus, Oedip in Kolonos, Antigone, Elektra, Ajax, die Trachinierinnen, Philoktet. Diese Trauerspiele sind kunstreicher verwickelt als die des Aeschylus, und dennoch einfacher menschlich. Die Kühnheit ist gezügelt durch Ebenmaß, und die Einführung mehrer Personen (neben der Einschränkung des lyrischen Chors) erweiset einen wesentlichen Fortschritt auf der ganz eigentlich dramatischen Bahn. Mannigfache Beurtheilungen sind einstimmig in dem wohlverdienten Lobe des Sofokles; hier mag eine bezeichnende schöne Inschrift von Simmias aus der Anthologie Platz finden:

Leis' umschleichet den Hügel des Sofokles Ranken des Epheus,
Grüßt das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Rosen entfaltet den purpurnen Kelch, und mit Trauben belastet
Breite sich schlankes Geflecht blühender Reben umher;
Schönes Symbol klugsinniger Kunst, die im Chore der Musen
Unter den Chariten einst emsig der Süße geübt.[1])

[Lesen: Ödip in Kolonos 668—719 Lob von Kolonos.
— 1585—1664 Tod des Ödipus.
Elektra 516—583 Elektra und Klytemnestra.
Antigone 332—364 Macht des Menschen.]

C) Euripides

ward geboren 480 v. Chr. am Tage der Schlacht bei Salamis und starb 406 v. Chr. nachdem er 70 bis 80 Tragödien ge-

---

1) Es sei erlaubt einige kurze, unbedeutende Bemerkungen hinzuzufügen.

I. Elektra. 1) Ihr Charakter ist von Sofokles herber gezeichnet als von Euripides. 2) Der Wechselreden Vers um Vers, der Klagen, und des Verhandelns, Differirens (zwischen Elektra, Chrysothemis und Klytemnestra) ist nicht weniger, wie im Euripides. 3) Kann man fragen: ob der anfeuernde Pädagog, und die erfundene Erzählung vom Tode des Orestes zur Entwickelung nothwendig sind?

II. Die Trachinierinnen. Der Charakter der Dejanira ist trefflich gehalten, ihr Irthum tief beklagenswerth, ihr Tod edel und würdevoll. Es giebt keine ausreichenden Gründe dies Trauerspiel dem Sofokles abzusprechen.

III. Philoktet. In unseren Tagen dürfte schwerlich jemand wagen, diesen Gegenstand für ein Trauerspiel zu erwählen. Auch sind der Erzählungen, Klagen und kurzen Wechselreden gar viel.

IV. Ajax. Tekmessa ist edel und eigenthümlich, und Ajax Tod in großem Styl. Die Sprache und die Construktionen sind im Sofokles oft sehr künstlich und verwickelt; sie verhalten sich zu denen des Euripides, wie Thucydides zum Demosthenes.

V. König Ödipus. So meisterhaft die Spannung und Steigerung behandelt ist, bedarf doch der verletzende geschichtliche Inhalt einer höheren Verklärung und Versöhnung. Diese findet sich

VI. im Ödip in Kolonos.

VII. Soll man eine Rangordnung der sophokleischen Trauerspiele aufstellen, so dürfte (aus mehreren Gründen) Antigone das vollkommenste seyn.

schrieben hatte, von denen 17 nebst einem satyrischen Drama auf uns gekommen sind. In neuern Zeiten ist dieser große Dichter höchst einseitig und ungerecht beurtheilt, von mir aber in einer umständlichen Abhandlung vertheidigt worden, die sich im zweiten Theile meiner Vorlesungen über die alte Geschichte befindet. Allerdings sind die Trauerspiele des Euripides nicht von gleichem Werth, zeigen aber eine bis dahin nicht gekannte Mannigfaltigkeit, die vollendetste Gewandtheit in Behandlung der Sprache, eine (laut dem Zeugnisse des Aristoteles) unerreichte Kraft tragisch leidenschaftlicher Charaktere und Darstellungen, die edelste Sentimentalität, und ein weissagendes, tiefsinniges Hineingreifen in spätere Ansichten, Denk- und Gefühlsweisen. Daher haben sich neuere Dichter ihm angeschlossen, nicht dem Äschylus und Sofokles.[1]) Zum Beweise des Behaupteten hebe ich etliche Stellen aus, und theile zwei beistimmende, sehr gewichtige Zeugnisse, Goethe's und Tieck's mit. Jener sagt:

„Um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man selber wiederum etwas seyn. Alle die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig; oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten, und auch wirklich machten,

---

1) Medea I, S. 267, v. 1109—1203 Medeas Rache.
I, S. 238, v. 217—269 Schicksal der Weiber.
I, S. 329, v. 1154—1235 Hippolyt's Tod.
I, S. 78, v. 449—518 Phönicierinnen Bruderstreit.
I, S. 12, v. 247—374 Hekuba und Ulysses.
I, S. 21, v. 512—574 Polyxena's Tod.
III, S. 17, v. 350—403 Troerinnen, Cassandra.
II, S. 62, v. 1514—1585 Iphigenia in Aulis Rettung.
Bacchen Bd. II, S. 164—167, v. 589—686.
(— — — S. 177—180, v. 937—1047.)

Vorles. Lessing über Hekuba.

Ich über Trojanerinnen, alte Geschichte II, 399.

als sie waren."[1]) Er schreibt nach wiederholtem Lesen des Dichters[2]): „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie sonst, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war: das so grenzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den Localitäten und deren uralten, mythologischen Legendenmasse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen, um seine Gegenstände und Personen in den einfachsten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltsten Beschränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unserer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulösen oder zu zerhauen."

Endlich schreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm meinen Aufsatz mitgetheilt hatte:

„Ja, mein Freund, es ist wahr, daß es zu meinen Vorsätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszusprechen. In früherer Zeit, als ich noch keinen Sinn für Aeschylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern sich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals schon ketzerischen Aufsatz über den großen Dichter in Ihren Vorlesungen über die alte Geschichte. Nur schienen Sie mir noch zu wenig zu sagen, und so möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darstellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

„Warum denn nur nach Sophokles den jüngeren Dichter messen? Dieser vollendete Künstler zeigt uns nur eine Form; in dieser ist er groß und unnachahmlich. Ob er sie in allen Werken beibehalten? Die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauspiele des Aeschylus sind in

1) Eckermann's Gespräche, II, 269.
2) Goethe's und Zelter's Briefwechsel, VI, 343.

der Form mannigfaltig, ein jedes ist anders componirt und aufgefaßt. So auch Euripides; die fast dreimal größere Anzahl seiner Tragödien belehrt uns über sein Wesen, seine Absicht und Kunst vollständiger. Indem er neue Formen sucht, die Tragödie dem Zuschauenden menschlich näher rückt, ein neues Element erstrebt und es so findet, anticipirt er gleichsam die Zukunft und nähert sich mehr wie einmal jener schwärmenden, farbigen Poesie der Neueren, die wir dem Sophokles, Aeschylus und den Römern gegenüber die romantische genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunst Begabte sich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erscheinungen hingiebt, so steht Euripides unserer Gefühlsweise näher, und ist uns verständlicher als seine beiden großen Kampfgenossen. Wenn ich seine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergossen nennen möchte, so denke ich vornehmlich an die wundersame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und fast humoristische Alceste, den groß poetischen Hippolyt, dessen Schluß mit dem Hauche der Göttlichkeit himmlisch umweht ist, den azurblauen hellen Anfang des Ion — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der rasende Herkules! — Wie seltsam von Waldgefühl und Einsamkeit erfrischt Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phönissen?

„War ich so glücklich, mich schon als Jüngling an diesen mächtigen und tiefsinnigen Werken begeistern zu können, so ist bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meisters immer nur gestiegen. Versetze ich mich in seine Zeit und Umgebung, so fällt auch fast jeder Tadel weg, den Philologen und Aesthetiker gegen ihn haben aussprechen wollen. Unsere Kritik, die an neueren großen Dichtern Reflexion und Rhetorik so oft über die Gebühr bewundert, sollte den großen Alten nicht darüber hofmeistern, wenn er diesem Gelüste oft folgt.

„Ist freilich der Rhesus für meinen Liebling zu gut und zu poetisch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem

Sophokles zuschreiben, so ist Alles, was ich gesagt, Geschwätz, und Alles, was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in diesem jetzt so oft gepriesenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium späterer Zeit sehen können.

„Kann unser Dichter nun, neben seiner Größe, tragischen Kraft und classischen Vollendung noch auf Humor, romantische Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetischen Schönheiten Anspruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch sogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, so ist eine Charakteristik dieses mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceste, wo sich die Tragödie fast mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber schwer ist es, von dieser Erscheinung das Richtige auszusagen, denn was der Dichter hier gewagt, ist vielleicht noch mehr als Shakspeare unternahm, der niemals seine echte Tragödie auf diese Weise mit dem Humor vereinigte.

„Andeutungen, wie Sie sehen, lieber, treuer Freund, die sich in einem Briefe nicht ausführen lassen. Vielleicht wird mir der Tag von den Musen gegönnt, diese Phantasien der Kritik niederzuschreiben. Goethe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieser als Greis, ihre Bewunderung des Dichters nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die seit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können."

Mit diesen Zeugnissen übereinstimmend sagt Gillies (History of Greece II, 276): alle Werke dieses unschätzbaren Schriftstellers erweisen das unermüdliche Bestreben seine Landsleute zu erwärmen für alle Tugenden und Liebenswürdigkeiten, welche das Privatleben schmücken; sowie lebendig zu erhalten eine glühende Liebe des Vaterlandes, und eine edle Begeisterung für dessen Freiheit und Ruhm.

13) Das Lustspiel

ward bei den Griechen nicht zu gleicher Höhe mit dem Trauerspiele ausgebildet. Die neueren Dichter stehen hier voran, und insbesondere ist Shakspeare als der Schöpfer eines vollkommen poetischen Lustspiels zu betrachten. Allerdings bleibt

A. Aristophanes,

der Meister der sogenannten alten Komödie, ein Mann von außerordentlichen Gaben, der oft das Edelste und Heilsamste (so den Frieden) muthig vertheidigte, der nach Form und Inhalt auch das Kühnste, Regelloseste, Unerwartetste wagen, das Tadelnswerthe welches sich in allen Verhältnissen zeigte, mit Nachdruck, Witz und Erfolg angreifen durfte. Indem sich aber diese Angriffe nicht bloß gegen schlechte Persönlichkeiten richteten, sondern auch die Edelsten verspotteten und verläumdeten, ging mit der ästhetischen Berechtigung, auch oft die erwünschte sittliche Wirkung verloren, und der Pöbel sprach leichtsinnig und anmaßend das nach, was Aristophanes ihm aus höherem Standpunkte vorgesagt, und zu seiner Beurtheilung hingestellt hatte. In ausgelassenem Uebermuthe verhöhnt und zerstört der Dichter den Glauben an Staat, Philosophie und Götter, erkennt innerhalb seiner Zeit kaum irgend etwas als würdig an und weiset bloß verneinend auf ein Vergangenes zurück, was keineswegs über Tadel erhaben und gewiß nicht herzustellen war. Des Sokrates, und selbst des Euripides Bestrebungen eröffnen eine neue Welt des Seyns, Anschauens und Denkens, nicht so die des Aristophanes, weshalb Zeller mit Recht sagt (I, 727): „was half es altväterliche Tugend zu empfehlen und die Neuerer anzuklagen, da Aristophanes doch selbst den Standpunkt der Vorzeit verlassen hatte, und mit dem, was ihr heilig war, in ausgelassener Laune sein Spiel trieb."

Nur das Vorlesen eines ganzen aristophanischen Lustspiels, könnte die Behandlung und das Fremdartige nachweisen; dazu fehlt es aber nicht allein an Zeit, sondern es ist der darin enthaltenen, zahllosen Unanständigkeiten halber, in diesen Kreisen

auch ganz unmöglich. Deshalb genüge eine kleine, erträglich Probe:

[Raumer, Vorlesungen II, S. 484—485.]

B. Die neuere Komödie

deren Hauptschriftsteller Menander und Philemon waren, giebt nicht zu allen soeben ausgesprochenen Rügen Veranlassung; denn sie hielt sich fern von politischem Boden, und durfte hochgestellte Personen nicht mehr mit bitterem Spotte an den Pranger stellen. Sie bewegt sich vielmehr in bürgerlichen und häuslichen Kreisen, erfreut sich an künstlichen Ereignissen und Verwickelungen, und an scharf gezeichneten Charakteren. Aber diese Charaktere kehren immer wieder, die Verwickelungen sind oft künstlich und unnatürlich; und nur zu oft zeigt sich (bei aller sonstigen Vollkommenheit) ein Mangel an Zartgefühl und sittlichem Sinn, welcher auch Personen verletzt, die zu zieriger Pedanterie gar nicht geneigt sind. Aber freilich hat sich die neuere und neueste Zeit, von denselben Fehlern gar nicht frei gehalten. Aus jenen griechischen Lustspielen sind nur dürftige Bruchstücke auf uns gekommen; erst die nachahmenden Römer, Plautus und Terenz, werden uns Gelegenheit geben, nochmals davon zu sprechen.

14) Die Alexandriner.

Die Ptolemäer, welche nach dem Tode Alexander's des Macedoniers Aegypten beherrschten, unterstützten die Gelehrten dergestalt, daß Alexandrien Jahrhunderte lang, der Hauptsitz der Wissenschaften ward. Aber es ergab sich schon damals daß Unterstützungen jener Art in gewissen Richtungen (z. B. für Naturforschung, Büchersammlung u. dgl.) zwar sehr heilsam wirken, Genien anderer Art, insbesondere Dichter, auf diesem Wege nicht erschaffen werden. So hat

Apollonius von Rhodos (um 250 v. Chr.).

die Argonautenfahrt episch behandelt und den Homer möglichst nachzuahmen gesucht, aber sprachlicher Fleiß und mythologische

Gelehrsamkeit können den Mangel ursprünglicher Kraft und frischer Begeisterung nicht ersetzen. Noch überladener mit unpassender Gelehrsamkeit und schwülstiger, pedantischer Rederei, sind die zuviel gepriesenen und zu oft nachgeahmten Hymnen des

Callimachus (um 250 v. Chr.).

Ein anderes Uebel, welches sich nachmals öfter gezeigt hat, war Zank und Streit, in welche von einem Fürsten begünstigte, sich nahe stehende Dichter zu gerathen pflegen: so hier Apollonius von Rhodos und Callimachus.

In dieselbe Zeit gehören die letzten Blüten hellenischer Poesie, die bukolischen Dichter, Bion, Moschus und vor Allen, der immerdar aufs höchste gepriesene

Theokrit.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die nach Form und Inhalt verschiedenen, unter seinem Namen gehenden Gedichte, wirklich von ihm herrühren; wohl aber können wir nicht verhehlen daß, unseres Erachtens, die ganze Dichtungsart zu hoch angeschlagen und zu viel bewundert wird. Diese Eclogen, Idyllen, sind, im Vergleich zu epischen und dramatischen Kunstwerken, doch nur kleine Kunststücke. Allerdings bestimmt sich der Werth eines Gedichts nicht nach seinem Umfange, allein wir finden hier bald ein bis zum Unsittlichen hinabsinkendes Verfahren, oder eine breite Darlegung des Unbedeutenden und Unnatürlichen, oder eine kränklich sentimentale Verhätschelung, welche aus der Unzufriedenheit mit den gegebenen geselligen Verhältnissen hervorwächst, aber durch erfundene, unwahre, haltungslose Schäfernaturen nicht kann zu kräftiger Gesundheit erhoben werden. — Freilich ward die Sache nicht gebessert, als man jenen ergötzlichen Kleinigkeiten gegenüber, große Epopeen, oder Lehrgedichte schrieb über Astronomie, Botanik, Jagd, Arzneikunde u. dgl.

[Lesen: Theokrit's erste Idylle (Bindemann), S. 1—3, 8—9.
III, S. 38—39.
V, S. 56—57.]

15) Die griechischen Romane.

a) Zur Zeit der höchsten politischen und wissenschaftlichen Entwickelnng Griechenlands, gab es keine Romane; vielleicht weil die große Theilnahme an den vaterländischen Angelegenheiten und die außerordentliche Entwickelung und Wichtigkeit der dramatischen Dichtkunst, hinderten Blick und Theilnahme für erfundene Familiengeschichten zu gewinnen. Erst zwischen dem 3. u. 5. Jahrhunderte n. Chr. wurden die auf uns gekommenen Romane geschrieben, nämlich: Theagenes und Chariklea von Heliodor, Abrokomes und Anthia von Xenophon dem Ephesier, Klitophon und Leucippe von Achilles Tatius, Chäreas und Kallirrhoe von Chariton, Daphnis und Chloe von Longus.

b) Von Christenthum ist in diesen Werken keine Spur: es sey daß die Verfasser es nicht kannten, oder nicht kennen wollten, und sein Wesen mit dem Inhalte der Romane unverträglich erschien.

c) Das Bestreben alles Langweilige zu vermeiden und das Interesse zu erhöhen, führte zu einer Häufung von Begebenheiten, die sich bis zum Wunderbaren und Unglaublichen steigern. Neben den vielen Stürmen, Schiffbrüchen, Entführungen, Opferungen u. dgl. finden sich aber auch lehrreiche Aufschlüsse über die damaligen geselligen Verhältnisse, Sitten und Gebräuche. Allerdings kostet es einige Mühe, oder vielmehr guten Willen und Geschicklichkeit, sich in sehr fremdartige Zustände hineinzufinden; aber die Ausbeute ist doch eigenthümlicher, als wenn man viele Romane der neuesten Zeit durchlieset. Auch sind jene griechischen Romane kurz, und wohl geschrieben, so daß es noch mühseliger seyn würde, durchzulesen den Amadis des Lobeira, die Diana des Montemajor, die Clelia der Scuderi, die Pamela und den Grandison Richardson's.

d) Rühmen muß man endlich, daß die Frauen (oder doch die Heldinnen der Werke) sehr hoch, ja höher gestellt werden als die Männer, und daß Liebe und Treue der Mittelpunkt und Triumph aller jener Darstellungen ist.

e) Vielen gerühmten Idyllen und bukolischen Gedichten dürfte der reizende Hirtenroman des Longus voranstehen. Wir theilen den Anfang desselben mit.

[Lesen: S. 22—28.]

16) Beredsamkeit.

a) Die Kraft natürlicher, gedankenreicher Beredsamkeit, (wie wir sie im Perikles und Thucydides erkennen) suchten zunächst sicilische Theoretiker und Sophisten, (wie Korax, Tisias, Gorgias) zur Kunst auszubilden, und welche Irthümer und Mißbräuche sich auch hieran reihten, darf man doch um deswillen nicht den Werth und die hohe Vollendung der ächten Meister verkennen. Wir können hier nur an zwei erinnern, die jedoch unter sich sehr verschieden waren.

b) Isokrates

geboren sieben Jahre vor Platon, gestorben im 98. Jahre aus Schmerz über die Niederlage von Chäronea, war aus Bänglichkeit und Mangel an Stimme von der Rednerbühne und von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, schrieb aber eine große Zahl von Reden und stiftete eine Schule an welcher viele ausgezeichnete Männer Theil nahmen. Jene Reden zeigen zwar keine herrschende Kraft, oder erschöpfenden politischen Scharfsinn, enthalten aber viel geschichtlich Lehrreiches und erweisen einen edlen, sittlichen Sinn.[1]) Wir geben aus ihnen, eine kurze Zusammenstellung beweisender Stellen.

„Ein König sey so unbeweglich für das was Recht ist, als das Gesetz. Er strebe nicht nach der größten, sondern nach der wohlgeordnetsten, den Bürgern werthesten Herrschaft. Er wähle zu Rathgebern und Freunden nicht die, welche das Angenehmste, sondern das Heilsamste sprechen. Er befreie die Bürger von aller Furcht, und wolle denen nicht schrecklich erscheinen, welche kein Unrecht thun. Niemand wünsche den Wechsel öffentlicher

1) Großes Lob des Isokrates, siehe Platon's Phädrus am Schlusse.

Verhältnisse, denn durch solche Umwälzungen gehen die Städte zu Grunde, und die Häuser werden umgestürzt. Recht handeln ist der beste und sicherste Bundesgenosse. Rathschlage mit Bedacht, und führe das Beschlossene kräftig aus. Das Herrschen ist das Größte auf Erden und erfordert die meiste Klugheit. Die Menge der Gesetze und Beschlüsse beweiset nicht die Trefflichkeit eines Staates; sie haben keine Bedeutung ohne die Sitten. Eines Staates Seele ist seine Verfassung; sie berathet Alles, bewacht die Vortheile, und vermeidet die Unglücksfälle. Zügellosigkeit und Uebermuth erzeugt Noth, Mäßigung hingegen Wohlstand. Die Philosophie erzieht uns zum Handeln, macht uns milder, läßt uns dem Irthume kräftig entgegentreten und uns der Nothwendigkeit unterwerfen. Sterblich ist dein Körper, unsterblich die Seele; trachte darnach daß dein Ruhm unsterblich werde, wie deine Seele. Nur Weisheit ist ein unsterblicher Besitz. Beherrsche dich selbst, und halte es für das Königlichste deinen Lüsten nicht knechtisch zu dienen, sondern deinen Leidenschaften zu gebieten. Was du mit Worten anklagst, übe nicht mit der That aus. Bewundere keine Lehren, ohne darnach zu handeln. Lehre und befiehl Nichts, was du selbst übertrittst. Der Jugend sey ein Muster, und den Bürgern ein Vorbild. Wie du zum Gegenwärtigen sprichst, so denke vom Abwesenden. Wähne nicht, das Böse könne mehr nützen als das Gute; denn wo das Wort Verwerfliches bezeichnet, sind auch die inneren Kräfte und Wirkungen verwerflich. Sey tapfer im Gemüth und wohlgerüstet, aber hüte dich wieder das Gerechte im Uebermuthe aufzutreten. So behandele die Schwächeren, wie du wünschest daß du von den Stärkeren behandelt werdest; worüber du zürnest, wenn du es von Anderen erleidest, das thue ihnen auch nicht. Niemand ist beklagenswürdiger, als wer den Glauben an die verliert, denen er vertraute. Nichts sey geheim; das Gute kann und soll sich öffentlich zeigen, und nicht die sind glücklich, deren Frevel verborgen blieben, sondern die, welche keine begehen. Blieben sie aber auch verborgen, so weißt du sie doch selbst. Sey wahrhaft, daß deine Worte mehr gelten als die

Schwüre Anderer. Das schönste Opfer und die größte Gottesverehrung, ist ein schöner und gerechter Wandel."

c) Demosthenes (382—322 v. Chr.)

der größte Redner seiner, ja fast aller Zeiten, erhob sich zu dieser Höhe nicht bloß durch Naturanlage, Fleiß und Kunst, sondern vorzugsweise durch politisch-prophetische Weisheit, und einen Adel, eine Kraft und Reinheit des Charakters, dessen Glanz durch Klatschereien und Verläumdungen nicht kann verunreinigt werden. Die Geschichte seines Lebens läßt sich hier nicht erzählen, wohl aber darf der Wunsch ausgesprochen werden, daß man wenigstens seine und seines bedeutenden Gegners Aeschines Reden gegen und für die Krone lesen möge. Wie sehr seine Weisheit selbst über heutige politische Verhältnisse belehren könnte, zeigen folgende zusammengetragene Stellen.

„Wenn sich (so sprach er) irgend ein Gott bei euch verbürgte [1]) — denn ein Mensch vermöchte diese Bürgschaft nicht zu leisten —, daß, wenn ihr euch der Ruhe ergäbet und Alles geschehen ließet, Philippos nicht endlich auch euch anfallen würde, so wäre dies zwar, bei Zeus und allen Göttern, schimpflich und der Macht des Staats und der Thaten euerer Vorfahren höchst unwürdig, aus bloßer Trägheit die anderen Hellenen der Knechtschaft preiszugeben (und ich möchte bei Gott lieber sterben, als so etwas rathen); aber wenn ein Anderer es riethe und euch beredete, so sey es; hindert ihn nicht, gebt Alles preis. Wenn aber niemand so etwas glauben kann, wenn wir vielmehr Alle überzeugt sind, daß jede Eroberung die wir ihm verstatten, den Feind mächtiger und gefährlich macht: wie können wir zaudern, oder wann werden wir uns entschließen, unsere Pflicht zu thun? [2]) Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende

1) Ich habe wichtige Stellen aus verschiedenen Reden aneinander gereiht, und davon vor Jahren in Bezug auf Preußen einen damals nur zu nahe liegenden Gebrauch gemacht. Siehe Heidelberger Jahrbücher, 1809, II, 204, und meine vermischten Schriften, III, 1.

2) Demosthenes über den Chersonesos.

Noth zwingt? Und wie soll man das nennen, was jetzt geschieht? Ich wenigstens glaube, daß es für freie Männer keine dringendere Nothwendigkeit geben kann, als die ihnen die Scham über ihr eigenes Betragen auflegt.[1]) Hütet euch also, euch einen Herrn zu geben, indem ihr einen Krieg vermeiden wollt und nur zeigt daß ihr den Muth verloren habt, und doch in der Hauptsache unterzuliegen glaubt."

„Nur dadurch ist Philippos so hoch emporgewachsen, daß er immer den Unverstand derer, die ihn noch nicht kannten, betrog und zu Hülfe nahm.[2]) Seitdem Sprecher aufgekommen sind, die bei euch umherfragen: Was wünscht ihr? Was soll ich in Vorschlag bringen? Womit kann ich euch einen Gefallen erweisen? — seitdem wird dem Genusse des Augenblicks, das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht, und der Erfolg ist, daß bei jenem Alles vortrefflich, eure Sache aber schmachvoll steht. Wir zaudern und leben in schwacher Unthätigkeit und blicken auf die Nachbarn; voll Mißtrauen gegeneinander, nicht gegen den, der uns Allen Unrecht thut! Denn er, Philippos, sah ein daß alle vorliegenden Plätze gleichsam Preise sind, die für den Sieger bereit liegen, und daß der Natur nach die Güter der Entfernten den Anwesenden, die Besitzungen der Sorglosen den Thätigen und Kühnen zufallen müssen. Diesen Gesinnungen gemäß hat er sie alle in seine Gewalt bekommen, und besitzt sie zum Theil nach Kriegsrecht als Sieger, zum Theil hat er sie sich als Freunde und Bundesgenossen zugeeignet.[3]) Wir aber sitzen still und unthätig, ohne daran zu denken daß der Träge nicht einmal seinen Freunden zumuthen kann, etwas für ihn zu thun, geschweige denn den Göttern. Es ist also kein Wunder daß ein Mann, welcher selbst zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen ist und keinen günstigen Augenblick versäumt, daß der uns übermeistert, da wir nichts thun als zögern, Beschlüsse abfassen

---

1) 1., 2., 3. Philipp.
2) 1., 3. Olynth.
3) 1. Philipp.

und nach Neuigkeiten fragen.[1]) Der Krieg wird bald von dorther zu uns kommen, und wir werden das Schicksal derer haben, die auf hohe Zinsen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben[2]), und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren sehen. Wir sollen vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht seyn, daß wir nicht hinter unserem Glücke zurückbleiben: denn es ist schimpflich, ja die höchste Schande, nicht nur die Stäpte und Plätze, welche wir vormals besaßen, sondern auch die günstigen Verhältnisse und die Bundesgenossen, welche das Glück uns anbietet, zu verschmähen.[3]) Der Wohlstand eines Staats liegt meines Bedünkens in der Treue, in dem Wohlwollen, in der Menge seiner Bundesgenossen; und daran seyd ihr ausnehmend arm. Dadurch daß ihr Alles so leichtsinnig nehmt und um euch her preisgebt, ist er glücklich, groß und allen Griechen und Nichtgriechen furchtbar geworden; ihr aber seht euch verlassen und herabgewürdigt; reich zwar an Allem, was man kaufen kann, aber in den Anstalten zur Erreichung nothwendiger Zwecke ein Gegenstand des Gelächters.[4]) Denn wenn die That fehlt, scheinen alle Worte eitel und leer, vornehmlich wenn sie von uns kommen; und je rüstiger wir sie gebrauchen, desto weniger finden sie bei den Menschen Glauben.[5]) Reicher an Menschen, an Einkünften, an Vorräthen als je, wird Alles unnütz, weil ihr es nicht gebraucht, wie es einem Staate von unserem Range gebührt. Selbst nur gerettet zu werden, ist Alles, was kleinere Staaten wünschen können; euch aber liegt ob, dieses zu thun. Euch haben die Vorfahren mit vielen schönen und großen Gefahren dies Ehrenamt errungen, auf euch haben sie es fortgeerbt. Wenn aber jeder müßig sitzt und nur darauf sinnt, wie er die Arbeit vermeide, so fürchte ich, daß sich niemand finde

---

1) 1. Olynth.
2) 3. Olynth.
3) 1. Olynth.
4) Ueber den Cherson.
5) 1. Olynth.

der sie übernehme, und daß wir in die Noth gerathen, Alles thun zu müssen, was wir nicht wünschen!“ [1])

[Lesen: Rede über die Krone 178—185, Demosth. Vertheidigung.]

17) Philosophen.

a) Die griechische Philosophie durchläuft in einem Zeitraum von mehr als 1000 Jahren, man kann sagen alle Stufen einer irgend möglichen Entwickelung. Diese ist ferner durchaus selbständig, lückenlos, frei von fremdem, störenden, oder fördernden Einfluß, steigt von einfachen Anfängen, zur höchsten, mannigfachsten Ausbildung, und zeigt selbst in ihrem Hinsterben, noch sehr eigenthümliche, bis dahin unbekannte Gestaltungen.

[Sprüche der 7 Weisen, Raumer Vorles. II, S. 195.]

b) Die älteste, sogenannte jonische Schule (an ihrer Spitze, Thales) wandte ihre Forschung zur Lösung der schwierigsten Fragen über Welterschaffung und Weiterbildung. Sie suchte den Ursprung aller Dinge im Wasser, in der Luft, oder in eigenthümlichen Mischungen. Der Erfolg dieser Naturphilosophie mußte um so ungenügender seyn, da wir, bei außerordentlich vermehrten Thatsachen und Beobachtungen, eben nicht weiter gekommen sind.

c) Am entgegengesetzten Ende der griechischen Welt, gründete Pythagoras eine von der jonischen wesentlich verschiedene Schule, wo die mathematische Betrachtung der Welt vorherrschte, ein politischer Einfluß auf die geselligen Verhältnisse der Menschen aber zugleich gesucht, und eine Zeit lang erreicht ward.

d) Die Erforschung des Einzelnen erschien dem Parmenides und seinen Genossen (Xenophanes, Zeno, und Melissus) als untergeordnet, weshalb ihre, von der Stadt Elea in Süditalien benannte eleatische Schule, mit großem Scharfsinn ihren Blick auf das Ganze richtete und zu dem Ergebniß kam: daß wissenschaftlich, alles Vorhandene nur ein Einiges sey und bilde.

e) Die Lehre vom Eins, vom unbegränzten, unbewegten Seyn, fand Heraklit einseitig und mangelhaft. Einleuchtender

---

1) 3. Philipp.

erschien das stete, ewige Werden, das Entstehen und Vergehen, das Thun und Leiden der Dinge.

f) Weiter gehend, auflöseten Leucipp und Demokrit, diese einzelnen, mannigfaltigen Dinge, in bleibende Urbestandtheile, in Atome, durch deren Bewegung, Einigung, Trennung alles Vorhandene entstanden sey, und fernerhin entstehen und vergehen werde. Dies System hat bis auf den heutigen Tag, nur unter gewissen näheren Bestimmungen, (Modificationen) sehr viele Anhänger gehabt.

g) Dem Anaxagoras erschien diese rein mechanische Weltbildung, weder begreiflich, noch genügend; er hielt vielmehr die Einwirkung eines verständigen, geistigen Princips für unentbehrlich.

h) In diese verschiedenen, sich oft widersprechenden Richtungen, griffen die Sophisten mächtig ein, indem sie der Persönlichkeit des einzelnen Menschen, ein bisher unbeachtetes Gewicht beilegten. Ihr, in gemäßigtem Sinne, als heilsam zu betrachtender Einfluß, verwandelte sich aber in einen sehr verderblichen, sobald sie jede Regel, jedes allgemeine Gesetz als störend und hemmend bezeichneten, und dem ganz willkürlichen Meinen und Belieben des Einzelnen, ausschließlich und entscheidend Recht und Macht zuschrieben.

i) Diesen schädlichen Uebertreibungen, sowie der Einseitigkeit der Naturphilosophie, trat Sokrates preiswürdig entgegen, und seine einfache Lehre, sowie sein edler Wandel, ward für Sittlichkeit und Wissenschaft gleich heilsam und fruchtbringend.

k) Weit entfernt von der tyrannischen Leitung mancher Lehrer, gestattete Sokrates jedem seiner Schüler, freie, eigenthümliche Entwickelung, und so stellten Antisthenes (der Arme) das Entbehren, und Aristipp (der Reiche) das Genießen in den Vordergrund ihrer Sittenlehre. Aber erst

l) Platon (429—348 v. Chr.) bekämpfte alle zeitherigen Einseitigkeiten, und bestrebte sich sie möglichst zu versöhnen und das Irrige vom Wahren abzuscheiden. Er reinigte insbesondere die Sittenlehre von eigenliebigen, verderblichen Auswüchsen, er-

hob die Gotteslehre auf eine zeither ungekannte Stufe und suchte für die geselligen Verhältnisse in seiner Republik ideale Auswege. Daß ihm das Letzte großentheils mißlungen sey, ergiebt sich schon daraus, daß er für den allzu aristokratisch begünstigten Theil seiner Staatsbürger, Gemeinschaft der Güter und Weiber verlangte. Eben so wenig hat Platon über das Verhältniß der Dichter und Künstler zu Staat und Sittlichkeit, etwas praktisch Brauchbares aufgestellt. Das in Athen damals Erreichte, Verwirklichte stand höher als Platons wohlgemeinte, aber einseitige und unausführbare Träumereien. Deßungeachtet wird Platon noch immer und mit Recht, bis auf den heutigen Tag, als das Haupt der Philosophen anerkannt, welche den Menschen über den Kreis bloßer Sinnlichkeit hinaus, in höhere geistigere Regionen erheben, und daselbst, als in seiner wahren Heimath ansiedeln wollen.

Die Kunst und Schönheit seiner philosophischen Gespräche ist im Allgemeinen von niemand bestritten worden, obwohl mehrere sehr trockenen Inhalts, und selbst die vorzüglicheren oft übermäßig weitläufig und voller Wiederholungen sind.[1]) Daher ist es auch fast unmöglich, kurze einzelne Proben auszuheben und als charakteristisch mitzutheilen: es mag genügen hier auf das Gastmahl und den Phädon hinzuweisen. Doch wird Manchen der kurze paulinische Hymnus auf die Liebe mehr ansprechen und ergreifen, als die langen Reden in jenem Gastmahle, und die Unsterblichkeitslehre im Phädon erschien ausgezeichneten Männern so ungenügend, daß sie die Spekulation auf diesem Boden zur Seite stellten und im Offenbarungsglauben Hülfe suchten.

[Lesen: Republik, Bd. 7, S. 361—366, Höhle ꝛc.
Phädon, 118—127, Sokrates Tod.]

m) Aristoteles.

Ein weit umfassenderer Geist als der, einer Richtung halber, göttlich genannte Platon, war Aristoteles. Denn außer

---

1) Siehe später ähnliche Urtheile von Montaigne und Bolingbroke.

dem Gesammtgebiete der eigentlich spekulativen Philosophie, beherrschte er den ganzen Schatz, welchen Geschichte und Natur ihm darboten. Auch begnügte er sich keineswegs mit einem bloßen Gedächtnißwissen, sondern ordnete Alles nach allgemeinen, lichtvollen Gesetzen. Er hat großentheils zuerst, oder doch mit wesentlichem Fortschritt behandelt und dargestellt, die Physik, Metaphysik, Logik, Psychologie, Ethik, Politik, Poetik, Rhetorik und Naturgeschichte. Sein Blick reicht in die weiteste Ferne, und zugleich sah er das Nächste und Kleinste. Seine Wissenschaft verkümmerte und zersplitterte nicht durch das Einzelne, sondern dies gewann Bedeutung, durch die Verbindung mit Regel, Gesetz und Zweck. Weder die kleinsten Erfahrungen, noch der täuschende Glanz unbestimmter, unpraktischer Ideale und Fantasien konnten ihn verwirren, oder verführen; er wußte die höchsten Forderungen der Spekulation, mit den Ansichten und Ueberzeugungen gewöhnlicher Menschen zu verständigen. Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und Poesie (welche bei Platon in unversöhnlichem Streite leben, und sich über ihre Rechte und Ansprüche nicht einigen können) hat Aristoteles die ihnen zukommende natürliche Stelle angewiesen. So ist er auch hier, der, alle Richtungen und Ergebnisse der Vergangenheit und Gegenwart (fast möchte man sagen, auch der Zukunft) erkennende, durchdringende, ordnende und versöhnende Geist!

Selbst eine nur kurze Uebersicht des gedankenreichen Inhalts einiger Werke des Aristoteles, würde viele Stunden erfordern; doch findet sich ein solcher Versuch, in der dritten Ausgabe meiner Vorlesungen über die alte Geschichte; hier muß ich mich begnügen aus der sehr lehrreichen Politik und der nikomachischen Ethik des Aristoteles Stellen auszuheben, welche den großen in neuern Zeiten bisweilen mißhandelten Mann, einigermaßen nach Form und Inhalt kennen lehren:

[Lesen: Buch I, Cap. 2, S. 414—415, Das höchste Gut.
— — — 3, S. 431—433, Glückseligkeit.
— — — 5, S. 455—457, desgl. und Lebenszweck.
— — — 6, S. 465—466, Thätigkeit.
— — — 8, S. 491—403, Tugend.

Buch	I,	Cap. 9,	S. 498—499,	Tugend.
—	II,	— 2,	S. 555—557,	Tugend.
—	IV,	— 3,	S. 101—105,	Geiz und Verschwendung.
—	VIII,	— 4,	S. 440—443,	Freundschaft.
—	—	— 12,	S. 477—483,	Verfassung.
—	X,	— 10,	S. 640—644,	Gesetze.
Politik —	IV,	— 11,	S. 338—348,	beste Regierungsform.
—	VII,	— 1,	S. 547—553,	Glück des Staates.

n) Nach dem Tode der beiden großen, ihre Zeit und die Nachwelt beherrschenden Häupter, Platon und Aristoteles, ward die Philosophie nach verschiedenen Richtungen allerdings noch mit Scharfsinn und Erfolg bearbeitet, doch blieb nicht verborgen daß der, mehr, oder weniger geschickte Ausbau des Einzelnen, keine erheblichen Fortschritte des Ganzen in sich schloß. So finden wir Platoniker in der Akademie, Aristoteliker (oder Peripatetiker) im Lyceum, Stoiker in der bunten Halle (Stoa pöcile), Cyniker im Kynosarges, Anhänger des Epikur in seinen Gärten.

o) Die nächsten Schüler des Platon (Speusippos sein Neffe, Xenocrates, Polemo u. A.) pflanzten unter dem Namen der älteren Akademie seine Lehren zum größten Theil unverändert fort. Die neue Akademie (Arcesilaos, 316—241 v. Chr., Karneades, 214—129 v. Chr.) nahm an: Platon sey von den enggezogenen Schranken der menschlichen Erkenntniß überzeugt gewesen; sie wandten sich deshalb zu einem gemäßigten Eklekticismus und Skepticismus, welcher allerdings mit einem Erlöschen philosophischer Zeugungskraft in Verbindung stand.

p) Anfangs blieben die eigentlichen Peripatetiker (so insbesondere Theophrast, Eudemus und Strato) allerdings die gelehrtesten, ohne die Form zu vernachlässigen, oder gering zu schätzen. Später und das ganze Mittelalter hindurch geschah dies leider in hohem Maße, und die von Aristoteles so meisterhaft betriebene Naturforschung, setzten die Scholastiker fast ganz zur Seite.

q) Nach dem Sinken der Peripatetiker, theilten zwei Schulen die Herrschaft der gebildeten Welt, die Epikureer und die

Stoiker. So verschieden, ja entgegengesetzt deren Systeme auch waren, trafen sie doch darin zusammen, daß jedes eine Richtung bis zum Verkehrten verfolgte, die Hälfte höher hielt als das Ganze, die Beziehungen auf den Einzelnen (das Subjekt) vorherrschten, und dessen Verbindung mit Objekten, mit dem Oeffentlichen und Gemeinsamen vernachlässigten. Die Epikureer suchten allein Hülfe in dem Genusse, welchen die Außenwelt darbietet; die Stoiker in der Tugend des Einzelnen und seiner Unabhängigkeit von der Außenwelt.

r) Epikur war geboren im Jahre 342 v. Chr. (sieben Jahre nach Platon's Tode) und starb im Jahre 271. Er legte bei mündlichem Vortrage und in sehr zahlreichen (aber verloren gegangenen) Schriften, die Atomistik Demokrits und die Ethik des Aristipp, seiner Lehre zum Grunde, suchte jedoch beide auszubilden und zu berichtigen. Indeß waren jene Grundlagen viel zu einseitig und mangelhaft, als daß diese Bemühungen gelingen konnten. Die Sinnesanschauung (lehrte Epikur) bestimmt die Wirklichkeit und ist die Grundlage aller Wahrheit. Wissenschaft trägt nichts bei zur Glückseligkeit des Lebens, und nur der Nutzen bestimmt ihren Werth. Die Welt ist das Werk des Zufalls, ohne Zweckbegriff, und die Moral bloß eine empirische Klugheitslehre. Die Seele ist räumlich und wirkt im Raume; sie ist, weil aus Atomen zusammengesetzt, auch trennbar und vergänglich. Tod, das heißt Beraubung der Empfindung, kann weder ein Gut, noch ein Uebel genannt werden. Der Zufall beherrscht die Welt, und die seligen Götter haben mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu thun. Diese sind auf sich selbst und auf das Vergängliche beschränkt.

Wenn Platon himmelan, Aristoteles rings um die Welt führt, so führte Epikur (oder doch seine Schule) nur zu oft in Sümpfe und Moräste.

s) Die Cyniker (an ihrer Spitze Diogenes von Sinope) begnügten sich nicht mit einer wahrhaft natürlichen Lebensweise, und einer sittlichen Kräftigung gegen die Schläge des Schicksals; sondern gingen mit Aeußerungen, Sitten und Bestrebungen, bis

zu einem unschönen und fratzenhaften Aeußersten. Diogenes wies philosophische Untersuchungen weniger mit gesundem, als mit plattem Verstande zur Seite; ja selbst Mathematik, Musik und andere edle Bildungsmittel hielt er für überflüssig und unnütz. Auch zeigte sich hier neben scheinbarer Demuth, der ärgste Hochmuth; sowie gewöhnlich aus der Unterwerfung unter die eigenen Grillen, Anmaßung gegen Andere hervorgeht.

t) Einer solchen zur Roheit hinabsinkenden und dennoch hochmüthigen Weltbetrachtung und Lebensart, mußte nothwendig eine andere entgegentreten, welche vorzugsweise dem Erhabenen nachstrebte und den Menschen unmittelbar erhob; aber schon um dieses strengen Gegensatzes willen, ließ sich voraussehen, daß die Stoiker schwerlich die rechte Mitte, Tiefe und zugleich Beweglichkeit, würdigen Ernst gemildert durch innere Heiterkeit erreichen würden.

Das System der Stoiker ward allmählich entwickelt durch Zeno von Kittium in Cypern (um 300 v. Chr.), Kleanthes (um 260 v. Chr.), Chrysippus (gest. um 209 v. Chr.) u. A. Sowie Epikur sich dem Demokrit und Aristipp anschloß, so die Stoiker dem Heraklit und Antisthenes.

Sie lehrten: „der Stoff unserer Erkenntniß kommt aus den Sinneswahrnehmungen. Nichts wirkt was nicht ein Körper ist. Diese Welt ist die beste, also vernünftig. Die Stoiker (bemerkt deshalb Cicero) lehren die Welt sey Gott.“ In einem Gedichte sagt jedoch Kleanthes:

„Nimmer geschieht etwas auf Erden sonder dich, Herrscher!
Nimmer im Meer und am ätherischen Pole des Himmels,
Außer was Frevler begehen in sinnberaubter Bethörung.
Doch du verstehest es auch in Weisheit zu ordnen, was ungleich,
Ordnest was ordnungslos, und machst Unliebliches lieblich.
Also stimmest du Alles in Eins, selbst das Böse zum Guten,
Daß durch die weite Natur ein ewig herrschend Gesetz sey!“

„Tugend und Einsicht stehen in enger Verbindung, und die Richtung der Wissenschaft auf das praktische Leben ist deshalb von der höhern, ja höchsten Bedeutung. Wer eine Tugend besitzt, besitzt alle (so innig sind sie untereinander verbunden);

nicht minder sind alle Vergehungen und Laster (weil sämmtlich Abweichungen vom Rechten) unter sich gleich. Nicht auf Genuß, sondern auf Thätigkeit gründet sich die Sittlichkeit, und nichts ist gut und nützlich als das Ehrbare, nichts ein Uebel als das sittlich Schlechte. Der Schmerz ist kein Uebel, und Gleichmuth (Apathie) das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen."

Ein von der thätigen, handelnden Welt sich zurückziehender stoischer Weise, war ein kaum zu erreichendes Ideal, das zwar (wenn es sich irgendwo zeigte) Verwunderung erregen, aber nicht zur Nachahmung reizen konnte. Mit der Grundregel: ertrage und entbehre, kann man keine handelnde, vorwärts schreitende Welt zu Stande bringen, höchstens einen traurigen Leichenzug der Geschichte, nie einen freudigen, schaffenden Morgengesang. Daher nahm während der theoretischen Herrschaft des stoischen Systems, die Unsittlichkeit dennoch immer mehr und mehr überhand, und die denen eine Belehrung noth that, fanden sich mehr von dem äußerlichen epikureischen Lebensreichthum, als von der stoischen verdrießlichen Beschränkung angezogen und meinten: „ein Ziel das die Besten nicht erreichen könnten, wollten sie sich lieber gar nicht vorstecken."

Die Stoiker hielten in ihrer stolzen Armuth, das Leben nicht einmal für ein Gut, oder hoben gar den freiwilligen Tod als den höchsten Grad der Tugend hervor. Alle dem Weltlaufe unterliegenden Stoiker, sind traurige Beweise für das Ungenügende ihrer Lehre. Für die Betrachtung des Weltganzen und die Lebensführung des Einzelnen, bedurfte man einer höheren, tröstlicheren Offenbarung.

u) Das Ungenügende, Wechselnde, sich Widersprechende der Ergebnisse philosophischer Untersuchungen, führte zu wissenschaftlichen Zweifeln, zum Skepticismus. Die merkwürdigen und scharfsinnigen Häupter dieser Schule waren Pyrrho aus Elis (etwas jünger als Aristoteles), Anesidemus (aus Knossus auf Creta) um Christi Geburt, und Sextus Empirikus um das Ende des zweiten Jahrhunderts. Sie lehrten: „nicht

durch unbedingte Wahrheit, sondern durch Gesetz und Gebrauch wird das Handeln der Menschen bestimmt. Jeder Lehre kann man eine andere mit gleichem Gewichte gegenüberstellen, weshalb man sich alles Urtheilens enthalten, Gutes und Böses nicht allzu wichtig nehmen und überschätzen soll. Auf diesem Wege erreicht man das höchste Ziel, die vollkommen beglückende Seelenruhe, oder Ataraxie. Alle spekulativen Wissenschaften sind ungewiß und unbegründet." — Lob verdient die Mäßigung, heitere Ruhe, Bescheidenheit und Unermüdlichkeit der Skeptiker; wogegen ihre Geringschätzung alles Menschlichen und ihre fast nur verneinenden Ergebnisse, der Vernunft und dem Gemüthe gleichwenig genügten, und die ursprünglichen, unvertilgbaren Bedürfnisse gering zu achten, ja selbst die Wissenschaft zu verschmähen schienen.

v) Die späteren Akademiker hatten die Andeutungen Platon's über das Unzureichende der menschlichen Erkenntnisse in den Vordergrund gestellt, Plotin[1]) die Neuplatoniker ergriffen dagegen das Mystische seiner Lehre, als ihren wahren Mittelpunkt und die rechte Lebensquelle. Sie wollten (über alle Ergebnisse früherer Dogmatik hinaus) den Menschen (mit Zurücksetzung vernünftigen Denkens und Handelns) durch Ascetik, Mystik und Magie zu unendlich höheren Zielen, zu einem Anschauen Gottes, ja zu einer unmittelbaren Vereinigung mit ihm führen. Es war bei ihnen mehr Fantasie als Nachdenken, mehr Glaube als Erkenntniß, und die Verbindung mit gewissen düstern, morgenländischen Vorstellungen mußte von nützlicher Thätigkeit hinwegführen und den Lebensmuth vermindern.[2])

Seit Thales und die jonische Schule, erhebt sich die Entwickelung der griechischen Philosophie in mannigfaltiger Weise, und erreicht mit Platon und Aristoteles ihre größte Höhe.

---

1) Plotin stirbt 270 n. Chr.

2) Philo (um die Zeit Christi) ein gelehrter Jude in Alexandrien, suchte Griechisches und Orientalisches zu vermitteln, hatte auch wohl Einfluß auf die weitere Entwickelung des Christlichen.

Später zerfällt das Ganze in mehrere, keineswegs uninteressante Theile und Richtungen. Die Geschichte der mittleren und neueren Philosophie zeigt nicht bloß wie man das Aeltere benutzte, sondern wie man sich auch neue Aufgaben stellte und sie mehr oder minder glücklich lösete.

Gewiß war es ein sehr großes Glück, daß die Entwickelung der griechischen Philosophie weder durch weltliche, noch kirchliche Gewalt dauernd eingeengt, gestört, oder willkürlich umgestellt wurde.

17) Die Geschichtschreiber.

a) Die Reihe der namhaften, griechischen Geschichtschreiber, beginnt mit Herodot von Halikarnaß (um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr.) und schließt mit Zosimus in der Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. Ja rechnet man hinzu alle bis auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453 n. Chr.) uns erhaltenen byzantinischen Geschichtschreiber, so dehnt sich jener Zeitraum erstaunenswürdiger, litterarischer Thätigkeit beispiellos bis gegen 2000 Jahre. Hingegen umfaßt der Zeitraum großartiger geschichtlicher Schriftstellerei der weltbeherrschenden Römer fast nur 200 Jahre.

So wie Homer unter den Dichtern, steht Herodot als der älteste und zugleich würdigste unter den auf uns gekommenen Geschichtschreibern. Die Jugend der Welt fand an ihm den unbefangensten, einfachsten und schärfsten Beobachter und Darsteller. Er ist in seiner Art noch nicht übertroffen worden; obgleich dieselbe keineswegs für alle Zeitabschnitte der Weltgeschichte paßt, und schon sein nächster Nachfolger, Thucydides, anders schrieb und schreiben mußte.

Das Epos des Herodot trägt uns in mildem Fluge über alle Länder und Völker der Erde dahin, und zeichnet den bunten Wechsel der Natur, der Sitten, der Bestrebungen. Von lange lebenden Aethiopen führt es zu den in sich geschlossenen Aegyptern, zeigt wilde Stämme zur Seite, läßt geheimnißvolle Blicke in das undurchdrungene Afrika thun, deutet über Syrien,

Babylon, Susa, über wachsende und fallende Reiche hinwegeilend, Indiens Wunder an, und stellt endlich in die Mitte dieses Weltkreises, als das Herrlichste, das hellenische Leben und die Kämpfe der Freiheit hin.

Dagegen richtet des Thucydides Werk alle Kräfte des Gemüths auf einen festen Punkt, die Geheimnisse unserer Brust werden uns offenbar; es wird offenbar was ein großer Wille, was Anstrengung, Ausdauer vermöge, was lose Willkür und Uebermuth bereite. Wenn im Herodot alles Werk höherer Leitung, himmlische Fügung, wenn Alles nur zu geschehen scheint; so erhebt Thucydides den Glauben, daß der Mensch sein Schicksal in seiner Hand halte, und die Götter mit oder gegen ihn sind, nach seinem Thun. Die größten Verhältnisse der Menschen zu Menscheu, die größten und kleinsten Triebfedern des lebendigsten aller Wesen, des Staats, treten mit Sonnenklarheit hervor, und die bewundernswerthe Unparteilichkeit und Kraft der Rede reißt uns hin zu Gefühlen und Entschlüssen, welche des unbewegten Gemüthes Kraft weit zu übersteigen scheinen.

[Lesen: Herodot Band I, Buch 1, Cap. 30—32, S. 21—26, Solon und Crösus.
Thucydides Bd. I, Buch 2, Cap. 34—43, S. 166—174, Perikles Leichenrede.
Bd. I, Buch 3, Cap. 82—84, S. 312—316, Ausartung.
Bd. I, Buch 2, Cap. 47—53, S. 178—184, Pest.]

Als den dritten großen Geschichtschreiber nennt man in der Regel Xenophon (welcher des Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges fortsetzte): gewiß aber steht er seinen beiden Vorgängern weit nach, und nur die Erzählung vom Rückzuge der 10,000 Griechen (welchen er selbst leitete) zeigt unmittelbare Lebendigkeit und Darstellungskraft. Seine politischen und philosophischen Schriften (die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die Cyropädie u. A.) sind ebenfalls eigenthümlich und merkwürdig, obgleich sie ihn nicht in die Reihe der eigentlichen Philosophen erheben. Die harmonische Ausbildung seiner Natur

hat ihm von jeher viele Freunde gewonnen, ohne ihn jedoch gegen den Vorwurf der Parteilichkeit zu schützen.

[Lesen: Vertheidigung des Sokrates, S. 632—634.
Tod des Theramenes, S. 1667—1669.
Schlacht bei Mantinea, S. 2000—2004.]

b) Zur Zeit Philipp's, Alexander's und der ersten Ptolemäer lebten Ephorus, Theopompus, Philistus, Timäus u. A.; aber ihre geschichtlichen Werke sind bis auf geringe Bruchstücke verloren gegangen.

c) Polybius (st. 122 v. Chr.), ein Freund des jüngeren Scipio Afrikanus, schrieb eine Universalgeschichte jener Zeit in 40 Büchern, von denen aber nur fünf ganz, und Einiges in Bruchstücken erhalten ist. Ihm fehlt allerdings die höchste Kraft und Schönheit der Darstellung, aber kaum ist ein Geschichtschreiber verständiger und belehrender: deshalb nannte man ihn einen pragmatischen Geschichtschreiber, und er fand auf seinem Wege viele Nachahmer.

[Polybius I, C. 1—2, Einleitung, S. 23—26.]

Auch von den Werken des

d) Dionysius von Halikarnaß (bis 55 v. Chr.) über die altrömische Geschichte sind nur einige Bücher auf uns gekommen; sie verdienen aber der Gelehrsamkeit und des kritischen Bestrebens halber großes Lob.

[Lesen: Buch I, C. 1—3, S. 13—17.
Buch IV, C. 9—11, S. 405—414, Servius Tullius.]

e) Zur Zeit des Augustus lebte Diodor von Sicilien und empfiehlt sich, ungeachtet einzelner Irthümer, welche sich in seinem universalhistorischen Geschichtswerke finden, sehr durch einfache Darstellung und lehrreichen Inhalt.

f) Josephus ein Jude, der zur Zeit des Vespasian lebte, beschrieb jüdische Alterthümer und den Krieg welcher mit der Einnahme Jerusalems durch Titus endete. Für ältere Zeiten schließt er sich den biblischen Schriften an, für die Geschichte der neuern Ereignisse war er Theilnehmer und Augenzeuge. Von

[Lesen: jüdischer Krieg II, C. 8, S. 243—252, jüdische Sekten.

hob die Gotteslehre auf eine zeither ungekannte Stufe und suchte für die geselligen Verhältnisse in seiner Republik ideale Auswege. Daß ihm das Letzte großentheils mißlungen sey, ergiebt sich schon daraus, daß er für den allzu aristokratisch begünstigten Theil seiner Staatsbürger, Gemeinschaft der Güter und Weiber verlangte. Eben so wenig hat Platon über das Verhältniß der Dichter und Künstler zu Staat und Sittlichkeit, etwas praktisch Brauchbares aufgestellt. Das in Athen damals Erreichte, Verwirklichte stand höher als Platons wohlgemeinte, aber einseitige und unausführbare Träumereien. Deßungeachtet wird Platon noch immer und mit Recht, bis auf den heutigen Tag, als das Haupt der Philosophen anerkannt, welche den Menschen über den Kreis bloßer Sinnlichkeit hinaus, in höhere geistigere Regionen erheben, und daselbst, als in seiner wahren Heimath ansiedeln wollen.

Die Kunst und Schönheit seiner philosophischen Gespräche ist im Allgemeinen von niemand bestritten worden, obwohl mehrere sehr trockenen Inhalts, und selbst die vorzüglicheren oft übermäßig weitläufig und voller Wiederholungen sind.[1]) Daher ist es auch fast unmöglich, kurze einzelne Proben auszuheben und als charakteristisch mitzutheilen: es mag genügen hier auf das Gastmahl und den Phädon hinzuweisen. Doch wird Manchen der kurze paulinische Hymnus auf die Liebe mehr ansprechen und ergreifen, als die langen Reden in jenem Gastmahle, und die Unsterblichkeitslehre im Phädon erschien ausgezeichneten Männern so ungenügend, daß sie die Spekulation auf diesem Boden zur Seite stellten und im Offenbarungsglauben Hülfe suchten.

[Lesen: Republik, Bd. 7, S. 361—366, Höhle rc.
Phädon, 118—127, Sokrates Tod.]

m) Aristoteles.

Ein weit umfassenderer Geist als der, einer Richtung halber, göttlich genannte Platon, war Aristoteles. Denn außer

1) Siehe später ähnliche Urtheile von Montaigne und Bolingbroke.

dem Gesammtgebiete der eigentlich spekulativen Philosophie, beherrschte er den ganzen Schatz, welchen Geschichte und Natur ihm darboten. Auch begnügte er sich keineswegs mit einem bloßen Gedächtnißwissen, sondern ordnete Alles nach allgemeinen, lichtvollen Gesetzen. Er hat großentheils zuerst, oder doch mit wesentlichem Fortschritt behandelt und dargestellt, die Physik, Metaphysik, Logik, Psychologie, Ethik, Politik, Poetik, Rhetorik und Naturgeschichte. Sein Blick reicht in die weiteste Ferne, und zugleich sah er das Nächste und Kleinste. Seine Wissenschaft verkümmerte und zersplitterte nicht durch das Einzelne, sondern dies gewann Bedeutung, durch die Verbindung mit Regel, Gesetz und Zweck. Weder die kleinsten Erfahrungen, noch der täuschende Glanz unbestimmter, unpraktischer Ideale und Fantasien konnten ihn verwirren, oder verführen; er wußte die höchsten Forderungen der Spekulation, mit den Ansichten und Ueberzeugungen gewöhnlicher Menschen zu verständigen. Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und Poesie (welche bei Platon in unversöhnlichem Streite leben, und sich über ihre Rechte und Ansprüche nicht einigen können) hat Aristoteles die ihnen zukommende natürliche Stelle angewiesen. So ist er auch hier, der, alle Richtungen und Ergebnisse der Vergangenheit und Gegenwart (fast möchte man sagen, auch der Zukunft) erkennende, durchdringende, ordnende und versöhnende Geist!

Selbst eine nur kurze Uebersicht des gedankenreichen Inhalts einiger Werke des Aristoteles, würde viele Stunden erfordern; doch findet sich ein solcher Versuch, in der dritten Ausgabe meiner Vorlesungen über die alte Geschichte; hier muß ich mich begnügen aus der sehr lehrreichen Politik und der nikomachischen Ethik des Aristoteles Stellen auszuheben, welche den großen in neuern Zeiten bisweilen mißhandelten Mann, einigermaßen nach Form und Inhalt kennen lehren:

[Lesen: Buch I, Cap. 2, S. 414—415, Das höchste Gut.
— — — 3, S. 431—433, Glückseligkeit.
— — — 5, S. 455—457, desgl. und Lebenszweck.
— — — 6, S. 465—466, Thätigkeit.
— — — 8, S. 491—403, Tugend.

	Buch	I,	Cap. 9,	S. 498—499,	Tugend.
	—	II,	— 2,	S. 555—557,	Tugend.
	—	IV,	— 3,	S. 101—105,	Geiz und Verschwendung.
	—	VIII,	— 4,	S. 440—448,	Freundschaft.
	—	—	— 12,	S. 477—483,	Verfassung.
	—	X,	— 10,	S. 640—644,	Gesetze.
Politik	—	IV,	— 11,	S. 338—348,	beste Regierungsform.
	—	VII,	— 1,	S. 547—553,	Glück des Staates.

n) Nach dem Tode der beiden großen, ihre Zeit und die Nachwelt beherrschenden Häupter, Platon und Aristoteles, ward die Philosophie nach verschiedenen Richtungen allerdings noch mit Scharfsinn und Erfolg bearbeitet, doch blieb nicht verborgen daß der, mehr, oder weniger geschickte Ausbau des Einzelnen, keine erheblichen Fortschritte des Ganzen in sich schloß. So finden wir Platoniker in der Akademie, Aristoteliker (oder Peripatetiker) im Lyceum, Stoiker in der bunten Halle (Stoa pöcile), Cyniker im Kynosarges, Anhänger des Epikur in seinen Gärten.

o) Die nächsten Schüler des Platon (Speusippos sein Neffe, Xenocrates, Polemo u. A.) pflanzten unter dem Namen der älteren Akademie seine Lehren zum größten Theil unverändert fort. Die neue Akademie (Arcesilaos, 316—241 v. Chr., Karneades, 214—129 v. Chr.) nahm an: Platon sey von den enggezogenen Schranken der menschlichen Erkenntniß überzeugt gewesen; sie wandten sich deshalb zu einem gemäßigten Eklekticismus und Skepticismus, welcher allerdings mit einem Erlöschen philosophischer Zeugungskraft in Verbindung stand.

p) Anfangs blieben die eigentlichen Peripatetiker (so insbesondere Theophrast, Eudemus und Strato) allerdings die gelehrtesten, ohne die Form zu vernachlässigen, oder gering zu schätzen. Später und das ganze Mittelalter hindurch geschah dies leider in hohem Maße, und die von Aristoteles so meisterhaft betriebene Naturforschung, setzten die Scholastiker fast ganz zur Seite.

q) Nach dem Sinken der Peripatetiker, theilten zwei Schulen die Herrschaft der gebildeten Welt, die Epikureer und die

Stoiker. So verschieden, ja entgegengesetzt deren Systeme auch waren, trafen sie doch darin zusammen, daß jedes eine Richtung bis zum Verkehrten verfolgte, die Hälfte höher hielt als das Ganze, die Beziehungen auf den Einzelnen (das Subjekt) vorherrschten, und dessen Verbindung mit Objekten, mit dem Oeffentlichen und Gemeinsamen vernachlässigten. Die Epikureer suchten allein Hülfe in dem Genusse, welchen die Außenwelt darbietet; die Stoiker in der Tugend des Einzelnen und seiner Unabhängigkeit von der Außenwelt.

r) Epikur war geboren im Jahre 342 v. Chr. (sieben Jahre nach Platon's Tode) und starb im Jahre 271. Er legte bei mündlichem Vortrage und in sehr zahlreichen (aber verloren gegangenen) Schriften, die Atomistik Demokrits und die Ethik des Aristipp, seiner Lehre zum Grunde, suchte jedoch beide auszubilden und zu berichtigen. Indeß waren jene Grundlagen viel zu einseitig und mangelhaft, als daß diese Bemühungen gelingen konnten. Die Sinnesanschauung (lehrte Epikur) bestimmt die Wirklichkeit und ist die Grundlage aller Wahrheit. Wissenschaft trägt nichts bei zur Glückseligkeit des Lebens, und nur der Nutzen bestimmt ihren Werth. Die Welt ist das Werk des Zufalls, ohne Zweckbegriff, und die Moral bloß eine empirische Klugheitslehre. Die Seele ist räumlich und wirkt im Raume; sie ist, weil aus Atomen zusammengesetzt, auch trennbar und vergänglich. Tod, das heißt Beraubung der Empfindung, kann weder ein Gut, noch ein Uebel genannt werden. Der Zufall beherrscht die Welt, und die seligen Götter haben mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu thun. Diese sind auf sich selbst und auf das Vergängliche beschränkt.

Wenn Platon himmelan, Aristoteles rings um die Welt führt, so führte Epikur (oder doch seine Schule) nur zu oft in Sümpfe und Moräste.

s) Die Cyniker (an ihrer Spitze Diogenes von Sinope) begnügten sich nicht mit einer wahrhaft natürlichen Lebensweise, und einer sittlichen Kräftigung gegen die Schläge des Schicksals; sondern gingen mit Aeußerungen, Sitten und Bestrebungen, bis

zu einem unschönen und fratzenhaften Aeußersten. Diogenes wies philosophische Untersuchungen weniger mit gesundem, als mit plattem Verstande zur Seite; ja selbst Mathematik, Musik und andere edle Bildungsmittel hielt er für überflüssig und unnütz. Auch zeigte sich hier neben scheinbarer Demuth, der ärgste Hochmuth; sowie gewöhnlich aus der Unterwerfung unter die eigenen Grillen, Anmaßung gegen Andere hervorgeht.

t) Einer solchen zur Roheit hinabsinkenden und dennoch hochmüthigen Weltbetrachtung und Lebensart, mußte nothwendig eine andere entgegentreten, welche vorzugsweise dem Erhabenen nachstrebte und den Menschen unmittelbar erhob; aber schon um dieses strengen Gegensatzes willen, ließ sich voraussehen, daß die Stoiker schwerlich die rechte Mitte, Tiefe und zugleich Beweglichkeit, würdigen Ernst gemildert durch innere Heiterkeit erreichen würden.

Das System der Stoiker ward allmählich entwickelt durch Zeno von Kittium in Cypern (um 300 v. Chr.), Kleanthes (um 260 v. Chr.), Chrysippus (gest. um 209 v. Chr.) u. A. Sowie Epikur sich dem Demokrit und Aristipp anschloß, so die Stoiker dem Heraklit und Antisthenes.

Sie lehrten: „der Stoff unserer Erkenntniß kommt aus den Sinneswahrnehmungen. Nichts wirkt was nicht ein Körper ist. Diese Welt ist die beste, also vernünftig. Die Stoiker (bemerkt deshalb Cicero) lehren die Welt sey Gott.“ In einem Gedichte sagt jedoch Kleanthes:

„Nimmer geschieht etwas auf Erden sonder dich, Herrscher!
Nimmer im Meer und am ätherischen Pole des Himmels,
Außer was Frevler begehen in sinnberaubter Bethörung.
Doch du verstehest es auch in Weisheit zu ordnen, was ungleich,
Ordnest was ordnungslos, und machst Unliebliches lieblich.
Also stimmest du Alles in Eins, selbst das Böse zum Guten,
Daß durch die weite Natur ein ewig herrschend Gesetz sey!“

„Tugend und Einsicht stehen in enger Verbindung, und die Richtung der Wissenschaft auf das praktische Leben ist deshalb von der höhern, ja höchsten Bedeutung. Wer eine Tugend besitzt, besitzt alle (so innig sind sie untereinander verbunden);

nicht minder sind alle Vergehungen und Laster (weil sämmtlich Abweichungen vom Rechten) unter sich gleich. Nicht auf Genuß, sondern auf Thätigkeit gründet sich die Sittlichkeit, und nichts ist gut und nützlich als das Ehrbare, nichts ein Uebel als das sittlich Schlechte. Der Schmerz ist kein Uebel, und Gleichmuth (Apathie) das höchste Ziel menschlicher Bestrebungen."

Ein von der thätigen, handelnden Welt sich zurückziehender stoischer Weise, war ein kaum zu erreichendes Ideal, das zwar (wenn es sich irgendwo zeigte) Verwunderung erregen, aber nicht zur Nachahmung reizen konnte. Mit der Grundregel: ertrage und entbehre, kann man keine handelnde, vorwärts schreitende Welt zu Stande bringen, höchstens einen traurigen Leichenzug der Geschichte, nie einen freudigen, schaffenden Morgengesang. Daher nahm während der theoretischen Herrschaft des stoischen Systems, die Unsittlichkeit dennoch immer mehr und mehr überhand, und die denen eine Bekehrung noth that, fanden sich mehr von dem äußerlichen epikureischen Lebensreichthum, als von der stoischen verdrießlichen Beschränkung angezogen und meinten: „ein Ziel das die Besten nicht erreichen könnten, wollten sie sich lieber gar nicht vorstecken."

Die Stoiker hielten in ihrer stolzen Armuth, das Leben nicht einmal für ein Gut, oder hoben gar den freiwilligen Tod als den höchsten Grad der Tugend hervor. Alle dem Weltlaufe unterliegenden Stoiker, sind traurige Beweise für das Ungenügende ihrer Lehre. Für die Betrachtung des Weltganzen und die Lebensführung des Einzelnen, bedurfte man einer höheren, tröstlicheren Offenbarung.

u) Das Ungenügende, Wechselnde, sich Widersprechende der Ergebnisse philosophischer Untersuchungen, führte zu wissenschaftlichen Zweifeln, zum Skepticismus. Die merkwürdigen und scharfsinnigen Häupter dieser Schule waren Pyrrho aus Elis (etwas jünger als Aristoteles), Anesidemus (aus Knossus auf Creta) um Christi Geburt, und Sextus Empirikus um das Ende des zweiten Jahrhunderts. Sie lehrten: „nicht

durch unbedingte Wahrheit, sondern durch Gesetz und Gebrauch wird das Handeln der Menschen bestimmt. Jeder Lehre kann man eine andere mit gleichem Gewichte gegenüberstellen, weshalb man sich alles Urtheilens enthalten, Gutes und Böses nicht allzu wichtig nehmen und überschätzen soll. Auf diesem Wege erreicht man das höchste Ziel, die vollkommen beglückende Seelenruhe, oder Ataraxie. Alle spekulativen Wissenschaften sind ungewiß und unbegründet." — Lob verdient die Mäßigung, heitere Ruhe, Bescheidenheit und Unermüdlichkeit der Skeptiker; wogegen ihre Geringschätzung alles Menschlichen und ihre fast nur verneinenden Ergebnisse, der Vernunft und dem Gemüthe gleichwenig genügten, und die ursprünglichen, unvertilgbaren Bedürfnisse gering zu achten, ja selbst die Wissenschaft zu verschmähen schienen.

v) Die späteren Akademiker hatten die Andeutungen Platon's über das Unzureichende der menschlichen Erkenntnisse in den Vordergrund gestellt, Plotin[1]) die Neuplatoniker ergriffen dagegen das Mystische seiner Lehre, als ihren wahren Mittelpunkt und die rechte Lebensquelle. Sie wollten (über alle Ergebnisse früherer Dogmatik hinaus) den Menschen (mit Zurücksetzung vernünftigen Denkens und Handelns) durch Ascetik, Mystik und Magie zu unendlich höheren Zielen, zu einem Anschauen Gottes, ja zu einer unmittelbaren Vereinigung mit ihm führen. Es war bei ihnen mehr Fantasie als Nachdenken, mehr Glaube als Erkenntniß, und die Verbindung mit gewissen düstern, morgenländischen Vorstellungen mußte von nützlicher Thätigkeit hinwegführen und den Lebensmuth vermindern.[2])

Seit Thales und die jonische Schule, erhebt sich die Entwickelung der griechischen Philosophie in mannigfaltiger Weise, und erreicht mit Platon und Aristoteles ihre größte Höhe.

---

1) Plotin stirbt 270 n. Chr.

2) Philo (um die Zeit Christi) ein gelehrter Jude in Alexandrien, suchte Griechisches und Orientalisches zu vermitteln, hatte auch wohl Einfluß auf die weitere Entwickelung des Christlichen.

Später zerfällt das Ganze in mehrere, keineswegs uninteressante Theile und Richtungen. Die Geschichte der mittleren und neueren Philosophie zeigt nicht bloß wie man das Aeltere benutzte, sondern wie man sich auch neue Aufgaben stellte und sie mehr oder minder glücklich lösete.

Gewiß war es ein sehr großes Glück, daß die Entwickelung der griechischen Philosophie weder durch weltliche, noch kirchliche Gewalt dauernd eingeengt, gestört, oder willkürlich umgestellt wurde.

17) Die Geschichtschreiber.

a) Die Reihe der namhaften, griechischen Geschichtschreiber, beginnt mit Herodot von Halikarnaß (um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr.) und schließt mit Zosimus in der Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. Ja rechnet man hinzu alle bis auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453 n. Chr.) uns erhaltenen byzantinischen Geschichtschreiber, so dehnt sich jener Zeitraum erstaunenswürdiger, litterarischer Thätigkeit beispiellos bis gegen 2000 Jahre. Hingegen umfaßt der Zeitraum großartiger geschichtlicher Schriftstellerei der weltbeherrschenden Römer fast nur 200 Jahre.

So wie Homer unter den Dichtern, steht Herodot als der älteste und zugleich würdigste unter den auf uns gekommenen Geschichtschreibern. Die Jugend der Welt fand an ihm den unbefangensten, einfachsten und schärfsten Beobachter und Darsteller. Er ist in seiner Art noch nicht übertroffen worden; obgleich dieselbe keineswegs für alle Zeitabschnitte der Weltgeschichte paßt, und schon sein nächster Nachfolger, Thucydides, anders schrieb und schreiben mußte.

Das Epos des Herodot trägt uns in mildem Fluge über alle Länder und Völker der Erde dahin, und zeichnet den bunten Wechsel der Natur, der Sitten, der Bestrebungen. Von lange lebenden Aethiopen führt es zu den in sich geschlossenen Aegyptern, zeigt wilde Stämme zur Seite, läßt geheimnißvolle Blicke in das undurchdrungene Afrika thun, deutet über Syrien,

Babylon, Susa, über wachsende und fallende Reiche hinwegeilend, Indiens Wunder an, und stellt endlich in die Mitte dieses Weltkreises, als das Herrlichste, das hellenische Leben und die Kämpfe der Freiheit hin.

Dagegen richtet des Thucydides Werk alle Kräfte des Gemüths auf einen festen Punkt, die Geheimnisse unserer Brust werden uns offenbar; es wird offenbar was ein großer Wille, was Anstrengung, Ausdauer vermöge, was lose Willkür und Uebermuth bereite. Wenn im Herodot alles Werk höherer Leitung, himmlische Fügung, wenn Alles nur zu geschehen scheint; so erhebt Thucydides den Glauben, daß der Mensch sein Schicksal in seiner Hand halte, und die Götter mit oder gegen ihn sind, nach seinem Thun. Die größten Verhältnisse der Menschen zu Menscheu, die größten und kleinsten Triebfedern des lebendigsten aller Wesen, des Staats, treten mit Sonnenklarheit hervor, und die bewundernswerthe Unparteilichkeit und Kraft der Rede reißt uns hin zu Gefühlen und Entschlüssen, welche des unbewegten Gemüthes Kraft weit zu übersteigen scheinen.

[Lesen: Herodot Band I, Buch 1, Cap. 30—32, S. 21—26, Solon und Crösus.
Thucydides Bd. I, Buch 2, Cap. 34—43, S. 166—174, Perikles Leichenrede.
Bd. I, Buch 3, Cap. 82—84, S. 312—316, Ausartung.
Bd. I, Buch 2, Cap. 47—53, S. 178—184, Pest.]

Als den dritten großen Geschichtschreiber nennt man in der Regel Xenophon (welcher des Thucydides Geschichte des peloponnesischen Krieges fortsetzte): gewiß aber steht er seinen beiden Vorgängern weit nach, und nur die Erzählung vom Rückzuge der 10,000 Griechen (welchen er selbst leitete) zeigt unmittelbare Lebendigkeit und Darstellungskraft. Seine politischen und philosophischen Schriften (die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die Cyropädie u. A.) sind ebenfalls eigenthümlich und merkwürdig, obgleich sie ihn nicht in die Reihe der eigentlichen Philosophen erheben. Die harmonische Ausbildung seiner Natur

hat ihm von jeher viele Freunde gewonnen, ohne ihn jedoch gegen den Vorwurf der Parteilichkeit zu schützen.

[Lesen: Vertheidigung des Sokrates, S. 632—634.
Tod des Theramenes, S. 1667—1669.
Schlacht bei Mantinea, S. 2000—2004.]

b) Zur Zeit Philipp's, Alexander's und der ersten Ptolemäer lebten Ephorus, Theopompus, Philistus, Timäus u. A.; aber ihre geschichtlichen Werke sind bis auf geringe Bruchstücke verloren gegangen.

c) Polybius (st. 122 v. Chr.), ein Freund des jüngeren Scipio Afrikanus, schrieb eine Universalgeschichte jener Zeit in 40 Büchern, von denen aber nur fünf ganz, und Einiges in Bruchstücken erhalten ist. Ihm fehlt allerdings die höchste Kraft und Schönheit der Darstellung, aber kaum ist ein Geschichtschreiber verständiger und belehrender: deshalb nannte man ihn einen pragmatischen Geschichtschreiber, und er fand auf seinem Wege viele Nachahmer.

[Polybius I, C. 1—2, Einleitung, S. 23—26.]

Auch von den Werken des

d) Dionysius von Halikarnaß (bis 55 v. Chr.) über die altrömische Geschichte sind nur einige Bücher auf uns gekommen; sie verdienen aber der Gelehrsamkeit und des kritischen Bestrebens halber großes Lob.

[Lesen: Buch I, C. 1—3, S. 13—17.
Buch IV, C. 9—11, S. 405—414, Servius Tullius.]

e) Zur Zeit des Augustus lebte Diodor von Sicilien und empfiehlt sich, ungeachtet einzelner Irrthümer, welche sich in seinem universalhistorischen Geschichtswerke finden, sehr durch einfache Darstellung und lehrreichen Inhalt.

f) Josephus ein Jude, der zur Zeit des Vespasian lebte, beschrieb jüdische Alterthümer und den Krieg welcher mit der Einnahme Jerusalems durch Titus endete. Für ältere Zeiten schließt er sich den biblischen Schriften an, für die Geschichte der neuern Ereignisse war er Theilnehmer und Augenzeuge. Von

[Lesen: jüdischer Krieg II, C. 8, S. 243—252, jüdische Sekten.

g) Plutarch aus Chäronea (st. 130) besitzen wir eine in ihrer Art einzige Reihe von Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer. Seine Erzählung ermangelt nicht selten einer strengen Anordnung (ohne fremdartige Abschweifungen), seine Kritik der benutzten Quellen läßt Manches zu wünschen übrig; deßungeachtet wird jedes unbefangene Gemüth beim Lesen jener, ungemein reichhaltigen und lehrreichen Biographien zu Theilnahme und Begeisterung fortgerissen. Eine große Zahl anderer, meist philosophischer Schriften, zeigt nicht minder Plutarch's Gelehrsamkeit und edle Gesinnung, und ist nach dem Verluste so vieler anderen Werke dieser Art, doppelt wichtig.[1])

h) Appian (um 150 n. Chr.) bemerkte mit Recht, daß in allen geschichtlichen Werken, das weltbeherrschende Rom fast ausschließlich in den Mittelpunkt gestellt ward, jedes andere Land dagegen unberücksichtigt blieb. Deshalb giebt er uns sehr lehrreiche Spezialgeschichten der einzelnen, von den Römern eroberten Reiche und läßt dann eine Erzählung der furchtbaren römischen Bürgerkriege folgen.

i) Arrian (st. um 160 n. Chr.) entwarf nach den besten ihm zugänglichen Quellen und in einem preiswürdigen Style, die Geschichte Alexanders des Macedoniers.

k) Dio Cassius (st. um 230 n. Chr.) schrieb eine römische Geschichte seit Erbauung der Stadt bis auf seine Zeit. Von 80 Büchern ist aber weit der größere Theil verloren. Weitläufige Reden und allerhand abergläubige Berichte stören allerdings nicht selten den Eindruck; dennoch verdient das Werk das Studium Aller, die sich genauer unterrichten wollen.

l) Herodians (um 230 n. Chr.) Geschichte der römischen Kaiser, vom Tode des Mark Aurel, bis zur Regierung der Gordiane, gehört zu den bessern Werken, und übertrifft ohne Zweifel die lateinischen Geschichtschreiber der späteren Kaiserzeit.

---

1) Sehr lehrreich ist des Pausanias (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) Reise durch Griechenland, obgleich ein Mann von größerem Talente, damals viel mehr würde gegeben haben.

m) Julian's Cäsaren sind mehr eine kritische Spottschrift, als eine eigentliche Geschichte seiner Vorgänger.

n) Zosimus römische Geschichte, von der Zeit Augusts bis 410 n. Chr., ist von christlichen Beurtheilern oft unbillig getadelt worden. Es bleibt, trotz einzelner Mängel, ein wohlgeschriebenes, lehrreiches, der Wahrheit nachstrebendes, und sie meist erreichendes Werk.

Es ist erstaunenswürdig, oder vielmehr Beweis der tieferen, durchgreifenden Bildung, daß so viele Griechen, wenigen Lateinern gegenüber, die römische Geschichte bearbeiteten und nicht bloß der Zahl, sondern auch dem Werthe nach, oft voranstehen. — Eben so bringen

18) Lucians

mannigfaltige Schriften (ernst und scherzhaft, geschichtlich und philosophisch, kühn und witzig) das Uebergewicht auf die Seite der Griechen. Nicht minder stehen in der ersten Reihe die

19) Geographen

Eratosthenes (um 220 v. Chr.).
Hipparch (160 v. Chr.).
Strabo, zur Zeit des Augustus. Die

20) Mathematiker

Euklid (300 v. Chr.).
Archimed (200 v. Chr.).
Ptolemäus (140 n. Chr.). — Die

21) Aerzte

Hippokrates (st. 370 v. Chr.).
Aretäus von Kappadocien (um 50 n. Chr.)
Galen (st. 200 n. Chr.).

Es liegt uns nicht ob, die Geschichte der zuletzt genannten Wissenschaften zu entwickeln; vielmehr genügt es einige Meister genannt zu haben, welche nicht minder groß waren und denkwürdig bleiben, als die welterleuchtenden Dichter, Redner, Phi-

losophen und Geschichtschreiber, welche in der reichsten aller Litteraturen, der griechischen, uns belehrten und begeisterten!

[Lesen: Plutarch, Solon bei Thales, C. 6—7, S. 228—230.
— und Pisistratus, C. 29—31, S. 267—271.
(Neander, Kirchengesch. I, S. 34—36.)
Camillus, Cap. 17—18, S. 378—381.
Cap. 22—23, S. 387—390.

Diodor I, C. 1—4, S. 9—16, die Einleitung.
II, C. 44—46, S. 221—224, Amazonen.

Appian: a) VIII, C. 128—133, S. 470—476, Karthago's Untergang.
b) Bürgerkriege I, C. 95—96, S. 999—1001, Syllas Proscription.
c) Buch IV, C. 5—15, S. 1375—1386, Antons Proscription.

Arrian: a) Buch VI, C. 9—10, S. 419—424, Die Maller.
b) — VI, C. 12—13, S. 427—430, Alexander's Verwundung.
c) Charakter VII, C. 28—30, S. 554—558.

Dio Cassius: a) Fragmente, Band I, No. 135—137, S. 95—102, Sylla.
b) Buch 57, C. 1, S. 396—398, Tiber.
c) — 69, C. 7, S. 278—279 u. 280—282, Hadrian.
d) Buch 76, C. 12, S. 489—491, Britannien.

Herodian: a) Buch I, C. 14—15, S. 44—48, Commodus.
b) — II, C. 4—6, S. 65—75, Pertinax.
C. 12, S. 89—90.
c) — IV, C. 8—9, S. 163—166, Caracalla.

Zosimus: a) Buch II, C. 15—16, S. 146—149, Maxentius.
b) — II, C. 29—30, S. 168—172, Constantin.
c) — V, C. 23, S. 147—148, Mönche.
d) — V, C. 39—41, S. 178—184, Alarich.
e) — I, C. 50—56, S. 84—92, Zenobia.]

V. Die Römer.

1) Die römische Litteratur ist weder so alt, noch so ursprünglich und eigenthümlich (originell), noch so mannigfaltig, noch durch viele Jahrhunderte erzeugend, noch im Allgemeinen so vortrefflich und werthvoll wie die griechische. Dennoch war und bleibt sie von der höchsten Bedeutung, theils durch die große Macht des römischen Volkes, theils durch die Kraft und den langen Gebrauch der Sprache, theils durch die Vollkommenheit in einzelnen Richtungen. So stehen einige der römischen Geschichtschreiber, den griechischen gleich, und die Jurisprudenz ward von den Römern viel gründlicher, scharfsinniger und umfassender ausgebildet, als von den Griechen.

2) Die Römer wurden durch ihre volksthümliche Natur, weit bestimmter zu einer praktischen und handelnden Richtung und Thätigkeit hingewiesen, als die Griechen. Deren freie, willkürliche Benutzung der Muße, brachte andere und mannigfaltigere Früchte, als die bei den Römern vorherrschende Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten und das unruhige Leben auf dem Forum.

3) Die römische Litteratur entwickelte sich erst spät, zu einer Zeit wo das Volk schon Großes vollbracht hatte, aber auch schon von Ausartung ergriffen war. Der schöne, wahrhaft Treffliches erzeugende Zeitraum der römischen Litteratur umfaßt kaum 200 Jahre, von Cicero bis zum Tode des Trajan.

4) Die älteste römische Schriftkunde findet sich erst 300 Jahre nach Erbauung der Stadt, 450 Jahre vor Christus in den Zwölftafelgesetzen. Aber auch hier zeigt sich schon griechische Einwirkung.

5) Zweihundert Jahre später übersetzte und änderte Livius Andronikus, ein Grieche aus Tarent, griechische Lustspiele und wohl auch die Odyssee; er beschrieb den punischen Krieg

in Versen. Eigenthümlicher und mehr italisch waren die scherzhaften, dialogisirten Darstellungen und Possen, welche Fescenninen und Atellanen genannt wurden, nach zwei Orten in Etrurien und Campanien.

6) Rom wuchs ohne Zweifel aus Ackerbau und Krieg empor; Mythen und Sagen sind dürftig, oder fehlen ganz. Die neuen Behauptungen: Rom sey gleich Anfangs eine Handelsstadt gewesen, und große Heldengedichte wären durch spätere Geschichtschreiber aufgelöset und verdorben worden, sind bis jetzt unerwiesen und wohl unerweislich.

7) Die römische Prosa ist in ihrer Art vollkommener ausgebildet, als die Dichtkunst; diese arbeitet sich nachahmend erst allmählig empor, während sie bei den Griechen sogleich in höchster Vollkommenheit auftritt. Deßungeachtet ist es rathsam, daß wir unsern näheren Bericht mit den Dichtern beginnen.

8) Man kann die römische Litteraturgeschichte in drei Theile zerfällen:

a) von Livius Andronikus (240 v. Chr.) oder Ennius (etwa 150 v. Chr.) bis Augustus, 14 n. Chr.

b) Von Augustus bis Mark Aurel, 180 n. Chr.

c) Bis Cassiodor, um 500 n. Chr.

9) Ennius, aus Rudiä in Campanien (st. 169 v. Chr.) ist der erste römische Dichter, welcher als ein würdiger Chorführer anerkannt ward. Er verbesserte die Verskunst, hauptsächlich durch Einführung des Hexameters, schrieb Satyren, Lehrgedichte, Tragödien; vor Allem aber entwarf er Annalen seit Erbauung Roms, welche von Einigen als ein großes, nationales Epos bezeichnet werden, Andern aber nur für eine, poetisch etwas ausgeschmückte Chronik gelten. Es bleibt schwer aus den wenigen erhaltenen Bruchstücken, ein vollgültiges Urtheil zu begründen. Denn obgleich kaum zu bezweifeln ist, daß die Größe römischer Thaten zu dichterischen Ergüssen nahe Veranlassung gab, so wäre doch ein vollkommen nationales, das Volk ergreifendes Epos, wohl so wenig verloren gegangen wie die Ilias und Odyssee.

10) Mehr wissen wir von den römischen Lustspieldichtern: Plautus aus Sarsina in Umbrien (st. 184 v. Chr.) und Terenz aus Karthago, der Freund des jüngeren Scipio (st. 161 v. Chr.). Von jenem sind 20, von diesem sechs Lustspiele noch vorhanden. Das herkömmliche Urtheil der Philologen lautet: Plautus ist witziger, ergötzlicher, römischer als Terenz; dessen Lustspiele sind dagegen besser organisirt und schicklicher abgefaßt. Dieser Beurtheilung müssen wir hinzusetzen.

a) In den Lustspielen des Plautus wird zwar hie und da genannt ein römisches Thor, eine römische Straße, ein römischer Beamter; dies kann aber die meist unrömische Sitte und Handlungsweise nicht umgestalten, und das aus dem sinkenden Hellas herübergenommene Tadelnswerthe nicht in ächt Römisches verwandeln. Terenz macht auch nicht einmal einen entfernten Versuch seine griechischen, genau nachgebildeten Urbilder zu romanisiren.

b) Die plautinischen Lustspiele sind noch sehr unvollkommen organisirt: unzählige Monologe, kahle unbezeichnende Oertlichkeiten, unpassendes Kommen, Gehen und Zusammentreffen, häufiges Beiseitesprechen u. s. w., erweisen die noch nicht überwundene Ungeschicklichkeit dramatisch zu gestalten.

c) Bis zu wahren Persönlichkeiten, zur rechten Individualisirung sind die Charaktere selten herausgebildet: man bietet uns meist nur mit Namen versehene Begriffe, welche unzählige ähnliche Leute (nur in verschiedene Situationen versetzt) unter sich begreifen können und begreifen.

d) Diese wandelnden Gesammtpersonen werden fast nirgends bis zu einer geistreichern, schöneren Komik, oder wahrhaft poetisch in Thätigkeit gesetzt. Prahler, Schlemmer, Schmarotzer, betrügende Sklaven, sittenlose Verschwender, Kuppler, liederliche Mädchen, füllen fast den ganzen Kreis der auftretenden, im ächten Sinne unpoetischen, ja unwürdigen Personen.

e) Ueberall sind die Geschlechtsverhältnisse in geringer Weise aufgefaßt, und nicht bloß erkünstelte Dezenz wird verletzt, sondern auch ächte Sittlichkeit und Humanität. Terenz (den man

um Latein sprechen zu lernen, sonst mit Unrecht viel in Schulen las) steht in dieser Beziehung nicht höher als Plautus. In der Hecyra und dem Eunuchen dreht sich das Ganze um die unsittlichsten Beschlüsse und Thaten. Das Aussetzen der Kinder erscheint als etwas Alltägliches, und im Selbstpeiniger (Heautontimorumenos) beruht die Verwickelung auf einem kalt verabredeten und genehmigten Kindermorde. Daher hat Limburg-Brouwer ganz Recht wenn er sagt: (Civilisation des Grecs II, 70): Avec toute la décence du langage de Terence, la manière dont il traite ses sujets, est bien plus nuisible aux bonnes mœurs, que celle dont Aristophane débite ses grossièretés licencieuses.

f) Das neuere Lustspiel steht dem alten, in sehr vielen Beziehungen gewiß voran. Man stelle den 20 plautinischen Komödien, 20 von Calderon und Moliere, oder eine geringe Zahl Shakspeares entgegen, und es dürfte leicht werden zu beweisen, daß hier die Fabeln reicher sind, die Charaktere mannigfaltiger und individueller, der Witz treffender, die Handlung sittlicher und edler, und der Scherz dennoch lustiger und ergreifender.

Bei diesen Verhältnissen ist es gleich schwierig kürzere oder längere Stellen zur Mittheilung auszuwählen. Nur der eigenthümliche Prolog zum Pönulus mag eine Ausnahme machen.

[Lesen: Meierotto, Sitten der Römer I, 117—120.]

11) Von römischen Tragödien ist viel die Rede, aber keine wahrhaft und volksthümlich römische hat sich erhalten, und die welche den Namen des Seneka tragen, werden wohl am meisten von Beurtheilern gepriesen, welche sich durch einzelne, unpassende Sentenzen bestechen lassen, und Schwulst mit erhabener Poesie verwechseln.

12) Es ist ein großer, jedoch durch die Zeitfolge veranlaßter Sprung, von mittelmäßigen dramatischen Versuchen, zu einem hochgerühmten Lehrgedichte. Unabweislich drängt sich aber die Frage hervor, ob das direkte, unmittelbare Lehren, eine wahre Aufgabe der Dichtkunst sey? Gewiß giebt es eine große Zahl mißlungener Lehrgedichte, und kaum Einzelne werden

glauben, man könne in dieser Richtung das Höchste der Poesie erreichen. Wenn sich jedoch mit ihrer Hülfe das Lernen erleichtern und verschönern läßt, so darf man um jenes Mißlingens willen, nicht jede Unternehmung dieser Art unbedingt verdammen. Vielmehr läßt sich alsdann behaupten: daß wohl unter allen Lehrgedichten, das des Lucretius Carus (99—55 v. Chr.)' über die Natur der Dinge, den größten Stoff behandele und den ersten Rang einnehme.

Hiegegen wird erinnert: Lukrez habe das mangelhafteste und trockenste der griechischen philosophischen Systeme, das des Demokrit und Epikur zu verherrlichen gesucht, und schon dadurch sich ein dichterisch unerreichbares Ziel vorgesteckt. — Zur Antwort: jenes System genügt allerdings nicht den höhern geistigen Forderungen und Bedürfnissen der Menschen, allein aus platonischen Fantasmen, oder mit Schwebeln und Nebeln, ohne Thatsachen und Beobachtungen, läßt sich noch weniger objektiv etwas erzeugen, ordnen, und darstellen. Lukrez hat mit einer ächt römischen Kraft und Begeisterung (welche sich über die seiner bewunderten Lehrer weit erhebt) unzählige Thatsachen mit ungemeinem Scharfsinn zusammengestellt und wissenschaftlich so weit begründet als es damals irgend möglich war; er hat dem Trockensten (z. B. der Atomenlehre) Leben eingehaucht, und noch jetzt werden Sachverständige seinem Werke mit Nutzen ihre Aufmerksamkeit schenken. Denn der Atomismus spielt bis auf den heutigen Tag, in der Physik und Chemie eine große Rolle, und wenn er manche ältere Abwege zu vermeiden sucht, ist er an anderer Stelle vielleicht noch willkürlicher und weniger folgerecht.

Die Psychologie fehlt im Lukrez nicht so ganz wie in mancher neuern Schule, und seine gegen persönliche Unsterblichkeit aufgeführten Gründe, sind in philosophischer Weise noch nicht genügend widerlegt worden, haben aber (wie ich schon erwähnte) oft die Behauptung hervorgetrieben: nur mit Hülfe des Offenbarungsglaubens lasse sich hier ein sicherer Boden gewinnen.

Außer Lukrez haben allein Aristoteles und Plinius der ältere, der Natur, dem Kosmos, eine großartige, erfolgreiche

Thätigkeit zugewandt. Obgleich jener verschmähte durch herbeigekünstelte Episoden das Interesse seines Gedichts zu erhöhen, weiß er doch durch die Wahrheit und Kraft seiner Begeisterung für Alles Theilnahme zu erwecken; — ja den Adel und die Größe seines Charakters müssen auch Gegner seiner Lehren anerkennen.

[Lesen: Buch I, S. 1, Vers 1—20, Anrufung der Venus.
— S. 5—7, Iphigenia.
— S. 13—14, die Winde.
Buch II, S. 51, Vers 1—19, weises Leben.
— S. 89—90, Wunder.
Buch IV, S. 193, Urtheile Verliebter.
Buch V, S. 256—258, die Weltalter.

13) Von Lukrez, dem ernstesten, charakterstärksten, oft angegriffenen Dichter, wenden wir uns zu den weichen, schmachtenden, klagenden, allgemein bewunderten Elegikern: Catull (geb. 86 v. Chr.), Tibull (st. 19 v. Chr.), Properz (st. 15 v. Chr.); — im Ganzen demselben Zeitalter angehörend, wo Lebenskraft und Würde der Republik bereits ganz geschwunden war, und durch die Alleinherrschaft hindurch, sich die Möglichkeit arger Tyrannei vorbereitete. Begeisterung für ältere Formen, oder gewaltige Thaten, zeigt sich nur ausnahmsweise bei diesen Dichtern (z. B. im Catull): das Meiste läuft hinaus auf wenige eigenthümliche Gedanken, und zahllos sich wiederholende, subjektive Gefühle. Etliche Philologen haben die Verschiedenheit der Genannten, scharfsinnig und umständlich nachzuweisen gesucht, nämlich die Anmuth in den Miniaturgedichten Katulls, die gefühlvolle Einfachheit Tibulls, die lebensbegierige und zugleich übergelehrte Begeisterung des Properz. In Wahrheit verbindet derselbe rothe, subjektive Faden, diese Schule der Elegiker.

Es wäre einseitig und thöricht die gesammte Litteratur nach der Denk- und Gefühlsweise junger Mädchen zuschneiden zu wollen, und Alles zu verdammen was darüber, daneben, oder darunter liegt. Gedichte, insbesonders Liebesgedichte, wo Seelisches und Geistiges gar nicht, oder höchstens in kläglichen und beklagenswerthen Augenblicken zum Vorschein kommt, sind gewiß

tadelnswerth. Vergessen aber soll man andererseits nicht, daß Leib und Seele eben zueinander gehören, und Gedichte an halb, oder ganz erfabelte, unwirkliche Frauen und Mädchen, wie man sagt, weder Hand noch Fuß haben.

Möchte man aber gern der Begeisterung (z. B. des Properz) folgen, so ergiebt sich abschreckend, daß der Gegenstand der Gedichte oft unwürdig war, und der sich hingebende, oder getäuschte, oder nach leichtsinnigem Jubel verzweifelnde Schwächling, kaum des Mitleids werth ist!

Wenn Goethe ein Nachahmer des Properz genannt wird, so steht er doch als Dichter weit höher, da Zank, Untreue und Gemeinheit, uns nicht von ihm erkältend in Versen aufgetischt wird.

[Lesen: Catull: S. 3, Tod des Sperlings.
S. 85, Herzenskampf.
Tibull: Bd. I, Eleg. 1, V. 1—44, Genügsamkeit.
Bd. I, Eleg. 3, V. 35—50, Weltalter.
Properz: S. 81, Zank.
S. 103, Cynthias Stolz.

14) Ovid (geb. 44 v., gest. 17 n. Chr.) wird oft in der Nähe, oder als Genosse jener Elegiker aufgeführt, ist aber wesentlich von ihnen unterschieden. Von Natur und durch Bildung war er eine weit reichere Natur, welche aus unwiderstehlichem Triebe, mühelos die mannigfaltigsten dichterischen Werke erschuf, Sprache und Form auf die seltenste Weise beherrschte, und in Klarheit, Anmuth und Gewandtheit der Darstellung kaum je übertroffen ward.

Seine Schattenseiten sucht er nie heuchlerisch zu verstecken (so spielt bewegliche Sinnlichkeit allerdings eine große Rolle); wenn er aber die Kunst zu lieben lehrte, stellt er Mittel gegen die Liebe sogleich daneben. Es fiel ihm nicht ein (wie Petrarka) eine kaum jemals gesehene Geliebte unermüdlich zu besingen; und den schweren Irthum jener Elegiker, geringhaltige Personen zu überschätzen und ihrethalben zu verzweifeln, hat er sich wohl nie zu Schulden kommen lassen. Wenn er später, aus seiner

g) Plutarch aus Chäronea (st. 130) besitzen wir eine in ihrer Art einzige Reihe von Lebensbeschreibungen der berühmtesten Griechen und Römer. Seine Erzählung ermangelt nicht selten einer strengen Anordnung (ohne fremdartige Abschweifungen), seine Kritik der benutzten Quellen läßt Manches zu wünschen übrig; deßungeachtet wird jedes unbefangene Gemüth beim Lesen jener, ungemein reichhaltigen und lehrreichen Biographien zu Theilnahme und Begeisterung fortgerissen. Eine große Zahl anderer, meist philosophischer Schriften, zeigt nicht minder Plutarch's Gelehrsamkeit und edle Gesinnung, und ist nach dem Verluste so vieler anderen Werke dieser Art, doppelt wichtig.[1])

h) Appian (um 150 n. Chr.) bemerkte mit Recht, daß in allen geschichtlichen Werken, das weltbeherrschende Rom fast ausschließlich in den Mittelpunkt gestellt ward, jedes andere Land dagegen unberücksichtigt blieb. Deshalb giebt er uns sehr lehrreiche Spezialgeschichten der einzelnen, von den Römern eroberten Reiche und läßt dann eine Erzählung der furchtbaren römischen Bürgerkriege folgen.

i) Arrian (st. um 160 n. Chr.) entwarf nach den besten ihm zugänglichen Quellen und in einem preiswürdigen Style, die Geschichte Alexanders des Macedoniers.

k) Dio Cassius (st. um 230 n. Chr.) schrieb eine römische Geschichte seit Erbauung der Stadt bis auf seine Zeit. Von 80 Büchern ist aber weit der größere Theil verloren. Weitläufige Reden und allerhand abergläubige Berichte stören allerdings nicht selten den Eindruck; dennoch verdient das Werk das Studium Aller, die sich genauer unterrichten wollen.

l) Herodians (um 230 n. Chr.) Geschichte der römischen Kaiser, vom Tode des Mark Aurel, bis zur Regierung der Gordiane, gehört zu den bessern Werken, und übertrifft ohne Zweifel die lateinischen Geschichtschreiber der späteren Kaiserzeit.

---

1) Sehr lehrreich ist des Pausanias (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) Reise durch Griechenland, obgleich ein Mann von größerem Talente, damals viel mehr würde gegeben haben.

m) Julian's Cäsaren sind mehr eine kritische Spottschrift, als eine eigentliche Geschichte seiner Vorgänger.

n) Zosimus römische Geschichte, von der Zeit Augusts bis 410 n. Chr., ist von christlichen Beurtheilern oft unbillig getadelt worden. Es bleibt, trotz einzelner Mängel, ein wohlgeschriebenes, lehrreiches, der Wahrheit nachstrebendes, und sie meist erreichendes Werk.

Es ist erstaunenswürdig, oder vielmehr Beweis der tieferen, durchgreifenden Bildung, daß so viele Griechen, wenigen Lateinern gegenüber, die römische Geschichte bearbeiteten und nicht bloß der Zahl, sondern auch dem Werthe nach, oft voranstehen. — Eben so bringen

18) Lucians

mannigfaltige Schriften (ernst und scherzhaft, geschichtlich und philosophisch, kühn und witzig) das Uebergewicht auf die Seite der Griechen. Nicht minder stehen in der ersten Reihe die

19) Geographen

Eratosthenes (um 220 v. Chr.).
Hipparch (160 v. Chr.).
Strabo, zur Zeit des Augustus. Die

20) Mathematiker

Euklid (300 v. Chr.).
Archimed (200 v. Chr.).
Ptolemäus (140 n. Chr.). — Die

21) Aerzte

Hippokrates (st. 370 v. Chr.).
Aretäus von Kappadocien (um 50 n. Chr.)
Galen (st. 200 n. Chr.).

Es liegt uns nicht ob, die Geschichte der zuletzt genannten Wissenschaften zu entwickeln; vielmehr genügt es einige Meister genannt zu haben, welche nicht minder groß waren und denkwürdig bleiben, als die welterleuchtenden Dichter, Redner, Phi-

losophen und Geschichtschreiber, welche in der reichsten aller Litteraturen, der griechischen, uns belehrten und begeisterten!

[Lesen: Plutarch, Solon bei Thales, C. 6—7, S. 228—230.
— und Pisistratus, C. 29—31, S. 267—271.
(Neander, Kirchengesch. I, S. 34—36.)
Camillus, Cap. 17—18, S. 378—381.
Cap. 22—23, S. 387—390.

Diodor I, C. 1—4, S. 9—16, die Einleitung.
II, C. 44—46, S. 221—224, Amazonen.

Appian: a) VIII, C. 128—133; S. 470—476, Karthago's Untergang.
b) Bürgerkriege I, C. 95—96, S. 999—1001, Syllas Proscription.
c) Buch IV, C. 5—15, S. 1375—1386, Antons Proscription.

Arrian: a) Buch VI, C. 9—10, S. 419—424, Die Maller.
b) — VI, C. 12—13, S. 427—430, Alexander's Verwundung.
c) Charakter VII, C. 28—30, S. 554—558.

Dio Cassius: a) Fragmente, Band I, No. 135—137, S. 95—102, Sylla.
b) Buch 57, C. 1, S. 396—398, Tiber.
c) — 69, C. 7, S. 278—279 u. 280—282, Hadrian.
d) Buch 76, C. 12, S. 489—491, Britannien.

Herodian: a) Buch I, C. 14—15, S. 44—48, Commodus.
b) — II, C. 4—6, S. 65—75, Pertinax.
C. 12, S. 89—90.
c) — IV, C. 8—9, S. 163—166, Caracalla.

Zosimus: a) Buch II, C. 15—16, S. 146—149, Maxentius.
b) — II, C. 29—30, S. 168—172, Constantin.
c) — V, C. 23, S. 147—148, Mönche.
d) — V, C. 39—41, S. 178—184, Alarich.
e) — I, C. 50—56, S. 84—92, Zenobia.]

V. Die Römer.

1) Die römische Litteratur ist weder so alt, noch so ursprünglich und eigenthümlich (originell), noch so mannigfaltig, noch durch viele Jahrhunderte erzeugend, noch im Allgemeinen so vortrefflich und werthvoll wie die griechische. Dennoch war und bleibt sie von der höchsten Bedeutung, theils durch die große Macht des römischen Volkes, theils durch die Kraft und den langen Gebrauch der Sprache, theils durch die Vollkommenheit in einzelnen Richtungen. So stehen einige der römischen Geschichtschreiber, den griechischen gleich, und die Jurisprudenz ward von den Römern viel gründlicher, scharfsinniger und umfassender ausgebildet, als von den Griechen.

2) Die Römer wurden durch ihre volksthümliche Natur, weit bestimmter zu einer praktischen und handelnden Richtung und Thätigkeit hingewiesen, als die Griechen. Deren freie, willkürliche Benutzung der Muße, brachte andere und mannigfaltigere Früchte, als die bei den Römern vorherrschende Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten und das unruhige Leben auf dem Forum.

3) Die römische Litteratur entwickelte sich erst spät, zu einer Zeit wo das Volk schon Großes vollbracht hatte, aber auch schon von Ausartung ergriffen war. Der schöne, wahrhaft Treffliches erzeugende Zeitraum der römischen Litteratur umfaßt kaum 200 Jahre, von Cicero bis zum Tode des Trajan.

4) Die älteste römische Schriftkunde findet sich erst 300 Jahre nach Erbauung der Stadt, 450 Jahre vor Christus in den Zwölftafelgesetzen. Aber auch hier zeigt sich schon griechische Einwirkung.

5) Zweihundert Jahre später übersetzte und änderte Livius Andronikus, ein Grieche aus Tarent, griechische Lustspiele und wohl auch die Odyssee; er beschrieb den punischen Krieg

in Versen. Eigenthümlicher und mehr italisch waren die scherzhaften, dialogisirten Darstellungen und Possen, welche Fescenninen und Atellanen genannt wurden, nach zwei Orten in Etrurien und Campanien.

6) Rom wuchs ohne Zweifel aus Ackerbau und Krieg empor; Mythen und Sagen sind dürftig, oder fehlen ganz. Die neuen Behauptungen: Rom sey gleich Anfangs eine Handelsstadt gewesen, und große Heldengedichte wären durch spätere Geschichtschreiber aufgelöset und verdorben worden, sind bis jetzt unerwiesen und wohl unerweislich.

7) Die römische Prosa ist in ihrer Art vollkommener ausgebildet, als die Dichtkunst; diese arbeitet sich nachahmend erst allmählig empor, während sie bei den Griechen sogleich in höchster Vollkommenheit auftritt. Deßungeachtet ist es rathsam, daß wir unsern näheren Bericht mit den Dichtern beginnen.

8) Man kann die römische Litteraturgeschichte in drei Theile zerfällen:

a) von Livius Andronikus (240 v. Chr.) oder Ennius (etwa 150 v. Chr.) bis Augustus, 14 n. Chr.

b) Von Augustus bis Mark Aurel, 180 n. Chr.

c) Bis Cassiodor, um 500 n. Chr.

9) Ennius, aus Rudiä in Campanien (st. 169 v. Chr.) ist der erste römische Dichter, welcher als ein würdiger Chorführer anerkannt ward. Er verbesserte die Verskunst, hauptsächlich durch Einführung des Hexameters, schrieb Satyren, Lehrgedichte, Tragödien; vor Allem aber entwarf er Annalen seit Erbauung Roms, welche von Einigen als ein großes, nationales Epos bezeichnet werden, Andern aber nur für eine, poetisch etwas ausgeschmückte Chronik gelten. Es bleibt schwer aus den wenigen erhaltenen Bruchstücken, ein vollgültiges Urtheil zu begründen. Denn obgleich kaum zu bezweifeln ist, daß die Größe römischer Thaten zu dichterischen Ergüssen nahe Veranlassung gab, so wäre doch ein vollkommen nationales, das Volk ergreifendes Epos, wohl so wenig verloren gegangen wie die Ilias und Odyssee.

10) Mehr wissen wir von den römischen Lustspieldichtern: **Plautus** aus Sarsina in Umbrien (st. 184 v. Chr.) und **Terenz** aus Karthago, der Freund des jüngeren Scipio (st. 161 v. Chr.). Von jenem sind 20, von diesem sechs Lustspiele noch vorhanden. Das herkömmliche Urtheil der Philologen lautet: Plautus ist witziger, ergötzlicher, römischer als Terenz; dessen Lustspiele sind dagegen besser organisirt und schicklicher abgefaßt. Dieser Beurtheilung müssen wir hinzusetzen.

a) In den Lustspielen des Plautus wird zwar hie und da genannt ein römisches Thor, eine römische Straße, ein römischer Beamter; dies kann aber die meist unrömische Sitte und Handlungsweise nicht umgestalten, und das aus dem sinkenden Hellas herübergenommene Tadelnswerthe nicht in ächt Römisches verwandeln. Terenz macht auch nicht einmal einen entfernten Versuch seine griechischen, genau nachgebildeten Urbilder zu romanisiren.

b) Die plautinischen Lustspiele sind noch sehr unvollkommen organisirt: unzählige Monologe, kahle unbezeichnende Oertlichkeiten, unpassendes Kommen, Gehen und Zusammentreffen, häufiges Beiseitesprechen u. s. w., erweisen die noch nicht überwundene Ungeschicklichkeit dramatisch zu gestalten.

c) Bis zu wahren Persönlichkeiten, zur rechten Individualisirung sind die Charaktere selten herausgebildet: man bietet uns meist nur mit Namen versehene Begriffe, welche unzählige ähnliche Leute (nur in verschiedene Situationen versetzt) unter sich begreifen können und begreifen.

d) Diese wandelnden Gesammtpersonen werden fast nirgends bis zu einer geistreichern, schöneren Komik, oder wahrhaft poetisch in Thätigkeit gesetzt. Prahler, Schlemmer, Schmarotzer, betrügende Sklaven, sittenlose Verschwender, Kuppler, liederliche Mädchen, füllen fast den ganzen Kreis der auftretenden, im ächten Sinne unpoetischen, ja unwürdigen Personen.

e) Ueberall sind die Geschlechtsverhältnisse in geringer Weise aufgefaßt, und nicht bloß erkünstelte Dezenz wird verletzt, sondern auch ächte Sittlichkeit und Humanität. Terenz (den man

um Latein sprechen zu lernen, sonst mit Unrecht viel in Schulen las) steht in dieser Beziehung nicht höher als Plautus. In der Hecyra und dem Eunuchen dreht sich das Ganze um die unsittlichsten Beschlüsse und Thaten. Das Aussetzen der Kinder erscheint als etwas Alltägliches, und im Selbstpeiniger (Heautontimoroumenos) beruht die Verwickelung auf einem kalt verabredeten und genehmigten Kindermorde. Daher hat Limburg-Brouwer ganz Recht wenn er sagt: (Civilisation des Grecs II, 70): Avec toute la décence du langage de Terence, la manière dont il traite ses sujets, est bien plus nuisible aux bonnes mœurs, que celle dont Aristophane débite ses grossièretés licencieuses.

f) Das neuere Lustspiel steht dem alten, in sehr vielen Beziehungen gewiß voran. Man stelle den 20 plautinischen Komödien, 20 von Calderon und Moliere, oder eine geringe Zahl Shakspeares entgegen, und es dürfte leicht werden zu beweisen, daß hier die Fabeln reicher sind, die Charaktere mannigfaltiger und individueller, der Witz treffender, die Handlung sittlicher und edler, und der Scherz dennoch lustiger und ergreifender.

Bei diesen Verhältnissen ist es gleich schwierig kürzere oder längere Stellen zur Mittheilung auszuwählen. Nur der eigenthümliche Prolog zum Pönulus mag eine Ausnahme machen.

[Lesen: Meierotto, Sitten der Römer I, 117—120.]

11) Von römischen Tragödien ist viel die Rede, aber keine wahrhaft und volksthümlich römische hat sich erhalten, und die welche den Namen des Seneka tragen, werden wohl am meisten von Beurtheilern gepriesen, welche sich durch einzelne, unpassende Sentenzen bestechen lassen, und Schwulst mit erhabener Poesie verwechseln.

12) Es ist ein großer, jedoch durch die Zeitfolge veranlaßter Sprung, von mittelmäßigen dramatischen Versuchen, zu einem hochgerühmten Lehrgedichte. Unabweislich drängt sich aber die Frage hervor, ob das direkte, unmittelbare Lehren, eine wahre Aufgabe der Dichtkunst sey? Gewiß giebt es eine große Zahl mißlungener Lehrgedichte, und kaum Einzelne werden

glauben, man könne in dieser Richtung das Höchste der Poesie erreichen. Wenn sich jedoch mit ihrer Hülfe das Lernen erleichtern und verschönern läßt, so darf man um jenes Mißlingens willen, nicht jede Unternehmung dieser Art unbedingt verdammen. Vielmehr läßt sich alsdann behaupten: daß wohl unter allen Lehrgedichten, das des Lucretius Carus (99—55 v. Chr.) über die Natur der Dinge, den größten Stoff behandele und den ersten Rang einnehme.

Hiegegen wird erinnert: Lukrez habe das mangelhafteste und trockenste der griechischen philosophischen Systeme, das des Demokrit und Epikur zu verherrlichen gesucht, und schon dadurch sich ein dichterisch unerreichbares Ziel vorgesteckt. — Zur Antwort: jenes System genügt allerdings nicht den höhern geistigen Forderungen und Bedürfnissen der Menschen, allein aus platonischen Fantasmen, oder mit Schwebeln und Nebeln, ohne Thatsachen und Beobachtungen, läßt sich noch weniger objektiv etwas erzeugen, ordnen, und darstellen. Lukrez hat mit einer ächt römischen Kraft und Begeisterung (welche sich über die seiner bewunderten Lehrer weit erhebt) unzählige Thatsachen mit ungemeinem Scharfsinn zusammengestellt und wissenschaftlich so weit begründet als es damals irgend möglich war; er hat dem Trockensten (z. B. der Atomenlehre) Leben eingehaucht, und noch jetzt werden Sachverständige seinem Werke mit Nutzen ihre Aufmerksamkeit schenken. Denn der Atomismus spielt bis auf den heutigen Tag, in der Physik und Chemie eine große Rolle, und wenn er manche ältere Abwege zu vermeiden sucht, ist er an anderer Stelle vielleicht noch willkürlicher und weniger folgerecht.

Die Psychologie fehlt im Lukrez nicht so ganz wie in mancher neuern Schule, und seine gegen persönliche Unsterblichkeit aufgeführten Gründe, sind in philosophischer Weise noch nicht genügend widerlegt worden, haben aber (wie ich schon erwähnte) oft die Behauptung hervorgetrieben: nur mit Hülfe des Offenbarungsglaubens lasse sich hier ein sicherer Boden gewinnen.

Außer Lukrez haben allein Aristoteles und Plinius der ältere, der Natur, dem Kosmos, eine großartige, erfolgreiche

Thätigkeit zugewandt. Obgleich jener verschmähte durch herbeigekünstelte Episoden das Interesse seines Gedichts zu erhöhen, weiß er doch durch die Wahrheit und Kraft seiner Begeisterung für Alles Theilnahme zu erwecken; — ja den Adel und die Größe seines Charakters müssen auch Gegner seiner Lehren anerkennen.

[Lesen: Buch I, S. 1, Vers 1—20, Anrufung der Venus.
— S. 5—7, Iphigenia.
— S. 13—14, die Winde.
Buch II, S. 51, Vers 1—19, weises Leben.
— S. 89—90, Wunder.
Buch IV, S. 193, Urtheile Verliebter.
Buch V, S. 256—258, die Weltalter.

13) Von Lukrez, dem ernstesten, charakterstärksten, oft angegriffenen Dichter, wenden wir uns zu den weichen, schmachtenden, klagenden, allgemein bewunderten Elegikern: Catull (geb. 86 v. Chr.), Tibull (st. 19 v. Chr.), Properz (st. 15 v. Chr.); — im Ganzen demselben Zeitalter angehörend, wo Lebenskraft und Würde der Republik bereits ganz geschwunden war, und durch die Alleinherrschaft hindurch, sich die Möglichkeit arger Tyrannei vorbereitete. Begeisterung für ältere Formen, oder gewaltige Thaten, zeigt sich nur ausnahmsweise bei diesen Dichtern (z. B. im Catull): das Meiste läuft hinaus auf wenige eigenthümliche Gedanken, und zahllos sich wiederholende, subjektive Gefühle. Etliche Philologen haben die Verschiedenheit der Genannten, scharfsinnig und umständlich nachzuweisen gesucht, nämlich die Anmuth in den Miniaturgedichten Katulls, die gefühlvolle Einfachheit Tibulls, die lebensbegierige und zugleich übergelehrte Begeisterung des Properz. In Wahrheit verbindet derselbe rothe, subjektive Faden, diese Schule der Elegiker.

Es wäre einseitig und thöricht die gesammte Litteratur nach der Denk- und Gefühlsweise junger Mädchen zuschneiden zu wollen, und Alles zu verdammen was darüber, daneben, oder darunter liegt. Gedichte, insbesonders Liebesgedichte, wo Seelisches und Geistiges gar nicht, oder höchstens in kläglichen und beklagenswerthen Augenblicken zum Vorschein kommt, sind gewiß

tadelnswerth. Vergessen aber soll man andererseits nicht, daß Leib und Seele eben zueinander gehören, und Gedichte an halb, oder ganz erfabelte, unwirkliche Frauen und Mädchen, wie man sagt, weder Hand noch Fuß haben.

Möchte man aber gern der Begeisterung (z. B. des Properz) folgen, so ergiebt sich abschreckend, daß der Gegenstand der Gedichte oft unwürdig war, und der sich hingebende, oder getäuschte, oder nach leichtsinnigem Jubel verzweifelnde Schwächling, kaum des Mitleids werth ist!

Wenn Goethe ein Nachahmer des Properz genannt wird, so steht er doch als Dichter weit höher, da Zank, Untreue und Gemeinheit, uns nicht von ihm erkältend in Versen aufgetischt wird.

[Lesen: Catull: S. 3, Tod des Sperlings.
S. 85, Herzenskampf.
Tibull: Bd. I, Eleg. 1, V. 1—44, Genügsamkeit.
Bd. I, Eleg. 3, V. 35—50, Weltalter.
Properz: S. 81, Zank.
S. 103, Cynthias Stolz.

14) Ovid (geb. 44 v., gest. 17 n. Chr.) wird oft in der Nähe, oder als Genosse jener Elegiker aufgeführt, ist aber wesentlich von ihnen unterschieden. Von Natur und durch Bildung war er eine weit reichere Natur, welche aus unwiderstehlichem Triebe, mühelos die mannigfaltigsten dichterischen Werke erschuf, Sprache und Form auf die seltenste Weise beherrschte, und in Klarheit, Anmuth und Gewandtheit der Darstellung kaum je übertroffen ward.

Seine Schattenseiten sucht er nie heuchlerisch zu verstecken (so spielt bewegliche Sinnlichkeit allerdings eine große Rolle); wenn er aber die Kunst zu lieben lehrte, stellt er Mittel gegen die Liebe sogleich daneben. Es fiel ihm nicht ein (wie Petrarka) eine kaum jemals gesehene Geliebte unermüdlich zu besingen; und den schweren Irthum jener Elegiker, geringhaltige Personen zu überschätzen und ihrethalben zu verzweifeln, hat er sich wohl nie zu Schulden kommen lassen. Wenn er später, aus seiner

(durch Zufall, oder Schuld veranlaßten Verbannung) aus Tomi, an der äußersten Grenze der römischen Welt, die bittersten Klagen ertönen läßt, so betrafen diese nicht eine einzelne ermattende Liebelei, sondern den Verlust des einzigen, glanzreichen Roms, mit allen seinen geistigen Schätzen und geselligen Freuden. — Selbst den römischen Kalender verstand Ovid in Poesie zu übersetzen, und in den, bis auf den heutigen Tag von Jung und Alt mit Vergnügen gelesenen Metamorphosen, hat er den fast unübersehbaren mythologischen Reichthum zwar nicht zu einem geschlossenen Systeme verarbeiten können, wohl aber die vielen Einzelnheiten aufs Mannigfaltigste und Lebendigste, wie Perlen an einem glänzenden Faden aufgereiht.

[Lesen: Metamorph. I, V. 89—150, die Weltalter, S. 9—12.
Bd. 1, IV, V. 55—165, Pyramus und Thisbe, S. 109—113.
Bd. 2, VIII, V. 183—235, Dädalus und Ikarus, S. 78—80.
Bd. 2, X, V. 1—63, Orpheus, S. 143—145.
XV, V. 869—877, Schluß, S. 169.]

15) Kaum hat je ein Dichter so großen und allgemeinen Beifall gefunden wie Virgil, von seiner Zeit bis zu der Dantes, bis auf unsere Tage. Niemand läugnet er sey sittlich, bescheiden, kunst- und geschmackvoll, ein sorgfältiger Beobachter der Natur, ein edler Freund seines Vaterlandes, den Hochgestellten befreundet, ohne ihr Schmeichler zu seyn. — Diesem allgemeinen Urtheile darf man hinzufügen:

a) Die Ecclogen schließen sich den früher entstandenen und gerühmten an, sind also zum Theil erkünstelt, und haben außerdem oft Nebenzwecke welche den einfachen Eindruck stören.

b) Die vier Bücher vom Landbau gelten Vielen für das vollkommenste Werk Virgils: sie zeigen Einsicht, Beobachtungsgeist und Darstellungsgeschick; aber unserer Ansicht nach ist (wie gesagt) das Lehrgedicht keine Dichtungsart höchsten Ranges, und wenn gleich der Landbau ansprechender erscheint als die allgemeine Natur der Dinge, bricht doch bei Lukrez an vielen Stellen

eine tiefere und ergreifendere Begeisterung hervor, als bei Virgil.

c) Daß die Aeneis (über welche Virgil vielleicht selbst zu streng urtheilte und sie als unvollendet vertilgen wollte) als Dichtung höher stehe wie die Ilias, wird jetzt kaum noch behauptet. Anerkennen muß man daß Virgil sich vom alexandrinischen Schwulst und unpassender Gelehrsamkeit fern hält, Altitalisches richtig fühlend aufnimmt, Sagen von Troja, Karthago und Rom geschickt verbindet; — allein in dem Hauptthelden, dem frommen Aeneas, ist der Stammvater weltbeherrschender Römer nicht zu erkennen, die erfundene Grundlage konnte den Mangel alles wahrhaft Geschichtlichen nicht ersetzen, und ein Kunstwerk mit Recht wohl Kunstkenner erfreuen, am wenigsten aber durch die letzten schwächeren Bücher, dauernde Theilnahme und Begeisterung in einem ganzen Volke erwecken.

[Lesen: 1. Eccloge den Anfang.
Landbau: 1. Buch das Inhaltsverzeichniß.
Aeneis: Buch 2 u. 4 bei Schiller, Band 3.
— Buch I, V. 102—119, Sturm.
— Buch IV, V. 636—664, die Seligen.]

16) Das Leben und die Schriften des Horaz haben zu sehr abweichenden Beurtheilungen, zu höchstem Lobe und zu bitterem Tadel Veranlassung gegeben. Gewiß hat er sich ohne Heuchelei dargestellt, wie er war. Hieraus ergiebt sich sogleich daß er keineswegs allen Einflüssen und Richtungen der Außenwelt entgegentreten, keineswegs sich der Strenge des Stoicismus unterwerfen, oder in die Fantasien der Platoniker versenken wollte.

Wie in allen römischen Dichtern (fast nur mit Ausnahme des Virgil) finden wir auch im Horaz allerhand Unanständigkeiten; es ist aber kein Grund vorhanden ihn deshalb härter anzuklagen, als Andere. Mag sein Leben und seine Lebensweisheit auch nicht überall den höchsten Forderungen entsprechen, ist er doch nie in die niedrigen Regionen gewisser Schulen und Lebemänner hinabgesunken, und manche seiner Kernsprüche und Lehren werden künftig, wie zuvor, beliebt bleiben. Horaz ist,

trotz alles Widerredens, eine bedeutende, mit großen Talenten begabte Persönlichkeit.

Von Pindar spricht Horaz selbst mit höchster Achtung: aber Pindar ist, ungeachtet dieses wohlverdienten Lobes und theilweiser Erhabenheit, ein oft willkürlicher, und noch öfter ein unverständlicher, unpopulärer Dichter. Wer hat von ihm gesagt: er ist mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter? — während unzählige, gebildete Männer seit 1800 Jahren über Horaz so dachten und fühlten.

Dennoch bleibt es schwer die gedankenreichen, in gedrängter Sprache abgefaßten Oden des Horaz, lesbar und verständlich zu übersetzen. Viel leichter sind die Sermonen und Episteln übertragbar. Jene die Sermonen (oder Satiren) halten sich fern von der häßlichen Bitterkeit und Schonungslosigkeit, welche, bei höhern moralischen Ansprüchen, doch keine eigene höhere Sittlichkeit an den Tag legt. Es wäre irrig in den Sermonen und Episteln schweren Tiefsinn, oder erstaunliche Offenbarungen zu suchen und zu finden; vielmehr darf man behaupten: es sey kaum jemals etwas anmuthiger, bequemer, anspruchloser, und doch geistvoll, — (oft unter dem Schein uud der Form bloßer Plaudereien), dargeboten worden.

Aus Wieland's freier Uebersetzung in Jamben, lernt man den Geist des Horaz weit besser kennen, als durch steife, ungelenke Hexameter.

[Lesen: Oden III, 30, S. 217, Horazens Selbstgefühl.
Satiren Buch I, Sat. 1, S. 10—18, Unzufriedenheit.
Briefe Buch II, Ep. 1, S. 55—59, 63—65, Schriftsteller.]

17) Die harte Behandlung und die ungebildete Form, gab den Satiren des Lucilius kaum das Recht als ein Dichterwerk bezeichnet zu werden; erst die Heiterkeit, ja das Wohlwollen der horazischen Satire, verschaffte ihr eine eigenthümliche Stellung in der poetischen Welt. Später hielt man aber diese Richtung für flach und frivol, und meinte nur durch heftiges, rücksichtsloses Schelten, jene würdige Stufe zu erreichen.

Wenn aber Persius (34—62 n. Chr.) sich hiebei vorsätzlich

in Dunkel hüllte, so war er gewiß auf falschem, das Wesen eines Kunstwerks verfehlenden Wege.

Juvenal (geboren unter Claudius, gestorben unter Hadrian) macht sich dieses Fehlers keineswegs schuldig, vielmehr berichtet er nur zu deutlich über alle Thorheiten, Sünden, Laster, Skandale seiner Zeit, und ist deshalb als edelster Verkündiger ächter Tugend aufs Höchste gepriesen worden.

Hiegegen erlauben wir uns zu bemerken: schwarz auf schwarz, Nacht ohne Licht, giebt kein Gemälde; am wenigsten wenn man nicht versteht allgemeinem Schelten, durch Vorführen lebendiger Personen erst Haltung und Bedeutung zu geben. Unwahre Uebertreibungen aller Art, bleiben auf diesem Wege unvermeidlich; denn nur das Unsittliche wird auf allen Seiten mit Vorliebe aufgesucht um angeblich die Sittlichkeit zu begründen, und Juvenal führt uns nur zu oft in Schmutz jeder Art, — um uns zu reinigen! Deshalb sehen wir uns auch außer Stande gesitteten Frauen etwas aus den angeblich Tugend lehrenden Werken (z. B. aus der langen Satire auf die Frauen) mitzutheilen.

Wie ganz anders im Tacitus, dessen edler Zorn nichts verhehlt, der sich aber nie selbst verunreinigt, sondern den Leser in die höhere Region erhebt, die des Meisters Heimath ist.

Niemand kann dem Martialis († 101 n. Chr.) den Ruhm streitig machen, er sey der erste unter den Verfassern antiker Sinngedichte. Will man auch den Vorwurf, daß nicht wenige derselben Sitte und Anstand übermäßig verletzen, mit der allgemeinen Sinnesart seiner Zeit entschuldigen, und andere, ernsteren Sinnes als Gegengewicht in die Wagschale legen; so kostet es doch oft große Mühe, Inhalt und Beziehungen zu verstehen, und es ermüdet viele dieser kurzen, vereinzelten, unverbundenen Kleinigkeiten hintereinander zu lesen.

18) Drei Epopeen, die Punika des Silius Italicus, die Argonautika des Valerius Flaccus, und die Thebais des Statius, können wir in unserer gedrängten Uebersicht zur

Seite lassen; wohl aber verdient die Pharsalia des Lukan (geb. 28 n. Chr.) erwähnt zu werden. Denn so gewiß sie auch kein vollendetes Kunstwerk, und nicht frei von rhetorischen Auswüchsen ist, zeigt der Verfasser doch Adel des Charakters und Kühnheit des Sinnes. Nicht minder verdient es Lob, daß er versuchte einen großen, naheliegenden vaterländischen Stoff, mit einer selten gewordenen Begeisterung in das Gebiet der Dichtkunst zu erheben.

[Lesen: I, 1—30, Leiden, 120—157, Pompejus und Cäsar, 158—182, Leiden.
IX, 190—217, Lob des Pompejus durch Cato.]

19) Gehen wir jetzt zu den Prosaikern über, so tritt uns zuerst ein Mann entgegen, der (ohne Uebertreibung ist es gesagt) in seiner Art einzig dasteht. Markus Tullius Cicero ward geboren 106 v. Chr., ermordet 44 v. Chr.: er war so alt wie Pompejus, sechs Jahre älter wie Cäsar. Sein Leben fiel in einen der merkwürdigsten Zeiträume, er selbst gehörte zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern, und übertraf alle in Hinsicht auf umfassende Bildung. — Von Zeit zu Zeit haben Einzelne versucht, ihn in jeder Weise zu verkleinern und herabzusetzen; — ein leichtes Geschäft, denn seine Fehler und Irthümer liegen für den oberflächlichsten Beobachter zu Tage: strebender Ehrgeiz (bis zur Eitelkeit hinabsinkend), Mangel an politischer Voraussicht und zuweilen an Entschlossenheit. Andererseits aber soll man hervorheben daß sein Ehrgeiz sich nur auf löbliche Zwecke richtete, seine Voraussicht durch Lug und Trug getäuscht ward, und ihm Entschlossenheit nur da fehlte, wo er zwischen zwei verwerflichen Richtungen wählen sollte. Er war ein reinerer Charakter, als seine hochgerühmten, mächtigern Nebenbuhler. Wir sollen die Sittlichkeit welthistorisch nicht mit geringerem Gewicht in die Wagschale legen, als den durch verdammliche Mittel erreichten Erfolg. Dem Catilina und seiner Rotte gegenüber, war Cicero wahrhafter ein Retter des Vaterlandes, als die siegreichen Triumvirn.

Das reiche, praktische Leben des Cicero ist aber nur die

eine Seite seines Wesens: in wissenschaftlicher Hinsicht zeigt sich eine Thätigkeit, Vielseitigkeit und Vollendung nach Form und Inhalt, wie sie kaum irgendwo, gewiß bei keinem Römer angetroffen wird.[1]) Kommt er als Redner auch an Kraft und Abrundung dem Demosthenes nicht gleich, so kann ihm doch niemand mit Recht den zweiten Platz verweigern, und wenn uns jetzt einzelne seiner Reden weniger anziehen, so liegt dies nicht sowohl an mangelhafter Behandlung, als am unabänderlichen Gegenstande.

. Cicero ist kein Geschichtschreiber, aber seine große Briefsammlung, kann man als die lehrreichsten Denkwürdigkeiten (Memoiren) betrachten, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind.

Seine rhetorischen Schriften stehen vollgewichtig neben Aristoteles und Quintilian. — Auf die philosophischen Schriften (entstanden durch die löblichste Benutzung aufgezwungener Muße) haben hochspekulirende Männer bisweilen mit Achselzucken herabgesehen und sie geringhaltig gescholten: — mit Unrecht, denn Cicero ist zwar kein schaffender philosophischer Geist, wie Platon und Aristoteles, aber er ist ein sehr geschickt ordnender, verständiger, und verständlich machender Schriftsteller. Ohne ihn wäre unsere Kenntniß mancher Theile der alten Philosophie sehr lückenhaft, und schon sein Buch über die menschlichen Pflichten ist mehr gelesen worden und hat weit mehr Nutzen gestiftet, als Platons Parmenides, Cratylus und Euthydem. Darum jedem das Seine, und lieber zu große Theilnahme und Begeisterung, als zu viel bittere, herabsetzende Kritik.

[Lesen: über die Gesetze, Buch I, Cap. 22—24, Seite 1318—1321, Philosophie und der menschliche Geist.
von der Natur der Götter, Buch I, C. 2, S. 1424—1426, die göttliche Vorsehung.
und Buch II, C. 6, S. 1546, die Gottheit.
von den Pflichten, Buch I, Cap. 2, S. 3—4, System der Sittenlehre.

---

1) The incomparable genius of Cicero, converts into gold, every object that it touches. Gibbon V, 44, 250.

Von den Pflichten, Buch I, C. 4, S. 12—14, die Tugenden.
— C. 19, S. 39—44, desgleichen.
— C. 25, S. 52—54, der Staatsmann.
— C. 29, S. 61—62, Vernunft u. Begierde.
Buch II, C. 3, S. 109, gerecht, nützlich.
Buch III, C. 12, S. 197—203, Beispiele.]

20) Der ältere Plinius (st. 80 n. Chr.) stellt das, was zu seiner Zeit, besonders über die ganze Natur bekannt war, mit großer Gelehrsamkeit zusammen, steht aber an Geist dem Aristoteles weit nach.

Die Briefsammlung des jüngeren Plinius ist lehrreich genug, aber auch schon erkünstelt und auf äußere Wirksamkeit berechnet. Doch geben wir zwei anziehende Proben.

[1) Die Christen X, 97, 98, S. 473.
2) Plinius Tod VI, 16, S. 246.]

21) Seneka wollte, unbeschadet seines Hoflebens und Reichthums, ein Stoiker seyn, verlor aber dadurch Haltung und Glück. Geist, ja Tiefsinn in einzelnen Aussprüchen, kann ihm niemand absprechen; aber er ist viel zu gespitzt, sucht übermäßig nach überraschenden Gegensätzen, nach Schlaglichtern und Schlagschatten, und möchte (wie schon Quintilian rügt) durch süße Laster der Form, (und versteckter auch des Inhalts) anlocken und verführen.

22) An der Spitze der hochmerkwürdigen römischen Geschichtschreiber (wir übergehn die verlorenen, oder unbedeutenden) steht

a) Cajus Julius Cäsar (geb. 100, gest. 44 v. Chr.). Kaum hat jemals ein Mensch so außerordentliche Herrschergaben besessen; aber diese Gabe verführte ihn auch sie durch Mittel zweideutiger, ja verdammlicher Art geltend zu machen. Hier kann jedoch nicht von seinem öffentlichen Leben, sondern nur von seinem schriftstellerischen Werthe die Rede seyn.

Seine Commentare über den gallischen und den großen Bürgerkrieg zeigen eine Kraft und Schärfe der Beobachtung, wogegen Xenophons sonst mit Recht gerühmte Anabasis zurück-

tritt. Nicht aus Schwäche, oder aus Mangel an thätiger Begeisterung, geht die höchste Einfachheit der Darstellung hervor; sondern aus Größe, ja Ueberlegenheit des Geistes, der es gar nicht einfällt durch versteckte Parteilichkeit Stimmen zu gewinnen, oder durch Schmuck und Künstelei, eine pikante, in Wahrheit geringhaltige, Wirkung hervorzubringen. Solch einfache Schriftstellerei scheint sehr leicht zu seyn, aber jeder Versuch der Nachahmung wird zeigen daß eine Vollendung dieser Art unnachahmlich ist.

[Lesen: Vom gallischen Kriege, Buch V, C. 12—14, S. 89—90, Britannien.
Buch VI, C. 11—24, S. 119—126, Gallier und Deutsche.]

b) Nach den eigenen Andeutungen des Sallustius (geb. 86, gest. 36 v. Chr.) darf man allerdings annehmen, daß er sich in frühern Lebensjahren mancherlei zu Schulden kommen ließ: hieraus folgt aber nicht, daß seine spätern Sitten- und Tugendlehren aus Heuchelei, und nicht aus gewonnener Ueberzeugung hervorgegangen seyen. Zwei Monographien: der Krieg gegen Jugurtha, und die catilinarische Verschwörung (welche von Sallusts geschichtlichen Werken allein auf uns gekommen sind) gelten mit Recht für zwei abgerundete Meisterstücke, wo die gedrängte Sprache und die lebendig scharfe Charakteristik gleich vollkommen erscheinen.

[Lesen: Jugurtha, C. 1—4, S. 3—9, Einleitung.
Catilina, C. 1—4, S. 1—7, desgleichen.
C. 5—12, S. 7—15, Catilina u. s. w.
C. 51—52, S. 53—65, Cäsars und Catos Reden.
C. 53—54, S. 65—67, Cäsar und Cato.]

c) Titus Livius aus Padua (geb. 59, gest. 17 v. Chr.) schrieb eine römische Geschichte in 142 Büchern, von Erbauung der Stadt bis auf seine Zeit; ein höchst umfassendes, meisterhaft zu Stande gebrachtes Unternehmen. Denn wenn er auch in unseren Tagen getadelt ward, weil er die höhere Kritik vernachlässigt habe, so kann man ihm andererseits Dank wissen, daß

er ein zerschneidendes, zersetzendes (anatomisches, chemisches) Verfahren nicht ermüdend befolgte, sondern durch künstlerisch organisirende Kraft ein lebendiges Werk erzeugte, was zu allen Zeiten mit Begeisterung gelesen wird, weil es daraus hervorging. Leider sind von jenen 142 Büchern, nur etwa 35 erhalten, unter unzähligen Verlusten wohl der größte! Allerdings zeigt die Erzählung des Livius bisweilen rhetorische Fülle und Pracht; sie ist aber nicht durch einen irrigen Vorsatz herbeigekünstelt, sondern geht aus dem rastlosen Steigen des weltbeherrschenden Roms fast unausbleiblich hervor; in der Darstellung des sinkenden Rom sind (wie schon die Vorrede zeigt) gewiß schmerzensvolle Töne angeschlagen worden.

[Lesen: Buch I, die Vorrede, S. 11—14.
— I, C. 25—26, S. 45—59, Horatier und Curiatier.
— I, C. 46—48, S. 91—97, der Sturz des Servius Tullius.
— II, C. 40, S. 187—189, Coriolan.
— III, C. 44—48, S. 312—320, Virginia.]

d) Vellejus (geb. 19 v. gest. 31 n. Chr.) zeigt in seiner nur zum Theil erhaltenen, vorzugsweise römischen Geschichte, ein bedeutendes Talent, hat sich aber zur Zeit des Tiberius (wohl um persönlicher Sicherheit willen) in einem Theile seines Werkes zu Schmeicheleien hergegeben, welche dasselbe entstellen.

[Lesen: Buch I, C. 5, S. 25, Homer.
— I, C. 16—18, S. 41—45, Griechen und Römer.
— II, C. 35, S. 95, Cato.
— II, C. 66, S. 144, Cicero.]

e) Suetonius giebt in seinen Lebensbeschreibungen der zwölf ersten römischen Kaiser, weniger eine fortlaufende Erzählung als eine Sammlung mannigfaltiger einzelner Züge, welche über die damalige entsetzliche Ausartung ein erschreckendes Licht verbreiten.

f) Tacitus hat sich, für seine Zeit, nach Form und Inhalt das höchste Ziel vorgesteckt und es erreicht.[1]) So wenig

---

1) Annalen, Historien, Dialogus, Agrikola, Germania.

Thucydides den peloponnesischen Krieg in Herodots Styl und Ton darstellen konnte, so wenig Tacitus die römischen Kaiser gleichwie Livius die Scipionen.

Allerdings mußte die Geschichte Tibers und ähnlicher Kaiser das tiefsinnige Gemüth des edlen Geschichtschreibers ernst, ja bisweilen verzweifelnd stimmen, oder in einer ungenügenden Philosophie Rettung suchen lassen; niemand aber kann seine Werke lesen, ohne erregt, fortgerissen, begeistert zu werden. Trotz der finstern Ereignisse und Ergebnisse, wird der Glaube aufrecht erhalten an die Möglichkeit, das Recht, die Pflicht thätig eingreifender Tugend; und sowie Tacitus viel höher steht als Sueton und Juvenal, so erhebt er auch seine Leser auf eine Stufe, die sie vorher vielleicht für unerreichbar hielten.

[Lesen: Annalen I, C. 9—10, S. 14—18, August.
— VI, C. 6, S. 399, Tiber.
— — C. 50—51, S. 454—457, Tiber.
— XIV, C. 3—9, S. 197—207, Agrippina.
Histor. I, C. 1—3, S. 3—7, allgemeine Betrachtungen.
— III, C. 83—85, S. 331—335, Vitellius Ende.
— IV, C. 1, S. 3—4, nach Vitellius Tode.
de Orat. C. 28, S. 324—325, Erziehung.]

g) Curtius, Geschichte Alexanders, ist von der nach Wahrheit trachtenden Arrians allerdings sehr verschieden, aber ein ergötzliches Lesebuch.

[Buch III, C. 12, S. 60—64, Familie des Darius.
— IV, C. 7, S. 109—113, Ammonium.
— X, C. 5, S. 500—504, Alexanders Tod.]

h) Die sogenannten Geschichtschreiber der Kaiserzeit sind für den Forscher unentbehrlich, jedoch nach Form und Inhalt so mangelhaft, daß sie in einer nur das Bessere hervorhebenden Geschichte der Litteratur kaum eine Erwähnung verdienen. Auch Cornelius Nepos, Valerius Maximus und Justin nehmen als Geschichtschreiber nur eine untergeordnete Stelle ein.

i) Nur Ammianus Marcellinus schrieb in 31 Büchern eine Geschichte der römischen Kaiser von Nerva bis Valens,

wovon aber allein die Jahre 353 bis 378 n. Chr. gerettet sind. So unbequem und gesucht seine Sprache ist, hat er doch das Verdienst der Unparteilichkeit und scharfen Beobachtung.

[Lesen: XIV, C. 4, S. 27—28, Saracenen. Band 1.
— C. 6, S. 31—40, Rom.
XV, C. 12, S. 116—117, Gallier.
XVI, C. 10, S. 152—153, Constantius Triumph.
XVII, C. 4, S. 194—197, Obelisken.

k) Die Geschichte der merkwürdigen juristischen Entwickelung und Litteratur müssen wir zur Seite lassen, und noch mehr bedürfen die durch Form, Richtung und Inhalt ganz abweichenden christlichen Schriftsteller eine besondere Prüfung und Behandlung.[1])

VI. Das Mittelalter.

Dem Untergange des weströmischen Kaiserreiches (so lautet die herkömmliche Lehre) folgte eine tausendjährige Finsterniß und Barbarei. Demgemäß würden wir berechtigt seyn, in der Litteraturgeschichte diesen Zeitgang zu überspringen. Unbefangene Untersuchungen haben indeß gezeigt daß jene Behauptung, oder Ansicht, einer wesentlichen Berichtigung bedarf. Wir wollen deshalb zunächst, in höchster Kürze an diejenige mittelaltrige Entwickelung erinnern, welche sich der lateinischen Sprache anschließt.[2])

Mit Unrecht ist dies weit verbreitete, Jahrhunderte lang herrschende Latein des Mittelalters unbedingt verurtheilt worden. Man vergißt hiebei, daß die spätern römischen Schriftsteller, in der That schlechter, unverständlicher, gedankenleerer

---

1) Bücherwesen, Bernhardy 59.

2) Von der Litteratur in neueren Sprachen, ist weiter unten die Rede.

schrieben, als viele Autoren des Mittelalters, und daß diese zu einer neuen Behandlung, zu einer Umwandlung der Sprache gezwungen waren, weil eine Unzahl neuer Gedanken sich hervordrängte. Wenn also die Barbarei des Mittelalters auch in vieler Beziehung unläugbar ist, so brechen doch auch Lichtstralen durch diese Nacht hindurch.

Gehen wir etwas ins Einzelne, so ist es weltbekannt, daß das latinisirende Mittelalter für epische und dramatische Dichtkunst gar nichts, oder nur Unerhebliches aufzuzeigen hat; wohl aber entstand nach Form und Inhalt eine ganz neue Lyrik, und das mater dolorosa und dies iræ fällt vollgewichtig in die dichterische Wagschale.

Was ferner die Philosophie anbetrifft, so zeigt sie allerdings keine „süßen Laster“ (dulcia vitia), wie beim Seneka, sondern eine Bahn mit sehr großen Hindernissen und Schwierigkeiten: auch bleiben die Scholastiker für ihre Vernachlässigung der Form und ihre Vorliebe für spitzfindige Untersuchungen, dadurch gestraft, daß die Meisten (selbst nahmhafte Philosophen wie Hegel) vom Lesen ihrer Werke zurückgeschreckt werden. Irrig aber ist es, daß sich hinter dieser rauhen Schale, kein Kern, kein anziehender Inhalt finde. Vielmehr muß man anerkennen, daß die Scholastik fast alle möglichen Richtungen der Philosophie (Dogmatik, Skepsis, Mystik) auf neue und eigenthümliche Weise eingeschlagen und durchgearbeitet hat. Nur die Naturforschung und Naturphilosophie blieb, bis auf Albertus Magnus und Roger Bakon, vernachlässigt.

Im Allgemeinen hat allerdings die getadelte scholastische Form, oder Methode, das Uebergewicht; sie ist aber keineswegs alleinherrschend. Anselm von Canterbury, Hugo von Rouen u. A. bedienten sich z. B. des Dialogs; Alanus von Ryssel schlägt (wie Spinoza) den Weg mathematischer Beweisführung ein; einige Mystiker verschmähen umgekehrt alle diese Formen und Vorschriften u. s. w.

Die Scholastik suchte das wahrhaft Christliche als vernünftig, und das wahrhaft Vernünftige als christlich zu erweisen (oder

Rationalismus und Supernaturalismus) zu vereinigen und zu versöhnen; wobei aber freilich die überkünstelte Dogmatik fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte, welche sich durch sorgfältige Berücksichtigung der alten Philosophen (insbesondere des Platon und Aristoteles) nicht beseitigen ließen. Deßungeachtet bleibt die unwandelbare Richtung der scholastischen Philosophie auf Gott und sein Verhältniß zu den Menschen und der Welt, ihre wesentlich vortreffliche, erhabenste Seite. Der Glaube bedarf der Forschung, und die Forschung des Glaubens, und obgleich die Päpste mehrere Male gegen Uebertreibung und Mißbrauch der Spekulation warnten, wollten, oder konnten sie doch den Gang der philosophischen Entwickelung nicht allein bestimmen, oder gar hemmen.

Es mögen itzt einige Nachrichten über die wichtigsten Philosophen jener Zeit folgen. Wir nennen zuerst

Anselm, Erzbischof von Canterbury (geboren in Aosta 1033, gestorben 1109). Seine verhältnißmäßig gut und lesbar geschriebenen Werke, handeln vorzugsweise von dem Wesen der Wahrheit, dem freien Willen, der Vorherbestimmung und dem Daseyn Gottes. Er bestrebte sich eine natürliche Theologie zu begründen, neben, und doch in Uebereinstimmung mit der positiven Theologie. In dieser Beziehung sagt er: „Sowie die rechte Ordnung verlangt, daß wir das Tiefsinnige der christlichen Lehre glauben, bevor wir unternehmen es nach der Vernunft zu erörtern (discutere), so erscheint es mir andererseits als Nachlässigkeit, wenn wir nach gehöriger Befestigung im Glauben, uns nicht bestreben, das einzusehen, oder zu verstehen (intelligere) was wir glauben. — Wer nicht glaubt, gelangt nicht zum Wissen; denn wer nicht glaubt, wird keine Erfahrungen machen, und wer nicht erfährt, wird nicht wissen. Ohne Glauben und Gehorsam gegen die göttlichen Gebote, bleibt der Geist nicht bloß verhindert sich zum Wissen der höheren Dinge emporzuschwingen, sondern die bereits gegebene Einsicht wird ihm ebenfalls entzogen; ja bei vernachlässigtem guten Gewissen geht selbst der Glaube zu Grunde.“

„Man darf nicht sagen: die freie Wahl sey das Vermögen zu sündigen, oder nicht zu sündigen; denn das Vermögen zu sündigen ist nie die Freiheit, oder ein Theil der Freiheit. Diese erscheint vielmehr größer, wo von der Möglichkeit zu fehlen gar nicht mehr die Rede ist, und die Freiheit und die freie Wahl heißt richtiger: das Vermögen, den Willen schlechthin auf das Rechte zu richten. Durch Gottes Gnade gestärkt, ist der Wille unbesiegbar. — Die Seligen werden sich so viel freuen, als sie lieben, und so viel lieben als sie wissen; denn der Wille der Menschen hängt auch von ihrer Erkenntniß ab."

„Es bleibt die höchste Gewißheit, daß Allem ein Einiges zum Grunde liege, was sein Daseyn durch sich hat, worauf sich alles abgeleitete Seyn als auf das Höhere bezieht, in dem jede einzelne Bezeichnung einzelnen Daseyns (z. B. Güte, Größe u. s. w.) im höchsten Grade begriffen ist. So gelangen wir, von niederen Gedanken aufsteigend, endlich zu einem letzten, höchsten Gedanken, der alle anderen unter sich begreift und in sich schließt. Dieser höchste Gedanke kann nicht als undenkbar verworfen werden, ohne alles Denken mit zu verwerfen; dieser Gedanke ist der Gedanke Gottes: das Nichtseyn Gottes ist also undenkbar! — Je mehr der Geist sich selbst und die Dinge zu erkennen strebt, um so mehr erkennt er von Gott; je mehr er Gott erkennt, desto seliger lebt er; je mehr er ihn liebt, desto fester wird die Ueberzeugung daß dem Liebenden kein Untergang, kein Tod bereitet seyn könne. So hat die Liebe ihren Lohn in sich, und das Streben nach Gott ist der wahre Glaube; ohne den Glauben ist kein Streben, ohne dies Streben kein Glaube. Wem dies Streben, Lieben, Glauben fehlt, dem ist bleibende Vereinzelung und Elend so gewiß als dem Besitzenden die Seligkeit."

Abälard, geboren 1079 zu Palais in Niederbretagne, ein Mann von sehr großen Anlagen, aber auch von ungemäßigtem Ehrgeize und heftigen Leidenschaften, war der berühmteste Lehrer der Theologie in Paris, bis er wegen seiner Ansichten mit der Kirche und ihren Vorfechtern, (so mit Bernhard von Clairvaux)

in Streit, und durch sein Verhältniß zu Heloise, in neues Unglück gerieth.

An die Spitze seiner Untersuchungen stellte er die Behauptung: „man kann nichts glauben, wenn man es nicht vorher eingesehen hat; durch Zweifeln kommen wir zum Forschen, durch Forschen zur Wahrheit, und alles was bewiesen werden soll, muß zweifelhaft seyn." Ja das Werk: Ja und Nein betitelt (dem der letzte Satz entnommen ist) enthält das Für und Wider über alle Kirchenlehren, ohne Erläuterung und eigene klare Entscheidung, in einer Weise hingestellt, welche, trotz der allgemeinen Hinweisung auf die Bibel, skeptisch erscheinen mußte, oder doch der Vernunft die weitere Entscheidung zuwies."

„Gott erwägt nicht (sagt Abälard) was, sondern mit welcher Gesinnung (quo animo) etwas gethan wird: nicht im Werke, sondern in der Absicht (in intentione) liegt das Verdienst; oder auf ihr beruht das Lob."

Man entgegnete: sobald der Werth einer Handlung, ohne Beziehung auf Recht und Gesetz, lediglich nach der Absicht beurtheilt, ist die Wahl der Mittel eigentlich gleichgültig. Wenn man ferner dem Gewissen eines Jeden die höchste Entscheidung zuspricht, so wird sich oft ein ungewisses, eigenliebiges Meinen für das rechte Gewissen ausgeben; es wird diese subjektive Meinung, eine jede tiefere, objektive Untersuchung und Erkenntniß, sowie alle höheren und allgemeinern Lehren, Vorschriften und Stützen, mit anmaßlichem Ungehorsam verwerfen. Nicht minder ward es Abälard übel genommen, daß er die Nothwendigkeit geschichtlicher und auslegender Kritik hervorhob und nachzuweisen suchte, daß Herkommen und anerkannte Gewohnheit nicht immer mit Vernunft und Wahrheit übereinstimmten. Demgemäß suchte er alle Geheimnisse der christlichen Lehre als begreiflich darzustellen, oder deutete so lange daran, bis die Vernunft allein sie finden und fassen könne. So z. B. wenn er die Dreieinheit (mit Zurücksetzung des Persönlichen) auf die Begriffe von Macht, Weisheit und Güte zurückführte, oder die platonische Lehre von Gott, dem Verstande (νους) und der Welt-

seele ihr gleichstellte. Ja er lehrte gerade heraus: das Wesentliche der Gotteserkenntniß und des Glaubens habe auch den Heiden nicht gefehlt, und es gebe keinen genügenden Grund sie von der Seligkeit auszuschließen. Das Gesetz der Natur und die Liebe des Ehrbaren, habe nicht bloß alle Weltweisen, sondern auch andere Heiden zu einer bewundernswerthen Höhe der Tugend erhoben.

In der von Abälard betretenen, nunmehr unvertilgbaren Richtung, mußte es allmählig zu einer durchgreifenden Prüfung aller Dogmen, der gesammten Offenbarung und der biblischen Schriften kommen, und man kann sich nicht wundern daß Bernhard von Clairvaux von seinem supernaturalistischen, fast mystischen Standpunkte, aufs Lebhafteste widersprach.

Diesen Standpunkt vertraten (sofern es wissenschaftlich möglich ist) mit Scharfsinn Hugo und Richard von S. Viktor (gestorben 1141 u. 1173). Sie bezweckten eine Vermittelung und Durchdringung des Religiösen und Spekulativen, sowie der ewigen Ideen mit dem beschaulichen persönlichen Leben. Durch Glauben (lehrten sie) machen wir uns der Erkenntniß würdig; jener hängt aber nicht ab von dem Maaße der Erkenntniß. Diese beruht auf einem zweifachen Grunde, Vernunft und Offenbarung. Anfang und Grundlage aller Wissenschaft ist die Demuth, und auf dem sittlichen Wege der Heiligung vorbereitet man sich am besten zur Vereinigung mit Gott und wird ihrer würdig. Es giebt im Menschen ein dreifaches Leben: 1) lebt er das Leben der Natur, 2) lebt die Sünde und 3) Christus in seinem Herzen. Es besteht ein dreifacher Weg des Lebens: aus Furcht nicht sündigen, wie die Sklaven; nicht sündigen wollen, wie gute Söhne; nicht sündigen können, wie die Seligen. Die Offenbarung enthält nichts wider die Vernunft, wohl aber Höheres als die Vernunft, und durch Wunder wird diese angewiesen das zu verehren, was sie nicht begreifen kann. Der Mensch kommt zur Kenntniß Gottes durch sich, die Natur und die Offenbarung. Die Schönheit und die sinnliche Welt sind nur Mittel, sich zum Uebersinnlichen emporzuschwingen. Prüfe täglich, was

du siehst, ob du Gott ähnlicher werdest, oder dich von ihm entfernest. Es ist besser und löblicher sich selbst erkennen, als den Lauf der Sterne, die Kräfte der Pflanzen, die Natur der Thiere, ja alle Wissenschaften inne zu haben, bei ungeordneter Seele und sündhaftem Wandel. Immerwährend ist das menschliche Herz in Unruhe; wie eine Mühle mahlt, zerreibt, verarbeitet es Alles was man auch aufschütte. Zur Ruhe und Einheit mit sich selbst, kommt es nur durch Gott. Mit Gott aber kann man sich nur vereinigen durch Liebe, ihm unterwerfen nur durch Demuth, zur Demuth endlich gelangen nur durch Wahrheit und Selbsterkenntniß.

Die Scholastik (fährt Richard fort) soll, als das Niedere, ein Mittel werden die Mystik, als das Höhere zu vervollkommnen, und wiederum ist der Glaube die Grundbedingung um zur Erkenntniß zu gelangen. Alles Gute hat seinen Ursprung in der Vernunft und in der Liebe (ratio, affectio). Die Einbildungskraft dient der Vernunft, die Sinnlichkeit dient der Liebe. Beide haben ihre Licht- und Schattenseiten. Der Mensch bedarf einer Zucht (disciplina) der Sinne, des Herzens und des Geistes. Das Beschauen und Betrachten richtet sich hierhin und dorthin, fast ohne Arbeit und Frucht; das Denken ist Arbeit mit Frucht; das Schauen Frucht ohne Arbeit. Wenn der menschliche Geist über sich selbst hinaus entzückt wird, überschreitet er alle Engen des menschlichen Denkens.

Wenn bei Hugo und Richard von S. Viktor die Mystik sich in Verbindung mit der Spekulation zeigt, und bei Bernhard von Clairvaux in Verbindung mit praktischen Zwecken und Kämpfen tritt, so offenbart sich bei G u i g o (Prior der Mutterkarthause bei Grenoble, st. 1188) das tiefe Gefühl und die edle Milde eines einfachen Gemüthes. Er sagt z. B.: „Die Wahrheit geht über Alles. Mache sie nicht bitterer als sie äußerlich erscheint, indem du sie ohne Liebe sagst. Willst du jemand hassen, so hasse dich; denn Niemand hat dir so viel geschadet als du selbst. Sündigen und gestraft werden, ist für den Gerechten nicht verschieden; mithin bleibt keine Sünde ohne

ihre Strafe. Du wünschest dir ein langes Leben, das heißt eine lange Versuchung. Je länger deine Götzen dauern, desto länger und ärger bist du ihr Knecht. Einige gehen nach Jerusalem; gehe du noch weiter, bis zur Geduld und Demuth. Liebst du nur weil du geliebt wirst, oder weil du geliebt seyn willst, so bist du nichts als ein Wechsler und hast deinen Lohn dahin."

Albert v. Bollstädt, geboren ums Ende des zwölften Jahrhunderts zu Lavingen an der Donau, studirte in Paris, stieg im Dominikanerorden bis zum Landschaftsmeister in Deutschland, lehrte eine Zeit lang mit großem Beifall in Paris, wurde 1260 Bischof von Regensburg, legte aber (nach tüchtiger Verwaltung) diese Würde, aus Liebe zu den Wissenschaften nieder, und starb im Jahre 1280. Von seinen dankbaren Zeitgenossen erhielt er, nicht unverdient, den Beinamen des Großen. Denn er umfaßte verschiedene Wissenschaften mit seltener Thätigkeit, brachte die zerstreuten Massen so mannigfacher Erkenntnisse zu einem Bewußtseyn, ordnete, erläuterte, förderte nach allen Seiten und ward ein Mittelpunkt von wo aus andere treffliche Männer weitere Bahnen ebneten und beherrschten. Ein unparteiischer Franzose, (Haureau II, 103) sagt von ihm: „Er sucht Plato und Aristoteles zu berichtigen und zu verständigen, und die durch Mysticismus und Formalismus verlockten Geister zu rechter Erforschung der Wahrheit zu führen. Diese Wohlthat würde genügen ihm einen unsterblichen Namen zu verdienen, wenn er ihn auch nicht erobert hätte durch die Universalität seines Wissens und die Macht seines Genies. Die Ergebnisse seiner Arbeiten waren nichts Geringeres als eine wahre Revolution; und dies begreift alle Titel seines Ruhmes in sich." Aehnlich bezeichnen ihn Pouchet (211) und Hoefer (I, 358) als das umfassendste und größte Genie seiner Zeit, und S. Hilaire schreibt (Politique d'Aristote LXXXII): das Verdienst, welches sich Albert durch Bearbeitung der aristotelischen Werke um die Wissenschaft erwarb, ist unermeßlich. — Ganz abweichend von fast allen Scholastikern hat Albert durch Beobachtung, Beschrei-

bung, Beurtheilung der Natur, eine Richtung eingeschlagen, eine Bahn eröffnet, die seit Aristoteles und Plinius keiner gründlich und mit Erfolg betreten hatte. Daher sagt Meyer (Albertus 643): „ich fand bei Albert als Botaniker ausgebreitete Kenntniß, strenge Methode, prüfendes Urtheil, Gabe der Beobachtung, mit welcher herrlichen Gabe er sich seinem Meister, dem Aristoteles anschließt.“

Wilhelm von Auvergne (von 1228—1249) Bischof von Paris, verstand griechisch, kannte arabische Schriftsteller und hinterließ eine große Sammlung mannigfacher, lehrreicher und verhältnißmäßig wohlgeschriebener Werke, welche theils Früheres darstellen und prüfen, theils in sehr eigenthümlicher Weise drüber hinaus gehen. — So bildet Wilhelms Lehre über die allerhöchste Gewißheit des denkenden Bewußtseins, später den Mittelpunkt des cartesischen Systems; die Lehre von dem Schauen, oder Ergreifen Gottes, erinnert an Malebranche; die Behauptungen über die Gewißheit des Glaubens und sein Verhältniß zur Demonstration stimmen ganz mit der Grundlage des Jakobischen Systems; die Lehre endlich, daß die Unwissenheit über das Maaß und die Fähigkeit des menschlichen Geistes, Hauptquelle alles Irthums sey, führt zu dem kritischen Systeme Kants. Allerdings sind diese Themata nicht zu vollkommenen Systemen ausgearbeitet, bleiben aber als glänzende Geistesblitze sehr merkwürdig.

Thomas von Aquino geboren im Jahre 1224, oder 1227, besuchte die Schule von Montecassino, studirte in Neapel, Paris und in Köln unter Albert dem Großen, wurde gegen den Willen seiner Verwandten, schon im 19. Jahre Predigermönch, 1257 Lehrer in Paris, 1260 Lehrer in Rom, und starb im Jahre 1274. Obgleich er an umfassender Gelehrsamkeit seinem Lehrer Albert nachsteht und als Philosoph wenig über ihn hinausgeht, erlangte er allmählig als Theolog den höchsten Ruhm und bildete eine große Schule, welche in der katholischen Welt fast noch itzt als die herrschende zu bezeichnen ist. Auch hat Keiner in jenen Zeiten mit solchem Fleiße und solchem Scharfsinn das

Theologische und Philosophische erforscht, verarbeitet und zu einem dogmatischen Ganzen ausgebildet. Nicht minder übertrifft seine Sittenlehre an Scharfsinn, Zusammenhang und Reichthum, nicht allein die des Hildebert und Abälard, sondern auch die meisten ähnlichen Werke späterer Zeiten.

Johann von Fidanza, genannt Bonaventura, ward 1221 geboren zu Bagnarea im Florentinischen, stieg im Franziskanerorden bis zum General, ward Kardinalbischof, und starb 1274. Sowie Thomas von Aquino um die Mitte des 13. Jahrhunderts Haupt der Dogmatiker war, so Bonaventura Haupt der ihnen oft entgegentretenden Mystiker. Ihm ist das theoretische Wissen, dem Zwecke sittlicher Bildung untergeordnet, und er betrachtet die Liebe Gottes als das höchste Ziel aller vernünftigen Wesen. — Erkenntniß ist die Tochter des Gedächtnisses, und aus beiden entspringt die Liebe. Das Licht der Natur und erlernter Wissenschaft giebt die erste Leitung; allein das eigene Innere mit Licht zu durchdringen, sich selbst zu durchschauen und zu verklären, das ist erst möglich durch Glaube, Liebe und Hoffnung, durch Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer die Spuren der Gottheit in der Welt erkennt, steht in der Vorhalle; wer ihr Ebenbild in sich erkennt, steht im Tempel; wer durch höhere Erleuchtung Gott erkennt, steht im Allerheiligsten.

Raymundus Lullus, geboren 1234 auf der Insel Majorka, ward am berühmtesten durch die, nach ihm benannte große lullianische Kunst. Dieselbe bietet indeß nur ganz mechanische Mittel, um durch Nebeneinanderstellung und Hinundherbewegung von Subjekten, Prädikaten, Fragen, Ziffern u. s. w., Gedanken, (oft sehr wunderlicher und unbedeutender Art) zu erzeugen. Am Schlusse einer Rhetorik giebt Raymund eine Rede, welche ihm nach Form und Inhalt für ein Muster gilt, und zwar über den Satz: „Die Accidenzen machen aus einen großen Theil von dem, was etwas ist.“ Anziehender, aber hier auch nicht mittheilbar, ist eine Schrift über die Begleiterinnen der Philosophie.

Ueber keinen Scholastiker des Mittelalters werden so harte Beschuldigungen ausgesprochen als über Duns Skotus, wegen der Barbarei seiner Sprache und der unnützen Spitzfindigkeit seiner Untersuchungen. Diese Beschuldigungen sind allerdings nicht ohne allen Grund, müssen aber nach ernstem Studium seiner Werke wesentlich ermäßigt werden. Er ward in Schotland geboren, trat in den Franziskanerorden, lehrte am längsten in Oxford und starb 1308 in Köln, wahrscheinlich schon im 34. Jahre seines Lebens. Sein außerordentlicher, im Mittelalter von Keinem übertroffener Scharfsinn, versenkte ihn in die größten Tiefen der Spekulation, unterwarf die Lehren der ersten Meister einer neuen Prüfung, bemühte sich die Uebereinstimmung (oder Widerspruchslosigkeit) unter den Gliedern und Richtungen des Denkens nachzuweisen, fügte zu alten Antworten neue Bestimmungen, und fand in den allerfeinsten Unterscheidungen und Gegensätzen noch Inhalt und Stoff für die höchste Wissenschaft. Indem er die Wahrheit vorzugsweise im Geiste suchte, vernachlässigte er allerdings Natur und Erfahrung, erkannte jedoch den Werth der Induktion, und wollte den Ideen (außerhalb des göttlichen Verstandes) kein ewiges Daseyn zugestehen.

Bei jeder Untersuchung werden zwar nach beiden Seiten hin von Skotus verschiedene und entgegengesetzte Gründe aufgeführt, und (wie es damals nicht anders erlaubt und möglich war) die Theologie mit hoher Achtung behandelt; indem aber die ganze Form der Untersuchung rein philosophisch gehalten und der theologische Inhalt eigentlich nur auf dem philosophischen Boden gleichsam suppletorisch hingestellt wird, ist der Totaleindruck, daß, ungeachtet der sonst kirchlichen Haltung, hier das dialektisch Spekulative durchaus das Uebergewicht habe, während bei S. Viktor und Bonaventura der religiöse Glaube vorherrscht und bei Thomas von Aquino das skeptische Element nur dazu dient, das Dogmatische zu Tage zu fördern. Wenn man gleich den Skotus nicht einen Skeptiker in dem Sinne nennen kann, daß das Verneinen überall vorherrscht, führt doch die Kühnheit und

Freiheit seiner Untersuchung oft zum Zersprengen der dogmatischen Bande. Großen Nachdruck legt Skotus auf das Praktische: die Theologie ist ihm eine Medizin der Seele und hat vorzugsweise eine sittliche Bedeutung. Es giebt nichts Besonderes, was nicht höhere Allgemeinheiten in sich trüge, nichts Allgemeines was nicht in den ihm untergeordneten Besonderheiten seiner ganzen Bedeutung nach ausgedrückt wäre. Die Individuation ist keineswegs etwas bloß Verneinendes, vielmehr ist in der Schöpfung überall Besonderes und Allgemeines verbunden.

Der wichtige Lehrsatz: „Nichts Geglaubtes widerspricht den Schlußfolgen, welche sich aus richtigen Grundsätzen ergeben;" forderte für den Vernunftgebrauch so große Rechte, daß kaum ein Kampf gegen Manches ausbleiben konnte, was die Kirche als zu Glaubendes hinstellte. Ueberhaupt mußte des Skotus anatomisches, zersetzendes, mikroskopisches Verfahren, die natürliche und offenbarte Erkenntniß fast gleich setzen, und die behauptete organische Totalität des Kirchenglaubens aufheben. Seyn oder Nichtseyn desselben schien wesentlich von dem Willen und der Macht des dialektischen Meisters abzuhangen.

Roger Bakon, geboren 1214 zu Ilchester in Sommersetshire, Mitglied des Franziskanerordens, gestorben 1292 oder 1294. Er war den metaphysischen und theologischen Spekulationen keineswegs fremd oder abgeneigt, und hielt die höchste Sittlichkeit für den Zweck alles Strebens. Den größten Nachdruck aber legte er auf Beobachtung und Erfahrung, glaubte an stete Fortschritte der Erkenntniß und weissagte: künftig würden alle Studenten wissen, was jetzt den Weisesten noch verborgen sey. Er studirte Mathematik, Physik, Optik, Physiologie mit größtem Fleiße, und ward zugleich einer der größten Erfinder in seinem Fache. Denn was er z. B. über Taucherglocken, dunkele Kammern, Reform des Kalenders, Brillen, Ferngläser, Brenngläser und Schießpulver sagt, ist so bestimmt und deutlich, daß im Gedanken das Schwierigste durch ihn überwunden erscheint. Er hegte große Erwartungen von einer allgemeinen Anziehung der

Körper, behauptete man werde dereinst Schiffe und Wagen, mit ungeheurer Gewalt, durch bisher unbekannte Kräfte in Bewegung setzen, hoffte auf eine Verlängerung des menschlichen Lebens und glaubte an den Einfluß der Gestirne.

In Wahrheit wollte Bakon dem ganzen Studiren eine andere und inhaltsreichere Richtung geben. Dies gab großen Anstoß und nicht minder verletzte er, indem er angriff verschuldete Unwissenheit, übertriebenen Autoritätsglauben, gedankenlose Angewöhnungen, unbegründete Meinungen, falsche Wissenschaft und leere Eitelkeit. Mehrjähriges unverschuldetes Gefängniß erhob ihn zu einem glorreichen Märtyrer der Wissenschaft und wenn er an Genius seinem Namensgenossen, Franz Bakon gleich steht, so ist er durch die Reinheit seines edelen Charakters weit über ihn erhaben. „Roger Bakon (sagt Alexander von Humboldt)[1]) ist durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, die Freiheit und Unbefangenheit seines Geistes, und das Bestreben nach einer Umwandelung und Umformung des Naturstudiums, ein wahrhaft bewundernswürdiger Mann."

Für die Beredsamkeit fehlte es im Mittelalter an ergiebigem Boden. Dagegen bietet es gewisse Staatsschriften, welchen vergleichbar nichts aus dem Alterthum auf uns gekommen ist. Vor Allem verdienen die Briefe Innozenz III. hier die löblichste Erwähnung. Sie enthalten in angemessener Sprache, die klarste, umfassendste und fast immer unparteiliche Erzählung, Beurtheilung und Entscheidung, der mannigfachsten Rechtsfälle und der wichtigsten Regierungsangelegenheiten.

Unzählige Male sind die Geschichtschreiber des Mittelalters verspottet worden, insbesondere von denen, die sie nie lasen. Und doch hatte das ganze römische Reich in der späteren Zeit kaum einen Chronisten wie fast jedes Kloster des Abendlandes. Stellen wir aber alle diese Zeitbuchschreiber als unvollkommen zur Seite; haben denn die Römer nach Tacitus einen Geschichtschreiber der diesen Namen im höheren Sinne verdiente?

---

1) Ueber die neue W.: 69.

Ich führte in meinem Handbuche über die lateinischen Geschichtschreiber des Mittelalters, deren hundert auf, von denen allerdings mehreren die Vollendung der Form mangelt; aber jede der ihnen entnommenen Stellen ist lehrreich und anziehend. Diese Stellen lassen sich hier nicht übersetzen und vortragen; wohl aber darf ich auf die Sammlung der Geschichtschreiber des Mittelalters verweisen, welche allmählig in deutscher Sprache erschienen sind. Bei der Unmöglichkeit jeden Einzelnen zu charakterisiren, möge es als ein Fingerzeig für weitere Studien genügen, wenn ich einige der ausgezeichnetsten jener Geschichtschreiber nenne: Eginhard, Luitprand, Wittekind, Ditmar von Merseburg, Adam von Bremen, Lambert von Aschaffenburg, Otto von Freisingen, Hugo Falcandus, Helmold, Saxo Grammatikus, Wilhelm von Tyrus, Arnold von Lübek, Richard von S. Germano, Matthäus Paris, Albert von Stade, Nicolaus von Jamsilla, Saba Malaspina.

Zweite Abtheilung.

1.

So wichtig auch (wie wir sahen), die lateinisch schreibenden Autoren des Mittelalters sind, so war doch ein frischerer, kräftigerer Lebenstrieb in den, sich daneben entwickelnden neuern Sprachen. Zwar stellte die Begeisterung für die wieder gefundenen alten Schriftsteller jene nationalen Bestrebungen nochmals in Schatten; zuletzt aber behielten die in neuern Sprachen geschriebenen Werke dennoch die Oberhand und mit Recht beschäftigt sich die Litteraturgeschichte nunmehr vorzugsweise mit ihnen.

2.

Eine Verwandlung der Sprachen hat von jeher Statt gefunden, und wird fernerhin Statt finden; sie ist und bleibt ein offenbares Geheimniß, sowie die Entstehung der Sprache selbst. Aus unvollkommenen Anfängen steigt die Entwickelung bis zu glänzender Mittagshöhe, und sinkt dann (selbst für die gebildetsten Sprachen) hinab, um neu emportreibenden Gestaltungen Platz zu machen.

Es ist zum Erstaunen daß Männer wie Cassiodor, Ennodius, u. A., (obgleich im Besitze aller Schätze der alten Litteratur) nicht mehr im Stande waren mit unzähligen Worten, irgend einen Gedanken scharf und bestimmt auszudrücken. Kaum 200 Jahre hielt sich das Latein auf einer kunstgemäßen Höhe. Gewiß war die griechische Bildung tiefer und durchgreifender, da sie an 2000 Jahre, das Werkzeug der Sprache noch immer,

wenn nicht mit ehemaliger Vollkommenheit, doch zweckmäßig zu handhaben verstand.

Ohne Zweifel sprach man zu keiner Zeit in ganz Italien ciceronianisches Latein, und wenn es auch fast lächerlich erscheint, im Livius (überkritisch) Patavinität herauszuspüren, so gab es doch wohl Dialekte, welche den Einwohnern von Rom so unverständlich waren, als manche französische und deutsche Dialekte, den Einwohnern von Paris und Berlin.

Wir besitzen Urkunden, welche zeigen wie das landschaftliche Latein allmählig fast alle Regeln der Grammatik und des Syntax bei Seite setzt, und in der Stille Sprachen hervorruft, denen selbst das neu und eigenthümlich organisirte, scholastische Latein nicht widerstehen kann. Im 13. Jahrhundert ist das neue Italienisch schon zu solcher Bildung gelangt, daß man dessen künftige Herrschaft voraussieht. Ohne jene Entwickelung der Sprache an minder bedeutenden Schriftstellern nachzuweisen, genügt es mir zunächst einige Bemerkungen den unzähligen Schriften und Urtheilen beizufügen, welche wir über Dante, Petrarka und Boccaccio bereits besitzen.

3.

Dante Alighieri, geboren in Florenz (wahrscheinlich 1265) von angesehenen Aeltern, als Ghibelline und Gegner Karls von Valois im Jahre 1302 verbannt; seitdem Aufenthalt an verschiedenen Orten (so bei den Scaligeri in Verona), zuletzt bei Guido von Polenta in Ravenna, wo Dante auch im Jahre 1321 starb.

Seine Jugendliebe zu Beatrice Portinari ist gewiß nicht ganz erfunden; weit wichtiger jedoch als die wenigen äußerlich gegebenen Thatsachen, ist das was die schaffende Kraft des Dichters hinzuthat. Eine ähnliche Schöpfung und Verklärung finden wir bei Petrarka und Boccaccio; — und so hinab bis auf die Sänger von Lydien und Sylvien, die ihr persönliches Bedürfniß nicht besser zu befriedigen und zu veredlen wußten,

als durch Erfindungen, welche bisweilen glänzend und bewundernswürdig, und nicht seltener oberflächlich und lächerlich erscheinen.[1]) Anregungen solcher Art kommen in der Regel von außen; ob aber das, angeblich poetische Vergrößerungsglas daraus ein Wunderbild, oder eine Karikatur erzeugt, hängt von der schaffenden Kraft und Begeisterung des Dichters ab.

Für seine Zeit war Dante wohl unterrichtet, ja gelehrt; die damalige Philosophie und Theologie widerstand indeß einer dichterischen Behandlung und Verklärung noch mehr als das atomistische System, dessen der kräftige Lukrez Meister zu werden suchte.

Alles was von einem Manne wie Dante kommt, ist merkwürdig und anziehend: also auch seine Jugendgedichte, seine vita nuova, sowie die Schriften de monarchia und de vulgari eloquentia.

Indessen überragt die divina comedia alles Uebrige so sehr, daß ich jene Werke zur Seite lassen darf.

Mögen einzelne biblische Ausdrücke und Bruchstücke von Legenden, Dante zur Unternehmung dieses Werks veranlaßt haben, mag er den Charakter seiner ganzen Zeit nicht verläugnen können, bleibt er doch durch und durch originell, ursprünglich, eigenthümlich wie kaum irgend ein anderer Dichter. Einem Riesen gleich steht er ganz allein auf seinen eigenen Füßen; nirgends ist er Nachahmer, und Keiner hat gewagt ihn nachzuahmen. Trotz seiner für Virgil an den Tag gelegten Verehrung, hat das Alterthum doch nirgends auf sein Werk fördernd, oder störend eingewirkt, und einzelne Erinnerungen an dasselbe zeigen nur daß es ihm in Wahrheit fremd blieb, daß er seine Größe und Schönheit nicht verstand, oder nicht verstehen wollte.

Wenn manche Italiener Dante unbedingt und gränzenlos rühmen, so kann man dies ihrer patriotischen Begeisterung zu

---

1) Viele (sagt Lessing, III, 218) können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen.

Gute halten; geschieht es von Deutschen so läßt sich die Einseitigkeit ihrer Auffassung nicht läugnen. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung, darf ich des trefflichen Tiraboschi Worte anführen. Er sagt (II, 420): „Dante hat nicht wenige und nicht geringe Fehler, welche niemand (der nicht seines gesunden Verstandes beraubt ist) jemals entschuldigen kann.“ Beginnen wir jedoch mit verdientem Lobe. Dante hat die italienische Sprache und ihre prosodische Behandlung wesentlich vervollkommt, und gab mit großem Rechte den früheren Plan auf, sein Gedicht lateinisch niederzuschreiben. Er hat ein bewunderswürdiges Talent, mit wenigen Worten alles Einzelne (sey es milde, oder furchtbar) aufs Bestimmteste, Schärfste und Eindringlichste darzulegen. Wo er sich zeigt, wohin er sich wendet, ist und bleibt er Herr und Meister. Vom Einzelnen erhebt er sich zu dem umfassendsten Plane, den je ein Dichter sich vorsteckte: Hölle, Fegefeuer und Himmel, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fügen sich seinem herrschenden Gebote. Das höchste Lob will wohl Friedrich Schlegel aussprechen, wenn er sagt: (X, 29) Dante sey der erleuchtete Dichter der katholischen Wahrheit. — Aber gerade hieran reihen sich unseres Erachtens erhebliche Einwendungen. Wenn nämlich Dante die überkommene katholische Wahrheit nur ordnete und systematisirte, so mindert sich das hochgerühmte Verdienst seiner Originalität; hat er, umgekehrt, das Wesentliche hinzu erfunden, so erscheint die frühere Entwickelung ungenügend und mangelhaft. Darüber ob die ganze katholische Wahrheit sich im Dante finde, mögen Andere entscheiden; niemand aber wird die Behauptung wagen, daß er die ganze christliche Wahrheit enthalte.

Jehova, der eifrige Gott der Juden, ist milde im Vergleiche mit dem Gotte Dantes, und eine durchgehende Verklärung der alten Auffassung vermißt der theilnehmende Leser. Mit einer entsetzlichen, von Schönheit und Geschmack losgetrennten Fantasie, erfindet Dante eine beispiellose Reihe von willkürlich vertheilten Qualen, verdammt mit überkühnem Hochmuthe, Unzählige zu ewigem Leiden; und wenn im Fegefeuer diese Höllen-

strafen scheinbar etwas gemildert sind, so wird die endlose Widerholung desto widerwärtiger und langweiliger. Daher spricht Goethe (XXXII, 195) von Dantes widerwärtiger, oft abscheulicher Großheit; und Guingené (II, 111) sagt: on ne peut reprocher au poête la faiblesse de ses peintures, mais leur hideuse et dégoûtante fidélité. Aehnlich schreibt Garve (Versuche II, 440): Dantes Gemälde sind schrecklich und ungeheuer, und wo er das Gemüth des Lesers rühren will, verwundet und zerreißt er es vielmehr.

Die an sich schon zu herbe Dogmatik erscheint bei Dante noch viel finsterer und bitterer, und so geschickt auch (wie gesagt) das Einzelne behandelt ist, bleibt dies Verdienst eben nur ein Fragmentarisches, und die erforderliche Einheit eines epischen Kunstwerks wird weder durch die große Dreitheilung, noch durch viele nur vorübergehend auftretende, gequälte und nirgends handelnde Personen begründet, oder zusammengehalten. Willkürlich eingemischte, künstliche Allegorien, sind kein Mittel zu wirklicher Erhebung; sie mehren nur die Dunkelheit und Verwirrung, und es ist kein Lob eines dichterischen Kunstwerks, wenn es weitläufiger gelehrter Erörterungen und Kommentare bedarf.

Gehört es zu einer christlichen Fantasie daß Pluto in einen Satan verwandelt und Minos mit einem Schwanze begabt wird? Ist eine solche Hölle, solch Fegefeuer, solch ein Himmel in der Schöpfung des wahren Gottes möglich, denkbar, oder zu rechtfertigen? Während für Hölle und Fegefeuer von Dante unzählige Qualen erfunden wurden, fehlt es im Himmel an aller Mannigfaltigkeit der Freuden, heiteren Genusses und erhöhter Thätigkeit. Die reinen Urquellen der scholastischen Philosophie, welche den ernsten Forscher (trotz ihrer Formlosigkeit) anziehen und reichlich belehren, werden in Dantes Himmel mit etwas Dichtung plattirt, und eben deshalb unnatürlich und haltungslos. Die Dissonanzen bleiben ungelöset, und der Schluß ist nur was die Musiker einen Trugschluß nennen. Von der erfreulichen, beseligenden Botschaft, dem Evangelium der liebevollsten aller Religionen, findet sich im Dante kaum eine Alles

milde versöhnende Spur; darum bleibt es eine Verkehrtheit sein Werk vorzugsweise als ein christliches zu empfehlen.

All dieser (von den Meisten geläugnete ja als ganz unverständig bezeichnete) Tadel, ließe sich wohl durch genauere Beweise rechtfertigen; bezweckt jedoch keineswegs Dante seine Stelle als einen der ersten Dichter streitig zu machen. Daß er diese deßungeachtet seit Jahrhunderten behauptet hat und fernerhin behaupten wird, ist vielmehr Zeugniß seiner außerordentlichen Größe.

[Proben: A. W. Schlegel III, S. 283, 293, 323.

4.

Petrarka: geboren 1304 in Arezzo, Aufenthalt in Avignon, Carpentras, Bologna, Vauclüse u. s. w. Nach Aufgeben des juristischen Studiums, Reisen und Beschäftigungen vielfacher Art, Lob und Ehre von allen Seiten, 1341 als Dichter in Rom gekrönt, gestorben 1374 in Arqua.

Petrarka war in vieler Hinsicht ein Gegenstück zu Dante: so milde und umgänglich, als jener schroff und abschreckend, kein Freund, sondern ein Gegner der scholastischen Philosophie, fern von theologischer Grausamkeit und Spitzfindigkeit, voll von lebendigen ansprechenden Kenntnissen, mittheilend nach allen Seiten. Der größere Theil seiner Werke ist lateinisch und in Prosa geschrieben; ihnen gegenüber stehen seine italienischen Gedichte. Petrarka betrachtete die letzten als jugendliche unbedeutende Ergüsse; er glaubte hingegen durch die ersten, seinen Ruhm für alle Zeiten gesichert zu haben. Und doch werden sie äußerst wenig gelesen, schon deshalb weil sie einer vollendeten Form entbehren. Ihr großer Werth und Petrarkas außerordentliches Verdienst besteht jedoch darin, daß er mit erfreulicher Begeisterung und unermüdlicher Thätigkeit für das wirkte, was seine Zeit bedurfte, was ihr neue mannigfaltige Lebenskräfte verschaffte. Dem ausgearteten, trotz aller Spaltungen noch tyrannisirenden Kirchenthume, der trotz alles Scharfsinns vertrocknenden

Scholastik gegenüber, ward Petrarka der Licht anzündende Prophet des klassischen Alterthums, des unwiderstehlich hervorbrechenden Humanismus. War auch Petrarka nicht frei von Eitelkeit und Empfindlichkeit, kein starker Charakter, kein praktisch richtig erkennender, oder wirksamer Staatslehrer, so bleibt er doch in den bezeichneten Regionen ein außerordentlicher Mann.

Weit mehr Gewicht als auf dies Alles, legte die Nachwelt auf Petrarkas italienische Liebesgedichte, und suchte durch mühsame Forschungen herauszubringen, ob und in welchem Verhältnisse er zu Laura gestanden habe. Mehr als Göthe, gab Prtrarka zu derlei Forschungen (die nur zu leicht in Klitschklatsch ausarten) gegründete Veranlassung, und als letztes Ergebniß ward verkündet: Laura, die Tochter Audeberts de Noves ward gebohren 1308 (vier Jahre später als Petrarka), heirathete 1325 Hugo de Sades, und starb 1348. Sie hatte 11 Kinder, Petrarka dagegen (anderer Liebschaften nicht zu gedenken) in dieser Zeit, von zwei Müttern, zwei unehliche Kinder.

An diese Ergebnisse ließen sich unzählige Zweifel und Fragen anreihen; wir widerstehen jedoch dieser Neigung nnd beschränken uns auf wenige Bemerkungen. Es liegen keine Beweise vor daß Laura jemals Petrarka leidenschaftlich liebte, oder ihrem Gemahle untreu ward. Gewiß war sie, mit Petrarka verglichen, nur unbedeutend, und 11 Schwangerschaften, Kindbetten, Mutterpflichten und derlei für die Schönheit sehr ungünstige Verhältnisse, stellte Petrarka mit Recht als unpoetisch zur Seite, und ließ seiner Fantasie freien Lauf. Dieser bis in die Wolken sich erhebende Idealismus, bedurfte jedoch eines realistischen Gegengewichts, und jene zwei natürlichen Kinder Petrarkas, thaten seiner Verehrung Lauras gewiß keinen Abbruch; — insbesondere wenn man bedenkt, daß seine Geliebte wesentlich seine eigene Schöpfung war!

Wie dem auch sey, Petrarkas Gedichte zeigen (in sehr seltener Weise) Treue, Anhänglichkeit, Gefühl für Schönheit und Sitte, Milde, Zartheit und Beweglichkeit des Geistes, Mannigfaltigkeit der Anschauung und Auffassung, Wohllaut der Sprache

und Kunst des prosodischen Baues. — Diesem und anderem wohlverdienten Lobe gegenüber, darf man jedoch bemerken; es finde sich auch Gekünsteltes, Spitzfindiges, Schwächliches in Petrarkas Sonetten, und man könne so unzählige, kleine Variationen, über ein an sich beschränktes Thema nicht lesen ohne Ermüdung, ja Langeweile.

Sehr auffallend und kaum begreiflich ist es, daß sich in Petrarkas Schriften, neben jenen zarten Liebessonetten, die allergröbsten Beschreibungen und Urtheile über das weibliche Geschlecht vorfinden (Buhle Gesch. d. Philos. II, 1, 101, 108). Man möchte auf den Gedanken kommen, es sey mit dem Lobe und dem Tadel nicht so ernst gemeint, und beides gutentheils nur eine äußerliche rhetorisch poetische Uebung. Daher sagt Macaulay (Byron 338): heutigen Lesern scheint Petrarkas Liebe von der Art zu seyn, welche kein Herz zerbricht.

Gewiß war es ein Unglück daß der Meister, unzählige kleine Nachahmer fand, welche Italien mit einer Fluth von Tausenden schlechter Sonette überschwemmten. Wer sich die Zwangsjacke der 14 Zeilen angeschneidert, oder angedrechselt hatte, hielt sich für einen Dichter, und auf lange Zeit verschwanden alle höheren Aufgaben, Formen und Zwecke, um des Götzendienstes und der Verehrung willen, welche dem mattherzigen, verweichlichenden, inhaltslosen Geklingel zu Theil ward!

[Lesen Sonette: Manso II, 3, 8, 13, 15, 24, 33, 36.
A. W. Schlegel IV, 41, 48, 64.
Voigt (erstes Jahrh. d. Humanismus) 71—76, 96—106.]

5.

Boccacio, geboren 1313, bis zum 28. Lebensjahre Kaufmann, dann des canonischen Rechtes Beflissener, endlich, in verschiedenen Lebensverhältnissen, Schriftsteller und Dichter, gestorben 1375.

Wie bei Dante und Petrarka bemühten sich viele Forscher über Boccacios Liebschaften die volle Wahrheit aufzufinden.

Sie erzählen gewöhnlich: zu Maria, einer natürlichen verheiratheten Tochter König Roberts von Neapel, (welche als Fiammetta in seinen Gedichten verherrlicht werde) habe er eine keineswegs ideale und unerwiederte Leidenschaft gehegt. — Andere behaupten dagegen: dies Alles sey lediglich Fabelei. — Ohne uns nochmals in derlei Prüfungen einzulassen, dürfen wir doch im Allgemeinen behaupten, daß Boccacio (wie es auch mit seinen idealern Verhältnissen stehen mochte), keineswegs dem sinnlichen Bestandtheile der Liebe entsagt hatte.

Er war ein gelehrter Kenner und Bearbeiter des Alterthums, obgleich Kritik und scharfsinnig klare Anordnung des Materials noch fehlte. Ueber seine poetischen Werke (Theseide, Admet, Fiammetta, Filopono, Philostrato) berichtet Friedrich Schlegel (X, 1) umständlich und meist lobend. Wir gestehen daß uns, nach lernbegierigem Anfange, bald die Lust verging die mühselige, wenig lohnende Arbeit fortzusetzen. Werden doch jene Werke, selbst in Italien, sehr wenig gelesen, — ja einige sind litterarische Seltenheiten geworden.

Desto verbreiteter, gelesener, bewunderter ist bis auf den heutigen Tag sein Dekameron. Gewiß war Boccacio der Begründer einer, im Vergleich zu allen Zeitgenossen, vollkommneren italienischen Prosa; er hat als erster Meister, Richtung, Behandlung, Methode für unzählige Nachahmer angegeben. Trotz dieser Anerkennung hat man mit Recht gefragt: ob sich nicht im Boccacio schon ein Anflug zeige von redseligem Schwulste und breitem Periodenbau, welcher später (z. B. im Guicciardini) noch weit mehr ausartete, und von dem sich fast nur Macchiaveli freigehalten hat?

Erheblicher als die Frage nach der Form, ist die nach dem Werthe des Inhalts jener Novellensammlung. Etliche beschreiben sie als ein heiteres, geistreiches Lehrbuch der, von aller kopfhängerischen Pedanterie befreiten Lebensweisheit, als ein Abbild reizender Natur und kühn sich enthüllender Schönheit; sie behaupten daß die Frager und Zweifler unfähig wären, sich zu dem höheren von Boccacio offenbarten Standpunkt zu er-

heben. — Unser Credo lautet anders! Den zarten, edlen Novellen steht eine viel größere Anzahl gegenüber, welche Zweideutiges nicht mit kurzem schlagenden Witze erzählen (wie in manchen Fabliaux) sondern sich gefallen in umständlichem Ausmalen, im Hohn über die Unschuldigen, in Hätschelei mit den Sündern. Nirgends eine Spur von sittlicher Theilnahme, von ernster Rüge. Ist der Einwand gegründet, daß die Zeit dies Alles erlaubte, ja verlangte; so erledigt sich keineswegs der Vorwurf gegen den Autor, sondern gewinnt nur eine größere, bedauernswerthe Breite.

Angenommen aber alle diese Einwendungen und Vorwürfe wären völlig unbegründet, so bleibt, unseres Erachtens, noch ein anderer übrig: nämlich daß die zahlreichen Erzählungen von Ungebührlichkeiten, Betrügereien, ja Schändlichkeiten, keineswegs große Mannigfaltigkeit zeigen, sondern gleichartig fast immer auf dasselbe hinauslaufen und dadurch ermüden. Einzelne Novellen tragen (wie gesagt) allerdings einen besseren Charakter; beschreibt denn aber z. B. die überall hochgerühmte und gepriesene Griseldis[1]), nicht ihrerseits einen, alle Persönlichkeit mit Unrecht vernichtenden Gehorsam, und auf der anderen Seite eine gefühllose Barbarei?

Die Nachahmer Boccacios sind in einigen Beziehungen besser, in anderen schlechter! es ist hier nicht der Ort auf diese Unterschiede einzugehen. Die Novellenkränze welche Goethe und Tieck begannen, sind von den italienischen wesentlich verschieden: sie sind mannigfaltiger, sittlicher, tiefsinniger. Wir haben gar keine Vorliebe für die ängstliche Ziererei, welche etliche Frauen als Triumph und Kennzeichen höchster Sittlichkeit betrachten; doch können wir unmöglich den Dekameron als Mittel empfehlen um jene Lächerlichkeiten auszutreiben, wir fürchten daß italienische Frauen durch häufiges Lesen jenes Werks leicht weniger gewinnen, als in anderer Beziehung verlieren könnten.

---

1) Timoneda hat in seiner Erzählung (Tesoio I, 19) diese Mängel auch nicht genügend beseitigt.

6.

Es ist auffallend daß die Kirchenväter während des Mittelalters, selbst in theologischen Kreisen, keine größere Rolle spielen: denn die Griechen (Origenes, Chrysostomus) wurden wenig, oder gar nicht gelesen, und Tertullian blieb (ungeachtet man an schlechtes Latein gewöhnt war) wohl nur mit Mühe verständlich. Am meisten geschätzt und benutzt ward allerdings Augustinus. Theils aber ließen seine Schriften eine verschiedene Auffassung zu, theils boten sie eine, nur zu bequeme Handhabe, sich übermäßig in dogmatische Schwierigkeiten zu vertiefen. So viel Anknüpfungspunkte auch das Christenthum bot philosophische Gedanken neu zu begründen und zu beleben, geschah dies doch auf keine vollkommen genügende Weise; und die herrschenden Parteien wurden oft verfolgungssüchtiger als je das Heidenthum gewesen war.

Um die Zeit aber, wo die Laienwelt anfing sich um die Litteratur zu bekümmern, fehlte, gottlob, den Meisten jener fanatische Eifer, und die Auferstehung der alten Klassiker füllte die Gemüther mit so lebendiger, erfreuender Begeisterung, daß die (trotz manches löblichen Inhalts) einseitigen, breiten, mangelhaft geschriebenen Kirchenväter, keine allgemeine Theilnahme erweckten, die griechischen selten übersetzt, und die lateinischen ohne allen Vergleich weniger gelesen wurden als Cicero und Virgil. Alle, bis in die neueste Zeit wiederholten Versuche, statt der Klassiker, die Kirchenväter in die Schulen einzuführen, sind (unbeschadet des Christenthums) immer mißlungen.

[Lesen: 1) Tertullian Vorles. über alte Geschichte II, 493.
2) Guigo Hohenst. VI, 393.
3) Abälard Hohenst. VI, 379.
4) Bernhard v. Clairvaux VI, 384.

7.

Die herkömmliche Ansicht: man habe die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften, wesentlich den aus

Constantinopel nach Italien gewanderten Griechen zu danken, ist unhaltbar. Denn schon früher war der Geist des Alterthums in Männer wie Petrarka und Boccacio eingedrungen, und ohne den beispiellosen Eifer italienischer Fürsten und Gelehrten hätte jene Einwanderung nur wenig Früchte getragen.

Seit 1000 Jahren hatten die Byzantiner, umgeben von unerschöpflichen Schätzen der Vorwelt, sie kaum verstanden, viel weniger selbst etwas Großes und Bewundernswerthes erzeugt. Allerdings brachten sie einiges Ererbte den Italienern; aber weit mehr holten diese selbst, und belebten das Vernachlässigte von Neuem. Gewiß erleichterten jene Einwanderer das Studium der griechischen Sprache; aber der Ausdruck: Wiederherstellung der Wissenschaften ist eine Uebertreibung, eine Hyperbel. Von eigentlichen Wissenschaften war wenig die Rede, und selbst die alte Philosophie (die noch am ersten hieher gehört) beherrschten jene Byzantiner keineswegs auf eine genügende und erfreuliche Weise. Anstatt z. B. Platon und Aristoteles in ihrem großen, eigenthümlichen Werth anzuerkennen, anstatt ihren geschichtlichen Zusammenhang, die Causalverbindung, die erfreuliche Entwickelung zu begreifen, hielten es Viele, in ihrer beschränkten Eitelkeit für das höchste Verdienst, den einen oder den anderen jener beiden Meister in den Himmel zu erheben, und den zweiten ganz zu verdammen. Ja diese blinde Leidenschaftlichkeit führte bis zu den gemeinsten Lügen und Verläumdungen.

In allen größeren Völkern Europas brach damals, mehr oder weniger, ein geistiger Frühling hervor; aber die Italiener waren die Chorführer, und mit Recht spricht die Geschichte von einem Zeitalter der Medicäer!

8.

Nur viermal hat die Weltgeschichte lobpreisend von Zeitaltern gesprochen, die für Bildung und Fortschritt des menschlichen Geschlechts von hoher, glänzender Wichtigkeit waren, nämlich das Zeitalter des Perikles, des Augustus, der Medi-

cäer und Ludwigs des XIV. Zweifaches (so scheint es) muß zusammentreffen um jenen Beinamen zu verdienen: ein hochgestellter, das Vereinzelte belebender und zusammenfassender Herrscher; und dann eine Reihe in seltener Weise gleichzeitig hervortretender Männer, welche in den verschiedensten Richtungen, Kunst und Wissenschaft ergreifen und meisterhaft fördern. Die Wichtigkeit jener leitenden Herrscher ward bisweilen ausschließend hervorgehoben; bald hingegen sind sie als wenig bedeutend, oder als Nebensache betrachtet und behandelt worden. Beides ist irrig. Ohne ihre Einwirkung würden die einzelnen Talente eben vereinzelt und abgeschwächt bleiben, und die oft so unentbehrliche äußere Förderung fehlen; ohne jenes Zusammendrängen geistiger Lichtstrahlen würde den herrschenden Führern, der schönste Glanz und Ruhm nicht zu Theil werden.

Jene Benennung der vier Zeitalter ist nicht unverdient, obgleich sie an Umfang, Werth und Dauer sich keineswegs gleich stehen. Es ward nicht erwiesen daß das spätere Zeitalter in diesen drei Beziehungen jedesmal das vollkommnere sey; eher könnte man wohl die Reihefolge umkehren, und dem perikleischen den ersten, dem augusteischen den 2. Rang zuweisen. Wenigstens in der Beziehung, daß beide die heutige Gegenwart mehr beschäftigen und erregen, mehr in sie eingreifen, als die Zeitalter der Medizäer und Ludwigs XIV.[1]) Diese größere Dauer bestimmt aber keineswegs allein Umfang und Werth des Geleisteten.

Vergleichen wir die leitenden Personen, so hatten Augustus und Ludwig XIV. eine ähnliche politische Stellung, und noch mehr Uebereinstimmung zeigt sich zwischen Perikles und Lorenz von Medicis. Beide standen durch die Ueberlegenheit ihres Geistes und Charakters viele Jahre lang, durch freiwillige Anerkenntniß ihrer Mitbürger an der Spitze hochgebildeter, aber sehr unruhiger Republiken. Beide waren der Mittelpunkt vieler, sich in selbstgewählten Bahnen bewegender, ausgezeichneter

---

1) Von dem Zeitalter Ludwigs XIV. wird später die Rede seyn.

Männer; in Athen war jedoch der Umfang des Ergriffenen und zur Vollkommenheit Geführten, viel größer als in Florenz. Denn wollen wir auch Michel Angelo, dem Phidias und andere ausgezeichnete florentinische Künstler den athenischen gleichstellen, so fehlen hier doch Dichter wie Sofokles und Euripides, Philosophen wie Sokrates und Platon, Redner, Aerzte, Geschichtschreiber ersten Ranges.

Zugeben aber muß man daß in Florenz die ganze Atmosphäre von Dichtung geschwängert und erfüllt war, und kaum Einer sich dieser Einwirkung entziehen konnte, oder wollte.[1]) Die neu entdeckte classische Welt, beherrschte ferner alle Gemüther dergestalt, nahm jede thätige Kraft so sehr in Anspruch, daß Fähigkeit, Lust und Bedürfniß zu eigenen Erzeugungen hiedurch vermindert ward. Deshalb hat das, damals im Wiederschein der alten Welt, Erschaffene und Bewunderte, sehr an Glanz und Werthe verloren. Viele hervorragende Männer jener Zeit, haben für sich ein reiches Leben geführt, den Besten ihrer Zeit genügt, Fingerzeige und Anregungen gegeben den kommenden Geschlechtern; — aber einen Dichterkranz für alle Zeiten, erwirbt man nicht mit Nachahmung von Liebessonetten und Canzonen, mit flachen Satiren, Beschreibung von Turnieren, und willkürlichen, oft geschmacklosen epischen Versuchen. Alle diese Aufgaben und Zwecke erscheinen, wenn man das Vergrößerungsglas augenblicklicher Bewunderung bei Seite legt, nur untergeordnet und unbedeutend. Man kann von Manchem sagen, was die Catalani von der Sonntag: elle est la première dans son genre, mais son genre n'est pas le premier. Trotz alles Lobes, welches ihnen in Litterargeschichten gespendet wird (z. B. an Guarino, Aurispa, Poggio, Filelfo, Traversari, Bruni u. A.) bieten ihre, nach Form und Inhalt sich keineswegs zum ersten Range erhebenden Schriften, sehr wenig Reiz für heutige Leser, und bleiben deshalb auch ungelesen.

Weniger Eigenthümlichkeit und scharf ausgedrückte Persön-

---

1) Ueber die Gedichte des Lorenz von Medici, Roscoe I, 259.

lichkeit, ist in jenen unter sich ähnlichen litterarischen Erzeugnissen zu erkennen, als in den zahllosen Zänkereien und groben Verläumdungen, welche jene Hochgerühmten widereinander leider aussprachen und drucken ließen. Lorenz von Medicis hatte wohl mehr Noth bei Schlichtung dieser Streitigkeiten, als Perikles in Athen.

Die Verehrung der platonischen Philosophie, neben jenen dichterischen Richtungen, ist löblich und erfreulich; aber durch die Uebersetzung Platons, ward Marsilius Ficinus kein Philosoph ersten Ranges, und seine Bewunderung der Neuplatoniker, der Gnostiker, der Kabbala und der Mystik, erzeugte Wunderlichkeiten und Thorheiten schlimmerer Art. Deshalb sagt Tiraboschi: „die Vorliebe für Platon führte diese Männer so weit Narrheiten niederzuschreiben, welche man ohne Lachen nicht lesen kann.“ — Hätte man Aristoteles als zweiten Meister gekannt, anerkannt und geehrt, so wäre die mangelhafte Richtung und Erkenntniß verbessert und erweitert worden.

Bei höherer, allgemeiner Bildung bleiben gewisse Schattenseiten und Auswüchse nie ganz fern; Heilmittel wie sie um die Sittlichkeit zu befördern, der fanatische Savonarola anwandte, waren schlimmer als die bekämpften Uebel. Daß umgekehrt viele Päpste und Fürsten, den Medicäern in Beförderung von Kunst und Wissenschaft nacheiferten, ist bekannt, hier jedoch nicht umständlich zu erörtern. Der treffliche Tiraboschi giebt hierüber die beste Auskunft.

9.

Es ist unter den Gelehrten viel gestritten worden, welche Gedichte der europäischen Völker die ältesten seyen. Aus Mangel entscheidend gewisser Thatsachen bleibt jedoch Vieles zweifelhaft. Wurzelt z. B. die Poesie der Italiener, Spanier, Provenzalen in der antiken Welt, so hat sie Anspruch auf das höchste Alter; findet sich aber daß diese neuere Dichtkunst von der alten schlechterdings verschieden, und kaum irgend eine Aehnlichkeit

nachzuweisen ist, so fällt der chronologische Beweis zu Boden, und die zur Zeit Karls des Großen gesammelten (aber leider verlornen) deutschen Gedichte, dürften der Zeit nach den Vorrang verdienen. Das Alter entscheidet aber nichts über den inneren Werth eines Kunstwerks; ja man darf behaupten, oder doch vermuthen, daß alle irgend begabten Völker unter ähnlichen Kulturverhältnissen unausbleiblich zur Dichtkunst hingetrieben werden. In vielen Fällen läßt sich nachbarliche Einwirkung nicht läugnen (z. B. der Provenzalen auf die Italiener); aber das wahrhaft Wichtige und Bedeutende muß auf eigenem Boden wachsen. Mag man also auch, nach Fauriels scharfsinnigen Untersuchungen die Wirksamkeit der Provenzalen nach vielen Seiten zugeben, so ist doch Dante und der Cid nicht durch sie entstanden.

In der provenzalischen Sprache lassen sich nachweisen griechische, lateinische, gallische Bestandtheile, welche jedoch zu einer neuen schönen Einheit verbunden wurden. Nicht minder hatten die Provenzalen eigenthümliche Verdienste in Hinsicht auf Entwickelung der Silbenmaße und dichterischen Formen, auch ist die Zahl ihrer lyrischen Gedichte überraschend groß. Aber schon deshalb mußte ihr Werth sehr verschieden seyn: neben ächter Begeisterung, Tiefe und Zartheit, findet sich Oberflächliches und Ungebührliches, und die Krieges- und Spottlieder werden von den Liebesliedern der Zahl nach weit überflügelt. Eine unausbleibliche Folge dieser Ueberzahl, sind unzählige ermüdende Wiederholungen dürftiger Gedanken und Empfindungen. Der gewiß sehr unvollkommene Gesang der Jongleurs konnte diese Mängel nicht verdecken; auch hat kein Provenzale als Lyriker den ersten Rang errungen und behauptet.

Ob die Provenzalen so großen Antheil an den epischen Gedichten des Mittelalters haben, wie Fauriel nachzuweisen sucht, ist eine noch nicht genügend beantwortete Frage. Sofern jene in wesentlichem Zusammenhange mit dem Ritterwesen lebten, sind die Provenzalen nicht minder theilnehmend und berechtigt als die Nordfranzosen. Hiemit steht wieder in Verbindung, daß

der künstlichen, überverfeinerten Hof- und Ritterpoesie gegenüber, mehr aus dem Volke hervorgehende, populäre Dichtungen entstanden.

Gewiß fehlte das Drama ganz in der Provence; denn die Mysterien können kaum als der Anfang einer ächt künstlerischen, eigenthümlichen Entwickelung bezeichnet werden. Vielleicht hätte sich diese eingefunden, wenn nicht die verdammliche Wuth der Albigenserkriege, alle jene schönen Blüten und Früchte niedergeschlagen und zerstört hätte. Wo man große Städte verbrannte und unzählige Menschen (angeblich zu Gottes Ehre) ermordete, erscheint es fast als eine nur geringe Nebenthorheit daß Papst Innocenz IV. die provenzalische Sprache als ketzerisch bezeichnete und ihren Untergang forderte. Im Zusammenhange mit allen übrigen Freveln, blieb leider auch diese Forderung nicht ohne Wirkung.

10.

Der größere und wesentlichere Theil eigenthümlicher Bildung der französischen Sprache, ging ohne Zweifel aus von dem begabten Volke selbst; doch fanden allerdings auch germanische, provenzalische und romanische Einwirkungen statt.

Die Entwickelung der nordfranzösischen Lyrik steht der provenzalischen nach; wieviel aber von den epischen Gedichten im Süden wurzele, ist (wie gesagt) noch nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Doch darf man behaupten, daß ein bedeutender Beitrag von der Pròvence ausging; insbesondere sofern die Rede ist von Fehden an den Pyrenäen, und mit spanischen Herrschern und Völkern. Gewiß werden diese sogenannten Epopeen von fleißigen Bearbeitern überschätzt; im Ganzen aber dergestalt unterschätzt und vernachlässigt, daß die meisten noch ungedruckt in Bibliotheken vergraben liegen, und die gedruckten für das Volk unverständlich und unbeliebt bleiben. Natürlich! denn es fehlt ihnen fast ganz an geschichtlichem, geographischen, volksthümlichen Boden, und sie sind (trotz einzelner glänzender, be-

stechender Stellen) im Ganzen überlange Erzeugnisse einer maaß- und haltungslosen Willkür, welche nicht ein Beweis ist übergroßer, schaffender Kraft, sondern der Schwäche und Geschmacklosigkeit. Insbesondere zeigt sich dies bei Behandlung, oder vielmehr Mißhandlung, griechischer und römischer Gegenstände.

Allmählig traten an die Stelle dieser in Versen geschriebenen Gedichte, prosaische Romane meist mit denselben Eigenschaften; nur daß sie womöglich noch breiter, und schon deshalb für heutige Leser unlesbar sind. Auch erlaubte das beobachtete Verfahren, nach Belieben das Werk endlos fortzusetzen; denn es findet sich kaum ein, das Ganze zusammenhaltender Faden, und eine künstlerisch abgerundete Organisation sucht man meist vergebens.

Diese Rügen richten sich nur gegen übertriebenes Lobpreisen, ohne das wahrhaft Werthvolle in einzelnen kühnen und gefühlvollen Darstellungen zu läugnen. Auch ist das spätere Vorherrschen kalter, lebloser, trockenlangweiliger Allegorien noch weniger zu billigen, wie es sich in dem überlangen, einst hochgepriesenen Roman de la Rose findet. Hiemit verglichen, führt Boccacio seine Geschichten mit höchster lakonischer Kürze zum Ziele.

Von großer Mannigfaltigkeit sind die französischen Fabliaux: trefflich, geistreich, witzig, mittelmäßig, unbedeutend, geschichtlich, ungeschichtlich, geistlich, weltlich, sittlich, unsittlich, gläubig, abergläubig, meist kurz und nur selten von allzu wortreicher Länge.

Clement Marot[1]) (st. 1544) wird gewöhnlich an die Spitze der neuern französischen Dichter gestellt, ist aber doch trotz vieler wohlgemeinten, bunten Versuche (Psalmen, Erzählungen, Lieder, Epigramme u. s. w.) kein schaffender Geist ersten Ranges; vielmehr sagt Voltaire von ihm: Marot n'a qu'un style, et il chante du même ton les psaumes de David et les merveilles de Mademoiselle Alix.

---

1) Eschenburg II, 24; V, 41.

Ebenso wenig konnten des anmaaslichen Ronsard (st. 1585) pedantische, sprachwidrige Künsteleien, ohne wahre Innigkeit, auf die Dauer Beifall finden.[1]) Malherbes (st. 1628) ernster Widerspruch war ohne Zweifel wohlbegründet; aber an die Stelle der regellosen, oder pedantischen Thorheiten, ward Besonnenheit, Kritik und verständiges Maaß so eifrig und geschickt angepriesen, daß ein Flug in die höheren Regionen der Dichtkunst kaum erlaubt und möglich blieb. Selbst Malherbe kommt fast nie hinaus über sorgfältig correkte Verstandespoesie, ausgeschmückt mit allerlei Rhetorik. Aber sprachliche Reinheit und Rhetorik erhebt niemand zum wahren Dichter. Größere Meister eröffnen einen späteren Zeitraum.

Mit Unrecht erwähnt und lobt man oft, fast ausschließlich die früheren französischen Dichter, während ihre Chronisten und Geschichtschreiber (Männer wie Villeharduin, Joinville, Froissart) ihnen, in ihrer Art gleich, oder vielmehr voranstehen; und wenn auch die Universität Paris nur sehr wenig für die nationalfranzösische Litteratur gethan hat, so war sie doch für Entwickelung, zunächst der Theologie und Philosophie, von größter Wichtigkeit; ja sie wußte eine politische Stellung zu gewinnen, und lange zu behaupten.

11.

Spanien, auf drei Seiten vom Meere, auf der vierten von hohen Gebirgen eingeschlossen, scheint ein von Natur fast unzugängliches Land zu seyn; — und doch hat es von außen die größten Umwälzungen erfahren, und ist abwechselnd erobert worden von Karthagern, Römern, Deutschen und Muhamedanern. Die Letzten waren lange Zeit hindurch höher gebildet, als die christlichen Spanier, und es mußten viele Gründe und Verhältnisse zusammentreffen, diesen, nach Jahrhunderte langem Kampfe, den vollständigen Sieg zu verschaffen. Ebenso langsam

1) Eschenburg IV, 260.

entwickelte sich die Sprache in mannigfachen Dialekten, bis erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts, das Kastilianische (wenigstens in litterarischer Beziehung) die Oberhand gewann. Die älteste entdeckte spanische Urkunde ist von 1155, und wohl schon früher hat es spanische Gedichte gegeben.

Merkwürdig, daß ungeachtet jener Umwälzungen und Mischungen, sich ein selbständiger spanischer Volkscharakter und eine sehr eigenthümliche Litteratur bildete. Ja an der Spitze derselben steht ein bewundernswürdiges Gedicht, wie es kaum irgend ein neueres Volk aufzuweisen hat, nämlich die Romanzen vom Cid. Trotz aller Zweifel über die Entstehung derselben, die Person des Dichters, die Gränzen des Geschichtlichen und Hinzuerfundenen, ist und bleibt das Gedicht ein Denkmal tapferen Sinnes, zarter Empfindung, edler Begeisterung und vaterländischer Haltung. Don Rodrigo Diaz de Vivaro, genannt der Cid (Seid, Herr, Ritter) ist und bleibt den Spaniern ein bewunderter, volksthümlicher Held, das Gedicht bleibt populär und wirksam. Die Nibelungen sind dem Umfange nach viel größer, der Organisation und dem Inhalte nach viel kunstreicher und mannigfaltiger; aber Siegfried und Hagene verloren auf lange Zeit mehr die Theilnahme der Deutschen, als Cid die Theilnahme der Spanier.

[Lesen: Herder, schöne Litteratur III, S. 82—84, 86—87, 216—224, 240—241.]

Besondere Erwähnung verdient König Alfons X. (geb. 1221, gest. 1284) ausgezeichnet in jeder Beziehung, nur nicht als Herrscher. Er führte die Landessprache ein für den Geschäftskreis der Behörden, veranlaßte eine Bibelübersetzung, beförderte viele Zweige der Wissenschaft, insbesondere die Sternkunde, war selbst Dichter und prosaischer Schriftsteller. Nicht bloß an der Abfassung einer neuen Gesetzsammlung (siete partidas) nahm er Theil, sondern fügte auch allerhand Untersuchungen und Betrachtungen hinzu, wie man sie an dieser Stelle keineswegs erwartet. So über das Wesen der Tyrannei,

die beste Erziehung, das Benehmen der Prinzessinnen. Sie sollen (heißt es daselbst) mäßig seyn im Essen und Trinken und im Anzuge, sich nie zum Zorne hinreißen lassen, was einer Frau sehr schlecht ansteht. Sie sollen die Arbeiten lernen, welche für Frauen passen, denn dies macht heiter, ruhig und vertreibt böse Gedanken.

Des Königs Alfons Neffe, Don Juan Manuel (st. 1347) schrieb ein merkwürdiges Buch, unter dem Titel: der Graf Lukanor. Es enthält 49, nach morgenländischer Weise verbundene Erzählungen, Anekdoten, Apologen. Graf Lukanor legt nämlich seinem Minister Paternio sittliche und politische Fragen vor, welche dieser jedesmal durch eine Erzählung beantwortet. Sie zeigen mannigfache Kenntnisse, Erfahrung, praktischen Verstand, Weltklugheit.

Gleichzeitig mit dem Allem erwuchsen seit dem 13. und 14. Jahrhundert sehr viele Romanzen, welche mehr geschichtlichen Inhalt, festeren Boden und ergreifenderen Ausdruck zeigen als die meisten ähnlichen Gedichte.

Bald darauf entstand Wunsch und Bedürfniß, die Gefühle und Thaten tapferer und keuscher Ritter umständlich dargestellt zu sehen, und so fand Amadis als bester prosaischer Ritterroman den höchsten Beifall. Man hat behauptet, dieser Beifall beruhe zum Theil darauf, daß die Härte Dantes, die Weichlichkeit Petrarkas, die Zweideutigkeit Boccacios edlen Gemüthern auf die Dauer nicht genügen könne, und allerdings ertönen im Amadis ganz andere Saiten und Harmonien. Wenn aber jene italienischen Meister sich dennoch länger erhalten haben, als der Amadis und seine von Cervantes hinlänglich gewürdigten schwächeren Nachahmer; so rührt dies zunächst daher, daß alle diese Romanschreiber gesetzlose Willkür für die vollkommenste Offenbarung dichterischen Genius hielten, und durch endlose (trotz des Scheins reicher Mannigfaltigkeit) immer wiederkehrende, langweilige Abentheuer ermüden und abschrecken. Sie mußten aus der Mode kommen; denn nur das nach Form und Inhalt

Vollendete, erhebt sich über augenblicklichen, oft verblendeten Beifall, und lebt für alle Zeiten!

[Lesen: Dunlop 149.]

Die Behauptung, daß der Inhalt dieser Romane aus asiatischen, insbesondere aus persischen Quellen, über Arabien und Afrika nach Spanien und über Skandinavien nach Deutschland, England und Frankreich gekommen sey, ist ganz unbegründet; und ebenso unwahrscheinlich ist es daß ein Portugiese Lobeyra (st. 1403), Verfasser des Amadis und Mittelpunkt der neuen Schöpfungen gewesen sey. Ohne aber hier auf die ungelöseten Schwierigkeiten einzugehen, wo und durch wen der Amadis entstand, fortgesetzt, umgearbeitet und gedruckt ward, genügt es an dieser Stelle nur die Thatsache festzuhalten, daß alle diese Romane in Spanien Eingang und den größten Beifall fanden, bis Cervantes ihr nur täuschendes Licht durch ein ohne Vergleich trefflicheres Kunstwerk auslöschte.

Die Entwickelung der portugiesischen Sprache und Litteratur zeigt sich der spanischen ähnlich und doch auch verschieden. So ist der portugiesische Nasenlaut und die Abkürzung der Worte den Spaniern fremd: Jene sagen z. B. cor für color, paço für palacio, pay für padre, por für poner, ter für tener, o für lo, a für la. — Es giebt vereinzelte, aber schwer verständliche Proben portugiesischer Gedichte, schon aus dem 12. Jahrhundert. Größere Fortschritte fanden im 13. und 14. Jahrhundert statt, auch hinsichtlich der Prosa. Im Jahre 1290 stiftete König Dionys die Universität zu Coimbra. Wie sich im 15. und 16. Jahrhundert der Gesichtskreis, die Thätigkeit, die Begeisterung der Portugiesen mehrte, kann erst später erzählt werden.

12.

In England haben Ureinwohner, Römer, Sachsen, französirte Normannen den größten Einfluß auf Bildung und Litte-

ratur gehabt, und insbesondere eine dergestalt gemischte Sprache herbeigeführt, daß kaum irgendwo etwas Aehnliches nachzuweisen ist. Diese Mischung und der eben so ungewöhnliche Mangel an grammatischen Formen und Hülfsmitteln, scheint von vorn herein zu dem Schlusse zu berechtigen, das Englische müsse für höheren Ausdruck der Gedanken und Empfindungen unbrauchbarer seyn als alle sonst der Erwähnung werthen Sprachen. Und doch hat die glänzendste Erfahrung das Gegentheil erwiesen, wofür sich Gründe mancherlei Art darbieten und auffinden lassen. Der wichtigste möchte seyn, daß große Geister das Werkzeug der Sprache bewunderswürdig gestalten: mens agitat linguam! Allerdings haben die französischen Kriege und die der beiden Rosen, jede Entwickelung wesentlich verzögert, aber doch nicht ganz gehemmt.

Mit Recht wird Chaucer (geb. 1328, gest. 1400) als die erste hervorragende Persönlichkeit betrachtet, welche auf englische Sprachbildung und Dichtung den größten Einfluß hatte. Er kannte Petrarka und Boccacio und legte seinem Hauptwerke, den Canterbury Erzählungen, viel Italienisches und Französisches zum Grunde. Anderes ist ihm eigenthümlich, und wenn seine Verse der Prosa des Boccacio nachstehen, so bleiben ihm Vorzüge abweichender Art. Wollte man auch seine Hinneigung zum Komischen, nicht als einen solchen gelten lassen, so sind doch die 30 Pilger, welche nach Canterbury wallfahrten und abwechselnd Erzählungen vortragen, weit mannigfaltiger, ergötzlicher und schärfer charakterisirt, als die Gesellschaft im Dekameron des Boccacio.

Noch vor Chaucer dichtete der Schotte Barbours (st. 1396) seinen Robert Bruce, ein edles Nationalwerk wie es England nicht besitzt. Geringer als Chaucer und Barbours ist Gower, welcher die Launen der Verliebten in 30,000 Versen beschrieb, und durch eingefügte Allegorien die unvermeidliche Langeweile nur vermehrte. Auf ähnlichem Wege beharrte Lydgate, und auch Dunbar (1465—1520) hat seine Gedichte, (die Distel

und die Rose, und der goldene Spiegel) durch Allegorien erkältet und fast unerträglich gemacht.

Gleichzeitig mit dieser angeblich vornehmeren Entwickelung entstanden natürlicher, eigenthümlicher, erfreulicher eine große Zahl von englischen und noch mehr schottischen Volksliedern und Balladen, zum Theil von höchster Schönheit und Innigkeit. Mögen hier zweie Platz finden.[1])

1) An eine Eiche lehnt ich mich an
Und glaubte daß sie sicher sey,
Doch sie bog sich und brach sodann,
So brach mir auch mein Lieb die Treu'.
O weh, o weh daß die Liebe gut
Nur kurze Zeit, so lang sie grün;
Doch wenn sie alt, dann wird sie kalt
Und schwindet wie Morgenthau dahin!
O warum putz' ich noch mein Haupt
Und warum kämm' ich noch mein Haar?
Da mich mein treues Lieb verließ
Und ihre Lieb zu Ende war!
O Martinswind (Herbstwind) wann willst du wehen,
Und schütteln die grünen Blätter vom Baum?
O sanfter Tod wann wirst du kommen,
Denn ich ertrage mein Leben kaum.
's ist nicht der Frost mit seinem Eis,
's ist nicht des Schneesturms Macht aus Norden,
Nicht solche Kälte die mich macht weinen,
Doch daß mein Lieb mir kalt geworden. —
O wer das wüßte, bevor er küßte,
Daß Liebe ein so schlechter Gewinn,
Der schlösse sein Herz in goldne Truhe,
Mit der Silbernadel gesteckt dorthin!

2) O wäre mein Lieb die rothe Rose
Auf dem Wall des Schlosses dort,
Und ich selber wär ein Tropfen Thau,
Auf die Rose fiel' ich sofort
O mein Lieb ist lieblich, lieblich, lieblich
O lieblich und schön bist Du,
Schau ich Dir nur in Dein hold Gesicht,
Lachst Du mir freundlich wieder zu.

1) Büchner, Geschichte der englischen Poesie, I, 81.

O wäre mein Lieb ein Waizenkörnlein
Und wüchs auf jenem Lilienfeld,
Und ich wär' ein liebes Vögelein,
Mit dem Körnlein flög' ich in die Welt.
O mein Lieb ist lieblich u. s. w.
O wäre mein Lieb ein Kasten voll Golde
Und ich hätte den Schlüssel dazu,
Ich öffnete ihn so oft ich wollte,
Und wäre bei meinem Liebchen dann.
O mein Lieb ist lieblich u. s. w.

13.

Kommen wir nach langen Umwegen zu unserem Vaterlande, zu Deutschland, so ist hier viel zu loben und viel zu beklagen. Eine reine, ursprüngliche Sprache, reich an Formen und Wohlklang, welche später durch Weiterbilden und Abschleifen gewann, aber auch verlor. Die Uebersetzungen der Evangelien durch Ulphilas (im 4. Jahrhundert) die Harmonie der Evangelien durch Otfried (im 9. Jahrhundert), der Lobgesang auf den heiligen Hanno, sind merkwürdige, werthvolle Denkmale. Den größten, bewundernswürdigen Reichthum bringt aber die Zeit der Hohenstaufen. Mag zuvörderst etlichen, der so zahlreichen lyrischen Dichter, das Provenzalische als Muster vorgeschwebt haben; so zeigen sie auch Treffliches was dort fehlt; und wenngleich die von Deutschen aus der Fremde übernommenen Stoffe epischer Dichtungen, an den schon gerügten Mängeln leiden, und wir den Umfang und das Maaß des Hinzugefügten nicht genau kennen, so war dies doch wohl nicht ohne Werth und Eigenthümlichkeit. Andererseits stehen diese, von mir in der Geschichte der Hohenstaufen umständlich beurtheilten Werke, ohne Zweifel dem wesentlich deutschen, den Nibelungen, weit nach. Diese beruhen nicht auf willkürlichen, unglaublichen Erfindungen eines Einzelnen, sondern erwuchsen naturgemäß aus unzähligen Anregungen, Vorgängen und Sagen. Daß diese aber zu so großer, fast beispielloser, tragischer Einheit gestaltet wurden, ist (wie Einige sagen) das Werk vieler kleinen Lehrjungen, oder

(wie Andere behaupten) eines bewundernswerthen, alles Einzelne ordnenden, beherrschenden, belebenden Meisters.

[Lesen: Hohenst. VI, 458—470, Dichtung.
— 519, Kleidung.
— 571, 580, Frauen.
— 533, Aberglaube.
— 215, Reliquien.]

Daß auch die Prosa sich damals schon entwickelte, zeigen der Sachsenspiegel und der Schwabenspiegel, — und nur das Drama fehlt, wie überall.

Zum Schlusse des hohenstaufischen Zeitalters, pflegt man wohl noch Konrad von Würzburg lobend zu erwähnen; aber ein aus fremder Hand übernommenes Gedicht vom trojanischen Kriege, welches in vielen tausend Versen nur bis zur Abfahrt der Griechen von Aulis führt, muß (trotz einzelner gelungener Stellen) langweilig und geschmacklos seyn.

Alles was die hohenstaufischen Kaiser, und die größten ihrer Vorgänger thaten, ist in neuester Zeit aus einem Gesichtspunkte des neunzehnten Jahrhunderts, als unverständig und schädlich bezeichnet worden. In Wahrheit hat aber jede Zeit ihre natürlichen, eigenthümlichen, unvermeidlichen Aufgaben zu lösen.

Seit dem Tode Friedrichs II. sinkt das Kaiserthum: es werden geringere Aufgaben gestellt, geringern Personen anvertraut, und in geringerer Weise gelöset. Es fehlt an großen umfassenden Interessen und Zwecken, Alles zieht sich zusammen auf engere Kreise, und wo das Theologische, das Verhältniß von Staat und Kirche etwa hervortritt, erzeugt es nur unfruchtbare Spaltungen, ohne großartige Erfolge.

Bürgerliche Thätigkeit, Erwerb, städtische Fortschritte sind nicht zu verkennen, und sehr zu loben; aber die Sprache zerfällt in untergeordnete Dialekte, die latinisirenden Universitäten pflegen meist eine pedantische, aufs Volk nicht wirkende Gelehrsamkeit; es erwuchs kein Athen, oder Florenz; die Dichtkunst sank herab zum trocken verständigen, und zugleich überkünstelten, langweiligen Meistergesang. Zwei Jahrhunderte, das 14. und 15., erzeugten keinen wahrhaft großen Dichter; und mit den kleinen

sich abzumühen, überlassen wir gern den eigentlichen Litterarhistorikern. Giebt es doch in dieser langen, langen Zeit, kaum irgend ein deutsches Werk das noch gelesen würde, und zugleich nach Form und Inhalt verdiente gelesen zu werden.

Ich wiederhole: Italien lag in dieser Zeit fast ganz außerhalb des Kreises deutscher Theilnahme und Thätigkeit, Kreuzzüge nach Jerusalem galten für thöricht, und man ließ Konstantinopel durch die Türken erobern, ohne auch nur einen ernsten Versuch zu machen europäisch christliche Freiheit und Bildung, gegen asiatische Roheit und Muhamedanismus zu schützen. Ueberall die, jetzt fast ausschließend gerühmte, Beschränkung auf nationale Thätigkeit (oder Unthätigkeit) innerhalb der Grenzen Deutschlands.

So, nicht unnatürlich, in jenen Zeiten. Der Gedanke, der Begriff deutscher Weltherrschaft, mit großen Kaisern an der Spitze, konnte allerdings nicht von Männern verwirklicht werden, die, wie Kaiser Friedrich III., ein halbes Jahrhundert lang nur sich und Andere langweilten. Die Aristokratie der weltlichen und geistlichen Fürsten überflügelte den monarchischen Bestandtheil und beschränkte, soweit es von ihr abhing, die mehr demokratische Richtung der Städte. Nicht genug, daß die Blicke nirgends über Deutschland hinausreichten, trat auch das allgemein Deutsche in den Hintergrund, während allerdings das Landschaftliche und Oertliche mit Liebe, Fleiß und Erfolg gehegt und gepflegt ward.

Hier liegt der Trost über viele Mängel anderer Art, und das in seiner Beschränkung Gesunde, Kräftige, hätte sich wohl löblich und siegreich erweitert, wäre nicht die Kirchenspaltung dazwischen getreten. Von gemäßigten, aber nicht erhörten Wünschen, von ernstern zurückgewiesenen Vorschlägen, kam man allmählig zu einer fast beispiellosen Auflösung aller bürgerlichen und sittlichen Ordnung, bis der westphälische Friede, (nach verdammlichem, dreißigjährigen Kriege) den leiblich und geistig Entarteten und Ermatteten die Ueberzeugung aufzwang: jener, angeblich zu Gottes Ehren hartnäckig verfolgte Weg, sey ein Irr-

weg gewesen, und Deutschland nicht bestimmt in katholische, oder protestantische Fesseln geschlagen zu werden. Die lebendige Freiheit lag wo anders, und man bedurfte noch ein Jahrhundert, um die furchtbare äußere Zerstörung, und die innerlichen Leidenschaften zu ermäßigen und auszuheilen.

Daß unter solchen Verhältnissen die litterarische Entwickelung vernachlässigt war und blieb, versteht sich von selbst, und wir ersparen uns die bittere Mühe hiefür, an dieser Stelle, umständliche Beweise zu geben.

14.

Wenden wir uns jetzt wieder nach Italien. Es stand zur Zeit der Medicäer ohne Zweifel allen Ländern Europas voran in Hinsicht auf Kenntniß der alten Litteratur und Kunst, sowie in Hinsicht auf manche andere geistige Bestrebungen. Doch umfaßten diese Thätigkeiten und Bildungsstufen nicht Alles was der Einzelne, was ein Volk erstreben soll und erreichen kann. Die hier sich offenbarenden Mängel, haben Italien lange und schwere Leiden bereitet, und bis auf den heutigen Tag ist der rechte Weg nicht gefunden sich davon, ohne Verletzung der höchsten sittlichen und religiösen Gesetze, dauernd zu befreien.

Mehr als zwei Jahrhunderte verflossen vom Falle der Hohenstaufen, bis zum Einbruche Karls VIII., wo die Italiener von keiner überwiegend starken, fremden Macht irgend erheblich gestört wurden in Hinsicht auf sittliche und politische Entwickelung. Es hing wesentlich von ihnen ab, auch auf diesem Boden fortzuschreiten, und Wissenschaft und Kunst damit in harmonische, Lücken ausfüllende Verbindung zu bringen. Des letzten, neuesten Ruhmes froh, betrachteten sie die Alpen, als die Gränze der gebildeten Welt, und hielten es für ganz überflüssig von dem belehrende Kenntniß zu erwerben, was sich jenseits derselben zutrug.

Innerhalb Italiens lag der heutige Gedanke einer politischen Einheit des ganzen Landes durchaus fern, und ebenso wenig

ward irgendwo der Grund gelegt zu einem allgemeinen dauernden Bunde. Vielmehr wechselten unzählige Male kleinere Bündnisse und Gegenbündnisse, Umstellungen der Parteien, Fehden und Kriege der verdammlichsten Art, um ein angebliches Ideal des politischen Gleichgewichts zu verwirklichen, oder zu erkünsteln. Hiebei kam man nicht hinaus über eine ganz materialistische Auffassung von Quadratmeilen, Bevölkerung und Steuern; womit in Verbindung trat ein Kriegssystem der sich vermiethenden Condottieri, so daß von eigener Tapferkeit und sich opfernder Vaterlandsliebe gar nicht die Rede war, oder seyn konnte.

Daß durch die ganze Weltgeschichte ein ewiger, heiliger und heiligender Faden des Rechts und der Tugend hindurchgehe, daß ohne ihn aller Werth verschwinde, alles künstlich Gebildete auseinanderfalle, ward nirgends hervorgehoben, und die abscheuliche, verbrecherische Praxis durch Macchiavelli zu einem scheinbar wissenschaftlichen Systeme ausgearbeitet, und als natürlich, klug und erfolgreich hingestellt.[1]) Höfliche Umdeutungen dieser unsittlichen Politik, änderten weder die Grundsätze, noch hemmten sie die Praxis, bis das gottlose, haltungslose, selbstgefällige Getreibe in den kleinen italienischen Staaten, gleichzeitig, oder abwechselnd von drei riesenhaft emporwachsenden Völkern rücksichtslos zerschlagen ward, von den Franzosen, Spaniern und Deutschen.

Daß die schlechte spanische, und die bessere österreichische Herrschaft, gleich verhaßt blieben, mag begreiflich seyn; der Aberglaube jedoch daß die Franzosen wahre Freiheit und Unabhängigkeit brächten, dauert meist fort bis auf unsere Tage.

Einige italienische Schriftsteller jener früheren Zeit bewegen sich in den bezeichneten Richtungen; andere leben der Ueberzeugung ihr geheiligter, unantastbarer Boden könne durch äußere

---

1) Raumer, Recht und Staat 32. „Macchiavel ist eine Warnung für alle Zeiten, ein mächtiges, aber verstümmeltes Bruchstück eines großen Mannes. Mohl III, 541.“ — „Er ist ein Knecht seiner Zeit, im schlechten Sinne des Worts. Kaltenborn 113.“

Ereignisse nicht beschränkt, oder verunreinigt werden. Die Philosophen erforschten mehr die Natur, als die geselligen und sittlichen Verhältnisse der Menschen; und die Dichter lebten vergnügt mit Rüdigern und Rodomonten, mit Marfisen und Bradamanten, während ringsum der Leiden und Gräuel kein Ende war. So fehlt es an einer allseitigen Reinigung der Leidenschaften, an einer durchgreifenden, sittlichen Heiligung. Kehren wir nach diesen sich aufdringenden, traurigen Betrachtungen zu den (trotz angedeuteter Schattenseiten) doch helleren Kreisen der eigentlichen Litteratur zurück.

15.

Unter dem griechischen Worte Epos, wird so Verschiedenartiges verstanden und zusammengefaßt, daß die Veranlassung nahe liegt sich über dessen Bedeutung näher zu verständigen. Begreifen wir unter jenem Worte zunächst alle erzählenden Gedichte, so zerfallen diese der Form nach in zwei große Abtheilungen, in prosaische und metrische Gedichte. Man darf nämlich Romane und Novellen, ihrer Prosa halber, nicht aus dem Garten der Poesie hinausweisen; sie sind oft dichterischer, als das Gemessene und Gereimte.

Wiederum zeigen selbst die prosodisch erzählenden Gedichte, eine so große Mannigfaltigkeit daß es ein schwerer Irthum wäre, nur eine Form derselben anzuerkennen. Vielmehr bedingt der Inhalt auch die metrische Form, und es wird niemand einfallen den Homer in das Versmaaß der Nibelungen, oder diese in Hexameter umzugestalten; oder Dante in Ottaverime und Milton in Terzinen.

Hat es also keinen Zweifel daß für Verschiedenheit der Form eine volle Berechtigung vorliegt, so war es noch irriger für alle späteren epischen Gedichte, die antike Behandlung des Homer und Virgil zu fordern und nachzuahmen. Dieser Irrthum hatte schädliche Folgen: er führte zu einem Mischmasch von Mytho-

logien, Göttern und Göttinnen, Zaubern, Wundern, Allegorien u. s. w., meist unnatürlich und in Wahrheit undichterisch.

Gehen wir näher ein auf die epischen Dichtungen, so zerfallen sie, nach dem ergriffenen Eintheilungsgrunde, in verschiedene Klassen, in ähnliche, oder mehr gesonderte Familien. Einige erwachsen aus vielen Sagen und allmähligen Vorarbeiten, so die Ilias und die Nibelungen; andere aus einer, fast ausschließlich benutzten Quelle, so das verlorne Paradies und der Messias. Von einigen Epopeen sind die Verfasser, trotz ihrer letzten überaus großen Verdienste, unbekannt geblieben; von anderen haben wir vollständige Lebensberichte. Einige verknüpfen geschichtliche Thatsachen, mit erfundenen Episoden, wie Camoens und Tasso; Andere verschmähen Geschichte, Erdkunde, Zeit und Ort, Volksthümlichkeit u. s. w., sie bewegen sich ihrer Schöpferkraft vertrauend, man möchte sagen im Unmöglichen, so Ariost. Noch andere endlich leben der Ueberzeugung: ein fester, geschichtlicher Boden, und das einfache wunderlose Daseyn in der Gegenwart sey keineswegs unpoetisch, sondern schließe die edelsten Tiefen des Geistes und Gemüths nicht minder auf als jene glänzende und blendende Fantastik; so Tieck in seinen Novellen und Goethe in seinem Hermann.

Erfreuen wir uns also des schönen Reichthums, beschränken wir nicht durch pedantische Forderungen den Kreis der Einsicht und des Genusses, verlangen wir nicht daß allen Bäumen eine Rinde wachse, schlagen wir nicht die bunten, heiteren Erscheinungen, oder tiefsinnigen Schöpfungen in Stücke, um Alles auf einen todten Leisten zusammenzupressen. Welch ein Unterschied, schon zwischen Homer und Virgil, und wenn man früher diesen irrig über jenen hinaufsetzte, so soll man bei neuerer Beurtheilung nicht vergessen wie ausgezeichnet er war für seine Zeit und Umgebung und wie weit die meisten anderen römischen Epopeendichter hinter ihm zurückstehen. Die große Gesinnung und die umfassende Aufgabe Lukans, ist mit Unrecht einiger rhetorischen Auswüchse halber vergessen worden, welche sich in späteren Werken noch viel zahlreicher vorfinden.

16.

Alles, sagt Salomo, hat seine Zeit, so auch das Lesen der Epopeen. Was man hier aber in der Jugend versäumt, wird man schwerlich im Alter nachholen. Mir war es aber schon in der Jugend unmöglich die vielen italienischen, von Geschichtschreibern der Litteratur meist empfohlenen Gedichte (z. B. 69 Gesänge des Bojardo) zu lesen. Nach fleißigem Anfange legte ich sie bald ermüdet und unbefriedigt zur Seite, und bin deshalb weder befähigt noch berechtigt über sie zu urtheilen. Nur Homer und die Nibelungen halten mich noch im Alter auf erfreuliche Weise fest, und wenn ich auch jetzt von Zeit zu Zeit den Ariost in die Hand nehme, so geschieht es doch nicht um 46 Gesänge hintereinander zu lesen.

[Lesen: Bouterweck II, 22.
Goethe, Tasso IX, 131.]

Ludoviko Ariosto ward 1474 (genau 100 Jahre nach Petrarkas Tode) geboren und starb 1533; die erste Ausgabe seines Orlando Furioso erschien 1516. Goethe hat ein so glänzend dichterisches Lob über Ariost ausgesprochen, daß kaum etwas gleich vollendetes in dessen Werke anzutreffen ist. Es erscheint unmöglich jenem Lobe etwas Erhebliches zuzusetzen, und fast verdammlich irgend einen Tadel gegenüber zu stellen. Doch mögen hier zwei Urtheile folgen, des Italieners Gravina und des Franzosen Guingené. Jener sagt: „Fehler sind, die langweiligen und verdrießlichen Unterbrechungen der Erzählungen, die Spaßereien inmitten der ernsthaftesten Dinge, das Unschickliche der Worte und bisweilen selbst der Empfindungen, zu häufige Uebertreibungen, zu geringe Formen, müßige Abschweifungen, nur hinzugefügt um den Hofgesellschaften in Ferrara zu gefallen, wo Ariost mehr suchte sich den Damen angenehm zu machen, als daß er eingedenk war der strengen Urtheile der Dichtkunst und des Geschmacks. — Dennoch ist Ariost, mit allen diesen Fehlern, Allen denen weit überlegen, welche von denselben frei

sind, aber auch nicht seine großen Eigenschaften besitzen. Sie entzücken den Leser durch die natürliche Grazie, wodurch Ariost selbst seine Fehler würzt, und diesen Verzeihung verschafft. Seine Nachlässigkeiten gefallen mehr, als alle Kunstmittel der Anderen. Er ist ein so freier Genius und sein Styl so angenehm, daß ihn zu kritisiren, fast als eine pedantische Strenge und als Unhöflichkeit erscheint."

Aehnlichem Lobe fügt Guingené hinzu: „welche Kunst und welches Genie auch ein großer Dichter in eine romantische Epopee hineinlegen mag, fehlt (ungeachtet unseres Geschmacks für Fabeln und Wunderbares) doch das Wesentliche, die Wahrheit. Handlungen ohne Wirklichkeit, erfundene Helden, nicht bloß unnatürliche, sondern meist auch unwahrscheinliche Mittel, Erzählungen vorgetragen von jemand, der sich über das Erzählte selbst lustig zu machen scheint; — können wohl blenden, und den esprit vergnügen; aber der Antheil der Vernunft ist fast null, und welchen starken Antheil man auch der Narrheit einräumt, fordert doch stets die Vernunft den ihrigen."

Gewiß haben die Ritterromane und Bojardos Vorgang wesentlichen Einfluß auf den Plan des Werks von Ariost und auf die Behandlung des Stoffes gehabt: er hat beides, er hat Sprache und Erzählung wesentlich vervollkommt, und bestrebt sich trotz willkürlicher Unterbrechungen (fast wie in 1001 Nacht), die Theilnahme der Leser immer wieder zu erregen. Allerdings aber verschwindet alle Einheit vor der Mannigfaltigkeit des Zusammengewürfelten und Fortinguerra bewies durch seinen Ricciardetto, daß man den Orlando, ohne genügenden Abschluß, ins Endlose fortsetzen könne. Den deutschen Tadel: es fehle Ariost an tiefer, sittlicher Gemüthlichkeit und zarter Sentimentalität, würden die Italiener kaum verstehen; oder dagegen vielleicht erklären: Ariosts heitere Lebenslust sey ihnen lieber, als die ängstliche Ziererei und klägliche Schwäche, welche sich in manchen deutschen Erzeugnissen für Zartheit und Tugend ausgebe. Erheblicher erscheint der Vorwurf: trotz der steten Abwechslung der Verhältnisse, der Situationen, trotz dem Umher-

treiben der Herrn und Damen in allen Theilen der Welt, fänden sich im Ariost uninteressante Wiederholungen; auch wären viele seiner Charaktere untereinander so ähnlich, daß man sie nur mit Mühe unterscheide. Es fehle die scharfe Zeichnung, welche den Personen Homers ein ewiges, festes Daseyn verleihe. Ja man komme bei Ariost gar nicht zu der Ueberzeugung, seine Personen hätten jemals existirt; sie erschienen nur als willkürliche Fantasmen, als täuschende Werkzeuge des Dichters, während man eher an dem Daseyn Homers, als an dem Daseyn Agamemnons und Achills gezweifelt habe. Ja einige Male vermisse man die sonst so heitere, erfreuliche Schönheit; z. B. wenn Alcina zuletzt als vecchia puttana erscheine. Gewiß hat Tasso diese Episode in seiner Armide veredelt und verschönert.

[Lesen: Schlegel IV, 89.]

17.

Ariost hat die, ihn im Leben treffenden Unannehmlichkeiten sicher mit leichtem, heiteren Sinn zu überwinden gewußt; aber keinem hochbegabten Manne sind wohl jemals so viel Leiden von innen heraus entstanden, keiner ist von außen mit so unbegreiflicher Härte behandelt worden, als Tasso (geb. 1544, gest. 1595, fünf Jahrhunderte nach dem Ausbruche des ersten Kreuzzuges). Durch die sorgfältigsten Untersuchungen sind einzelne Abschnitte und Thatsachen seines Lebens hinlänglich aufgeklärt worden; andere dagegen bleiben noch immer in mehr oder weniger Dunkel gehüllt. Gewiß litt Tasso schon früh an ängstlichem Trübsinn; wie die von ihm der Inquisition vorgelegten Zweifel und Sorgen über seinen Glauben erweisen. In Zwischenräumen steigerte sich diese Melancholie zu menschenfeindlicher Betrachtung und Beurtheilung aller seiner Umgebungen, ja zu großen Thorheiten und eigentlichem Wahnsinn. Kam er doch selbst hierüber von Zeit zu Zeit zu klarer Einsicht, ohne

durch körperliche Herstellung und Kraft des Willens, allen Rückfällen vorzubeugen.

[Lesen: Bouterwek II, 219.]

Daß bloßes Verliebtseyn dies Alles herbeigeführt habe, ist unerwiesen und unerweislich; daß aber ein so gefühlvoller Dichter gegen liebenswürdige Frauen nicht gleichgültig gewesen, versteht sich von selbst. Gewiß standen hiebei in erster Reihe die Schwestern Lukrezia und Leonore von Este; an beide richtete er theilnehmende Gedichte, beide erfreuten sich seines näheren Umgangs. Dasselbe gilt von der geistreichen Leonore Sanvitale; wogegen es zweifelhaft bleibt ob er den beiden vornehmen Leonoren, eine dritte aus minder hohen Regionen zugesellte. Was zu jener Zeit im Umgange zwischen Männern und Frauen für erlaubt galt, ist schwer zu entscheiden; doch urtheilte man damals wohl nachsichtiger, als jetzt. Lukrezia und Leonore Este waren allerdings älter wie Tasso, doch darf man dies nicht mit großem Gewicht in die Wagschale legen, denn ihre höhere Stellung glich es aus, und nicht minder erweiset die Erfahrung, daß junge Männer und etwas ältere Frauen sich gegenseitig oft sehr gefallen.

Wenn die bekannte Erzählung wahr ist: Tasso habe die Prinzessin vor dem Hofe umarmt und dadurch den höchsten Anstoß gegeben, so beweiset dies einen geistigen Mangel an Selbstbeherrschung, ja klare Thorheit; oder zugleich, daß zwischen ihm und der Prinzessin gewiß kein engeres, geheimes Verständniß statt fand. Wie dem auch sey, so erklärt jene angebliche Unschicklichkeit keineswegs die jahrelange Härte des Herzogs Alfons, und ebenso wenig begreift man welche unerträgliche Unannehmlichkeiten, der in Freiheit gesetzte Dichter dem Herrscher hätte bereiten können. Vielmehr liegt die Ansicht nahe, Tassos Irreseyn sey der wahre Grund seiner Haft gewesen. Wiederum steht dem entgegen, daß Alfons (ohne Rücksicht auf bittere Urtheile und seinen Ruf) allen Bitten um Tassos Freilassung widerstand, welche doch entweder seine Thorheit, oder die Unschädlichkeit seiner Freiheit an den Tag gebracht hätte. Nach

der Freilassung dauerten allerdings manche leibliche und geistige Leiden Tassos fort; doch waren sie seitdem nicht der Art, daß sie eine neue Einsperrung nöthig gemacht und gerechtfertigt hätten. Wie man aber auch die Thatsachen betrachten und beurtheilen mag, ohne Zweifel waren die Leiden des reichbegabten Dichters unermeßlich und es erregt zugleich tiefes Mitleid und Bewunderung, daß er bei solchen Verhältnissen so viel zu leisten vermochte.

Obgleich Tasso den Ariost aufrichtig verehrte, entfernte er sich doch mit Vorsatz wesentlich von ihm in Hinsicht der Auffassung und Behandlung eines epischen Gedichtes. Ihm genügten in keiner Weise die Wolkengestalten erfundener Personen und das willkürliche Durcheinanderwürfeln mannigfacher Ereignisse; er wählte vielmehr einen großen geschichtlichen Gegenstand, und bezweckte, nach antiker Weise, die Einheit oder Vereinigung des, nur scheinbar Zerstreuten.

Es ist bekannt welche herbe Urtheile man, nach anfänglichem Lobpreisen des befreiten Jerusalem, über dasselbe fällte; Tasso wurde aber selbst der härteste Beurtheiler seines Werks, indem er es umarbeitete. Die besonnene Nachwelt hat jedoch der ersten Gestaltung weit den Vorzug gegeben und die damaligen Kritiker, ja Tasso selbst, unberücksichtigt gelassen. Wäre die theoretisch vorgesteckte Einheit des Gedichts sein höchstes Verdienst, so hätten diejenigen welche die Episoden herauswerfen wollten, nicht so ganz Unrecht; wir glauben dagegen daß sie zu den größten Zierden des Gedichts gehören, mithin Olint und Sophronia, Erminia, Chlorinde, Armide. Behaupten muß man jedoch, Tasso habe keineswegs die Führer des ersten Kreuzzugs geschichtlich behandelt, und noch weniger die Muhamedaner. Natürliches und Uebernatürliches wachse nicht zusammen, es entstehe ein Zwiespalt zwischen der Wahrheit und der Dichtung, dem Bezweckten und Erreichten, und aus diesen und andern Gründen habe Tasso den Italienern das nicht werden können, was Homer den Griechen war.

Auf eine nähere Vergleichung des Ariost und Tasso einzu-

gehn, scheint uns überflüssig: der eigenthümliche Werth und die Verschiedenheit liegt zu Tage; mag man nun den vorziehen, welcher der eigenen Natur am meisten zusagt, oder sich abwechselnd an beiden erfreuen: beides ist tadellos und natürlich.

18.

Auffallend bleibt es daß außer Italien, nur Portugal eine epische Dichtung hohen Ranges besitzt, während es für jene Zeiten in Spanien, Frankreich, England und Deutschland daran fehlt. Man kann zur Erklärung dieser Thatsache allerhand Gründe aufsuchen; doch möchte der einfachste und natürlichste seyn, daß nur in Italien und Portugal Dichter geboren wurden, der Lösung einer so großen Aufgabe gewachsen. Wiederum sind die Lusiaden des Camoens, von den Dichtungen des Ariost und Tasso wesentlich verschieden. Portugal begeistert den Portugiesen; er setzt alle Kraft seines dichterisch patriotischen Geistes daran, die Großthaten seiner Landsleute zu schildern. Hiedurch gewinnt sein Werk einen festern, bedeutendern, würdigern Boden als irgend ein anderes episches Gedicht, und wenn Lukans Aufgabe an Umfang nicht nachsteht, so ist doch ihr Inhalt der jammervolle Untergang Roms, während Camoens die thatkräftige Erhebung eines jugendlichen Volkes, und eine bewundernswerthe Entdeckung großer Länder darstellt.

[Lesen: Bouterwek IV, 142—153.]

Tadelnd hat man eingewandt: ein großer Theil seines Werks sey nur eine trockne geschichtliche Chronik und ein Lehrbuch der Erdbeschreibung. Allein die Wahrheit, und die damals unerhörte Neuheit des Erzählten, giebt dem Allem eine ganz andere Haltung und einen höheren Werth, als leere Erfindungen ohne geschichtliche und geographische Grundlage haben können. Der Erdkreis wird von den kühnen Portugiesen aufgeschlossen, der Schauplatz ihrer Thaten umfaßt Afrika und Asien, und wenn der Dichter in die Zukunft vorgreifend auch von späteren Thaten berichtet, so giebt dies einen weit wichtigern, großartigen In=

halt, als wenn Ariost lange Weissagungen über die kleinen Fürsten von Ferrara in sein Werk aufnimmt.

Der gelehrten Beziehungen könnten weniger seyn; die Art jedoch wie Camoens die alte Götterwelt in Bewegung setzt, ohne sie in leere Allegorien zu verwandeln, erscheint fast als unentbehrlicher Schmuck, und die Zauberinsel der Afrodite, das Zauberfest für alle portugiesischen Führer und alle Theilnehmer des Heldenzuges, ist heiterer, mannigfaltiger, dichterischer, als das Spezialvergnügen des Rüdiger bei Alcinen, welches widerwärtig endet, und des Rinald bei Armiden, welches zu Vorwürfen und Gewissensbissen führt.

Man hat den Schiffskatalog in der Ilias, als eine unnütze, langweilige Zugabe bezeichnet; für die Griechen hatte er jedoch einen sehr großen Werth. Ebenso ist die Aufnahme des wesentlichen Inhalts der portugiesischen Geschichte für Camoens vollkommen gerechtfertigt, und selbst das Bittere (wie die Geschichte der Ines von Castro) erweckt schon durch die Trefflichkeit der Erzählung die höchste Theilnahme. Daß Ariost (und ähnlich Tasso) ein lobpreisendes Verzeichniß aller zum Hause Este gehörigen unbedeutenden Personen vorlegt, läßt sich nur entschuldigen, weil der Dichter hier dem Hofmann nachzugeben Veranlassung hatte; — doch ward ihm die Schmeichelei nicht, nach Erwartung gelohnt.

Weit undankbarer zeigte sich jedoch in Portugal, König und Volk gegen den Dichter, der ihren Ruhm allein würdevoll verkündet, und in der portugiesischen Litteratur weit als der Erste seinen Platz erhalten hat. Daß er weniger gelesen wird als die italienischen Dichter, entscheidet nicht über seinen Werth; wie er sich und seine Aufgabe (mit Recht) selbst betrachtete, zeigen folgende Stellen seines Werks:

O, höre mich! Nicht leere Fantasien,
Nicht Dichtung ohne Wahrheit, ohne Leben,
Wie oft der fremden Musen Stolz verliehen,
Soll Deinem Volke Lob und Ehre geben!

Denn Thaten sind in seinem Schooß gediehen,
Die über alle Dichtung weit sich heben;
Daß Rodomont, Roger und Roland schweigen,
Wollt auch die Wahrheit ihren Thaten zeugen. (I, 11.)

Sie mögen
Von Stürmen sagen, die aus Schläuchen ziehen,
Von Nymphen, die in Lieb' entbrannt sich zeigen,
Und, wie die Kost besudelt von Harpyen,
Und Lebende ins Reich der Schatten steigen;
Denn welchen Glanz die Dichtung auch verliehen,
So ist ihr Wahn und Fabel doch nur eigen;
Die Wahrheit, nackt und rein, wie ich verkündet,
Weit allen Pomp der Schriften überwindet. (V, 89.)

So überwog bei Camoens die Liebe zu seinem Vaterlande alle andere Rücksichten in einer Weise, wovon sich bei den italienischen Dichtern keine Spur zeigt: eine nicht unnatürliche Folge der Verhältnisse Portugals und Italiens.

Zu sich zurückkehrend klagt Camoens in schmerzlich rührender Weise:

Und nicht genug, o Nymphen, daß verwiesen
Mein Leben ward zu Elend, Noth und Bangen!
Wenn nicht von denen, die mein Lied gepriesen,
Ich hätte solchen Sängerlohn empfangen.
Statt Muße, wie ich hoffte, zu genießen,
Durch meines Lorbeerkranzes Ruhm und Prangen,
Ward unerhörte Arbeit mir gemessen
Und dann des Sängers hartes Loos vergessen. (VII, 81.)

Die Jahre gehen abwärts und es schwindet
Der Sommer bald, dem Herbste Raum zu geben.
Die hohe Kraft, die hartes Schicksal bindet,
Vermag nicht mehr nach Herrlichem zu streben;
Den Geist, den Kummer, groß und viel umwindet,
Wird Lethe bald mit ewgem Schlaf umweben!
Doch möcht' ich wohl das Lied vorher noch enden,
Das ich, o Göttin, meinem Volk will spenden. (X, 9.)

[Lesen: I, 1—5, Anfang.
I, 10—11, Vaterland.
III, 120—135, Ines.
IV, 88—93, Vascos Abschied.

16.

Alles, sagt Salomo, hat seine Zeit, so auch das Lesen der Epopeen. Was man hier aber in der Jugend versäumt, wird man schwerlich im Alter nachholen. Mir war es aber schon in der Jugend unmöglich die vielen italienischen, von Geschichtschreibern der Litteratur meist empfohlenen Gedichte (z. B. 69 Gesänge des Bojardo) zu lesen. Nach fleißigem Anfange legte ich sie bald ermüdet und unbefriedigt zur Seite, und bin deshalb weder befähigt noch berechtigt über sie zu urtheilen. Nur Homer und die Nibelungen halten mich noch im Alter auf erfreuliche Weise fest, und wenn ich auch jetzt von Zeit zu Zeit den Ariost in die Hand nehme, so geschieht es doch nicht um 46 Gesänge hintereinander zu lesen.

[Lesen: Bouterweck II, 22.
Goethe, Tasso IX, 131.]

Ludoviko Ariosto ward 1474 (genau 100 Jahre nach Petrarkas Tode) geboren und starb 1533; die erste Ausgabe seines Orlando Furioso erschien 1516. Goethe hat ein so glänzend dichterisches Lob über Ariost ausgesprochen, daß kaum etwas gleich vollendetes in dessen Werke anzutreffen ist. Es erscheint unmöglich jenem Lobe etwas Erhebliches zuzusetzen, und fast verdammlich irgend einen Tadel gegenüber zu stellen. Doch mögen hier zwei Urtheile folgen, des Italieners Gravina und des Franzosen Guingené. Jener sagt: „Fehler sind, die langweiligen und verdrießlichen Unterbrechungen der Erzählungen, die Spaßereien inmitten der ernsthaftesten Dinge, das Unschickliche der Worte und bisweilen selbst der Empfindungen, zu häufige Uebertreibungen, zu geringe Formen, müßige Abschweifungen, nur hinzugefügt um den Hofgesellschaften in Ferrara zu gefallen, wo Ariost mehr suchte sich den Damen angenehm zu machen, als daß er eingedenk war der strengen Urtheile der Dichtkunst und des Geschmacks. — Dennoch ist Ariost, mit allen diesen Fehlern, Allen denen weit überlegen, welche von denselben frei

sind, aber auch nicht seine großen Eigenschaften besitzen. Sie entzücken den Leser durch die natürliche Grazie, wodurch Ariost selbst seine Fehler würzt, und diesen Verzeihung verschafft. Seine Nachlässigkeiten gefallen mehr, als alle Kunstmittel der Anderen. Er ist ein so freier Genius und sein Styl so angenehm, daß ihn zu kritisiren, fast als eine pedantische Strenge und als Unhöflichkeit erscheint."

Aehnlichem Lobe fügt Guingené hinzu: „welche Kunst und welches Genie auch ein großer Dichter in eine romantische Epopee hineinlegen mag, fehlt (ungeachtet unseres Geschmacks für Fabeln und Wunderbares) doch das Wesentliche, die Wahrheit. Handlungen ohne Wirklichkeit, erfundene Helden, nicht bloß unnatürliche, sondern meist auch unwahrscheinliche Mittel, Erzählungen vorgetragen von jemand, der sich über das Erzählte selbst lustig zu machen scheint; — können wohl blenden, und den esprit vergnügen; aber der Antheil der Vernunft ist fast null, und welchen starken Antheil man auch der Narrheit einräumt, fordert doch stets die Vernunft den ihrigen."

Gewiß haben die Ritterromane und Bojardos Vorgang wesentlichen Einfluß auf den Plan des Werks von Ariost und auf die Behandlung des Stoffes gehabt: er hat beides, er hat Sprache und Erzählung wesentlich vervollkommt, und bestrebt sich trotz willkürlicher Unterbrechungen (fast wie in 1001 Nacht), die Theilnahme der Leser immer wieder zu erregen. Allerdings aber verschwindet alle Einheit vor der Mannigfaltigkeit des Zusammengewürfelten und Fortinguerra bewies durch seinen Ricciardetto, daß man den Orlando, ohne genügenden Abschluß, ins Endlose fortsetzen könne. Den deutschen Tadel: es fehle Ariost an tiefer, sittlicher Gemüthlichkeit und zarter Sentimentalität, würden die Italiener kaum verstehen; oder dagegen vielleicht erklären: Ariosts heitere Lebenslust sey ihnen lieber, als die ängstliche Ziererei und klägliche Schwäche, welche sich in manchen deutschen Erzeugnissen für Zartheit und Tugend ausgebe. Erheblicher erscheint der Vorwurf: trotz der steten Abwechslung der Verhältnisse, der Situationen, trotz dem Umher-

treiben der Herrn und Damen in allen Theilen der Welt, fänden sich im Ariost uninteressante Wiederholungen; auch wären viele seiner Charaktere untereinander so ähnlich, daß man sie nur mit Mühe unterscheide. Es fehle die scharfe Zeichnung, welche den Personen Homers ein ewiges, festes Daseyn verleihe. Ja man komme bei Ariost gar nicht zu der Ueberzeugung, seine Personen hätten jemals existirt; sie erschienen nur als willkürliche Fantasmen, als täuschende Werkzeuge des Dichters, während man eher an dem Daseyn Homers, als an dem Daseyn Agamemnons und Achills gezweifelt habe. Ja einige Male vermisse man die sonst so heitere, erfreuliche Schönheit; z. B. wenn Alcina zuletzt als vecchia puttana erscheine. Gewiß hat Tasso diese Episode in seiner Armide veredelt und verschönert.

[Lesen: Schlegel IV, 89.]

17.

Ariost hat die, ihn im Leben treffenden Unannehmlichkeiten sicher mit leichtem, heiteren Sinn zu überwinden gewußt; aber keinem hochbegabten Manne sind wohl jemals so viel Leiden von innen heraus entstanden, keiner ist von außen mit so unbegreiflicher Härte behandelt worden, als Tasso (geb. 1544, gest. 1595, fünf Jahrhunderte nach dem Ausbruche des ersten Kreuzzuges). Durch die sorgfältigsten Untersuchungen sind einzelne Abschnitte und Thatsachen seines Lebens hinlänglich aufgeklärt worden; andere dagegen bleiben noch immer in mehr oder weniger Dunkel gehüllt. Gewiß litt Tasso schon früh an ängstlichem Trübsinn; wie die von ihm der Inquisition vorgelegten Zweifel und Sorgen über seinen Glauben erweisen. In Zwischenräumen steigerte sich diese Melancholie zu menschenfeindlicher Betrachtung und Beurtheilung aller seiner Umgebungen, ja zu großen Thorheiten und eigentlichem Wahnsinn. Kam er doch selbst hierüber von Zeit zu Zeit zu klarer Einsicht, ohne

durch körperliche Herstellung und Kraft des Willens, allen Rückfällen vorzubeugen.

[Lesen: Bouterwek II, 219.]

Daß bloßes Verliebtseyn dies Alles herbeigeführt habe, ist unerwiesen und unerweislich; daß aber ein so gefühlvoller Dichter gegen liebenswürdige Frauen nicht gleichgültig gewesen, versteht sich von selbst. Gewiß standen hiebei in erster Reihe die Schwestern Lukrezia und Leonore von Este; an beide richtete er theilnehmende Gedichte, beide erfreuten sich seines näheren Umgangs. Dasselbe gilt von der geistreichen Leonore Sanvitale; wogegen es zweifelhaft bleibt ob er den beiden vornehmen Leonoren, eine dritte aus minder hohen Regionen zugesellte. Was zu jener Zeit im Umgange zwischen Männern und Frauen für erlaubt galt, ist schwer zu entscheiden; doch urtheilte man damals wohl nachsichtiger, als jetzt. Lukrezia und Leonore Este waren allerdings älter wie Tasso, doch darf man dies nicht mit großem Gewicht in die Wagschale legen, denn ihre höhere Stellung glich es aus, und nicht minder erweiset die Erfahrung, daß junge Männer und etwas ältere Frauen sich gegenseitig oft sehr gefallen.

Wenn die bekannte Erzählung wahr ist: Tasso habe die Prinzessin vor dem Hofe umarmt und dadurch den höchsten Anstoß gegeben, so beweiset dies einen geistigen Mangel an Selbstbeherrschung, ja klare Thorheit; oder zugleich, daß zwischen ihm und der Prinzessin gewiß kein engeres, geheimes Verständniß statt fand. Wie dem auch sey, so erklärt jene angebliche Unschicklichkeit keineswegs die jahrelange Härte des Herzogs Alfons, und ebenso wenig begreift man welche unerträgliche Unannehmlichkeiten, der in Freiheit gesetzte Dichter dem Herrscher hätte bereiten können. Vielmehr liegt die Ansicht nahe, Tassos Irreseyn sey der wahre Grund seiner Haft gewesen. Wiederum steht dem entgegen, daß Alfons (ohne Rücksicht auf bittere Urtheile und seinen Ruf) allen Bitten um Tassos Freilassung widerstand, welche doch entweder seine Thorheit, oder die Unschädlichkeit seiner Freiheit an den Tag gebracht hätte. Nach

der Freilassung dauerten allerdings manche leibliche und geistige Leiden Tassos fort; doch waren sie seitdem nicht der Art, daß sie eine neue Einsperrung nöthig gemacht und gerechtfertigt hätten. Wie man aber auch die Thatsachen betrachten und beurtheilen mag, ohne Zweifel waren die Leiden des reichbegabten Dichters unermeßlich und es erregt zugleich tiefes Mitleid und Bewunderung, daß er bei solchen Verhältnissen so viel zu leisten vermochte.

Obgleich Tasso den Ariost aufrichtig verehrte, entfernte er sich doch mit Vorsatz wesentlich von ihm in Hinsicht der Auffassung und Behandlung eines epischen Gedichtes. Ihm genügten in keiner Weise die Wolkengestalten erfundener Personen und das willkürliche Durcheinanderwürfeln mannigfacher Ereignisse; er wählte vielmehr einen großen geschichtlichen Gegenstand, und bezweckte, nach antiker Weise, die Einheit oder Vereinigung des, nur scheinbar Zerstreuten.

Es ist bekannt welche herbe Urtheile man, nach anfänglichem Lobpreisen des befreiten Jerusalem, über dasselbe fällte; Tasso wurde aber selbst der härteste Beurtheiler seines Werks, indem er es umarbeitete. Die besonnene Nachwelt hat jedoch der ersten Gestaltung weit den Vorzug gegeben und die damaligen Kritiker, ja Tasso selbst, unberücksichtigt gelassen. Wäre die theoretisch vorgesteckte Einheit des Gedichts sein höchstes Verdienst, so hätten diejenigen welche die Episoden herauswerfen wollten, nicht so ganz Unrecht; wir glauben dagegen daß sie zu den größten Zierden des Gedichts gehören, mithin Olint und Sophronia, Erminia, Chlorinde, Armide. Behaupten muß man jedoch, Tasso habe keineswegs die Führer des ersten Kreuzzugs geschichtlich behandelt, und noch weniger die Muhamedaner. Natürliches und Uebernatürliches wachse nicht zusammen, es entstehe ein Zwiespalt zwischen der Wahrheit und der Dichtung, dem Bezweckten und Erreichten, und aus diesen und andern Gründen habe Tasso den Italienern das nicht werden können, was Homer den Griechen war.

Auf eine nähere Vergleichung des Ariost und Tasso einzu-

gehn, scheint uns überflüssig: der eigenthümliche Werth und die Verschiedenheit liegt zu Tage; mag man nun den vorziehen, welcher der eigenen Natur am meisten zusagt, oder sich abwechselnd an beiden erfreuen: beides ist tadellos und natürlich.

18.

Auffallend bleibt es daß außer Italien, nur Portugal eine epische Dichtung hohen Ranges besitzt, während es für jene Zeiten in Spanien, Frankreich, England und Deutschland daran fehlt. Man kann zur Erklärung dieser Thatsache allerhand Gründe aufsuchen; doch möchte der einfachste und natürlichste seyn, daß nur in Italien und Portugal Dichter geboren wurden, der Lösung einer so großen Aufgabe gewachsen. Wiederum sind die Lusiaden des Camoens, von den Dichtungen des Ariost und Tasso wesentlich verschieden. Portugal begeistert den Portugiesen; er setzt alle Kraft seines dichterisch patriotischen Geistes daran, die Großthaten seiner Landsleute zu schildern. Hiedurch gewinnt sein Werk einen festern, bedeutendern, würdigern Boden als irgend ein anderes episches Gedicht, und wenn Lukans Aufgabe an Umfang nicht nachsteht, so ist doch ihr Inhalt der jammervolle Untergang Roms, während Camoens die thatkräftige Erhebung eines jugendlichen Volkes, und eine bewundernswerthe Entdeckung großer Länder darstellt.

[Lesen: Bouterwek IV, 142—153.]

Tadelnd hat man eingewandt: ein großer Theil seines Werks sey nur eine trockne geschichtliche Chronik und ein Lehrbuch der Erdbeschreibung. Allein die Wahrheit, und die damals unerhörte Neuheit des Erzählten, giebt dem Allem eine ganz andere Haltung und einen höheren Werth, als leere Erfindungen ohne geschichtliche und geographische Grundlage haben können. Der Erdkreis wird von den kühnen Portugiesen aufgeschlossen, der Schauplatz ihrer Thaten umfaßt Afrika und Asien, und wenn der Dichter in die Zukunft vorgreifend auch von späteren Thaten berichtet, so giebt dies einen weit wichtigern, großartigen In-

halt, als wenn Ariost lange Weissagungen über die kleinen Fürsten von Ferrara in sein Werk aufnimmt.

Der gelehrten Beziehungen könnten weniger seyn; die Art jedoch wie Camoens die alte Götterwelt in Bewegung setzt, ohne sie in leere Allegorien zu verwandeln, erscheint fast als unentbehrlicher Schmuck, und die Zauberinsel der Afrodite, das Zauberfest für alle portugiesischen Führer und alle Theilnehmer des Heldenzuges, ist heiterer, mannigfaltiger, dichterischer, als das Spezialvergnügen des Rüdiger bei Alcinen, welches widerwärtig endet, und des Rinald bei Armiden, welches zu Vorwürfen und Gewissensbissen führt.

Man hat den Schiffskatalog in der Ilias, als eine unnütze, langweilige Zugabe bezeichnet; für die Griechen hatte er jedoch einen sehr großen Werth. Ebenso ist die Aufnahme des wesentlichen Inhalts der portugiesischen Geschichte für Camoens vollkommen gerechtfertigt, und selbst das Bittere (wie die Geschichte der Ines von Castro) erweckt schon durch die Trefflichkeit der Erzählung die höchste Theilnahme. Daß Ariost (und ähnlich Tasso) ein lobpreisendes Verzeichniß aller zum Hause Este gehörigen unbedeutenden Personen vorlegt, läßt sich nur entschuldigen, weil der Dichter hier dem Hofmann nachzugeben Veranlassung hatte; — doch ward ihm die Schmeichelei nicht, nach Erwartung gelohnt.

Weit undankbarer zeigte sich jedoch in Portugal, König und Volk gegen den Dichter, der ihren Ruhm allein würdevoll verkündet, und in der portugiesischen Litteratur weit als der Erste seinen Platz erhalten hat. Daß er weniger gelesen wird als die italienischen Dichter, entscheidet nicht über seinen Werth; wie er sich und seine Aufgabe (mit Recht) selbst betrachtete, zeigen folgende Stellen seines Werks:

O, höre mich! Nicht leere Fantasien,
Nicht Dichtung ohne Wahrheit, ohne Leben,
Wie oft der fremden Musen Stolz verliehen,
Soll Deinem Volke Lob und Ehre geben!

Denn Thaten sind in seinem Schooß gediehen,
Die über alle Dichtung weit sich heben;
Daß Rodomont, Roger und Roland schweigen,
Wollt auch die Wahrheit ihren Thaten zeugen. (I, 11.)

Sie mögen
Von Stürmen sagen, die aus Schläuchen ziehen,
Von Nymphen, die in Lieb' entbrannt sich zeigen,
Und, wie die Kost besudelt von Harpyen,
Und Lebende ins Reich der Schatten steigen;
Denn welchen Glanz die Dichtung auch verliehen,
So ist ihr Wahn und Fabel doch nur eigen;
Die Wahrheit, nackt und rein, wie ich verkündet,
Weit allen Pomp der Schriften überwindet. (V, 89.)

So überwog bei Camoens die Liebe zu seinem Vaterlande alle andere Rücksichten in einer Weise, wovon sich bei den italienischen Dichtern keine Spur zeigt: eine nicht unnatürliche Folge der Verhältnisse Portugals und Italiens.

Zu sich zurückkehrend klagt Camoens in schmerzlich rührender Weise:

Und nicht genug, o Nymphen, daß verwiesen
Mein Leben ward zu Elend, Noth und Bangen!
Wenn nicht von denen, die mein Lied gepriesen,
Ich hätte solchen Sängerlohn empfangen.
Statt Muße, wie ich hoffte, zu genießen,
Durch meines Lorbeerkranzes Ruhm und Prangen,
Ward unerhörte Arbeit mir gemessen
Und dann des Sängers hartes Loos vergessen. (VII, 81.)

Die Jahre gehen abwärts und es schwindet
Der Sommer bald, dem Herbste Raum zu geben.
Die hohe Kraft, die hartes Schicksal bindet,
Vermag nicht mehr nach Herrlichem zu streben;
Den Geist, den Kummer, groß und viel umwindet,
Wird Lethe bald mit ewgem Schlaf umweben!
Doch möcht' ich wohl das Lied vorher noch enden,
Das ich, o Göttin, meinem Volk will spenden. (X, 9.)

[Lesen: I, 1—5, Anfang.
I, 10—11, Vaterland.
III, 120—135, Ines.
IV, 88—93, Vascos Abschied.

IX, 51—64, Venus Insel.
VI, 38—42, Zwölf v. Engelland.
Raumer vermischte Schriften II, 162—5, Ines.
Schlegel IV, 262.]

Ein Deutscher, Ludwig Tieck, hat in seiner Novelle: „Der Tod des Dichters", dem Camoens ein Denkmal gesetzt, welches die Größe und das Gemüth beider Dichter, für jeden Unbefangenen in das hellste, glänzendste Licht stellt.

19.

Wenn es schon nicht meines Amtes und nicht ergötzlich war, alle italienischen Epopeen durchzulesen, dann noch weniger die unzähligen dramatischen Versuche. Vielmehr beschränke ich mich heute auf das bekannte, und zugängliche „Teatro classico italiano, antico e moderno, ovvero il Parnasso italiano", und wage es zu den darin aufgenommenen Stücken, einige, meist ketzerische, Glossen hinzuzufügen.

1) Tasso Amint,

2) Guarini, pastor fido.

[Lesen: Schlegel IV, Amint, 131—137.
Pastor fido: 149—151, 159—161.
Bouterwek II, 358.

Beide Werke erfreuen sich seit langer Zeit eines so großen Beifalls; daß jede Einrede, welche (neben Anerkennung unläugbarer Verdienste) ausgesprochen wird, den Beifallspendenden als böswillig und einfältig erscheint. Also wenn man rügt: allzuviele Süslichkeiten, schwächliche Jammereien über Liebe und Grausamkeit, langes undramatisches Gerede, viele Monologe, keine scharf gezeichnete Charaktere; — und doch zuletzt nicht die rechte, tiefere Sentimentalität.

3) Machiavelli, Mandragola. Gar keine Sentimentalität, anstößiger, als mit Sittlichkeit und Schönheit verträglich ist.

4) Ariost, Cassandra. Der alten Komödie nachgebildet, breite Intrigen, liederliche Geschichten.

5) Trissino, Sophonisbe. Kaum eine Tragödie in höherem Sinne zu nennen.

6) Dovizio, Calandra. Langes, verwickeltes und doch zerstückeltes Gerede, keine wahre Poesie. Vergleichr Shakspeares, was ihr wollt.

7) Aretino, il Marescalco. Lob und Tadel der Weiber, nicht ungeschickt gegenüber gestellt; sonst lang, breit, ohne Handlung, eine bloße Anekdote.

8) Ongaro, Alceo. Ein verliebter Fischer, eine hartherzige Fischerin, Venus Vermittlerin; viel Redens, Klagens, Lobens über Amors Macht, allbekannte immer wiederholte Dinge.

9) Buonarotti, la Tancia. Die gewöhnlichen Hirten- oder Landbauerliebesgeschichten; diesmal jedoch aufgehöht durch Gesang, Tanz, Silbenmaße und (schwierige) Dialekte. Von ächter Komik indeß kaum eine Spur; sie ist diesen Schriftstellern fremd, oder erscheint ihnen zu gering.

10) Zeno, Andromaca. Die griechische Geschichte, oder Sage, willkürlich verändert; aber nicht ohne Geschicklichkeit und weit kräftiger als viel Italienisches dieser Gattung. Für eine heutige Oper zu viel einzelne Arien, jedoch wohllautende Verse.

[Bouterwek II, 453.]

11) Maffei, Merope. Polyphont will heirathen, und heirathet nicht; Merope will umbringen und bringt niemand um; Alle reden viel und thun nichts. Bloße Rhetorik reicht nicht hin, um tragische Theilnahme und Reinigung der Leidenschaften hervorzubringen.

[Bouterwek II, 469.]

12) Monti, Aristodemo. Auch ohne Handlung und ächte Größe. Aristodem jammert sich zu Tode, über das was er gethan hat, und die günstige Errettung einer Tochter (welche Monti hinzuerfunden) hilft ihm auch nicht auf die Beine.

13) Bruno, il candelajo. Spaßhaft genug, aber zu lang; nicht abgerundet und voll derber Zweideutigkeiten.

14) Casti, il Re Teodoro. Ein heiterer Operntext zu leichter Musik; nur der Schluß zu ernst und herbe.

15) Metastasio, ein wohllautender, musikalischer Dichter, jedoch mit Hinneigung zum Weichlichen und Schwächlichen.

[Bouterwek II, 492.
Schlegel V, 350—356.]

16) Alfieri. Durch Petrarka war in viele italienische Dichtungen eine übertriebene, charakterschwache Weichlichkeit Mode geworden, und durch Metastasio schien sie eine noch größere Verbreitung und Herrschaft zu erlangen. Es fand deshalb großen Beifall daß Alfieri ihr mit männlichem Sinn entgegentrat, und römische Kraft und Strenge, zur Stärkung des Gefühls und Charakters geltend machte. Doch blieben Einwendungen keineswegs aus, insbesondere Seitens der Nichtitaliener, welche solcher Stärkungs- und Heilmittel nicht bedurften. Man tadelte mit Recht seine sprachlichen Mängel, seine Härte und Herbigkeit der Auffassung und Darstellung, seine oft mehr erkältende, als erwärmende, aufgebauschte Rhetorik.[1])

Gewiß sind Alfieris Tragödien nicht von gleichem Werthe, oder Unwerthe; keine bleibt indeß ganz frei von den angedeuteten Mängeln. Im Saul z. B. wird viel langweilig hin und her geredet, und nur wenig gehandelt. Marie Stuart ist ungeschichtlich, ihr Verhältniß zu Bothwel unerwähnt, und Darnleys Tod kein genügender Schluß des Trauerspiels. Myrrhas Schicksal bleibt ein widriger verhaßter Gegenstand, und von höherem sittlichen Standpunkte aus muß man die durchaus wahrheitswidrige und unsittliche Art verdammen, wie Alfieri die Verschwörung der Pazzi und die Ermordung des Herzogs Alexander von Florenz, durch seinen Vetter Lorenzino darstellt und behandelt. Ein besserer Sinn zeigt sich in der Virginia. Das Stück schreitet ernst und ohne Abwege fort. Appius ist eigenthümlich aufgefaßt und der Gegensatz zwischen Icilius und Virginius zu billigen. Dennoch findet sich die höchste Poesie

---

1) Ni Metastasio avec sa belle harmonie sans pensées viriles, ni Alfieri avec son énergie convulsive et manierée, n'arrivent à la vraie poésie. Cousin Hist. de la Philos. I, 15.

nicht in diesen herben Römereien; Lessings Verkleinerungsglas hilft aber den Mängeln auch nicht ab.

[Schlegel V, 356—360.]

Manzonis Trauerspiele zeigen richtige Einsicht und einen edeln Sinn; doch sind die zahlreichen Wechselreden zu lang und die Wirkung erhebt sich nicht bis zur höchsten tragischen Erschütterung und sittlichen Reinigung der Leidenschaften.

Goldoni. Unter allen italienischen Dichtern, ist Goldoni bei weitem der am meisten italienische. Er wurzelt in seinem Volke, er kennt es, er stellt es in so lebendiger Weise dar, daß er alle Nebenbuhler überleben wird. Allerdings ist Manches zu rasch hingeworfen, zu leicht gearbeitet, auch fehlt es nicht an Wiederholungen und Plaudereien: allein man befindet sich stets in einer heiteren, bequemen Stimmung. Tragödie und Komödie stehen sich wesentlich entgegen; aber neben diesem künstlerischen Gegensatz, zeigt sich zwischen Alfieri und Goldoni ein persönlicher: bei diesem leichte, sorglose Liebenswürdigkeit, bei jenem eine bittere Auffassung des Lebens, welche selbst revolutionäre Auswüchse empfiehlt um gewisse Ideale zu verwirklichen.

[Bouterwek II, 477.
Schlegel V, 364.]

Gozzis Fabeln sind mit Talent behandelt, und boten den mit Goldonis Uebergewicht Unzufriedenen etwas Eigenthümliches und Neues; sie konnten ihn aber auf die Dauer nicht verdrängen, oder einen ersten Rang in der schönen Litteratur behaupten. Mit Recht sagt deshalb Tieck (kritische Schriften I, 60): Gozzi hat es nur dem Hange seiner Landsleute für die Farce zu danken, daß seine dramatischen Mißgeburten einen so schreienden Beifall erhielten, und die Stücke Goldonis verdunkelten, die in jeder Rücksicht unendlich über den seinigen stehen.

[Bouterwek II, 477.]

20.

Während Spanien keinen epischen Dichter ersten Ranges aufzuweisen hat, steht seine dramatische Litteratur weit der italienischen voran. Sie beginnt jedoch, wie überall, mit rohen

Anfängen. Wechselgespräche, oder dialogische Vorträge einer Person, geben noch kein Drama, und ebenso wenig die von der Kirche begünstigten Mysterien. Trotz des Widerspruchs der Geistlichen entstanden jedoch schon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, weltliche, jetzt verlorne Schauspiele.

Mehr wirkte die Celestina, (um 1500) in 21 Akten, oder Scenen, entworfen zu $^1/_8$ von Rodrigo Cota, zu $^7/_8$ von Royas. Sie zeigt Fortschritt in Sprache, Verwickelung, Charakterzeichnung, ward viel gedruckt, gelesen, übersetzt, aber auch überschätzt. Das ästhetische Verdienst erscheint gering, das Moralische noch zweifelhafter; denn der Leser soll gebessert werden, durch Vorführung des Widerwärtigen und Lasterhaften.

Bei Rueda finden wir nur geschickte Schilderung gemeiner Wirklichkeit; Naharro begründete noch kein eigentliches Volkstheater; und bei Juan de Encina (geb. 1468, gest. 1534) fehlt ebenfalls dramatische Verwickelung und Lösung; seine Stücke sind mehr dialogisirte Eclogen. Alle diese Versuche drängten jedoch allmählig die, von Einigen gepriesene Nachahmung des Antiken und Italienischen in den Hintergrund, und es bedurfte nur eines großen Talentes und kühnen Muthes, um ein, von allen übrigen Theatern der Welt wesentlich verschiedenes spanisches Theater zu erschaffen. Dieser Schöpfer war Lope de Vega Carpio (geb. 1562, gest. 1635).

[Lesen: Bouterwek III, 360.
Schlegel VI, 382—384.]

Allerdings sind seine dramatischen Werke oft leichtsinnig und unvollkommen hingeworfen; aber kaum besaß jemals ein Dichter, eine so unerschöpfliche, poetische Erfindungsgabe, so beispiellose Leichtigkeit des Arbeitens. Unter Benutzung aller Silbenmaße, schrieb er geistliche und weltliche Lustspiele, geschichtliche und ungeschichtliche Mantel- und Degenstücke der vornehmen Welt, ernste allegorische Autos, Zwischenspiele bunter Art u. s. w. Mag man die Zahl dieser Arbeiten auch übertrieben haben, steigt sie doch ohne Zweifel weit über 500 hinaus. Schreibart, Stimmung, Verhältnisse, Intrigen, Abentheuer, Wunder u. s. w.,

gehen, auf bis dahin unerhörte Weise bunt durcheinander; ohne Rücksicht auf Wahrheit der Geschichte, Erdbeschreibung, Volksthümlichkeit, Zeit, Ort, oder Einheit der Handlung. Dennoch halten die dichterischen Gaben Lopes dies scheinbar nicht zu Vereinende, dies scheinbar Monströse auf anziehende Weise zusammen, ohne jedoch allerhand Einreden ganz abschneiden zu können. Statt vieler, scharf gezeichneter, durchaus eigenthümlicher Charaktere und Personen, finden wir, ohne große Mannigfaltigkeit, wiederkehrende, ähnliche Gestalten, nur in andere Verhältnisse, oder Situationen versetzt. Ueberkünstliche, naturwidrige Ansichten von Ehre führen, ohne sittliches Bedenken, bis zu Grausamkeiten und Verbrechen. Schelmereien, Verräthereien, Duelle im Ueberfluß, selten ein Hervorheben der Tugend, über das herrschende Vorurtheil hinaus, und das Christenthum verzerrt bis zu Aberglauben und Fanatismus. Ward doch Lope, tieferer religiöser Einsicht und Trostes ermangelnd, — nach solchem Leben und solcher Thätigkeit unerwartet —, zuletzt selbst ein melancholischer Büßer. — Stets hatte er, hinsichtlich seiner Dramen die Wünsche des Publikums zu erfüllen gesucht, und dafür unermeßliches Lob davongetragen: weniger Beifall fanden und verdienten seine übrigen, sehr zahlreichen, oft kaum mittelmäßigen Werke, Episteln, Sonette, Romane, Eclogen, Heldengedichte u. s. w.

[Lesen aus: 1) el Burlador de Sevilla y Convidado di Piedra, Dohrn I, 24—27, 20—21, 154—155.
2) Los milagros del desprecio. Dohrn II, 8—9, 14—16, 54—55.
3) *Moreto*, el desden con el desden. Dohrn II, 174—176, 199—202.]

21.

Als Shakspeare seine Meisterwerke vollendet hatte, betrat sein nächstfolgender Nebenbuhler Ben Johnson keineswegs dieselbe Bahn; sondern bezweckte, in vollem Gegensatze, das neue, nationalenglische Theater zu bekämpfen und zu überwinden, durch

eine regelrechte, angeblich auf Gelehrsamkeit ruhende Behandlung des Drama. Don Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600, gest. 1687) stand nicht in solch einem Verhältniß zu Lope, sondern beharrte wesentlich auf dessen Bahn, und suchte ihn nur zu übertreffen durch sorgfältiger, und besonnener gearbeitete Dramen. Seine Verwickelungen sind genauer berechnet und künstlicher geordnet, die gewandteste Verskunst, und die glänzendsten Vergleiche und Bilder verschönern und erhöhen den Eindruck, und ernste, tragische Aufgaben stehen, zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit, den heiteren gegenüber. Deshalb ward ihm auch fast dieselbe Bewunderung zu Theil, wie Lope, und es ist Unrecht wenn Spanier später viel schwächere, aber regelrechte Erzeugnisse über die Werke dieses Meisters hinaufsetzten.

[Lesen: Bouterwek III, 501.
Schlegel VI, 384.]

Andererseits haben Deutsche, ihrer neuen Entdeckungen froh, ihn allzusehr gepriesen, und fast als höchstes Muster aller Dramatik betrachtet. Der theilnehmende, aber unbefangene Leser wird behaupten dürfen, daß die oben schon bei Lope aufgezählten und gerügten Mängel, hier unvermindert wiederkehren, daß Alles auf den mangelhaften Standpunkt der Zeit Philipps IV. eingezwängt sey, viele Vergleiche, Bilder und Anspielungen überglänzend und schwülstig hervortreten, und bis zur Ermüdung wiederholt werden, daß die überlangen Reden sich dramatisch nicht rechtfertigen lassen u. s. w. Am Anstößigsten und Widerwärtigsten endlich, ist die fanatische Auffassung des verfolgungssüchtigen, verdammlichen Christenthums, welche sich z. B. offenbart in Behandlung und Lobpreisung der Albigenserkriege, der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacobana. Aehnliche Vorwürfe treffen viele Autos, die außerdem gesucht und mit frostigen Allegorien überladen sind. Als Personen treten z. B. auf: Gerechtigkeit, Milde, Neid, Judenthum, Muhamedanismus, Sünde, Tod, die sieben Wochentage und vorzugsweise der Teufel.

Mehrere der besten Dramas von Calderon sind so bekannt

und mit Recht so geehrt, daß es ganz überflüssig wäre, sie umständlich zu besprechen. Der Versuch hingegen, die angeblich vorhandenen 108 oder 127 Dramen und 73 Autos sämmtlich durchzulesen, wird wohl jedem (so wie mir) mißglücken; doch will ich als Beweis meines gutens Willens, ganz kurze Glossen zu einigen meist unbekannten Stücken hier aufnehmen.

1) Cada uno para si. Höchst verwickelt, künstlich und zerschnitten.

2) Duelas de amor y lealtad. Krieg zwischen Persern und Phöniciern. Die besiegten Perser empören sich, und Alexander der Große bringt zuletzt Alles in Ordnung. Dazwischen viel Liebe, Eifersucht, Intrigen, Edelmuth und Possen.

3) Un castigo en tres venganzas. Unter den Freunden und Dienern Karls von Burgund, ist ein Verräther. Clotald weiß die Schuld Anderen, insbesondere dem Federigo zuzuschieben und dessen Geliebte in den Verdacht der Untreue zu bringen. Endlich kommt die Wahrheit an den Tag und die gerechte Bestrafung erfolgt.

4) Amar despues la morte. Persönliche Beleidigungen und grausame Gesetze bringen die Mauern zu einem Aufstande in den Alpujarren. Nach tapferem Widerstande werden sie von Don Juan d'Austria besiegt. Hiemit ist verflochten die Liebe Don Alvaros des Mauern zu Donna Clara, deren Ermordung durch einen spanischen Soldaten, er kühn im spanischen Lager rächt und von Don Juan Verzeihung erhält.

5) Nadie fie su secreto. Herzog Alexander von Parma, und ebenfalls Don Cesar, vertrauen dem Don Arias daß sie Donna Anna lieben. Arias vertraut Cesars Geheimniß dem Herzoge, welcher eifersüchtig seinem Nebenbuhler Hindernisse aller Art in den Weg legt, dann sich selbst bezwingt und die Heirath fördert. Lehrreich als Vorstudie zu der vollkommneren Behandlung im lauten Geheimniß.

6) Las tres justicias en una. Der Oberrichter Don Mendo schwängert die Schwester der Donna Anna, welche (als jene stirbt) das Kind ihrem, Kinder wünschenden Mann unter-

schiebt. Dieser Sohn schlägt aus der Art und vergreift sich zuletzt am Vater. König Peter entdeckt den Hergang, läßt den Sohn erdrosseln, und die beiden angeblichen Aeltern müssen zusehn. Verwickelt genug, aber von untergeordnetem Werthe und nicht angenehmer Wirkung.

7) La señora e la criada. Die Prinzessin Diana von Mantua, soll den Prinzen Fisberto von Mailand, und der Prinz Crotaldo von Parma seine Muhme Flor heirathen. Statt dessen wollen sich Diana und Crotaldo heirathen. Diana entflieht, Crotaldo glaubt sie zu entführen, ergreift aber eine, in ihren geschenkten Kleidern einherstolzirende Bäuerin. Hierauf Verwickelungen aller Art: die Prinzessin tritt als Dienerin auf, die Bäuerin muß die Herrin spielen, wird für verrückt ausgegeben u. s. w. u. s. w. Zuletzt da Alles offenbar wird, heirathen sich Crotaldo und Diana nach Wunsch, und Fisberto und Flor lassen sich den Tausch gefallen.

8) Amado e aborrecido. Herr Dante, Galan seiner Profession nach, hat das Glück und Unglück daß er eine gefangene Prinzessin liebt die ihn verabscheut, und von einer freien Prinzessin geliebt wird, die er nicht leiden kann. Dies giebt zu höchst spitzfindigen Untersuchungen Veranlassung, z. B.: was besser sey, geliebt werden und verabscheuen, oder lieben und verabscheut werden. Diana und Venus mischen sich in die Sache, erregen Sturm, Ungewitter, Erdbeben, setzen Herrn Dante in viele Verlegenheiten, wobei er doch stets gegen beide Damen gleich höflich zu seyn sucht. Als endlich die Verabscheuende, um die Liebende zu retten, soll ins Meer geworfen werden, vertragen sich Götter und Menschen über einen, die Parteien wenn auch nicht beglückenden, doch beruhigenden Frieden.

9) Las armas de la Hermosura. Die Geschichte Coriolans und des Sabinerraubes in eins verschmolzen. Coriolan dient unter Romulus, Veturia ist eine geraubte Sabinerin und die Königin der Sabiner aus Spanien. Als ein Aufstand der Sabinerinnen entsteht gegen ein neues Gesetz des Senats über

Putz und Aufwand, nimmt Coriolan Partei für die Weiber, wird eingesperrt, verbannt, neuer Krieg und Sieg. Friedensbedingungen: die Weiber dürfen sich kleiden wie sie wollen, Bücher lesen u. s. w. Ergötzlich durch kühne Verknüpfungen, Verschmähung aller Zeiten und Sitten, halbe Parodie zu halbem Ernste. — Wie so ganz verschieden ist Shakspeares Coriolan. — An andern Stellen calderonischer Dramen beschreibt Herodot Amerika, Jerusalem liegt an der Seeküste, die Donau fließt zwischen Schweden und Rußland u. s. w.

Das Beispiel und der Erfolg so großer Meister wie Lope und Calderon und die lebhafte Unterstützung des Theaters durch König Philipp IV., erzeugten in kurzer Frist eine beispiellose Theilnahme des Publikums, und eine erstaunlich große Zahl ausgezeichneter, dramatischer Schriftsteller; so Argensola, Solis, Moreto, Tirso de Molina, Roxas u. A. Huerte zählt (gewiß noch zu gering) 3852 dramatische Werke, welche umständlich zu beurtheilen unmöglich ist.

Hier genügt es zu bemerken, daß, trotz einzelner Verschiedenheiten, alle jene Dramen zu derselben großen Schule gehören; und wiederholt daran zu erinnern, daß man um Freude und mannigfaltigen Genuß an litterarischen Erscheinungen zu haben, keineswegs den Gesichtskreis übermäßig beschränken und eine zu enge Regel aufstellen darf. Vielmehr soll man den Blick nach allen Seiten hin offen und theilnehmend erhalten, und nie vergessen daß nicht allen Bäumen eine Rinde wachse. Hat man, demgemäß, dem spanischen Theater volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, muß man andererseits behaupten, es dürfe (über Spanien hinaus) keine allgemeine Herrschaft in Anspruch nehmen, und zeige neben großen und glänzenden Eigenschaften, auch die schon erwähnten schwächeren tadelnswerthen Seiten. Haben doch selbst Spanier hervorgehoben, daß die Grundsätze höherer Sittlichkeit und Religion nicht selten verletzt werden, dem blendenden, zuletzt gleichartigen und rasch verschwindenden Feuerwerke, Dunkelheit folge; daß maaßlose Willkür und Aufhebung alles natürlichen und geschichtlichen Zusammen-

hanges, die Schönheit und Wahrheit untergrabe. — So wie Raphael, als Vorbild, weniger zu Irrthümern verleitet wie Michel Angelo, so Shakspeare weniger als Lope und Calderon.

22.

Miguel de Cervantes Saavedra ward 1547 geboren zu Alcalá de Henares, verlor 1571 in der Schlacht bei Lepanto die linke Hand und einen Theil des Arms, lebte 1575 bis 1580 gefangen in Algier und starb 1616 in demselben Jahre wie Shakspeare. Obgleich seine mannigfaltigen Werke, an sich und für uns nicht von gleichem Werthe sind, bleibt er doch mit Recht der bekannteste und bewundertste aller spanischen Schriftsteller.

[Lesen: Bouterwek III, 328.]

Geistreich und witzig ist die Reise nach dem Parnaß; aber durch unzählige Beziehungen auf unbekannte Dichter, weniger ansprechend. Das Schäfergedicht Galatea enthält sehr schöne lyrische Gedichte, leidet aber doch an den Mängeln dieser Gattung: Breite, Vermischung christlicher Ansichten mit heidnischer Mythologie, und allerlei Künsteleien. Cervantes war der Richtung abgeneigt, welche Lope dem Drama gab, fand aber mit seinen spätern, mittelmäßigen Schauspielen, nur wenig Beifall.

Die Numantia ist dagegen ein großartiges, ergreifendes Werk, obgleich sie mit einem regelrechten Drama durchaus keine Aehnlichkeit hat. Die lehrreichen, exemplarischen Novellen (novelas exemplares) verdienen diesen Namen, insbesondere im Gegensatze zu den anstößigen des Boccacio. Ihr Inhalt ist anziehend, die Darstellung umständlich, klar und ansprechend: von den besten der neuern Novellen (z. B. Tiecks) indeß dadurch sehr verschieden, daß lediglich Thatsachen in ununterbrochener Folge erzählt werden, ohne irgend einen Versuch, dieselben mit höhern, ergreifenden Gedanken, mit geistiger Entwickelung in natürliche, ja fast unerläßliche Verbindung zu

bringen. Die Naivetät, welche Schiller nur bei den Alten sucht, findet sich ohne Zweifel in den Novellen des Cervantes.

[Lesen: Pretiosa I, 32—34, 46—48, 74—77.
u. Schlegel IV, 198, die Schalkhafte.
Persiles, Schlegel IV, 190, an Maria.]

Persiles und Sigismunda erinnert durch überkühne, willkürliche Fabeleien, fast an die von Cervantes verspotteten Ritterromane, ging aber doch mehr hervor durch Berücksichtigung der griechischen Romane, vor Allem des Heliodor. Sprache und Darstellung ist vortrefflich, kann aber jene Bedenken nicht beseitigen.

Während die verzeichneten Werke von Wenigen gekannt und von noch Wenigeren gelesen werden, ist Don Quixote in den Händen aller Gebildeten, ja auch die minder Gebildeten haben seit dritthalb hundert Jahren ihre Freude daran. Woher kommt es (ist man veranlaßt zu fragen) daß kein einziger der unzähligen Romane sich einer gleichen Lebensdauer und Bewunderung erfreut? — Weil er (kann man kurz antworten) besser ist als alle anderen. Weil er nicht langweilige Allegorien ausspinnt (wie z. B. der Roman de la Rose), die aufgebauschten, unnatürlichen, endlosen Ritterromane nicht nachahmt, sondern geistreich verspottet; weil er nicht erbärmliche Hofgeschichten asiatischen Prinzen und Prinzessinnen in den Mund legt; weil er nicht durch Familienjammer die Schwächlichkeit befördert, und Gauner und Spitzbuben nicht für eigentlich poetische Personen ausgiebt. Vielmehr ist die Sprache musterhaft, Auffassung und Zeichnung der Charaktere vollkommen scharf und persönlich, der edelste Ernst und der heiterste Scherz, durch Tiefsinn und Witz innig verbunden, durch reizende Episoden die Mannigfaltigkeit erhöht und, — mit einem Worte —, das Interesse meisterhaft festgehalten von Anfang bis zu Ende.

Wenn Cervantes einige Male die Mißhandlung und Vertreibung der Mauern unduldsam billigt, so theilt er hierin allerdings die Irthümer seiner Zeit; hat sie aber nicht so breit und in den ärgsten Uebertreibungen dargestellt, wie Calderon.

23.

Obgleich in der spanischen Litteratur das Drama als der wichtigste Theil hervortritt, zeigen die anderen Theile doch so viel Eigenthümlichkeit, daß sie selbst in dieser kürzesten Uebersicht zu erwähnen sind. Zuvörderst die ächt spanische Lyrik, vorzugsweise vertreten durch zahlreiche Balladen, welche enthalten Geschichtliches (meist bezüglich auf die Kriege mit den Mauern); dann auch Hinzuerfundenes, Liebeslieder, scherzhafte und ernsthafte Erzählungen, Betrachtungen u. s. w. Sie sind meist in vierfüßigen Trochäen geschrieben, machen neben dem Reime auch von Assonanzen Gebrauch und wurden in mehreren Cancioneros gesammelt, von denen der erste 1511 erschien.

Mehrere epische Gedichte sind kaum mittelmäßig zu nennen, und selbst das gerühmteste, die Araucana des Ercilla ist eher eine lebhafte Geschichtserzählung, als ein dichterisches Werk ersten Ranges. Auch kann man den Versuch, Wunderbares gegen den Schluß damit in Verbindung zu bringen, nicht für gelungen halten.

Idyllische Gedichte wurden damals in Spanien (wie in Italien) sehr, ja zuviel bewundert: so die Eclogen des Garcilasso de la Vega (1503—1535), und noch mehr ein Schäferroman, Diana, des Montemajor (1520—1561). Heutige Leser dürften Vieles zu weitläufig, willkürlich und verwirrt finden; auch ist das Bemühen wirkliche Personen und Ereignisse hinter jener Schäferwelt zu verstecken, einer ächten Dichtung mehr schädlich als nützlich.

[Lesen: Bouterwek III, 175.
Schlegel IV, Diana, 173.
Bouterwek III, 216.
Dunlop, 352.]

Ganz das Entgegengesetzte von Empfindelei und Hirtenziererei zeigt eine ganze Reihe von Romanen, wo Betteljungen, Gauner und ähnliches Gesindel die Hauptrolle spielen. An der Spitze steht Lazarillo de Tormes von Mendoza; dann folgen

Guzman von Alfarache von Aleman, la Pikara Justina von Ponce de Leon, Markus Obregon von Espinel u. A. So viel Witz, Scherz, Sonderbares, Pikantes in diesen Romanen auch enthalten ist, bleibt die ganze Abart nur eine geringe, und steht auf einer Stufe mit den Gemälden von Räubern u. dgl., welche auch einmal Mode waren.

[Dunlop, 336—340.]

Wiederum hievon durchaus verschieden, entwickelte sich der sogenannte hochgebildete Styl (stilo culto) des Góngora und seiner Anhänger. Gesucht, schwülstig, unnatürliche, oft ganz alberne Metaphern, neue, unverständliche Worte und Construktionen, anmaasliche, leider oft bewunderte Ziererei. — Scheint doch jedes Volk an einem gewissen Punkte seiner Entwickelung, dieser Krankheit, dieser Staupe zu erliegen: so die Italiener durch Marino, die Engländer durch Lylies Euphues, die Deutschen durch Hofmannswaldau und Lohenstein. Als eine zweite, umgekehrte Hälfte zu diesen Uebergezierten, könnte man die Platten und Geschmacklosen bezeichnen, wie Rabelais und Lenz, welche aber auch ihre begeisterten Verehrer gefunden haben.

[Bouterwek III, 432.]

Anziehender als alle diese Karikaturen bleiben des Perez de Hita, Kriege von Granada. Alte und neue Balladen, in geschichtliche, oder verschönerte Erzählung verwebt, eine seltene Billigkeit gegen die Mauren, und das Tragische nicht der Menschlichkeit ermangelnd.

Die Chroniken veredeln sich allmählig zur ächten Geschichtschreibung, wo Diego de Mendoza zuerst zu nennen ist. Er war zugleich Staatsmann, Gesandter, Sammler von Handschriften und Büchern, Dichter und Geschichtschreiber. Bitter urtheilt er über die Stellung der Gesandten, sagend: „die Gesandten, die armen Tröpfe! Wenn die Könige betrügen wollen, fangen sie mit unser Einem an. Unser größtes Geschäft ist, nichts zu thun und nichts zu sagen, damit es durch uns nicht weiter auskommt." — Außer dem schon genannten Lazarillo de Tormes, schrieb Mendoza Episteln, Sonette, Canzonen, Lieder

u. dgl.; vor Allem aber verdient Erwähnung seine Geschichte des Aufstandes der Mauren. Er suchte die Alten mit Erfolg, jedoch nicht überall passend, nachzuahmen; auch ward der Gegenstand um so herber und peinlicher, als er die volle Wahrheit nicht sagen durfte. Hiezu kam daß es damals, selbst den edelsten Gemüthern kaum möglich war sich zu voller religiöser Duldung und Gerechtigkeit zu erheben.

[Bouterwek III, 186.]

Zuritas Annalen von Aragonien sind der Form nach nicht vollendet, aber sehr lehrreich, und ebenso darf man wohl über Solis Geschichte von Mexiko urtheilen. Sepulvedas Geschichte Karls V. ward abwechselnd zu sehr erhoben und gescholten. Mariana hat die ungemein schwere Aufgabe eine Gesammtgeschichte Spaniens zu schreiben, auf löbliche Weise gelöset, und (wir glauben mit Recht) das jetzt oft angepriesene Verfahren verschmäht, alle Sagen und Dichtungen der frühern Zeit vornehm bei Seite zu werfen und ein trockenes Gerippe an die Stelle zu setzen. Für die spätern Zeiten ist er so gründlich, als es die ihm zu Gebote stehenden Quellen erlaubten und noch bis jetzt giebt es kein lesbareres Buch über die ganze Geschichte Spaniens. Denn der viel vollständigere Ferreras ist trocken und langweilig. — Antonio de Herrera (st. 1625) schrieb eine Geschichte Westindiens (1492—1554) gründlich und aus ächten Quellen. — Des Inca Garzilasso (seine Mutter war aus dem königlichen Blute der Incas) Commentarien über Peru, sind, obgleich viel Fabelhaftes eingemischt ist, doch eigenthümlich und anziehend. Erwähnung verdienen noch Colomas Kriege in den Niederlanden und Moncadas Zug der Catalanen gegen Griechen und Türken.

[Bouterwek III, 318.]

Ein von vielen Seiten gepriesener Schriftsteller ist Quevedo (geb. 1580, gest. 1645). Wir besitzen von ihm die mannigfaltigsten Schriften, in Versen und in Prosa, welche unparteiisch zu würdigen große Schwierigkeiten hat, weil sich in bunter Mischung findet Scharfsinn und Mißverstand, Witz und Ge-

schmacklosigkeit, Bitterkeit und Leichtsinn, Erhabenheit und Plattheit.

Seit Philipp II., bis zum 18. Jahrhundert sank Spanien immer mehr durch unbedeutende Könige, unnöthige und unglückliche Kriege, Vertreibung der Mauren, Auswanderung nach Amerika, Grausamkeit der Inquisition und Abnahme frischer Thätigkeit. Dies Alles mußte auf die Litteratur sehr nachtheiligen Einfluß haben, und der hauptsächlich von Lüzan betriebene Versuch, viele Mängel durch regelmäßige Nachahmung des Französischen und Beseitigung des Nationalspanischen zu verbessern, war auch nicht das Richtige. Deshalb trat Garzia de Huerta auf gegen die französische Richtung und als Vertheidiger der altspanischen Entwickelung. Da Genien ersten Ranges fehlten, fand man kein neues löblich Mittleres, obgleich im 18. Jahrhundert mancherlei verdienstliche Werke erschienen, die wir hier nicht im Einzelnen anführen und beurtheilen können. Erwähnung verdient jedoch der Mönch Feijoo (1676—1764). Er kannte das was außerhalb Spaniens geschehen war, und wirkte durch Aufsätze verschiedenen Inhalts in sehr belehrender Weise.

Unter Karl III. (1759—1788) bewegte sich in Spanien Alles vorwärts, dann hemmten die französischen Kriege, und die tüchtigen Männer, welche durch die schwierigen Verhältnisse gekräftigt, als Schriftsteller und Staatsmänner hervortraten (wie Melendez Valdez, Jovellanos, Quintana u. A.), wurden zur Zeit des elenden Königs Ferdinand VII. eingesperrt, oder verjagt. Doch haben die langen, traurigen Verwirrungen den erwachten Geist in Spanien nicht ganz unterdrückt, und in neuester Zeit sind mancherlei verdienstliche Werke erschienen.[1])

---

1) Unter den neuern spanischen Geschichtschreibern verdienen löbliche Erwähnung: Lafuente Alcantara, Geschichte von Granada, Ascargota Geschichte von Spanien, Toreno neuere Geschichte Spaniens und Quintana Leben berühmter Spanier.

24.

Camoens überragt so sehr alle anderen portugiesischen Schriftsteller, daß man leicht gegen diese, wenn nicht ungerecht, doch gleichgültig wird. Hier genügt es in dieser Beziehung nur Weniges zu bemerken. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1581—1640) wirkte nachtheilig auf Unabhängigkeit, Macht, Reichthum, und Entwickelung des Landes und Volks, und auch nach Herstellung des Hauses Braganza fehlte es nicht an mancherlei Störungen.

Saa de Miranda (geb. 1495) dichtete in portugiesischer und spanischer Sprache, Eclogen, Sonette, Episteln, Elegien und auch zwei Lustspiele. Neben edelem Sinn und zartem Gefühl, findet sich unpassend angebrachte Gelehrsamkeit. — Gil Vicente (st. 1557) schrieb mehrere Lustspiele und Farcen, mit mehr Talent, als Geschmack. — Antonio Ferreira (1528—1569) dichtete Sonette, Briefe, Oden, Lustspiele, Trauerspiele. Gute Sprache, edle Empfindungen, aber kein lyrischer Flug und als Dramatiker unbedeutend. — Rodriguez Lobo (geb. in der Mitte des 16. Jahrhunderts). Wir besitzen von ihm Gedichte mancherlei Art, und in verbesserter Prosa lange, für unsere Zeit langweilige Schäferromane. Ebenso wenig dürften allgemeinern Beifall gewinnen unzählige, gezierte Sonette des Faria e Sousa (st. 1649); die natürlicheren, aber allzu zahlreichen Liebesklagen des Barbosa Bacellar (st. 1663) und die Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten des Gongoristen Coelho. Mit Recht machte Andrada diesen Gongorismus durch geschickte Parodien lächerlich.

Schon für das vierzehnte Jahrhundert besitzen die Portugiesen anziehende geschichtliche Werke. Lob verdient Britos Geschichte seines Vaterlandes, obgleich sie nur die ältesten Zeiten umfaßt, und eine große patriotische Aufgabe sucht Barros Asien, nicht ohne Erfolg zu lösen, wenn er auch hinter seinem Vorbilde, dem Livius zurückbleibt.

Im 18. Jahrhundert finden wir englischen und französischen Einfluß auf die portugiesische Litteratur; gerühmte Schriftsteller des neunzehnten sind noch nicht in unsere Hände gekommen.

25.

In meinen Bemerkungen über die deutsche Litteratur (No. 13) habe ich bereits auf ihre Schattenseite seit dem 13. Jahrhundert hingewiesen, zugleich aber auch auf die gegenüberstehende Hoffnung. Nochmals muß ich auf beides zurückkommen, und Einiges wiederholen.

Lange vor der Reformation (im 14. und 15. Jahrhundert), gab es in Deutschland keinen Schriftsteller ersten Ranges, wie sie wohl anderwärts (z. B. in Italien) nicht ganz fehlen. Mithin hat die Reformation diesen Stillstand, diese Dürre keineswegs allein veranlaßt. Wie verschieden man auch über Luther als Reformator denken mag, so müssen doch alle Parteien seine großen Verdienste um die Ausbildung der deutschen Sprache anerkennen. — Wiederum läßt sich nicht läugnen, daß überall die ausschließliche Herrschaft der theologischen Richtung, leider jede andere in den Hintergrund drängte; daß man dogmatischen Spitzfindigkeiten den höchsten Werth beilegte, und mit Verletzung von Anstand und Geschmack, ja mit Uebertretung aller sittlichen und religiösen Gesetze sich zu Haß, Verläumdungen, Verfolgungen und bestialischen, verdammenswürdigen Kriegen verlocken ließ, und darin die beste Hülfe suchte. Die vielen löblicher Weise in Deutschland gestifteten Universitäten, weit entfernt dieser Richtung kräftig entgegenzutreten, nahmen leidenschaftlich Partei; dergestalt daß man weder den Katholiken noch den Protestanten allein die Schuld zuschieben darf, obgleich sie sich nicht gleich vertheilen mag. Es ist jedoch hier nicht der Ort, Lob oder Tadel all dieser Verhältnisse zu häufen, sondern zu bemerken daß die meisten Dichter des 17. Jahrhunderts Protestanten waren, aber kaum einer von ihnen sich über das Mittelmäßige erhob.

Denn, wenn man auch etwa dem Opitz, Flemming, Günther

u. A.[1]) eigenthümliche Verdienste mannichfacher Art nicht absprechen kann, so waren sie doch nicht auf die Dauer überwiegend und anerkannt; weshalb es ein großes Verdienst W. Müllers und K. Försters bleibt, ihr Andenken erneut zu haben. Unzählige dicke Bände drängten sie auf 14 Bändchen zusammen, und fügten zweckmäßige Lebensbeschreibungen, sowie verständige Beurtheilungen hinzu. Ich will diese nicht abschreiben, sondern darauf verweisen, und mir nur eine Bemerkung erlauben. Nicht die Aufgaben all dieser Lyriker sind gering, oder mangelhaft; sie beziehen sich vielmehr auf Alles das, was das menschliche Gemüth, mit Recht oder Unrecht, lebhaft in Bewegung setzt: Liebe und Haß, Lust und Schmerz, Demuth und Uebermuth, Hoffen und Verzweifeln, Zeit und Ewigkeit, Leben, Tod, Vaterland, Religion. — Aber die Lösung dieser Aufgaben, ist fast überall unvollkommen; sie steht wenigstens zurück hinter der frischen Jugend des 13. Jahrhunderts, und den neuen Schöpfungen der Meister des 18. und 19. Jahrhunderts. Bei diesen Verhältnissen halte ich es für verdienstlich, ja nothwendig, jene 14 Bändchen nochmals wesentlich zu verkürzen, und statt langer Reden über viele Gedichte, nur wenige derselben auf etlichen Blättern vorzulegen, jedem Leser indeß die Beurtheilung derselben zu überlassen.

1) Martin Opitz (1597—1639).

[Bouterwek X, 83.]

Lebenslust.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir.
Es ist Zeit hinaus zu schauen,
Und sich bei den frischen Quellen,
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn,
Und die Fischer Netze stellen.

---

1) Die dramatischen Werke von A. Gryphius, Hans Sachs (st. 1576) und Ayrer sind für den Gang der Entwickelung nicht ohne Interesse, jedoch nur als Vorübungen für spätere Zeiten. Mittheilungen aus denselben würden hier wenig ansprechen, oder doch zu viel Raum einnehmen, was mit Lyrikern und Epigrammatisten nicht der Fall ist. (Tieck kritische Schriften IV, 194.)

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf sein letztes Ende hin;
Dann kömmt ohne Geist und Sinn
Dieses Alles in die Erden.

Hola, Junge, geh' und frage
Wo der beste Trunk mag seyn,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Clotho fortgerafft,
Will ich in den süßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller schonen,
Der bei seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder
Auf Musik und auf ein Glas.
Kein Ding schickt sich, dünkt mich, daß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Lass' ich schon nicht viel zu erben,
Ei, so hab' ich edeln Wein,
Will mit Andern lustig seyn,
Wenn ich gleich allein muß sterben!

2) Weckherlin (1584—1651).

[Bouterwek X, 53.]

Frisch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten!

Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', frisch auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget drauf,
Und überwindend triumphiret.

Der ist ein Deutscher, wohl geboren,
Der, von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben noch Freiheit verloren.
Der ist ein Deutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit seinem Schwerdt
In einige Gefahr sich waget.

Denn wenn die Feind ihn schon verwunden;
Und nehmen ihm das Leben hin,
Ist Ehr' und Ruhm doch sein Gewinn,
Und er ist gar nicht überwunden;
Ein solcher Tod ist ihm nicht schwer
Weil sein Gewissen ihn versüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr'
Indem er so sein Blut vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen,
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil sein Lob die Nachkommen singen.
Die edle Freiheit ist die Frucht,
Die er dem Vaterland' verlasset,
Da der Herzlose durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehasset.

Einer zänkischen Frau, Grabschrift.

Hier schläfet, und Gott sey gedanket!
Ein Weib, das Tag und Nacht gezanket.
Ach, tretet nicht hart, liebe Leut',
Sonst weckt ihr einen neuen Streit.

3) Dach (1605—1659).

[Bouterwek X, 186.]

Die Vögel.

Die Lust hat mich gezwungen
Zu fahren in den Wald
Wo durch der Vögel Zungen,
Die ganze Luft erschallt,

Fahrt fort ihr Freudenkinder
Ihr Büsche-Bürgerei,
Und Freiheitvoll nicht minder,
Singt eure Melodei.
Ihr lebt ohn' alle Sorgen,
Und lobt die Güt' und Macht
Des Schöpfers von dem Morgen
Bis in die späte Nacht.
Ihr baut euch artig Neste,
Nur daß ihr Junge heckt,
Seyd nirgends Fremd' und Gäste,
Habt euren Tisch gedeckt.
Ihr strebet nicht nach Schätzen,
Durch Abgunst, Müh' und Streit,
Der Wald ist eu'r Ergötzen,
Die Federn euer Kleid.
Ach, wollte Gott, wir lebten
In Unschuld, gleichwie ihr,
Nicht ohn' Aufhören schwebten
In sorglicher Begier!

Annchen von Tharau (nach Herders Uebertragung).

Annchen von Tharau ist die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb und in Schmerz.
Annchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt beieinander zu stahn.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unsrer Liebe Befestigung seyn.
Annchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben schließ ich in deines hinein.

Recht als ein Palmbaum über sich steigt,
Hat ihn einst Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigen Loos.
Annchen von Tharau mein Reichthum u. s. w.

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.
Annchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben schließ ich um deines herum!

Abschied von der Welt.

Alles läuft mit mir zu Ende;
Meine Hände,
Füß' und Arme sind verdorrt,
Auch die Fackel meiner Augen
Will nicht taugen
Geist und Leben eilen fort.

Meines edeln Geistes Kräfte,
Die Geschäfte
Meiner Sinnen nehmen ab.
Nichts ist anders zu besorgen
Als vor Morgen
Noch zu scheiden in das Grab.
Seele wenn du nun dies Leben
Hin sollst geben,
So entschlage dich der Noth,
Denke, daß du zu den Frommen
Nicht kannst kommen,
Als nur einzig durch den Tod.
Die ihr Ende stets betrachten,
Und verachten
Dieser Welt verkehrten Sinn,
Jesum, bis sie ganz erkalten,
Gläubig halten,
Fahren sanft und selig hin.

4) Andreas Gryphius (1616—1664).

[Bouterwek X, 140.]

Thränen des Vaterlandes, 1636.

Wir sind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheert!
Der frechen Völker Schaar, die rasende Posaun',
Das blutgetränkte Schwert, die donnernde Karthaun',
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.
Die Thürme stehn in Glut, die Kirch' ist umgekehret,
Das Rathhaus liegt in Graus, die Starken sind zerhaun,
Die Jungfraun sind geschänd't, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret,
Hier durch die Schanz' und Stadt rinnt allzeit frisches Blut;
Dreimal sind's schon sechs Jahr, als unserer Ströme Fluth,
Von Leichen fast verstopft, sich langsam fortgedrungen.
Doch schweig' ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Pest, und Gluth und Hungersnoth,
Daß auch der Seelen Schatz so Vielen abgezwungen.

5) Flemming (1606—1640).

[Bouterwek X, 119.
Eschenburg II, 86.]

Vor seiner Reise nach Persien.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spat und frühe,
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen
Ich stell's in seine Gunst. — — — —

Ich zieh' in ferne Lande
Zu nützen einem Stande
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist fassen,
Zu dienen seiner Welt. — — — —

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort. — — —

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es sey heut' oder morgen,
Dafür lass' ich ihn sorgen
Er weiß die rechte Zeit.

An die jetzigen Deutschen.

Jetzt fällt man uns ins Haus, in unsere vollen Schalen,
Wie man es längst gebräut. Wo ist nur unser Muth,
Der ausgestählte Sinn, das kriegerische Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unsrem eitlen Prahlen.
Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn, mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigsten Krieger wir, die Phöbus kann bestrahlen!
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann?
Des großen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne,
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,
Uns Namens-Deutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne!

Flemmings Grabschrift vom 22. März 1640,
drei Tage vor seinem Tode gedichtet.

Ich war an Kunst und Gut, und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Aeltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren;
Mein Schall flog überweit: kein Landsmann sang mir gleich;
Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies Alles wird zerstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.
Verzeiht mir, bin ich's werth. Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab:
Sonst Alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde;
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

6) Logau (1604—1655).

[Bouterwek X, 169.
Eschenburg II, 44.]

Sparsamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte,
Sparte sie die meisten Lüste.

Das Beste der Welt.

Weißt Du, was in dieser Welt,
Mir am meisten wohlgefällt?
Daß die Zeit sich selbst verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten;
Keinem hat er nichts genommen,
Wenn er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverholen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bei Zeiten jagen.
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,
Ist, ein Stücke Brot begehret;
Staat, Land, Mensch und Vieh vernichtet,
Ist des Herren Dienst verrichtet;
H—, saufen, spielen, fluchen
Ist, dem Muth Erfrischung suchen;
Nicht mehr Mensch seyn an Geberden,
Ist ein braver Kerle werden;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Ist den Engeln Müh' ersparen!

Die Sünden.

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünden bleiben,
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

Der Kriegshund.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüthen,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche stehn und tragen,
Hunde, die zu Tische schmeicheln,
Hunde, die die Frauen streicheln,
Diese Hunde gar zusammen,
Kommen nur aus faulem Stammen. —

Aber ich bin von den Hunden,
Die sich in den Krieg gefunden,

Bleibe nur, wo Helden bleiben,
Wann sie Küh' und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag' am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren
Gäns' und Hühner zuzuführen.
Kann die schlauen Bauern suchen,
Wann sie sich ins Holz verkruchen,
Wann sie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr hat wo genommen,
Kann ich sie von dannen hetzen,
Daß sie Hut und Schuh versetzen,
Kann durch Schaden, kann durch Zehren,
Helfen Haus und Hof verzehren.
Kavaliers, die kann ich leiden,
Bauern müssen mich vermeiden,
Bin nun drum in meinem Orden
Hundekavalier geworden!

Verkündigung des Sieges.

Ei lustig, ihr Krieger, ihr werdet nun siegen,
Es wollte die neue Verfassung denn lügen!
Die Waffen um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geschunden!
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Pistolen,
Sind ritterlich neben der Straße gestohlen,
Die Gelder zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüstig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde vom nützlichen Pfluge gerissen,
Des Brotes die letzten und blutigen Bissen,
Die führen und füllen viel tausend der Wagen,
Die H— und Buben zu Felde mit tragen;
Daß Reiter sind wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verschnitten;
Ein Fürstenthum ist in die Schanze gegeben,
Ein Handvoll von Reitern in Sattel zu heben!

Glauben.

Luth'risch, Pap'stisch und Kalvinisch, diese Glauben alle drei,
Sind vorhanden; doch ist Zweifel wo das Christenthum dann sey.

7) Freiherr v. Abschatz (1646—1699).

Aufmunterung an die Deutschen.

Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh' Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt,
Herbei daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Somm' und Seine schicke.

Der Feind braucht Gold und Eisen,
Wendt' Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen,
Was List und Hochmuth kann.
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden
Damit euch hinterm Rücken
Die Fesseln nicht bestricken.

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hohnes Pralerei!
Er prangt mit euren Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und jeder sich bemühen,
Das Seine wegzuziehen.

Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Mitgift.

Mitgift ist der Männer Gift
Die der Weiber Herrschaft stift'.

Bleibe nur, wo Helden bleiben,
Wann sie Küh' und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag' am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren
Gäns' und Hühner zuzuführen.
Kann die schlauen Bauern suchen,
Wann sie sich ins Holz verkruchen,
Wann sie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr hat wo genommen,
Kann ich sie von dannen hetzen,
Daß sie Hut und Schuh versetzen,
Kann durch Schaden, kann durch Zehren,
Helfen Haus und Hof verzehren.
Kavaliers, die kann ich leiden,
Bauern müssen mich vermeiden,
Bin nun drum in meinem Orden
Hundekavalier geworden!

Verkündigung des Sieges.

Ei lustig, ihr Krieger, ihr werdet nun siegen,
Es wollte die neue Verfassung denn lügen!
Die Waffen um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geschunden!
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Pistolen,
Sind ritterlich neben der Straße gestohlen,
Die Gelder zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüstig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde vom nützlichen Pfluge gerissen,
Des Brotes die letzten und blutigen Bissen,
Die führen und füllen viel tausend der Wagen,
Die H— und Buben zu Felde mit tragen;
Daß Reiter sind wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verschnitten;
Ein Fürstenthum ist in die Schanze gegeben,
Ein Handvoll von Reitern in Sattel zu heben!

Glauben.

Luth'risch, Pap'stisch und Kalvinisch, diese Glauben alle drei,
Sind vorhanden; doch ist Zweifel wo das Christenthum dann sey.

7) Freiherr v. Abschatz (1646—1699).

Aufmunterung an die Deutschen.

Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh' Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt,
Herbei daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Somm' und Seine schicke.

Der Feind braucht Gold und Eisen,
Wendt' Stahl und Silber an,
Der deutschen Welt zu weisen,
Was List und Hochmuth kann.
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden
Damit euch hinterm Rücken
Die Fesseln nicht bestricken.

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hahnes Pralerei!
Er prangt mit euren Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und jeder sich bemühen,
Das Seine wegzuziehen.

Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Mitgift.

Mitgift ist der Männer Gift
Die der Weiber Herrschaft stift'.

Frauenart.

Kurzer Sinn und lang Gewand
Ist den Frauen wohlbekannt.

Nicht zu genau.

Wer auf jede Feder acht',
Nie das Bette fertig macht.

Ohne Umstand.

Kräh't die Henn' und schweigt der Hahn,
Ist das Haus gar übel dran.

Schweige.

Laß deinen Mund verschlossen seyn,
So schluckst du keine Fliegen ein.

8) Zinkgref (1591—1635).

[Bouterwek X, 175.]

Zeit und Rath.

Schiffer, welche Meister sind,
Suchen Zeit und guten Wind;
Mit Gewalt ist nichts zu machen.
Also werden hohe Sachen
Eher zu dem End' gebracht
Durch die Weisheit, als durch Macht.

9) Tscherning (1611—1649).

[Bouterwek X, 191.]

Lob der Musik.

1) Wer ungereget,
Die Sinnen träget,
Wann Künstler singen
Und Saiten klingen.
Ist taub an Ohren
Und krank geboren,
Weil sonst sich reget
Was Sinnen träget.

2) Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden;
Man soll ihn oben
Auch also loben,
Da wird das Singen
Viel schöner klingen.

3) Mehr Lust für Ohren
Ist nicht geboren.
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann Eifer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

4) Was hier sich reget
Und Athem träget,
Heißt David singen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren,
Was je geboren,
Weil es gereget
Dann Liebe träget.

10) Gerhard (1607—1676).

[Bouterwek X, 219.]

Vertrauen auf Gott.

1) Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden
Die dein Fuß gehen kann.

2) Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohl ergehn;
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten seyn.

3) Dein' ew'ge Treu' und Gnade
O, Vater, weiß und sieht
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblüt;
Und was Du dann erlesen,
Das treibst Du starker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen
Was Deinem Rath gefällt.

4) Hoff', o du arme Seele
Hoff' und sey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer nagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

5) Wohl dir du Kind der Treue!
Du hast und trägst davon
Mit Ruhm und Dankgeschreie
Des Sieges Ehrenkron'.
Gott giebt dir selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freudenpsalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

6) Mach' End', o Herr mach' Ende
An aller unsrer Noth,
Stärk' unsre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen seyn;
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Abendlied.

1) Der Tag mit seinem Lichte
Fleucht hin und wird zu nichte;
Die Nacht kommt angegangen,
Mit Ruhe zu umfangen
Den matten Erdenkreis.
Der Tag der ist geendet,
Mein Herz zu Dir sich wendet,
Der Tag und Nacht geschaffen
Zum Wachen und zum Schlafen,
Wir singen deinen Preis.

2) Wohlauf, wohlauf, mein Psalter!
Erhebe den Erhalter,
Der mir an Leib und Seelen
Viel mehr als ich kann zählen,
Hat heute Gut's gethan.
All' Augenblick und Stunden
Hat sich gar viel gefunden,
Womit er sein Gemüthe
Mit unerschöpfter Güte
Mir klar gezeiget an.

3) Gleichwie des Hirten Freude,
Ein Schäflein auf der Weide,
Sich unter seiner Treue
Ohn' alle Furcht und Scheue
Ergötzet in dem Feld,
Und sich mit Blumen füllet,
Den Durst mit Quellen stillet:
So hat mich heut geführet,
Mit manchem Gut gezieret
Der Hirt in aller Welt.

4) Erhöre Gott mein Beten,
Und laß mein Uebertreten
Zur Rechten und zur Linken
In's Meeres Tiefe sinken
Und ewig untergehen.
Laß aber, laß hingegen
Sich Deine Engel legen
Um mich mit ihren Waffen.
Mit Dir will ich entschlafen
Mit Dir auch auferstehn.

5) Darauf so laß' ich nieder
Mein Haupt und Augenlieder
Will ruhen ohne Sorgen,
Bis daß der güldne Morgen
Mich wieder munter macht.
Dein Flügel wird mich decken,
So wird mich nicht erschrecken
Der Feind mit tausend Listen,
Der mich und alle Christen
Verfolget Tag und Nacht.

6) Ich lieg' hier oder stehe,
Ich sitz' auch oder gehe,
So bleib ich Dir ergeben,
Und Du bist auch mein Leben,
Das ist ein wahres Wort.
Was ich beginn' und mache,
Ich schlafe oder wache,
Wohn' ich als wie im Schlosse,
In deinem Arm und Schoße,
Bin selig hier und dort.

11) Rist (1607—1667).

[Bouterwek X, 201.]

Lob der Frauen.

1) Alles, was der Herr gemacht,
Ist zwar gut zu schätzen;
Luft und Erde, Tag und Nacht
Kann die Welt ergötzen;
Sonn' und Sterne, Sand und Meer
Auch der Fisch und Vögel Heer
Können sammt den Thieren
Dieses Rund wohl zieren.

2) Aber daß des Menschen Hand
Nach des Höchsten Willen
Muß beherrschen alles Land,
Ja die Welt erfüllen,
Das ist wahrlich übergroß,
Größer, daß dem Manne, bloß
Und allein zu leben
Niemals ist gegeben.

3) Zwar der Mann kam erst herfür
Aber nur aus Erden.
Gott der ließ das schönste Thier
Von der Rippen werden.
Schöner ist ja Elfenbein,
Als der Leimen pflegt zu sein.
Gold führt beff're Gaben
Als der Thon mag haben.

4) Gottesfurcht, Beständigkeit,
Keusche Zucht im Leben
Hat den Weibern jederzeit
Großen Ruhm gegeben.
Kein Planet ist ihnen gleich
Weiber sind an Tugend reich,
Reich von Witz und Segen,
Klug auf allen Wegen.

5) Was der Himmel vorgethan,
Kann ein Weib nachmachen,
Brächte man gleich auf die Bahn
Tausend fremde Sachen.
Weiber machen oft mit Fug
Auch die tollen Männer klug,
Was kaum auszugründen,
Weiß ein Weib zu finden.

6) Weiber sind ein kräftig Naß, (Wein)
Wenn die Männer zagen;
Weiber wissen dies und das,
Wenn die Spötter fragen.
Weiber sind des Lebens Lust,
Weiber sind dem Herzen Rust (Ruhe)
Weiber können machen
Daß wir fröhlich lachen.

7) Weiber sind der Helden Schatz
Weiberhaare binden;
Weiberaugen können Platz
Auch beim Stärksten finden.
Weiberzung' und süßer Mund
Machen Fleisch und Blut gesund,
Ihr erfreulich Scherzen
Wendet alle Schmerzen.

8) Weiberred' ist wie der Blitz,
Dringt durch alle Glieder
Weiber zeugen Liebeshitz'
Schaffen Kühnheit wieder.
Ach, der Weiber Freundlichkeit
Ist der Honig dieser Zeit.
Süßer kann auf Erden
Ueber sie nichts werden.

9) Weiber nützen in der Stadt,
Auf dem Feld', im Garten,
Man sey hungrig oder satt,
Kann ein Weib doch arten (ge-
rathen)
Weiberlieb ist immer süß,
Ja wohl recht ein Paradies,
Welches uns kann geben,
Reichthum, Ehr' und Leben.

Grabschrift des Friedens.

Wie ward der edle Fried' ertödtet und vergraben?
Wer sind die Würger doch, die ihn verscharret haben?
Es sind die Deutschen selbst, doch sich zu Spott und Hohn.
Wodurch? Durch Freiheit und durch Frau Religion.
Auch Geiz und Uebermuth, die lassen sich nicht dauern,
Zu schließen Fried' und Ruh' in festgebaute Mauern,
Der schnöden Sicherheit! Nun ist's um sie geschehn,
Und Frau Religion muß mit zu Grabe gehn.

12) Morhof (1639—1691).

[Bouterwek X, 321.]

Narrengilde.

Narren sind an allen Ecken,
In den Städten in den Flecken,
Narren sind in jedem Lande,
Narren sind in jedem Stande,
Alle haben ihre Gecken,
Klug ist der ihn kann verstecken.
Meint man und ist so vermessen,
Daß man allen Witz gefressen,
Daß man niemand dürfe weichen,
Ist das erste Narrenzeichen.
Wir ziehn doch an einem Karren
Und die Welt bleibt voller Narren.

Die Zeitungen.

Man holt die Zeitung über Meer,
Von allen Ort — und Enden her,
Man bringet Alles an das Licht,
Und deckt es noch so tiefe Gruft.
Hat man's ja von dem Lande nicht,
So greift man's endlich aus der Luft.

13) Harsdörffer (1607—1658).

[Bouterwek X, 179.]

Der Fischer.

Ein belobter Fischersmann
Hängt des Angels Anbiß an
Etwan ein Gericht zu fangen.
Er senkt seines Angels Ruth'
In die silberhelle Fluth.
Ihm ist mancher Fisch entgangen,
Weil sie in des Flusses Krimmen,
Schauten seine Stricke schwimmen.

Nachmals als der Regenguß
Trüb gemacht den schlanken Fluß,
Sah er an dem Angel hangen
Von dem stummen Schuppenheer
Nach und nach je mehr und mehr,
Die er alle hat gefangen,
Weil sie in den trüben Fluthen
Nicht bemerkt die Angelruthen.

Gottes Wort das höchste Gut,
Ist dergleichen Angelruth',
Die uns nicht kann leichtlich fangen
In der Ruh' und Glückeszeit.

Kömmt uns Trübsal, Angst und Leid,
Hoffen wir dann mit Verlangen,
Uns zu reißen aus dem Mangel,
Mit der ankergleichen Angel.

14) Klaj (1616—1656).

[Bouterwek X, 183.]

Macht der Liebe.

Wie lebt doch der bei Menschen und auf Erden,
Der niemand liebt und nicht geliebt will werden?
Dies Ganze hier, Gott, Thiere, Kräuter, Stein,
Das soll und muß der Liebe dienstbar seyn.

Den lieben Gott hat Lieben hoch bewogen,
Daß er gewölbt die blauen Himmelsbogen,
Und aufgeführt der runden Erden Zelt,
Auf welcher lebt der Mensch, die kleine Welt u. s. w.

So lang' die Sonn', die Lenkerin der Erden,
Die Welt umreist mit neugespannten Pferden,
So lang die Nacht, die Träumerin, uns schreckt,
Und ihren Saal mit Sternensaat bedeckt:

So lang der Stein des Eisens Last wird heben,
Die Ulme liebt die sorgenlosen Reben;
So lang' der Mensch hier liebet auf der Welt,
Ja, bis einmal die Welt in Haufen fällt.

15) Schottel (1612—1676).

[Bouterwek X, 226.]

Aus Germanias Todtenklage.

Von Krakau, von Stockholm, von Paris und von London,
Von Rom, von Lissabon will man zu meinen Wunden,
Mir holen Arzenei; man sendet aber Gift,
Mit Lieb' und Haß beschönt, das mich noch tödtlich trifft.
Ach daß ihr Kinder wollt so lastergierig bleiben,
Euer werthes Vaterland aus eurem Lande treiben!
Ich bin es ja die euch geboren und gesäugt
Die Ehre, Lust und Lob euch überflüssig zeigt.
Doch müßt nach Welschland ihr, nach Spanien, Frankreich laufen,
Und für euer liebes Geld nur grobe Laster kaufen;
Für den gesunden Leib und Herzensredlichkeit,
Bringt ihr ein faules Fleisch und leichtes Narrenkleid.
Seht, eure schönste Sprach' ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süßigkeit, voll der Glückseligkeiten,
Die jemals eine Sprach' gehabt hat in der Welt,
Wird so geschändet und von euch hintangestellt u. s. w.

16) Olearius (1600—1671).

1) Komm nicht oft zu mir gegangen,
So hab' ich nach dir Verlangen.

2) Wenn alle Menschen weise wären
So würde bald die Welt aufhören.

3) So etwa du nicht willst hinauf zur Treppen steigen,
So wirst du auch wohl nicht dich auf dem Dache zeigen.

17) Scheffler (1624—1677).

1) Viel Wissen ist zwar fein, doch giebt's nicht solche Lust,
Als sich von Kindheit an nichts Böses seyn bewußt.

2) Zwei Augen hat die Seel', eins schauet in die Zeit,
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.

3) Der Glaub' ohn' Lieb' allein, wie ich mich wohl besinne,
Ist wie ein hohles Faß: es klingt und hat nichts drinne.

18) Günther (1695—1723).

[Bouterwek X, 354.]

Christlicher Glaube.

Bav meint, ich glaubte nichts. Allein ist Bav wohl klug?
Ich glaube daß mir Gott, Brot, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns aus Zorn zum Prediger gegeben:
So glaubt ein frommer Christ, und ich mit ihm genug!

Lob des Knasters.

1) Nahrung edler Geister,
Aller Sorgen Meister,
Du mein Element,
Was man jetzo Knaster nennt,
Komm und laß die müden Sinnen,
Wieder Ruh gewinnen.

2) Deine Kraft und Stärke
Macht durch Wunderwerke
Allen Kummer zahm;
Mißgunst, Furcht, Verdruß und Gram
Fliehn, sobald ich dich empfinde,
Schneller als die Winde.

3) Kommt der lichte Morgen,
Bringt der Tag die Sorgen,
Macht der Mittag warm,
Stütz' ich ruhig Kopf und Arm
Und gebrauche deiner Kräfte
Edle Nektarsäfte.

4) Wer dich gar nicht brauchet
Und nicht stündlich schmauchet,
Ist des Mauls nicht werth,
Weil er die Natur verkehrt,
Und die Gaben die dich zieren
Niemals will probiren.

19) Schwieger (st. 1665).

[Bouterwek X, 202.]

Liebe, die größte Beschwerde.

Mit Lieben ist es so beschaffen;
Du mußt dich öfters lassen strafen,
Dein Ernst muß Spott und Thorheit seyn;
Du mußt dich so, bald anders stellen;
Sagst du: „ein Himmel ist's!" — sie: „nein!"
So muß es seyn der Schlund der Höllen.

Was ihr gefällt, das mußt du preisen,
Und jederzeit dich so erweisen,
Daß du nicht ihr mögst widrig seyn.
Hast du von ihr was fliegen lassen,
Und sie befragt dich, — sage: Nein!
Damit sie dich nicht möge hassen.

Spielt sie, so laß sie nicht verlieren;
Nur dir will der Verlust gebühren;
Dein Beutel muß stets offen seyn.
Durch Lieben kann man wenig haben;
Kein Crösus wirst du werden. Nein!
Die Mädchen lieben Gold und Gaben.

Heißt sie dich spöttisch von sich gehen,
So mußt du lernen Scherz verstehen,
Mußt dumm und unempfindlich seyn.
Auf ihr Verachten, Schimpfen, Schelten
Mußt du nicht zürnen. Nein, ach nein!
Die Lieb ist sonder Stürme selten.

Befürchtung, Hoffnung, Sorg' und Sehnen
Darfst du dir nimmer abgewöhnen,
Mußt nimmer frei und deine seyn.
Drum will ich nun vom Lieben lassen. —
Sollt' ich es können? — Nein, ach nein!
Wer kann die lieben Mädchens hassen?

20) Neuwerck (1621—1681).

Trostlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,

Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Man halte nur ein wenig stille
Und sey doch in sich selbst vergnügt,
Wie unsers Gottes Gnadenwille,
Wie sein' Allwissenheit es fügt;
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch sehr wohl, was uns fehlt.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu.
Und trau des Himmels reichen Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn wer da seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Guter Rath an die Gestrengen.

Wenn du andre Leute strafst, geh' dich selber nicht vorbei,
Sondern such' in deinem Herzen, ob da nicht ein Fehler sey.

Gesetze.

Gesetze die sind gleich den schwachen Spinneweben;
Hornissen brechen durch, die Mücken bleiben kleben.

21) Spee (1591—1635).

[Bouterwek X, 73.]

1) Der trübe Winter ist vorbei
Die Kranich' wiederkehren;
Nun reget sich der Vogelschrei,
Die Nester sich vermehren.
Laub mit Gemach
Nun schleicht an Tag,
Die Blümlein sich nun melden
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um
Die Bächlein kühl in Wälden.

2) Die Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hier, viel dort erscheinen,
All' silberweiße Töchterlein
Der hohen Berg und Steinen.
In großer Meng'
Sie mit Gedräng'
Wie Pfeil' von Felsen ziehen;
Bald rauschens her
Nicht ohn' Geplärr,
Und mit den Steinlein spielen.

22) Lund (1608—1667).

[Bouterwek X, 177.]

1) Winter mit so dürren Wangen
Grau und greis und ungestalt,
Mit schneeweißem Tuch umhangen
Traurig, träg und schmählich kalt,
Sommerlust ist weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir.

2) Vögel die in freien Lüften
Gaben ihren Klang und Sang,
Kriechen jetzt zu finstern Klüften
Allem Vieh wird bang und drang.
Sommerlust u. s. w.

3) Nun, du hast uns viel genommen;
Doch muß eins noch übrig seyn:
Daß wir zueinander kommen,
Uns ergötzend in dem Wein.
Jochem schenkt uns Wein und Bier!
Das auch kommt allein von dir.

4) Jochem nöthigt liebe Gäste;
Das ist, das uns freuen mag,
Löset sich auf's Allerbeste,
Fest und los auf einen Tag.
Jochem schenkt uns Wein und Bier;
Das, o Winter, kommt von dir.

23) Hoffmannswaldau (1618—1679).

[Bouterwek X, 288, 296.]

Wie Blumen die des Sommers blühen,
Und wenn der Abend ein sich stellt,
Sich zu der Erden niederziehen,
So ist das Wesen dieser Welt.
Wohl wer im Leben,
Bei Freud' und Leid,
Sich nicht ergeben
Der schnellen Zeit, Vergänglichkeit!

Wen jetzt das Glücke hochgestellet,
Dem man geküsset Fuß und Hand,
Des Stuhl wird alsbald umgefället
Von dieser Zeit voll Unbestand.
Wohl wer im Leben u. s. w.

Schwarze Augen.

Wir schwarze Wolken wir, mit Sonnen angefüllet,
Wir schöne Finsterniß, da Venus Wache hält;
Wir dunkle Brunnen wir, da Blitz und Feuer quillet,
Wir unterwerfen uns die Freiheit dieser Welt.

Das Eis zerschmilzt vor uns, das Eisen muß uns weichen,
Die Felsen geben nach, es bricht der Diamant;
Den Purpur heißen wir durch unsre Macht erbleichen,
Und manches Herz zerfleußt durch diesen süßen Brand.

24) Wernicke.

[Bouterwek X, 350.]

Unnütze Klagen.

Man klagt daß wir die Lieb' und alte Treu' verloren,
Und daß der Segen sich verkehrt in einem Fluche;
Jedoch wenn ich mit Fleiß die vor'ge Zeit durchsuche,
So dank' ich Gott daß ich in dieser bin geboren.

Buhlereien der Deutschen in Frankreich.

Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden,
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht,
Daß wir dort unser Geld verschwenden,
Mit dem es uns hernach besticht,
Daß es durch unsre Länder bricht
Mit Pferden die wir ihnen senden, —
Geht eh' in meinen Kopf hinein,
Als wenn wir dort die Kraft verlieren,
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unsrer Feinde Väter seyn.

25) von Canitz (1654—1699).

[Bouterwek X, 344.]

Vergebliche Sorgen.

Weicht, eitle Grillen, weicht! Ihr kränket nur die Sinnen;
Ihr schwächet die Vernunft und schrecket das Gesicht;
Den Abgrund weiset ihr, und Hülfe wißt ihr nicht;
Ihr schaffet Müh' und Schweiß und könnt doch nichts gewinnen;
Ihr öffnet uns die Bahn zum zeitigen Verderben
Und macht das Leben schon in erster Blüte sterben.

26) von Besser (1654—1729).

[Bouterwek X, 342.]

Die blauen Augen.

Blau sind meiner Anemonen Augen,
Weil sie uns zum Zeugniß sollen taugen,
Daß sie ihr von Venus sind erkoren,
Die vom blauen Meeressalz geboren.

Pallas Augen sind auch blau gewesen,
Die sie sich aus Weisheit hat erlesen,
Weil der blauen Farbe Glanz vollkommen,
Den der Himmel selbst drum angenommen.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tausend ihrer Gaben,
In den Bergen deiner Brust vergraben.

Aber blau ist auch der Treue Zeichen,
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beständigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdessen doch soll nichts mich stören,
Als was Himmlisches sie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geschrieben,
Will ich sie auch, als den Himmel lieben.

Die schwarzen Augen.

Phyllis Augen brennen mich verstohlen;
Denn sie scheinen ausgelöschte Kohlen,
Weil dem Himmel sie beliebt zu schwärzen,
Sieht man nicht die flammenreichen Kerzen.

Wolken sind sie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze;
In den schwarzen Kugeln stecken Sonnen,
Wo sich aller Seelen Brand entsponnen.

Ich gedacht mit ihrer Nacht zu spielen,
Und in diesen Quellen mich zu kühlen;
Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinten Brunnen fallen.

Brenne mich, doch nicht mich zu verbrennen, —
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen!
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß sich will erstrecken.

Oder willst du mich zu Asche haben,
Mußt du in den Augen mich begraben;
Denn die Schwärze schicket sich zum Trauern,
Und ein schwarzes Grab kann länger dauern.

Es giebt begeistert Hungrige, welche ungeheure Massen von mittelmäßigen, unbedeutenden Büchern ohne Beschwer zu sich nahmen. Diese tadelten, daß W. Müller unzählige dicke Bücher, auf 14 Bändchen zusammendrängte, und müssen noch weit mehr schelten, daß ich diese auf 14 Blätter herabsetzte. Mit Recht bemerken sie: das Sprüchwort „ex ungue leonem, aus der Klaue den Löwen" passe hier nicht, und so kleine Proben setzen unzureichend den persönlichen und dichterischen Charakter der allzu rasch vorübergeführten Männer vollständig kennen zu lernen. — Ich erwiedere: das 14 Blätter das mittlere Maaß meiner Glossen schon weit übersteigen, und der soeben bezeichnete Zweck, nicht der meinige ist. Doch glaube ich der Gesammteindruck alles Mitgetheilten erweise hinreichend, daß ihre Verfasser sich als Dichter nicht über eine heitere Mittelmäßigkeit erheben; wohl aber (in ausgearteten erdrückenden Zeiten lebend) ihres Muthes, Charakters und Patriotismus halber, meist großes Lob verdienen.

Während Spanien und England in dieser Zeit die bewundernswerthesten Dramatiker erzeugten, sind die in Deutschland erschienenen Schauspiele fast unlesbar, und Hofmannswaldaus, und Lohensteins epische Arbeiten, nur überspannte, geschmacklose Karikaturen.

26.

Mehrere Male bin ich mit dem bestimmten Vorsatz in die sixtinische Kapelle gegangen, die zeither von mir vernachlässigten

Gemälde angesehener Meister genau zu betrachten, welche ringsum die Wände in geringerer Höhe schmücken. Jedesmal aber ward ich sogleich von den unendlich großartigern, erhabneren Werken Michel Angelos so gewaltig ergriffen, daß für Ausführung jenes Vorsatzes, weder Neigung, noch Muße blieb.

Ebenso bin ich mit dem Versuche mich über die englischen Dichter vor und nach Shakspeare genau zu unterrichten, nie gebührend zu Stande gekommen; weil mir Alles neben jenem großen Meister unvollendet, dürftig und manierirt erschien, — ich also immer wieder zu ihm hingedrängt wurde. Gleichen Sinnes sagt Macaulay: (d'Arblay 56): „Shakspeare has neither equal, nor second." Und Gervinus: (I, x): „Shakspeare kann uns die Freude an vielen anderen Dichtern verleiden, weil er für alles Aufgegebene hundertfachen Ersatz bietet."

Deshalb fand ich nur mäßiges Behagen; an Surreys Nachahmungen petrarkascher Sonette, den schwülstigen Spitzfindigkeiten Wyats, der überlangen, ermüdenden Arkadia Sidneys. Spenser allein verdient in höherem Sinne den Namen eines Dichters. Das Jahr seiner Geburt ist ungewiß, er starb wahrscheinlich 1596. Seine Feenkönigin enthält so ungemein schöne, reizende Stellen, daß man sich wundern kann, warum sie nicht noch mehr (als geschehen) bewundert ward. Viele Gründe trafen hier wohl zusammen. Zuvörderst weil die erste, allein vollendete, Hälfte schon 30,000 Zeilen zählt, während Tassos befreites Jerusalem nur 15,500; dann weil das Vorwalten der abgelebten, ganz regellosen Ritterpoesie nicht mehr anzog; vor Allem aber weil die durchweg herrschende, unerträgliche Allegorie, Alles erkältet und kein Glaube an Thatsachen und Personen möglich bleibt.[1]) Scheinbar reizende Frauen verwandeln sich in todte Begriffe, und nicht minder sind die angeblichen Helden, sans foi, sans roi, sans loi, bloß erkünstelte Gespenster. —

---

1) Spenser though assuredly one of the greatest poets that ever lived, could not succeed in the attempt to make Allegory interesting. — Tediousness pervades the whole. Macaulay II, 4.

Spensers Sonette gehören zu den bessern die in englischer Sprache geschrieben wurden, stehen jedoch denen Shakspeares weit nach.

Ich wende mich nach dieser kurzen, aber hinreichenden Andeutung, zum Drama. Die Anfänge sind in England (wie überall) gering, und zeigen nur wenig Zusammenhang und Uebereinstimmung mit kirchlichen Mysterien: so Frau Gurtans Nähnadel, Sackvilles Porrex und Ferrex u. dgl. Trotz polizeilichen und kirchlichen Widerstandes, stieg die Vorliebe für weltliche Dramen ganz außerordentlich und es gelang dem klassischen und italienischen Einfluß nicht, das national Englische zu unterdrücken. Die Königin Elisabeth hatte an theatralischen Darstellungen die höchste Freude, und die vornehmsten Männer trugen kein Bedenken daran Theil zu nehmen.

[Lesen: 3 Sonette Spensers in Bodenstedts Sonetten Shakspeares S. 199—202.
Bouterwek VII, 238.

Neuere Untersuchungen (von Tieck, Baudissin und vor Allen von Bodenstedt) haben erwiesen, daß Shakspeare als dramatischer Dichter keineswegs damals ganz allein stand, sondern talentvolle Männer, wie Webster, Ford, Lily, Greene und vor Allen Marlow theils früher, theils gleichzeitig auf dieser Bahn vorgingen.[1]) Shakspeare hat ihre Werke gekannt, berücksichtigt, ja Einzelnes daraus aufgenommen: — ebenso wie Gluck und Mozart bereits von Anderen ausgesprochne Melodien. Dies ist jedoch kein Plagiat, keine ungebührliche Entwendung, sondern freundliche Anerkenntniß fremden Werthes, unbeschadet des eigenen übergroßen Reichthums.

In dem Maaße als man aber die obgenannten Dichter näher kennen lernt, und Shakspeare unter ihnen erblickt, mindert sich nicht seine Größe; vielmehr wird es fast noch erstaunenswürdiger, wie er ungehemmt, unverführt, unbeherrscht,

---

1) Ich kann alle diese Dramatiker nicht so hoch stellen, als es wohl geschehen ist.

seine eigenthümliche Bahn siegreich verfolgt, und kühnen Fluges im Lustspiele und Trauerspiele sich erhebt über frühere, gleichzeitige und spätere Dichter.

Unter den mit Shakspeare gleichzeitigen Dramen, verdient Marlows Faust besondere Aufmerksamkeit; theils seines inneren Werthes halber, theils in Erinnerung an ein deutsches Meisterwerk.

[Lesen: Bodenstedt III, 211—212, 220—222, 244—247, 300—305.]

Goethe ist ein ohne Vergleich größerer Dichter als Marlow, doch darf man an ihre verschiedene Auffassung des Faust erinnern. Marlows Faust beabsichtigt keineswegs in die tiefsten Geheimnisse der Wissenschaft und Schöpfung einzudringen, sondern das Offenbarte kennen zu lernen und wo möglich zu beherrschen. Er läßt sich von seiner Bahn von keiner Liebschaft ablenken, veranlaßt auf diesem Wege keine Leiden und Verbrechen, ergiebt sich nachher (in einem zweiten Lebenstheile) keinen anderweiten gemeinnützigen Beschäftigungen; sondern wird, (zufolge der alten einfachen Dogmatik) vom Teufel, dem er sich ergeben, auch kurzweg geholt. Goethes Mephistofeles ist heiter und scheint sich überall ganz wohl zu befinden; der Marlows ist tief ergriffen von Strafe, Schmerz und zu später Reue!

Ich kehre zu Shakspeare zurück. So weit ein Dichter, aus vereinzelten Angaben, die Persönlichkeit eines anderen Dichters zu entwickeln, und aus wenigen Mosaiksteinen ein verlorenes Bild herzustellen vermag, ist dies von Ludwig Tieck durch seine bekannten (oder nicht genug gekannten) Novellen geschehen.[1]) In unzähligen Schriften anderer Art, sind die Werke Shakspeares erklärt und erläutert worden; meist liebevoll und freundlich, — oft scharfsinnig, dann aber auch überkünstlich und thöricht. — Allerdings sind einige Stücke Shakspeares ohne Erklärung schwer verständlich; diese Erklärungen geben aber keineswegs immer ein volles Licht, und das Geheimniß ist oft heiliger

1) Die Ansichten Marlows und Shakspeares über die Dichtkunst, hat Tieck daselbst lehrreich und ergreifend nebeneinander gestellt. (XVIII, 58—69.)

und tiefsinniger, als ein künstlicher Versuch es aufzuhellen. Shakspeares erstaunenswürdige Talente, sein unvergleichlicher Genius, bleiben eine geheimnißvolle, und doch offenbare, höhere Gnadenwahl und Begabung.

[Lesen: Bouterwek VII, 260.]

Gewiß ist es ein wesentlicher Fortschritt, daß frühere, grundverkehrte Ansichten über die Barbarei Shakspeares geschwunden sind, daß er allgemeiner gekannt und anerkannt wird, und auf deutsche Bildung den heilsamsten Einfluß ausübt. Unter der übermächtigen Einwirkung eines solchen Genius, konnten mißverstandene Nachahmungen nicht ausbleiben; sie gehen indeß vorüber ohne dauernden Schaden zu stiften und das höhere Licht zu verdecken.

Mein Freund Tieck drang wiederholt darauf, ich solle die Nachfolger Shakspeares genauer kennen lernen, vor Allen Ben Johnson. Aber trotz des besten Willens ist es mir (wie ich schon bemerkte) nie gelungen; insbesondere fand ich diesen Nebenbuhler Shakspeares schwierig, breit, pedantisch und, trotz seines Talentes, geradehin unpoetisch! Nicht Johnson hat durch seine, scheinbar jede Aufgabe erschöpfenden, in Wahrheit langweiligen Lustspiele, diese Dichtungsart zur gleichen Höhe mit der Tragödie gehoben, sondern Shakspeare, und während dessen kühner Sommernachtstraum alle für ächte Dichtung empfänglichen Gemüther noch immer entzückt, ist Johnsons Alchimist (wie die Alchemie) zur Seite gelegt. — Noch weniger wäre es gerathen die Dramatiker aus der Zeit Karls II. hier näher zu schildern, von denen Macaulay (IV, 148) urtheilt: This part of our literature is a disgrace to our language and our national character.

[Ben Johnson: Bouterwek VII, 295.
B. J. und seine Schule I, 5—9, 47—48, der Alchemist.
Fletscher, der spanische Pfarrer in B. J. und seine Schule I, 350—354.]

Anhang zu Shakspeare.

Schön, gut und wahr ist all mein Gegenstand,
Schön, gut und wahr in mannigfalt'gem Kleide;
Dreieinger Stoff von wunderbarer Weite
Der meiner Dichtung vollen Kreis umspannt.
Shakspeare, Sonett 105.

Wozu braucht meines Shakspeares hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu soll sich sein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter stolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, sein stolzer Erbe,
Was brauchst Du Stein, daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument:
Wir schöpfen aus den Blättern Deiner Werke,
Gleichwie aus Göttermunde Trost und Stärke:
Du machst durch Deines Geistes hohen Schwung
Uns selbst zu Marmor vor Bewunderung,
Um solche hehre Ruhstatt zu erwerben,
Daß um solch Grabmal Könige möchten sterben!
Milton.

Obgleich ich weder Neigung noch Fähigkeit besitze umständliche Untersuchungen über Shakspeare anzustellen, möge es mir doch verstattet seyn, ganz kurze, anspruchlose Bemerkungen vorzulegen. Sie behandeln keineswegs die schwierigen Fragen über die Aechtheit, die Reihenfolge, die Ueberarbeitungen der Dramen, sondern überlassen dies andern Eingeweihten; — es genügt, mich auszusprechen über den unmittelbaren Eindruck des Gegebenen und gläubig Empfangenen.

Fassen wir zuvörderst Shakspeares lyrisch epische Dichtungen ins Auge, so offenbart sich auch hier die Kraft und Lebendigkeit seines Geistes, obwohl nicht in dem Maaße als auf dem von ihm siegreich beherrschten, dramatischen Boden. Venus und Adonis zeigt eine solche Innigkeit sinnlicher Liebesglut, wie sie in unseren Tagen kaum jemand zu billigen wagt,

und die zudringliche Art wie Venus des kalten Adonis Zuneigung zu gewinnen sucht, werden Viele selbst an der heidnischen Liebesgöttin mißbilligen. Andere Einwendungen lassen sich vielleicht erheben gegen Tarquinius und Lukretia, welche zu prüfen hier indeß nicht der Ort ist.

Wichtiger für die Erkenntniß der Natur Shakspeares und die Geschichte seines Lebens sind die Sonette: auch hat Tieck sie in seinen Novellen geistreich benutzt, und Gervinus und Bodenstedt dieselben scharfsinnig kritisirt und geordnet. Der Beschränkung, welche die Form des Sonetts jedem Dichter auflegt, hat auch Shakspeare um so weniger entgehen können, als er nicht (wie Petrarka) gleichartig Zugeschnittenes bloß variirt und verziert, sondern freiere, mannigfaltigere Bewegungen und Anregungen keineswegs zurückweiset. Ja es offenbart sich in ihnen oft eine Innigkeit des Gefühls und ein Tiefsinn der Gedanken, wie bei keinem anderen Sonettendichter. Dies genauer zu beweisen ist hier nicht der Ort, vielmehr gehe ich rasch über zu den dramatischen Werken, und zwar in einer Reihenfolge, die mir für meine beschränkten Zwecke, als die bequemste erscheint.

[Lesen: Shakspeares Sonette von Bodenstedt, S. 1—7, und No. 9, 10, 20, 39, 40, 47, 51, 56, 57, 91, 120, 140, 141, 144, 148, 150.

I. Die zur englischen Geschichte gehörigen Dramen.

1) König Johann.

Die Trefflichkeit dieser geschichtlichen Dramen steigt noch dadurch, daß Shakspeare sich mehr als irgend ein anderer Dichter den wirklichen Thatsachen anschloß, und wenn er auch Einzelnes umstellen und umgestalten mußte, doch nie geschichtlich feststehende Charaktere in ihr Gegentheil verwandelte, und Unwissende zu ganz verkehrten Ansichten und Urtheilen verführte. Nicht minder bewundernswerth ist, daß er ohne der geschichtlichen Wahrheit etwas zu vergeben, unbedeutende Könige (wie

Johann und Heinrich VI.) so zu beleben verstand. Was hätte ein solcher Dichtergeist aus einer Reihe großer Herrscher episch dramatisch erschaffen können!

Daß Shakspeare in seinen geschichtlichen Dramen nicht bloß Dichter, sondern auch ein großer Geschichtschreiber ist, liegt schon in dem Gesagten, und ebenso daß von den thörichten Gesetzen über Einheit des Orts und der Zeit nicht die Rede seyn kann.

Die Vorzüge dieses Trauerspiels sind groß und unverkennbar, sie bedürfen keiner Erklärung; jeder unbefangen Fühlende wird dergestalt davon ergriffen daß kein Zeitablauf den Eindruck verwischen kann. Ich erinnere nur an Constanzens Schmerz und das Gespräch zwischen Arthur und Hubert.

2) König Richard II.

Die im Shakspeare gegen alle Theile beobachtete strengste Gerechtigkeit, mindert keineswegs die Theilnahme, sondern erhöht sie menschlicher Weise und vertheilt sie zur Reinigung aller Leidenschaften. Mehr als die Chronisten bringt Shakspeare in das Verborgenste der Thatsachen und Beweggründe; ja es ist kein Aberwitz zu behaupten, daß selbst viele der handelnden Personen, ihr Inneres nicht so durchschauten, nicht fähig waren es so auszusprechen als es durch den herzenskundigen Dichter geschieht.

In neuster Zeit hat man nicht verschmäht Dichter und Philosophen gar künstlich als Eideshelfer für gewisse Ansichten des letzten Tages vorzuführen. Sollte man Aehnliches mit Shakspeare versuchen, so würden die erschütternden Thatsachen, die tiefsinnigen Weissagungen, sowie die unaufhaltbare Nemesis dieser geschichtlich poetischen Dramen, ein unumstößliches Zeugniß ablegen für die erhabene Gesinnung des Dichters, für Wahrheit, Ordnung und Recht.

3) König Heinrich IV., erster Theil.

Eine Vermischung, oder Nebeneinanderstellung des Komischen

und Tragischen, wie wir sie in den Heinrichen finden, hat weder vor, noch nach Shakspeare in gleicher Kühnheit und Vollkommenheit stattgefunden. Er ist hier durchaus eigenthümlich, originell. Das ganze Alterthum kennt nichts Aehnliches, und des Euripides genialer Versuch in der Alceste, steht vereinzelt und ward, bis auf den heutigen Tag, nur von Wenigen richtig gewürdigt. —

Ist denn aber, so fragt man, jenes Verfahren Shakspeares nicht ein durchaus irriges und geschmackloses? Hebt es nicht Einheit und abgeschlossene Vollkommenheit störend auf, um einem unpassenden Gelüste nachzuhängen? — Gewiß läßt sich über jenes Verfahren nicht kurzweg im Allgemeinen aburtheilen. Es kann meisterhaft und stümperhaft seyn, denn duo cum faciunt idem non est idem. Gewiß geht Ernst und Scherz im Leben nicht bloß getrennt nebeneinander, sondern greift oft ineinander, und wirkt aufeinander. Diese Mannigfaltigkeit der Welt zu begreifen, zu erleuchten, harmonisch darzustellen, ist sehr Wenigen gegeben und die meisten Dichter haben schon hohen Ruhm erworben, wenn sie nur die eine, oder die andere Seite zu behandeln verstanden. — Die hin und wieder aufgestellte Behauptung: Shakspeare sey eigentlich nur ein tragischer, kein komischer Dichter, erscheint ganz verkehrt; er ist vielmehr nach beiden Richtungen hin überreich und unerreicht. Falstaf allein genügt hier seine Meisterschaft zu beweisen: oder wem ist es sonst gelungen eine so anbrüchige Persönlichkeit, so unerschöpflich interessant darzustellen? Nur Sancho Pansa könnte vielleicht auf entfernte Weise als ein ähnlicher (und wiederum unterschiedener) Versuch bezeichnet werden. Und neben der bis zu Kärrnern hinabsteigenden, sehr charakteristischen Komik, finden wir an anderen Stellen eine reizend poetische, zauberhafte, die kaum irgend jemand bezweckt, viel weniger übertroffen hat.

Von Personen, die da meinen vor allen Andern des Anstandes und der feinen Sitten kundig zu seyn, ist Shakspeare oft als unanständig und gemein angeklagt worden. Es bewährt sich hier die alte Bemerkung: dem, Scherz Darbietenden gegen-

über, ist ein Zweiter erforderlich, der Scherz versteht. Gewiß hat Shakspeare wahrhaft Anstößiges und Unsittliches strenger vermieden als viele andere Dichter, von denen man Alles geduldig hinnimmt und fünfe gerade seyn läßt. An Aristofanes, Plautus und Terenz nicht zu erinnern, fehlt es auch in neuern Zeiten nicht an tadelnswerthen Abwegen; und ich finde z. B. Lord Byrons Don Juan anstößiger, als alles heiter und unschuldig Natürliche was in Shakspeare vorkömmt.

4) König Heinrich IV., zweiter Theil.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß dem ersten Aufstande Unzufriedener ein zweiter folgen mußte, was gleichartige, ermüdende Wiederholungen befürchten ließ. In der That sind aber Personen, Triebfedern, Umstände, Behandlungsart, Strafen u. s. w. verschieden, und dadurch lichtvoll belehrend. Den Eiteln, Geringhaltigen, Sorglosen, Nichtsnutzigen (welche in niederen Regionen ihr Wesen scheinbar ungestört treiben) steht der Untergang Hochgestellter und des Königs sorgen- und reuevolle Betrachtung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegenüber, zur Verdoppelung der tragischen Kraft und Wirkung. Heinrichs V. wohlbegründete Umgestaltung erneut um so mehr Hoffnung und Vertrauen, da man fühlt nur solch ein König könne (wenigstens für die Dauer seines Lebens) die noch immer drohenden Gefahren besiegen, oder doch anders wohin ableiten.

5) König Heinrich V.

Der Chor in Heinrich V. ist ganz verschieden von dem griechischen, von der sogenannten Parabase, von den gewöhnlichen Prologen. Er bietet ein wichtiges Füllstück zur Verbindung der dramatischen Theile, erzählt episch lyrisch was sich gesprächsweise nicht darstellen und entwickeln ließ; er ist zugleich originell, nothwendig und gelungen.

Die genaue Erörterung der Ansprüche Heinrichs V. an Frankreich, beweiset daß dem Dichter viel daran lag seinen Helden und sein Vaterland als berechtigt darzustellen, und den Vorwurf

bloßer Eroberungssucht zurückzuweisen. Aber abgesehen von Recht und Unrecht, kann man schon an dieser Stelle den Gedanken nicht unterdrücken, es sey wider die Natur der Länder und Völker, daß England Frankreich, oder Frankreich England beherrsche.

Die Verschwörung gegen Heinrich V. ist wiederum anders dargestellt und behandelt, als die gegen Heinrich IV.; es zeigt sich keine bloße Wiederholung des Früheren.

Die Schlacht von Azincourt beschreibt Shakspeare ganz ungewöhnlich, weshalb man einwenden könnte, es fehle an Uebersichtlichkeit und Einheit, es zeige sich Hergang und Inhalt zerstückelt, auseinanderfallend, widersprechend; so daß kein vorherrschender Eindruck der Hauptsache möglich bleibe. — Bei genauerer Betrachtung lernt man indeß einsehen, was der große Meister bezweckte und erreichte. Das Todschlagen hin und her, welches die meisten Schlachtenbeschreibungen ausfüllt, schien ihm zu einfarbig und geringhaltig; er giebt uns aus seinem unerschöpflichen Füllhorne weit mehr, er zeigt uns Personen des verschiedensten Ranges, der verschiedensten Natur. Wir sehen Demuth und Uebermuth, Kühnheit und Feigheit, Freude des Sieges und Schmerz der Niederlage, Liebe zum Kampfe und zum Frieden. Dem heiteren Benehmen Heinrichs V. gegenüber, steht die tiefsinnig ernste Erinnerung an seines Vaters Thronbesteigung und den Tod König Richards; sowie der bescheidenen Betrachtung seiner Lage, wiederum heldenmüthige Kühnheit und Vertrauen auf sich und sein Volk. Andere betrachten Alles leichter, ja leichtsinnig, während der wehmüthige Abschied Exeters von Suffolk uns nochmals aufs Tiefste bewegt. — Genug, diese Welt von Ansichten, Gedanken, Gefühlen, Handlungen, überwiegt alle untergeordneten Einwürfe: wir sollen uns zu dem Meister erheben, nicht ihn vorlaut bekritteln.

6) König Heinrich VI., erster Theil.

Etliche Kritiker haben ausgefunden daß dieser erste Theil nicht von Shakspeare sey, und er höchstens einige Schmink-

pflästerchen einem fremden Werke aufgedrückt habe. Mir unbegreiflich! Meisterhaft sind die am fernen Horizonte aufsteigenden Ungewitter angedeutet, dann näher geführt; kunstreich sind die Begebenheiten in Frankreich und England parallel dargestellt, und ihr Ineinandergreifen deutlich gemacht; nach allen Seiten hin offenbart sich strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, gleichwie tiefsinnige Auffassung. Selbst die Jungfrau von Orleans, deren geschichtliche Hexenanschuldigung Shakspeare, als Engländer, nicht zur Seite stellen durfte, erscheint (davon abgesehen) keineswegs unedel, sondern möchte Leib und Seele für ihr Vaterland opfern. Wie hat dagegen im 18. Jahrhundert ein Franzose seine edelste Landsmännin mißhandelt!

Shakspeare (sagt man ferner) war so unwissend, daß mythologische Anspielungen nicht von ihm herrühren können. Umgekehrt! Weil er davon (nach der in jener Zeit herrschenden Weise) Gebrauch machte, war er nicht unwissend. Gewiß ist der erste Theil Heinrichs VI. eine frühere Arbeit Shakspeares, aber darum keine schwächere. Und rührt dies Werk nicht von ihm her, welcher ganz unbekannte Dichter hat sich zu solcher Höhe erhoben und ist nächstdem spurlos verschwunden? Nicht bloß einzelne Scenen, sondern das ganze Werk zeigt einen mächtig aufsteigenden Genius; und welcher englische Dichter (ja welcher Dichter überhaupt) wäre wohl im Stande gewesen den Ausgang Talbots und seines Sohns so großartig, tiefsinnig, wehmüthig und ergreifend darzustellen.

7) König Heinrich VI., zweiter Theil.

Man hat die Frage, ob das Schauspiel sittlich, oder unsittlich, zu begünstigen oder zu verbieten sey, oft aufgeworfen und entgegengesetzt beantwortet. Beide Antworten können theilweise richtig, oder unrichtig seyn; sie sind aber jedesmal falsch, sobald sie sich ganz im Allgemeinen aussprechen, ohne die wesentliche Verschiedenheit der einzelnen Werke irgend zu berücksichtigen: denn in Wahrheit giebt es sehr sittliche und sehr unsittliche Schauspiele. Stellen wir die letzten zur Seite, so entstehen

doch neue Zweifel darüber, was man sittlich nennen darf, oder soll. Manche Wohlmeinende haben nämlich behauptet, sittliche Zwecke zu befördern sey die höchste und einzige Aufgabe des Drama. Auf diesem Wege ward nicht allein oft eine schwächliche, zweideutige Moral eingeschmuggelt, sondern auch jede dichterische Bedeutung und aller heitere Scherz ausgetrieben. Natürlich herrschte dann die Langeweile, und alle Plane und Zwecke, löbliche wie tadelnswerthe, fielen zu Boden.

Wie sonderbar und kleinlich hat man im Shakspeare einzelne, den Verhältnissen durchaus angemessene Aeußerungen als unsittlich angeklagt, aber nie genügend die große, die erhabene Sittlichkeit hervorgehoben, die er lehrt und offenbart. Nach dem andeutungsvollen ersten Theile Heinrichs VI. folgt im zweiten, rasch aufeinander eine Reihe geschichtlich wahrer, entsetzlicher Thaten. Mit den Freveln wächst die Noth und die verdiente Strafe, die furchtbare Nemesis schreitet mit Riesenschritten stürmend einher. Welch allgemeine, abstrakte Empfehlung von Recht und Sitte, kann solch einen tiefen ergreifenden Eindruck machen als diese Reihe von Königen, Königinnen, Kardinälen, Herzogen, Feldherrn, — und so hinab bis zu der Verblendung und den Freveln der irregeführten Volksmassen. Wenn die Hochgestellten sündigen, bleibt der zerrüttende Wiederhall in untergeordneten Kreisen niemals aus, und wo das Recht verletzt wird, leiden jedesmal auch die Sitten.

Shakspeare steht da wie ein großer dichterischer Prophet ächter Sittlichkeit. Wer reinigt so die Leidenschaften, wer führt durch die eindringlichsten Beispiele und Aussprüche, so auf den Weg der Tugend, des Rechts, der Demuth, der Selbsterkenntniß?

Jeder anerkennt das bewundernswürdige Erschaffen, Durchdringen, Festhalten, Darstellen der verschiedenartigsten Charaktere. Die tiefste psychologische Wahrheit ergiebt sich aus wichtigen Handlungen wie aus kleinen Zügen; nichts ist unwirksam, unlebendig, und auch in den verdammlichsten Personen bleibt noch ein menschlicher Bestandtheil, woran sich eine demüthige

und wehmüthige Milderung des Beurtheilens anschließen kann. Welch Gegenstück zu Dantes entsetzlichen, ewigen Höllenstrafen!

Nur ein großer König wie Heinrich V. konnte die Mangelhaftigkeit seines Rechtstitels einstweilen verdecken. Was sich für York sagen läßt, hat Shakspeare unparteiisch aufgezählt. Andererseits ergiebt sich aber gleich furchtbar, daß rücksichtslose Beseitigung vollendeter Thatsachen, und Nichtachtung lang verjährten Besitzes, nothwendig zu neuen, gefährlichen Revolutionen führt. Wie sollte der milde, fromme Heinrich VI., jener von allen Seiten einbrechenden Doppelstürme Herr werden?! Doch hat Shakspeare auch ihn meisterhaft gezeichnet, so daß wir neben dem Verdruß über seine Schwäche, dem Unglücklichen Theilnahme und Mitleid nicht versagen können.

8) König Heinrich VI., dritter Theil.

Darüber sind (wie gesagt) alle ächten Kenner einig, daß kein Dichter berechtigt sey geschichtliche Charaktere in ihr volles Gegentheil zu verwandeln; wohl aber gewisse Ausbeugungen, Modifikationen anzubringen welche der dramatische Zweck nöthig macht, und welche dem Wesentlichen nicht zu nahe treten. Wie viel, (fragen wir indessen weiter) darf der Dichter, abgesehn von gegebenen Thatsachen, rein erfinden? Giebt es Regeln, Gränzen für dies Bestreben? — Allerdings! Die Erfindungen müssen möglich, wahrscheinlich seyn; sie dürfen sich nicht durch Uebertreibungen, Unnatürlichkeiten, Ueberstürzungen in die Region des Unglaublichen, Absurden, versteigen und verlieren. Giebt es aber nicht Reihen wahrhaft geschichtlicher Begebenheiten, welche man nach diesen Grundsätzen als unmöglich und unglaublich bezeichnen müßte? Würden wir gegen einen Dichter, der die entsetzlichen Kriege der Rosen lediglich erfunden hätte, nicht jene wichtigen Bedenken aussprechen? — Shakspeare fand Alles wesentlich Thatsächliche vor, und wußte es künstlerisch zu gestalten und zu verflechten; er machte die Gegensätze der Charaktere und Zwecke, den raschen Wechsel, das Gelingen und Mißlingen begreiflich, und suchte die Welt unzähliger Disso-

nanzen, durch dazwischengeschobene, zwar wehmüthige, aber doch beruhigende Consonanzen zu mildern. Komische Bestandtheile, wie sie in Heinrich IV. aufgenommen sind, konnten beim Fortschritt auf der entsetzlichen Bahn, keine Stelle mehr finden.

Gern hofft man daß endlich, nach dem völligen Sturze des Hauses Lancaster (wie es schon die Erschöpfung zu verlangen scheint) Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit eintreten werde; man hält eine Steigerung durch neue Verbrechen für unmöglich. Und doch deutet die Ermordung Heinrichs VI. bestimmt hin auf die unter den Siegern ausbrechenden, inneren Kämpfe und ihren, von der unerbittlichen Nemesis geforderten Untergang.

9) König Richard III.

Wo sich die Geschichtschreiber in ihren Berichten widersprechen, ist der Dichter berechtigt den auszuwählen, welcher seinen Zwecken am meisten zusagt. Dafür daß Shakspeare die beste Wahl getroffen, zeugt dies gewaltige Trauerspiel. Die Thatsachen drängen sich in rastloser Eil, und die Erinnerung an das Vergangene, wirft furchtbare Lichter und Schatten auf die Gegenwart. Mit großer Kühnheit ist die Königin Margarethe, wie eine Erscheinung, wie ein Gespenst aus frühern Zeiten vorgeführt, über eigene, wie über fremde Leiden weissagend, fluchend. Die Gewissensbisse des, allein noch ungestraft übrig gebliebenen Hauptfrevlers, treten als äußere Gestalten, als Geister der Ermordeten hervor, und ebenso die gerechten Hoffnungen Richmonds. Diese Visionen sind psychologisch und dichterisch vollkommen gerechtfertigt, und mit der rasch folgenden Auflösung der letzten Dissonanz, kündigt sich an eine prosaisch und poetisch wesentlich verschiedene Zeit. Nicht in Richards Person liegt die erhebende Lösung, er durfte nicht mit tugendhaften Schminkpflästerchen verschönert werden, er ist die letzte unvermeidliche Ausgeburt der gräulichen Bürgerkriege.

10) König Heinrich VIII.

Nach einem so erstaunlichen Aufschwunge wie das Trauerspiel Richard III. zeigt, war es unmöglich auf gleicher Höhe zu verweilen, unerfreulich hinabzusinken. So heilsam nach den heillosen Kriegen die Regierung Heinrichs VII. auch wirkte, bot sie doch keinen Stoff zu dichterischen Trauerspielen, oder Lustspielen. Das Mittelalter war beschlossen und die Vorbereitung zu einer anderen Zeit noch unbestimmt und unvollkommen. Anders verhält es sich mit der Zeit Heinrichs VIII., wo Neues nach vielen Richtungen Bahn bricht, und Ansichten und Zwecke sich verändern.

Wie aber sollte der Dichter Heinrich VIII. behandeln, diesen willkürlichen, unduldsamen, wollüstigen Tyrannen? Zuvörderst umfaßt Shakspeares Werk nur die frühere Regierungszeit Heinrichs, während erst in späteren Jahren, die Irthümer und Verbrechen in viel verdammlicher Weise hervorbrechen. Wohl aber bot schon jener frühere Zeitabschnitt dem Dichter Gelegenheit und Veranlassung seine außerordentliche, überall Gerechtigkeit übende Erkenntniß der Personen an den Tag zu legen, für Heinrich VIII., seine Gemahlin, den Kardinal Wolsey u. A. Solch eine Vertheilung von Licht und Schatten, bietet die höchste, niemals ganz unerfreuliche Wahrheit.

Blicken wir zurück auf die zehn, der englischen Geschichte entnommenen Dramen, so giebt es, wie gesagt, nichts Aehnliches in der Litteraturgeschichte. Shakspeare hatte kein Vorbild; er ist ursprünglich, und durchaus eigenthümlich. Er hob diese neue Gattung, nach Form und Inhalt sogleich zu solcher Höhe, daß niemand ihn überbieten konnte, niemand erreichte.

Wenn wir aber diese geschichtlichen Dramen so bewundern, warum werden geschichtliche Romane oft so hart angegriffen? Besitzt diese Dichtungsart nicht dieselbe Berechtigung? Gewiß, wenn sie dieselbe Vollkommenheit zeigt. Wo giebt es aber geschichtliche Romanschreiber und Romanschreiberinnen, die sich Shakspeare gleichstellen könnten? Auch läugnet niemand daß

viele geschichtliche Dramen unvollkommen sind, gleichwie viele geschichtliche Romane. Da ich später (bei Walter Skott) über die Schwierigkeiten sprechen werde, mit welchen der geschichtliche Roman im Allgemeinen zu kämpfen hat, so mag diese vorläufige Andeutung hier genügen.

II. Die römischen Dramen.

1) Koriolan.

Obgleich die römischen Dramen geschichtlich sind, gleich den englischen, hat Shakspeare doch Ton und Haltung so verändert, wie es die Verschiedenheit der Zeiten und Völker erfordert. Ein komischer Bestandtheil ist nicht ganz verschmäht, aber doch wesentlich untergeordnet, und, mit Ausnahme des humoristischen Menenius, ganz richtig den Volksmassen zugewiesen.

Minder begabte Dichter würden den Stoff des Koriolan wahrscheinlich benutzt haben, zur Verherrlichung entweder der Aristokratie, oder der Demokratie; wie immer, und ganz der Wahrheit gemäß hat Shakspeare jeder Partei ihren Antheil an Recht und Unrecht zugesprochen, und das Trauerspiel höchst lehrreich gemacht für jene, wie für alle Zeiten. Ob nun gleich grelle Einseitigkeiten der Beurtheilung vermieden sind, zeigt doch schon die Sprache, der Versbau und die Redeweise, das Rasche, Gedrungene, Abgebrochene, es zeigt dies Alles das Schroffe, Herbe der Hauptperson, ja aller übrigen Römer. Selbst Volumnia, Koriolans Mutter, gehört zu diesem Kreise, und nur in seiner Gattin Valeria offenbart sich ein edler Bestandtheil weiblicher Milde. Die Vorstellungen und Forderungen der ersten an ihren Sohn sind meisterhaft entworfen, und geben viel zu denken über das Verhältniß der Familie zum Vaterlande. Mit Recht bekommt dieses unter damaligen Römern das Uebergewicht, wodurch aber nothwendig ein tragischer Ausgang herbeigeführt wird.

Daß eine so große, so edle Natur wie die Koriolans, Zorn und Stolz nicht bezwingen kann, erfreut seine Gegner; verschafft

ihnen aber keinen ungetrübten Sieg. Wo sind herbe Aristokraten, listige Demagogen, wankelmüthige, verführbare Massen, lebendiger, eindringlicher, belehrender geschildert worden? Koriolan der sich, seinen Mitbürgern gegenüber, nicht einmal ausnahmsweise bis zur Höflichkeit herablassen will, begiebt sich in eine unendlich größere Abhängigkeit von den Feinden Roms, und konnte trotz des im Anfange edlen Benehmens seines Gegners Aufidius auf die Dauer keine sichere Stellung gewinnen. Der Ausgang ist nothwendig, unabwendbar; aber es erklingt selbst nach dem Schlusse noch eine Dissonanz, welche alle diejenigen zu lösen haben, die dem Hergange theilnehmend zuschauten, oder in ähnliche Lagen versetzt, weiser zu handeln verpflichtet sind.

2) Julius Cäsar.

Es bedarf keiner mühsamen Untersuchung um künstlich zu erweisen, daß Shakspeare beim Entwerfen seiner römischen Dramen allbekannte Quellen benutzt, ja sehr benutzt habe. Mindert sich dadurch etwa (wie Einige behaupten) sein schöpferisches Verdienst? Keineswegs! Vielmehr muß man doppelt bewundern, wie er „aus zerstreuten Gliedern der Geschichtschreiber", ein so großes, in sich einiges Kunstwerk bildete. Einem sehr begabten Manne standen diese Quellen und Shakspeares Vorbild (das er überbieten wollte) zu Gebote; und doch darf man ohne ungerecht zu seyn, behaupten Voltaires Cäsar sey ein mißlungenes Werk.

Im Koriolan ist das Objektive, ein Krieg der kleinen Volsker mit den unbedeutenden Römern; weit wichtiger tritt das Subjektive, die schroffe Persönlichkeit des Helden in den Vordergrund. Im Cäsar hat sich Alles nach jeder Richtung hin erweitert: die gesammte cultivirte Welt ist der Schauplatz der Handlung und die Hauptperson ist ihr mächtiger Beherrscher. So überragt hier die Objektivität und Subjektivität alle frühern und spätern Dimensionen. Aber, sagt man, Cäsar handelt ja fast gar nicht, er spricht vorzugsweise von Ausgehen, oder Zu-

hausebleiben u. s. w. — In Wahrheit sind aber seine Worte großartige Erzeugnisse eines erkämpften Selbstbewußtseyns. Sein Stolz und Trotz ist wesentlich anders begründet, als der Koriolans. Erst nach dem thatenreichsten Leben ist es möglich, ist es erlaubt sowie Cäsar wirksam, imponirend zu sprechen. Und Freunde, wie Feinde, bestätigen die Größe des Verehrten, oder Gehaßten.

Der Haß war aber nicht ohne Grund. Edle Gemüther dachten zurück an die Zeiten der, die Welt durch ächte Tüchtigkeit bezwingenden Republik; sie konnten die Vernichtung aller Formen, die unbedingte Abhängigkeit von einem Einzelnen nicht ertragen, und hielten es für ihre Pflicht diesen Zuständen ein Ende zu machen. Shakspeare verhehlt von Anfang an keineswegs das Bedenkliche, Gefährliche, Unsittliche ihres Unternehmens; aber er ist weit davon entfernt Männer wie Brutus und Cato zu schmähen und an den Pranger zu stellen. Cäsar hatte keine größere Berechtigung zu herrschen, als jene Männer seine Herrschaft zu bekämpfen. Indem aber leidenschaftliches Gefühl bei den Gegnern Cäsars vorherrschte, verblendeten sie sich über die Verhältnisse der Gegenwart und die Möglichkeit einer Herstellung der Vergangenheit, sie sahen nicht staatsmännisch in die Zukunft. Daher konnte der gering geachtete Antonius sie so schnell überflügeln und ihrer Herr werden. — Sehr mit Unrecht hat man gesagt, Cäsars Tod beende das Trauerspiel; die zweite Hälfte ist unentbehrlich, und das Schicksal der Verschwornen nicht minder ergreifend und belehrend.

So verschieden wie die Zeit Koriolans und Cäsars, ist auch Shakspeares Sprache in beiden Tragödien verschieden, und den Verhältnissen angemessen. — Der Portia konnte zwar keine Bedeutung oder Einwirkung eingeräumt werden, wie der Volumnia und Kleopatra; deßungeachtet erweckt ihr Bestreben und ihre edle Natur die größte Theilnahme. — Den Verschwornen durfte eine an Cicero zu richtende Aufforderung bedenklich erscheinen; denn seiner sittlichen Natur gemäß, hätte er schwerlich den Mordplan gebilligt.

3) Antonius und Kleopatra.

Shakspeare hat im Koriolan und Cäsar das ältere und neuere Rom in seiner Aehnlichkeit und Verschiedenheit meisterhaft dargestellt; hier liegt ihm indeß eine neue und in der That noch schwerere Aufgabe vor. Denn an die Stelle der einfach großen Charaktere Cäsar und Brutus, tritt der besonnen versteckte Oktavian und Antonius, welcher Muth und Verzagtheit, Thatkraft und Erschlaffung, Entsagen und Schwelgen, Adel und Gemeinheit in buntestem Wechsel zeigt. Ein ähnliches Aufundab, Größe und Niedrigkeit finden wir gegen das Ende griechischer Tüchtigkeit im Demetrius Poliorcetes. Zeiten der allgemein hereinbrechenden Auflösung entwickeln nämlich zugleich aus größerer Vergangenheit herstammende Bestandtheile, und verdammliche, (durch die gährende Gegenwart hervorgetriebene) Auswüchse. Solch zusammengesetzte Persönlichkeiten sind (wie gesagt) schwer zu begreifen und noch schwerer darzustellen.

Mit jenem revolutionären Römerthum trat nunmehr, zur bedeutenden Erhöhung der Mannigfaltigkeit, etwas durchaus Neues und Verschiedenes in wesentliche Verbindung: die fremdartige Natur Aegyptens und seiner Bewohner. Welche Eigenthümlichkeit offenbart sich schon in der Dienerschaft, und eine Königin wie Kleopatra findet sich in der ganzen Weltgeschichte nur ein einziges Mal. Leidenschaftlich, herrschsüchtig, eitel, bezaubernd, zurückstoßend, übereilt, verschlagen, edel, gemein, muthig, feige, aufrichtig, heuchlerisch, liebend, hassend, treu, treulos; und doch bei all diesen und andern Eigenschaften, nur eine, dieselbe Person! Dies scheinbar sich Widersprechende, ganz Unvereinbare hat Shakspeare wie ein geschichtlich poetisches, abgerundetes Wunderwerk, unvergänglich hingestellt. Glück und Unglück treibt allerdings Charaktere wie Antonius und Kleopatra zu dem Haltungs- und Maaßlosen; doch bringt ihr Tod Würde und Versöhnung in das, einstweilen Zerstreute und Aufgelösete.

Wir sehen hier nicht bloß eine Tragödie einzelner Personen (wie etwa im Koriolan) sondern wir erkennen und fühlen, daß

dies Trauerspiel die ganze Welt ergreift und umfaßt; daß Oktavians Klugheit den Erschöpften wohl einstweilen Schutz geben wird gegen wilde, fieberhafte Ausbrüche; jedoch kein Einzelner im Stande ist ein veraltetes, ausgeartetes Volk dauernd zu heilen und zu verjüngen!

III. Schauspiele und Lustspiele.

1) Der Widerspenstigen Zähmung.

Die Anekdote, oder die Geschichte, welche den Hauptinhalt dieses früh geschriebenen Schauspiels bildet, hat Shakspeare gewiß nicht erfunden, sondern irgend woher übernommen, und dann mit anderen Zwischenspielen durchflochten. Dies war um so rathsamer, da die Zeichnung auf eine Weise vor sich geht, die noch übertriebener und verletzender erscheinen würde, wenn nicht Milderndes ablenkend dazwischen träte und die Gewißheit beruhigte daß Petrucchio in Wahrheit kein so arger Tyrann ist, wenn nicht die Hoffnung hinzuträte, es würden (nach beendeter Prüfung) harmonischere Töne während des längeren Ehestandes erklingen.

Das heitere Vorspiel (der betrunkene Kesselflicker) hat Holberg umständlicher behandelt und zu Ende geführt.

2) Die Komödie der Irrungen.

Wenn man von vorn herein zugiebt (was unerläßlich ist) daß Menschen bis zum Verwechseln ähnlich seyn können, so ist Shakspeares Komödie der Irrungen, unter vielen Bearbeitungen dieses Stoffes, wohl die scharfsinnigste und mannigfaltigste. Aber freilich ruht der Hauptscherz deßungeachtet auf ganz äußerlichen Spielen des Zufalls, oder einer sehr künstlichen Verwickelung.

3) Die beiden Veroneser.

Ein früheres Werk Shakspeares von welchem Sachverständige behauptet haben, daß der Gegenstand Einwendungen unterliege,

oder doch sich besser behandeln lasse. Möglich! Der Meister hat dies aber selbst nicht unternommen, und keinem ist anzurathen ihn ersetzen zu wollen. Charaktere und Situationen sind schon trefflich behandelt, zum Theil aber in spätern Werken weiter entwickelt.

4) Ende gut Alles gut.

Auch gegen dies Schauspiel sind sehr viel Einwendungen erhoben worden, aristokratische, demokratische, moralische. Wie konnte (so lauten die ersten) ein Mädchen so geringer Herkunft auf den thörichten Einfall gerathen, einen Grafen von Roussillon zu heirathen? Wie konnte der König uneingedenk aller Standesrechte und in einer so persönlichen Angelegenheit willkürlich entscheiden? wie die anmaasliche Diana nach des Grafen natürlichem Widerspruch nicht sogleich bescheiden und beschämt zurücktreten. — Hiegegen sprechen die Demokraten: Helena steht durch innere und äußere Vorzüge, dem Grafen Bertram mindestens gleich. Sie fühlt sehr bestimmt den Abstand der Geburt, und die ihren Wünschen entgegenstehenden Schwierigkeiten; aber die ermunternden Worte der Gräfin, die bevorstehende Heilung des Königs, und vor Allem die Hoffnung daß Liebe, Gegenliebe erwecken werde, geben ihr Muth auf dem betretenen Wege zu beharren. Hiezu kommt daß die königliche Entscheidung ganz seinem lehnsherrlichen Rechte gemäß und er bereit ist Stand und Besitz so zu erhöhen, daß Helena dem Grafen vollkommen gleich steht.

Wie konnte Helena (so klagen die Moralisirenden) um des Grafen scheinbar unmöglicher Forderung zu genügen, so Unanständiges wagen? Sie hätte vielmehr entsagen, und ihre Würde über ihre Verliebtheit hinauf stellen sollen.

Auf diese, leicht zu vermehrenden Einwendungen, ließen sich sehr bestimmte Antworten geben, und bei dieser Gelegenheit auch allerlei allgemeine Grundsätze allgemein erörtern. Wir antworten (uns beschränkend) in aller Kürze. Sowie wir (hinsichtlich bereits erwähnter Schauspiele) eine solche Zähmung des bösen

Weibes, eine solche Verwechslung der Personen, von vorn herein zugeben mußten, so ist auch hier der höchst eigenthümliche Kern der Geschichte als gegeben zu betrachten, und Shakspeare hütete sich mit Recht ihn umzugestalten, weil die Wahrheit, das Interesse erhöht und die Theilnahme verdoppelt. Höchst wahrscheinlich hat jedoch Shakspeare den ersten Entwurf allmählig durch Zusätze erweitert, und die Mannigfaltigkeit durch treffliche komische Scenen vermehrt, welche indeß den Gang der Haupthandlung keineswegs stören. Alle jene Einwendungen, die der Dichter gewiß kannte, oder selbst aufwerfen konnte, ließ er um so mehr mit Recht unberücksichtigt, da sie sich untereinander dergestalt aufheben, daß von dem ganzen Schauspiele nichts übrig bleiben würde.

5) Liebes Leid und Lust. (Verlorne Liebesmüh.)

Aristofanes Lustspiele zeigen neben Heiterkeit, Willkür und Uebermuth, doch zugleich eine ernste Beziehung, einen (meist politischen) Nebenzweck. Nicht so dies Kunstwerk. Es besteht durch und durch aus Scherz, Witz und Uebermuth; denn Aquitanien und die Schuldforderung ist doch nur der Nagel, an dem scheinbar das Ganze befestigt wird.

Man hat geklagt daß dies Lustspiel nicht immer den großen Beifall gefunden habe, den es verdiene. Die Thatsache ist richtig, jedoch nicht ohne allen Grund. Die Spiele des wahren, oder zum Spott hingeworfenen täuschenden Witzes, drängen und überstürzen sich so, bilden ein so rasches Feuerwerk daß man in solcher Eil nicht folgen kann, sondern geblendet wird, oder doch zum Verständniß mehr Zeit braucht, als einmaliges Lesen, oder Hören darbietet. Zum wiederholten Prüfen und Ermitteln des Verständnisses für jeden einzelnen Einfall, für jeden aufsteigenden und vorüberfliegenden Schwärmer, fehlt aber oft Zeit und Lust, und bei allem Beifall des unverkennlich Vortrefflichen, ist nicht jedem die Rückkehr zu dem Unverstandenen bequem.

Goethe hat gesagt: Shakspeare sey nicht theatralisch. Wahr und unwahr. Aus den eben bezeichneten Gründen, könnte man

dies Lustspiel untheatralisch nennen; sie gelten aber dann nicht minder für Vorlesen, als für Darstellen und Aufführen. Goethe widersprechend schreibt Gervinus: (I, 31) „Shakspeares Werke sollten streng genommen durchaus nur durch Aufführung verständlicher gemacht werden. Denn dafür, und dafür allein sind sie geschrieben.“ Eine zweite Bemerkung Goethes: Shakspeare habe das Theater erweitert, stimmt wohl nicht zu jener ersten; denn durch die Erweiterung der dramatischen Dichtkunst, vermehrt sich auch die theatralische Vollkommenheit. Shakspeares reichere Formen, seine Befreiung von irrigen Zwangsgesetzen (z. B. über Ort und Zeit) seine kühnen Verknüpfungen des Tragischen und Komischen, seine Zaubereien, Erscheinungen und Wunder, u. s. w., machen gar Vieles theatralisch erlaubt und brauchbar, was sonst wohl ausgeschlossen bliebe. Spätere Meister haben sich gern diese Freiheiten angeeignet, z. B. Goethe im Götz von Berlichingen; andere haben sich bei ihren dramatischen Versuchen gar nicht darum gekümmert, ob sie aufführbar seyen, oder nicht: so Tieck im Oktavian und Zerbino.

6) Viel Lärmen um Nichts.

Viele gelehrte Männer haben sich die größte Mühe gegeben zu erforschen, aus welchen Quellen Shakspeare den Stoff zu seinen Werken genommen habe. An sich ein löbliches Bemühen; doch hat man daraus oft irrige Folgerungen abgeleitet. Sowie Naturforscher glaubten mit Entdeckung unendlich kleiner Zellen, mit Erfindung einer Urpflanze u. dgl., die Geheimnisse der Schöpfung bloßgelegt und erklärt zu haben; so jene Forscher den Bau und Werth shakspearscher Lust- und Trauerspiele durch Auffindung einzelner Tropfen, aus denen der Strom der Begeisterung und Weisheit hervorgegangen sey. In Wahrheit haben aber alle diese Bestrebungen nichts genügend erklärt, sondern vielmehr das Geheimniß der Schöpfung dem Auge und dem Verstande näher gerückt. Die Urpflanze, die Zelle, die Molecüle, das Ei geben bloße, des wesentlichen und eigenthümlichen Inhalts noch ermangelnde, Abstraktionen. Wie

aus dem Kleinsten, dem scheinbar Gleichartigsten, das Verschiedenartigste, Bewundernswürdigste sich entwickele und Leben gewinne, dies Geheimniß hat man wohl Lebenskraft genannt; dann aber das (in Wahrheit Unkunde und Demuth bezeichnende) Wort, höhnend zur Seite geworfen, ohne anderswoher Licht zu verbreiten.

So ließ auch Shakspeare aus dem Unbedeutenden, Zerstreuten, Regellosen und Formlosen, als ein schöpferischer Geist, seine wunderbaren Werke hervorgehn; während jene selbstgefälligen Entdecker der überschätzten Quellen, nicht im Stande gewesen wären, daraus nur eine shakspearsche Scene zu bilden. Mithin wird des Dichters Werth durch derlei Entdeckungen nicht (wie Mehrere wähnen) vermindert, sondern erstaunlich erhöht.

Bandello und Ariost gaben allerdings Anregungen für „Viel Lärmen um Nichts"; aber die Organisation des Ganzen, die ungemeine Bereicherung, die Mitwirkung des Komischen, die dramatische Umbildung, ist lediglich das Werk Shakspeares. Und was für dies Lustspiel gilt, findet auch Anwendung für die übrigen.

7) Was ihr wollt.

Dies Lustspiel ist so mannigfaltig, charakteristisch, verständlich, ergötzlich, daß es sich von jeher allgemeinen Beifalls erfreute und sehr häufig aufgeführt wurde. Jedoch nicht immer in erwünschter Vollkommenheit. So werden die beiden Junker, (insbesondere Tobias) oft zu gering aufgefaßt, und ganz vergessen daß auch sie ihren dichterischen Bestandtheil in sich tragen und ergötzen, ohne zu verletzen. Noch schlimmer wenn man Malvolio von Anfang an als einen so ausgemachten Thoren darstellt, daß die Katastrophe des Briefes gar keine Aenderung und Steigerung mehr hervorbringen kann. Eben so irrig ist es, wenn in Viola jede Spur der Weiblichkeit verschwindet, und sie sich benimmt wie ein naseweiser junger Page. Doch über Inhalt und Darstellung hat Tieck, in seinem jungen Tischler, so

erschöpfend gesprochen, daß es unnöthig erscheint, etwas abzuschreiben oder hinzuzusetzen.

8) Wie es Euch gefällt.

Man erzählt: Shakspeare sey zum Entwerfen dieses Lustspiels veranlaßt worden, durch Ben Johnsons entgegengesetzte Theorie und Praxis, sowie durch dessen anmaßliche Spöttereien und Sticheleien. Ist dies wahr, so sehe ich darin ein, von ihm nicht bezwecktes Verdienst Ben Johnsons, denn „Wie es Euch gefällt" überwiegt den Werth seiner pedantisch gelehrten, ohne ächte Begeisterung zusammengeschmiedeten Werke.

Es ist unmöglich ein Lustspiel zu ersinnen, das sich in größerer Freiheit bewegte, und bei scheinbarer Uebertretung dramatischer Gesetze, die viel höheren, tiefsinniger und ergötzlicher offenbarte. Man hat gesagt: es habe keinen Inhalt. Mir unverständlich. Es bietet einen reichen, mannigfaltigen Inhalt, der bei aller Zerstreutheit sich doch wohlgeordnet zu einem Ganzen abschließt. Und zu diesem Inhalte, dem ergötzlichen Scherzen und der meisterhaften Charakteristik, findet sich eine Sprache von höchster Klarheit und Anmuth.

In Berlin war vor mehrern Jahren Alles zu einer Aufführung vorbereitet, die gewiß gelungen wäre, und wo die Damen Crelinger und Fournier die Rollen der Rosalinde und Celia ohne Zweifel trefflich dargestellt hätten: aber die Erkrankung des Schauspielers dem der Herzog zugetheilt war, und das Ausbleiben versprochener musikalischer Beiträge, brachten das löbliche Unternehmen zum Stillstand. Es wäre ein Verdienst sich von Neuem damit zu beschäftigen.

Ob der ardenner Wald in Frankreich oder England liege, ist (weil Alles auf dichterischem Boden spielt), ziemlich gleichgültig, doch könnte die Erwähnung von Robin Hood für England sprechen. Löwen giebt es in beiden Ländern nicht.

Mit Recht hat der Charakter des Jaques Aufmerksamkeit und große Theilnahme erregt; sie wäre aber nicht völlig begründet, wenn man ihn als Repräsentanten der Weisheit, und seine

Weltansicht als die höhere, oder höchste betrachten wollte. Er zeigt nur eine Seite der Welt, und der Herzog erzählt wie er dazu gekommen sey.

Man hat (nicht ohne Hinblick auf Shakspeare) Gegensätze der Behandlung poetischer Stoffe aufgestellt, z. B.: naiv und sentimental, real und ideal, frei und nothwendig, sollen und wollen u. s. w. Diese chemischen und anatomischen Zersetzungen fördern, gleichwie Chemie und Anatomie, aber nicht wie Physiologie und Psychologie; sie erhöhen die Kenntniß des zur Untersuchung Getödteten, Zerstörten, ergreifen aber nicht das Lebendige in seinen mannigfaltigen, ungetrennten und untrennbaren Funktionen. Insbesondere kann dem Shakspeare keineswegs das eine, oder das andere Prädikat zugewiesen werden; vielmehr ist es Kennzeichen und Beweis seines umfassenden Genius, daß er Alle harmonisch in sich vereint, und für die mannigfaltigsten Zwecke zugleich, oder abwechselnd zu verwenden versteht.

9) Der Kaufmann von Venedig.

Es ist jetzt allgemein anerkannt, daß Aristoteles die Einheit des Ortes und der Zeit für das Drama nicht gefordert, und kein alter Dichter eine solche Regel pedantisch befolgt hat. Desto eifriger behauptet man, daß Einheit der Handlung durchaus nothwendig und Beweis der Vollkommenheit sey. Geht man indeß näher auf die Sache ein, so zeigen sich Zweifel und Schwierigkeiten. Wenn ein Einzelner etwas thut, so giebt dies keine dramatische Handlung. Wenn zwei oder Mehrere sich über etwas besprechen, so giebt dies eben Gespräche, Dialogen, aber (wie schon Platon zeigt) kein Lustspiel, oder Trauerspiel. Ebenso wenig wenn ganz untergeordnete Personen (Arbeiter, Schreiber, Soldaten) dem höher Gestellten, zu einem ihnen mehr oder weniger fremden Zwecke, Hülfe leisten. So kommt man dahin sich zu überzeugen, daß auch die einfachste dramatische Handlung, eines Gegensatzes, einer Gegenwirkung bedürfe, die jedoch größer, oder geringer, vermittelnd oder feindlich seyn kann.

Hiemit wäre die trockene, abstrakte Lehre von Einheit der Handlung schon aufgehoben; wir werden indeß gedrängt noch weiter zu forschen.

In dem Maaße als man von niedrigern Thiergattungen zu höheren übergeht, finden sich mehr Organe für mannigfaltige Thätigkeit, oder Funktionen, wodurch das Leben, Handeln, Wirken nicht aufgehoben, sondern physiologisch und psychologisch zu einer höheren Einheit und Vollkommenheit ausgebildet wird. Sollte sich nicht Aehnliches im Drama bezwecken und erreichen lassen? Die glänzendsten, unwiderleglichsten Beispiele und Beweise giebt Shakspeare. Die Doppelfabeln laufen bei ihm nicht unverbunden nebeneinander, sondern greifen lebendig ineinander. Oder wer hat den Muth unter dem schwächlichen Schilde jener beschränkten Einheitslehre, dessen Mannigfaltigkeit der Ereignisse, Handlungen und Verknüpfungen anzugreifen? Wer will Malvolio um Olivias willen, oder Benedick und Beatrix um Heros willen ausstreichen? des Sturmes und Sommernachtstraum nicht zu gedenken. Vor Allem ist aber zu bewundern, wie das Mannigfaltigste, anscheinend Unvereinbarste, im Kaufmanne von Venedig zu einer höheren Einheit meisterhaft verbunden ist.

Dies dürfte jetzt wohl kein Unbefangener bezweifeln; wohl aber giebt es noch Leute welche meinen: sowie die Tragödie mit Cäsars Tod endigen sollte, so der Kaufmann von Venedig mit Shylocks Beseitigung; ihnen scheint der glänzend poetische fünfte Akt als eine überflüssige Zugabe. Ich finde es nicht nöthig diesen Irthum hier umständlich zu widerlegen.

Die arge Schlechtigkeit und Grausamkeit Shyloks wird durch die Vorwürfe nicht aufgehoben, welche er den Christen mit Recht macht; wohl aber offenbart Shakspeare mit gewöhnlicher Unparteilichkeit und psychologischem Scharfsinn die Gründe, welche eine solche Persönlichkeit wie die Shyloks allein möglich und begreiflich machen.

Es war einst Gebrauch in den Erläuterungen zu ausgezeichneten Dichtern, unzählige Schönheiten hervorzuheben und Ausdrücke der Bewunderung zu häufen. Diese Mode ist abgekommen

als überflüssig und langweilig; in der That kann aber oft nur ein fester Vorsatz von diesem Verfahren zurückhalten, so wird man bei Shakspeare ergriffen und fortgerissen. Zu Ausrufungen entgegengesetzter Art, könnten bisweilen wohl Urtheile über Shakspeare Veranlassung geben, z. B. wenn es heißt, er stelle immer nur eingefleischte Engländer dar!

Welcher Dichter zeigt eine so außerordentlich mannigfaltige Reihe eigenthümlicher, selbständiger Charaktere, von den Höchsten bis zu den Geringsten? Wer hat insbesondere so viel Frauen und Jungfrauen erschaffen, durch alle Stufen der Tugend und der Ausartung, der Heiterkeit und Wehmuth, der Milde und Leidenschaft, der Liebenswürdigkeit und Schroffheit hindurch, und jede von der andern gesondert durch ihr innerstes Wesen.

Unter den alten Dramatikern zeigt nur Euripides eine größere Mannigfaltigkeit weiblicher Charaktere. Der Reichthum einiger neuern Dichter wird nicht ganz mit Unrecht gerühmt, doch stehen sie weit zurück hinter Shakspeare, und wenige Urformen sind bei ihnen oft nur variirt und in andere Situationen versetzt.

10) Gleiches mit Gleichem, oder Maaß für Maaß.

Die ernste Grundlage dieses Schauspiels war dem Dichter wohl gegeben, und er erbaute auf derselben ein gedankenreiches, tiefsinniges, mit den verschiedensten Charakteren künstlich ausgestattetes, und doch leicht zu überschauendes Werk. Es verdient doppelte Aufmerksamkeit, da es erst 1603 oder 1604, ja nach Tiecks Vermuthung erst 1615 gedichtet ward. Dem ernsten Inhalte ist jedoch eine erheiternde Zugabe, in dem anbrüchig fantastischen Lucio beigefügt. Auffallender bleibt es, daß anstatt der Anfangs verkündeten und bezweckten Gerechtigkeit, zuletzt die Gnade ganz das Uebergewicht gewinnt: der verdammliche Angelo bekommt statt der Strafe eine Frau, und auch die edle Isabelle heirathet statt in ein Kloster zu gehen. Wie in manchen Dramen Shakspeares die Fantasie und Idealität vorherrschen, so

hier die Wirklichkeit mit preiswürdigen Erscheinungen und bösen Auswüchsen.

Die Zeit Shakspeares war so überfüllt mit leidenschaftlichen religiösen Streitigkeiten, und daraus hervorgehenden Verbrechen, daß es nicht unnatürlich gewesen wäre wenn er auch Partei ergriffen, irgend eine Richtung heftig und umständlich vertheidigt und „Tendenzstücke" geschrieben hätte. Statt dessen hält er sich frei von diesem bejammernswerthen Treiben, bewegt sich in reinern Regionen, und behandelt selbst Klöster und Mönche in sittlich und künstlerisch würdiger Weise. Wie viel geringer und beschränkter zeigt sich hier Calderon, weshalb Goethe mit Recht sagt: (45, 119) „Shakspeare fühlte nie die Verlegenheit das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann."

11) Cymbeline.

Ist die Vermuthung richtig, Cymbeline sey das letzte Werk Shakspeares, so verdoppelt sich unser Schmerz über seinen frühen Tod. Denn unvermindert offenbart sich hier die Kraft und Freiheit seines Geistes, sowie die ungemeine Geschicklichkeit, das Mannigfaltigste zu einem Organismus zu vereinigen. Fast alle Abstufungen von Charakteren und Gesinnungen, von heiterer Unschuld und edler Größe bis zur verdammlichsten Sündhaftigkeit, sind gezeichnet in Imogen und ihren Brüdern, in Jachimo, der Königin und ihrem Sohne.

12) Ein Sommernachtstraum.

Nach der von mir beliebten (also gutentheils bloß subjektiven) Reihenfolge der shakspearschen Dramen, bildet Cymbeline den Uebergang von der geschichtlichen Wirklichkeit, in das Fabelland schöpferischer Dichtung.

Viele Dichter (so Calderon) haben mit Vorliebe eine Art von Mittelstufe dazwischen geschoben: die Allegorie! Begriffe sollten auf diese Weise zu lebendigen Persönlichkeiten höherer Art gesteigert werden; allein mochte man diese Gerippe mit

noch so viel Reifröcken angeblich poetischen Schmuckes behängen, sie wurden höchstens hohle an Fäden bewegte Marionetten, niemals lebendige Wesen, denen man Kopf und Herz theilnehmend zuwenden konnte. Wahrhaft erschaffene poetische Gestalten (wie Oberon, Titania, Puck) erfreuen sich dagegen einer unzerstörbaren Persönlichkeit.

Sowie aber Shakspeares Reihe der geschichtlich vorhandenen (oder doch möglichen) Männer und Frauen ohne Vergleich mannigfaltiger und zahlreicher ist, als die irgend eines anderen Dichters, so auch seine Behandlung des Wunderbaren und Zauberhaften. Von den heitersten Erscheinungen im Sommernachtstraum, zu Prosperos ernsterem Einfluß im Sturm, zu den fantastisch aufregenden Hexen im Macbeth, und der furchtbaren Geistererscheinung im Hamlet. Wer hat Aehnliches erschaffen, oder auch nur versucht zu erkünsteln? Shakspeares Wunder sind glaublicher, als vieles wirklich Geschehene.

Mit Recht sagt Tieck (III, 353 Shaksp.): „hätte Shakspeare auch nichts als diesen Traum gedichtet, so würde er einen Platz unter den größten Dichtern sich errungen haben." — Man sollte glauben, von unschuldigen Kindern, bis zu den gebildetsten Personen, müßten Alle dies Werk leicht verstehen und ihre Freude daran haben; und doch ist dem nicht so! Manchem erscheint das Einzelne, und die wunderbar reiche Zusammensetzung geradehin absurd. Eine, ihrer Meinung nach, scharfsinnige Dame, sagte mir zornig: wie kann die Theaterdirektion verstatten, daß Gern Sohn, als Zettel, so gemeines unverständiges Zeug, improvisirend einlegen darf? — Ja, ein das Theaterwesen mitleitender Mann behauptete, als der Sommernachtstraum mit Mendelssohns trefflicher Musik zur Aufführung kommen sollte: das Publikum werde nicht die Geduld haben, so confuses Zeug bis zu Ende zu hören. — Eine Weissagung die glänzend widerlegt wurde.

Anstatt tauben Ohren zu predigen, mögen hier einige andere Bemerkungen Platz finden.

1) Sehr richtig hatte Tieck darauf gedrungen, daß die sce-

nische Anordnung dem fantastischen Lustspiele angepaßt werde. Jetzt verlangt wohl niemand mehr die neue, sehr zweckmäßige Einrichtung wieder abzuschaffen.

2) Wenn Shakspeare, nicht bloß in fantastischen, sondern auch in mehr geschichtlichen Stücken, sich häufig Anachronismen, Beziehungen auf spätere Zeiten, Verletzungen der Geographie u. dgl. erlaubt, so ist dies keineswegs Folge der Unwissenheit, oder des Ungeschmacks, sondern Vorsatz um scherzhaft einzuwirken, oder ernsthaft durch einen Licht verbreitenden Strahl aus einer anderen Gegend, das soeben Vorliegende zu erklären und aufzuhellen.

3) Wir besitzen Lustspiele und Trauerspiele ganz in Versen, oder ganz in Prosa geschrieben, und Theoretiker haben hintennach bewiesen, nur das Eine, oder das Andere sey recht und erlaubt. Shakspeare hat wenn nicht ganz zuerst, doch zuerst mit großer Weisheit, Verse und Prosa abwechselnd angewandt; — und wer wollte wohl seine Trauerspiele ganz in Prosa auflösen, oder Falstaf und Parolles in künstlichen Silbenmaßen reden lassen? — Welches ist aber (fragt man weiter) das beste Versmaaß für das Drama? Die Dichter jedes Volkes haben sich ein eigenthümliches ausgewählt, und für jedes lassen sich gewiß Gründe anführen und der geschichtliche Hergang nachweisen. Doch wagen wir im Allgemeinen zu behaupten, die großartigste Form sey der Trimeter, oder der sechsfüßige jambische Vers. Wenigstens ist es lächerlich ihn zu verwerfen, weil die Lungen der heutigen Schauspieler zu schwach wären, ihn zu sprechen. Nächstdem folgt der (nur wenig kürzere) Vers von fünf Jamben; die spanischen Verse der vier Trochäen, halten dagegen viele Nichtspanier für zu unruhig, zerschnitten, und auf die Dauer zu eintönig und ermüdend.

13) Der Sturm.

Der Sturm ist dem Sommernachtstraum so ähnlich und so unähnlich, daß man fast zu Vergleichungen hingedrängt wird. Kritische Untersuchungen und der Inhalt ergeben die um viele

Jahre spätere Entstehung des Sturmes. Die Grundlage der Ereignisse macht hier, wenigstens zum Theil, Anspruch auf geschichtliche Wahrheit, während im Sommernachtstraum alles Geschichtliche aufgehoben, ja verspottet wird. Ein so ernst würdiger Charakter wie Prospero, war im Sommernachtstraum so wenig zu gebrauchen, als die sonderbare, originelle Schöpfung des Kaliban. Miranda und Ferdinand treten angemessen mit größerer Unschuld und Innigkeit auf, als die den Scherz befördernde Hermia und Helena. Ariel läßt sich wohl mit Puck vergleichen; aber die Feenwelt im Sommernachtstraum ist viel reicher, heiterer, mannigfaltiger, als die minder in die Augen fallenden Zaubereien Prosperos. Tieck (kritische Schriften I, 59) stellt die komischen Theile im Sturm denen im Sommernachtstraum voran: ich gestehe daß Zettel und Zubehör mich mehr ergötzen, als Trinkulo und seine Trinkgenossen.

14) Die lustigen Weiber von Windsor.

Hat die Königin Elisabeth dies Lustspiel veranlaßt, so sind wir ihr viel Dank schuldig. Es kümmert mich gar nicht ob Falstaf sich überhaupt, oder so eitel und geldgierig hätte verlieben sollen; ich freue mich der kühn durchgeführten, lustigen Täuschung, oder Mystificirung. Neben diesem Hauptscherze geht aber ein außerordentlicher Reichthum anderer Ereignisse und Entwickelungen her, die aufs Glücklichste erfunden und aufs Geschickteste verknüpft sind. Wie ergötzliche Charaktere, Cajus, Evans, der Wirth, die Frau Hurtig; wie lustige Episoden, das Duell, die Schulprüfung, der Pferderaub, die Liebes- und Heirathsgeschichten, und die letzte fantastische Lösung.

15) Das Wintermärchen.

Man sollte glauben, schon der sehr deutliche Titel dieses Lustspiels, müsse gegen Mißverständnisse schützen; dies ist aber nicht der Fall. Selbst Männer, die sich für die größten Dichter hielten, und dafür gehalten wurden, Dryden und Pope, hatten sich auf ihre angeblich untrüglichen und unantastbaren Prinzipien,

oder Grundregeln, so festgerannt, daß sie nichts davon Abweichendes begriffen, sondern demgemäß auch dieses Lustspiel bitter tadelten, ja völlig verwarfen. Aber freilich hatte sich Shakspeare gleichsam ein Vergnügen daraus gemacht, im Wintermärchen alle jene weisheitsvollen Grundsätze aufs Kühnste zu übertreten und zur Seite zu werfen. Wer Dryden und Pope als wohlberechtigte, legitime, ästhetische Oberrichter betrachtet und sich ihnen unterwirft, der thut am Besten sich um Shakspeare gar nicht zu bekümmern; wer aber die Reihe der vorübergeführten Meisterwerke irgend versteht, den können Einreden jener Art nicht mehr stören. Bleiben ungeachtet meiner kurzen, mehrere Male wiederholten Andeutungen noch Zweifel, so verweise ich auf die umständlichen, gründlichen Erörterungen in anderen von Shakspeare handelnden Werken.

16) Troilus und Cressida.

Selbst scharfsinnige und geistreiche Bewunderer Shakspeares haben Schwierigkeiten gefunden, wie sie dies höchst eigenthümliche Gedicht betrachten, und die dagegen erhobenen Einwendungen beseitigen sollten. Der allverehrte Homer (hat man zunächst gesagt) ist darin auf ungebührliche Weise mißhandelt und das Edle in Gemeines verwandelt worden. Eine solche Umgestaltung, solch oberflächliche Parodie, könnte höchstens für einzelne Stellen natürlich und erlaubt erscheinen; sie wird, dergestalt ausgedehnt, langweilig und widrig.

Man darf hierauf antworten: das getadelte Verfahren, alte Dichtungen, neuern Ansichten gemäß umzugestalten, ist bereits im Mittelalter gebräuchlich gewesen (wir erinnern z. B. an die Aeneis Heinrichs von Veldek); ja Gefühl für Schönheit war ganz verschwunden, wenn Lamprecht, Alexander dem Macedonier ein blaues Drachenauge und ein schwarzes Greifenauge beilegt. Derlei Geschmacklosigkeiten finden sich nicht in Shakspeares Troilus und Cressida, obgleich mancherlei an mittelalterliche Ritterzeiten erinnert. Ferner ist es unbillig zu übersehen daß dem Parodirten ein ernsthafter Theil gegenüber steht, und

Mehrere (vorzüglich Ulysses) tiefsinnige Betrachtungen anstellen, welche Shakspeare angehören, und nicht dem Homer entnommen sind. Ja selbst in der allerdings bitteren Neugestaltung liegt sehr viel Wahres und Lehrreiches, und Charaktere wie der des kuppelnden Pandarus und der leichtsinnigen Cressida, sind mit großer Meisterschaft entworfen und durchgeführt. Gewiß würde Shakspeare (wenn man sich jetzt mit ihm über dies Werk besprechen könnte) einräumen, er habe Achill beim Tode Hektors zu unwürdig dargestellt, er würde die maßlosen Schimpfreden des Thersites ermäßigen und verkürzen. — Behauptet doch Macaulay (Byron 314): die Griechen im Troilus wären denen vor Troja viel ähnlicher, als die in der Iphigenia des Racine.

IV. Trauerspiele.

1) Titus Andronikus.

Der Versuch aus ästhetischen Gründen zu beweisen, dies Trauerspiel sey nicht von Shakspeare verfaßt, ist als mißlungen zu betrachten. Weitere Untersuchungen haben es jedoch wahrscheinlich gemacht, daß der Dichter den Stoff nicht ganz erfand, und vielleicht einen früheren dramatischen Versuch überarbeitete, oder seine eigene Jugendarbeit später an manchen Stellen veränderte und verbesserte. Wie kam aber Shakspeare dazu, (so ist man veranlaßt weiter zu fragen) einen so barbarischen, seiner Natur so fernen Gegenstand zu behandeln? — Haben nicht (könnte man antworten) sehr große Maler ebenfalls abscheuliche Märtyrerqualen dargestellt? — Diese fragende Antwort genügt nicht, weil dieser Stoff schwerlich dem Dichter, wie oft den Malern, von außen aufgedrungen ward.

Eher läßt sich behaupten: zur Jugendzeit Shakspeares habe eine solche Häufung von Frevelthaten mehr Beifall gefunden, als sie verdiente, oder in unseren Tagen finden kann. Allerdings zeigt Titus Andronikus in einzelnen Scenen und Charakteren Kraft und Geschicklichkeit, jeden Falls aber steht dies Trauer-

spiel nach Form und Inhalt weit zurück gegen die späteren, künstlerisch sehr gereinigten und vervollkommneten Werke Shakspeares.

2) Timon von Athen.

Jeder Mensch wird durch die Gesammtverhältnisse seiner Zeit und durch persönliche Lebensereignisse, im Denken und Thun näher bestimmt, und der Versuch ist gerechtfertigt, diese wechselseitigen Einwirkungen aufzuklären. Je ausgezeichneter aber jemand ist, desto weniger reichen dieselben hin, Alles lediglich von ihnen abzuleiten, desto weniger darf man die innerliche, schöpferische Kraft unberücksichtigt zur Seite lassen.

Shakspeares Ehe war bekanntlich eine unglückliche. Nicht unnatürlich suchte und fand er zunächst Ersatz in der Freundschaft, ohne weiblichen Bekanntschaften zu entsagen. Eine geistreiche Frau bezauberte den Dichter so, daß er, seiner bildend gläubigen Fantasie freien Lauf lassend, ihre Fehler lange übersah. Zu völligem Bruch kam es (nach scharfsinnigen Vermuthungen) wohl erst als die Geliebte den schönen, reichen Grafen Southhampton, dem geistigen, hochbegabten Dichter vorzog. Jene glanzreiche, zauberhafte Liebesbegeisterung, hat gewiß auf die Schöpfung der heitersten Lustspiele eingewirkt; der entsetzliche Bruch der Liebe und Freundschaft hingegen die Stimmung und Lebensansicht des Dichters getrübt und tragische Werke unabweislich hervorgetrieben.

Im Timon offenbart sich diese Auffassung und Kenntniß der Nachtseite vieler menschlichen Verhältnisse, auf ergreifende Weise, und wenn man das Werk nicht nach hergebrachten Regeln ein Lustspiel, oder Trauerspiel nennen kann, so beweiset dies um so mehr seine Eigenthümlichkeit. Die elenden Schmeicheleien angeblicher Freunde, die verdammlichen Entschuldigungen der, Hülfe verweigernden, Undankbaren, sind mit der größten Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit meisterhaft geschildert. Auch in den menschenfeindlich scheltenden Charakteren zeigt sich Verschiedenheit. Apemantus und Thersites lassen ihrer eigenen ge-

häßigen Natur freien Lauf, wogegen Timon nur allzuviel äußere Veranlassung hat, zunächst sich, dann aber die ganze Welt aufs Bitterste anzuklagen.

3) Macbeth.

So wunderliche und verkehrte Urtheile über Shakspeare auch ausgesprochen wurden, ist jedoch Macbeth von solch tragischer Kraft, so erschütternder Größe und Erhabenheit, daß jeder irgend denkende und fühlende Mensch davon aufs Tiefste ergriffen wird. Schon die wenigen Worte der Hexen, womit das Stück beginnt, weisen hin auf ungewöhnlichen, unheimlichen Inhalt. Mit Unrecht und ganz den Zeitansichten widersprechend, hat Schiller diese Hexen in angeblich vornehmere Wesen umgewandelt. Sie sind davon ganz verschieden und im Hintergrunde stehn nicht antike Begriffe, sondern der Böse, der Teufel. Daher sagt A. W. Schlegel (VI, 253) ganz richtig: „Die Hexen sind keine göttliche Eumeniden und sollen es nicht seyn: sie sind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle. Ein deutscher Dichter hat es also sehr übel verstanden, sie in warnende und sogar moralisirende Zwitterwesen von Parzen, Furien und Zauberinnen umgestaltet und mit tragischer Würde bekleidet zu haben. Lege doch Niemand Hand an Shakspeares Werke, um etwas Wesentliches daran zu ändern: es bestraft sich immer selbst."

Durch die erste Weissagung der Hexen wird Macbeth bis zum Wahnsinn aufgeregt; allein der Zauber kommt nicht allein von außen, vielmehr wurzelt die Empfänglichkeit in seinem eigenen, ehrgeizigen, verlockbaren Gemüthe, während bei Banquo eine davon wesentlich verschiedene Wirkung eintritt. Noch anders ist die Entwickelung bei Lady Macbeth. Sie überbietet Anfangs den, von ihr geliebten, Gemahl allerdings in frevelhaften Wünschen, sucht jedoch ihre hiezu ungenügende Kraft, durch künstliche Anregung zu vermehren; sie spornt sich an um auszuharren, und nicht zurückzubleiben. In dem Maaße aber als Macbeth immer wilder wird und rasch vorgeht, zieht sie sich zurück, sinkt zusammen, und geht in Reue und Gewissensbissen zu Grunde.

Mithin ist es verkehrt sie einer Klytemnestra gleich zu stellen. Vielmehr hat Shakspeare auch in ihr das Menschliche nicht ganz ausgerottet, sondern mit großer Kunst und tiefem Gefühl, für sie Theilnahme und Mitleid erweckt. Diese häufige Wendung zu Milde, Duldung und Versöhnung, geht (wie gesagt) bei Shakspeare nicht hervor aus Schwäche, sondern aus weiser Einsicht und edler Sinnesart, ohne indeß jemals die sittliche Zurechnung aufzuheben, oder in erkünstelter Nothwendigkeit eine Rechtfertigung zu suchen. In Wahrheit ist dies Trauerspiel, sowie höchst poetisch, so auch höchst moralisch.

4) Romeo und Julie.

„Es ist unmöglich eine größere Verschiedenheit zu ersinnen, als zwischen Macbeth und Romeo und Julie.“ — Diese Bemerkung ist wahr, aber ungenügend; denn jedes Werk Shakspeares besitzt ein eigenthümliches, selbständiges Leben. Kaum eines hat jedoch so allgemeinen Beifall gefunden, als Romeo; weshalb man glauben sollte, es sey stets wie ein unantastbares Heiligthum betrachtet worden. Dem ist aber nicht so: denn der englischen, verkehrten Abänderungen nicht zu gedenken, hat ja auch Goethe eine Bearbeitung des Meisterwerks unternommen, die aber nirgends dauernden Beifall fand, und für welche Schlegels an Schiller gerichtete Warnung auch Anwendung findet.

Goethe sagt (XLV, 37 u. f. S.): „Shakspeare gehört nothwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. — Man muß das Vorurtheil bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutsche Theater bringen müsse. Diese falsche Maxime hat die ältern Schröderschen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert. — Will man ein shakspearesches Stück sehen, so muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen, sonst wird Shakspeare in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängt seyn, was denn auch kein Unglück wäre, denn der einsame oder gesellige Leser wird an ihm desto reinere Freude empfinden. —

Merkutio und die Amme, (und was an diese beiden Figuren gränzt) treten nur als possenhafte Intermezzisten auf, die uns bei unserer folgerechten, Uebereinstimmung liebenden Denkart, auf der Bühne unerträglich sein müssen."

Gegen diese Ansichten lassen sich gewichtige Einwendungen erheben. Man ist seit Garriks und Schröders Zeit, (unbeschadet ihrer damaligen Verdienste) in der Erkenntniß der Größe und Vollendung Shakspeares wesentlich vorgeschritten, und es wäre ein unerträglicher Rückschritt ihre Bearbeitungen jetzt wieder auf die Bühne zu bringen. Dem verweichlichten Geschmack, welcher keinen tragisch ergreifenden Ausgang wollte, trat schon Euripides entgegen, (was Aristoteles lobend bemerkt. Poetik, Kap. 13). Er würde die Umgestaltung Hamlets, Lears, und anderer Werke Shakspeares ohne Zweifel mißbilligen.

Goethes Weissagung: ein genaueres Festhalten am Texte Shakspeares würde ihn in wenigen Jahren ganz von der deutschen Bühne verdrängen, ist, Gottlob, nicht in Erfüllung gegangen! Man hat Merkutio und die Amme nicht als herauszuwerfende, possenhafte Intermezzisten betrachtet, sondern jenen, als einen die Mannigfaltigkeit erhöhenden, die Umgebung aufklärenden, höchst eigenthümlichen Charakter richtig aufgefaßt, und die wunderschöne Erzählung von der Fee Mab sich nicht nehmen lassen, um einer verkehrten, trockenen Tragik aufzuhelfen und ihr Vorschub zu leisten. Auch die Amme (obgleich überanständige Personen an ihr Anstoß nahmen) ist zur Erklärung der häuslichen Verhältnisse und der Erziehung Juliens unentbehrlich. Ebenso war es sehr weise, daß Shakspeare den Grafen Paris nicht in den Vordergrund stellte, oder drängte, und ihn nicht mit Julien unzeitig spitzige Witzworte wechseln ließ. Deshalb sagt Tieck (kritische Schriften III, 175): „Es ist nur einem so großen Dichter, wie Goethe, erlaubt und zu vergeben, wenn er das Meisterwerk eines Andern grausam behandelt, wie mit diesem Trauerspiel wirklich geschehen ist, in welchem man vom Original nur wenig wiederfindet, und wo selbst das, was noch da steht, durch die sonderbaren Umänderungen in einem

ganz anderen Lichte erscheint, und seine wahre Bedeutung verloren hat."

Von einer ganz anderen Seite her wird unerwartet Romeo und Julie als ein Muster für junge Nachahmer und Nachahmerinnen betrachtet; hiebei aber vergessen, daß das Wesen und Benehmen jener nothwendig einen tragischen Ausgang herbeiführt, und für glückliche Ehen derlei Verwickelungen keineswegs erforderlich sind.

5) Othello.

Othello (klagt man) ist ein herbes Trauerspiel. Gewiß! Ließ sich denn aber die gestellte Aufgabe milder lösen? Ohne physiologische Forschungen über die Menschenrassen angestellt zu haben, gab Shakspeare dem Othello[1]) (mag man ihn als Mauren, oder Neger bezeichnen) er gab ihm eine gesellige Stellung, eine Auffassungsweise und Leidenschaften, die für einen Weißen unmöglich waren. Ihm gegenüber steht die ganz unschuldige, milde Desdemona. Eben dieser Unschuld halber konnte sie in der Verwendung für Cassio nichts Anstößiges, oder Zweideutiges finden, und ihr Benehmen gegen ihren Vater durfte wenigstens Othello in keiner Weise rügen, da es aus Liebe zu ihm hervorging. Daß Shakspeare die stufenweise Entwickelung und Steigerung der Eifersucht, psychologisch meisterhaft behandelte, ist allgemein anerkannt; woraus aber keineswegs folgt, daß der darstellende Schauspieler den, schon sehr scharf gezeichneten Othello (den Dichter thöricht überbietend) in eine widerwärtige, fast thierische Karikatur verwandeln darf.

Ich sah dies Trauerspiel in Paris von englischen Schauspielern aufführen, und theile aus meinem damaligen Berichte nur folgende Stelle über die letzten Scenen mit. Desdemona lag in einem weißen Nachtkleide im Bette, unter einer leichten Decke. Othello (Kemble) sprach den ersten Monolog sehr langsam, und zog fast die halbe Tonleiter aufwärts und abwärts.

---

1) Venedig verkehrte viel mit Nordafrika, nicht mit Guinea.

In dem: „hast du gebetet to night", schlug die Stimme beim letzten Worte so scharf in die Höhe, daß es lächerlich oder albern klang. Während Desdemona sagt: „Deine Augen rollen u. s. w.", knurrte er, so lang der Athem dauert, vollkommen wie ein Hund, und brüllte nächstdem wie ein Stier. Dies Gebrüll, Desdemonas gellendes Geschrei, die Balgerei am Bette, das endliche Drücken und Abmurksen mit dem Kissen, war über alle Beschreibung häßlich, widerwärtig, empörend. — So arge Mißgriffe habe ich in Deutschland nicht gesehn, aber auch keinen Schauspieler der sie ganz vermieden hätte.

Jago ist gewiß ein nichtswürdiger Mensch; er bewegt sich aber auf seiner schändlichen Bahn (seys tiefe Verstellung, oder verdammlicher Leichtsinn) mit einem Scheine von heiterer Unbefangenheit, welche wohl den Mohren, aber nicht Leser und Hörer täuschen kann.

Warum (höre ich fragen) hat Shakspeare den Untergang der Desdemona gewollt? Denn der volle Beweis ihrer Unschuld ließ sich leicht führen, und dann konnten beide Ehegatten lebenslang glücklich miteinander leben. — Ob die letzte Voraussetzung eintreffen würde, darf man bezweifeln; bei solch einer Umkehrung der Verhältnisse und Charaktere, könnte man aber freilich viele Trauerspiele in Lustspiele verwandeln.

Mehrere Dichter haben die Leidenschaft der Eifersucht behandelt; es sey erlaubt hier nur an Calderon zu erinnern. In „Eifersucht das größte Scheusal", besiehlt der Tetrarch seine geliebte Mariamne umzubringen, aus Furcht daß sie in die Hände Oktavians falle. Nach vielen Zwischenereignissen und überlangen Reden, finden beide, fast zufällig, ihren Tod. Der äußerlichen Situationen halber, ist die innerliche Entwickelung vernachlässigt.

In: „für geheimen Schimpf geheime Rache", heirathet Don Lope Eleonoren, welche ihren früheren Geliebten irrig für tod hält. Unerwartet erscheint dieser und sie beredet mit ihm eine nächtliche Zusammenkunft, um sich angeblich nächstdem ganz zu trennen. Lope entdeckt dies, stellt sich aber als glaube

er, daß der Liebhaber sich vor Nachstellungen in sein Haus geflüchtet habe. Bei einer scheinbar freundschaftlichen Kahnfahrt stürzt Lope seinen Gegner ins Meer, zündet dann das Haus an worin sich Leonore befindet und trägt sie als zufällig umgekommen herbei. Als dem Könige der wahre Zusammenhang und Hergang berichtet wird, erklärt er: daß geheimer Beschimpfung angemessen geheime Rache folge.

Viel reicher und geschickter ist der „Arzt seiner Ehre" entworfen. Daß Donna Mencia innerlich dem Infanten gewogener ist, als ihrem würdigen Gemahle, hat keinen Zweifel, und die Beweise welche dieser hinsichtlich ihres Benehmens erhält, führen zur heimlichen Tödtung der, mehr, oder weniger Schuldigen. Als der König hievon Kunde erhält, ist von Bestrafung Gutierres gar nicht die Rede, vielmehr bietet ihm jener Donna Leonore (eine frühere Geliebte Gutierres) zur zweiten Gemahlin. Beide gehn gern darauf ein, und insbesondere billigt Leonore daß sie, bei ähnlichen Vergehen, gleiche Strafe leiden solle.

Dem deutschen Bearbeiter dieses Trauerspiels erschien solch ein Ausgang doch zu spanisch: er ließ die zweite Heirath weg, und Don Gutierre giebt sich (da die Verletzung seiner Ehre doch nicht geheim geblieben) selbst den Tod.

In den spanischen Dichtungen halten Don Lope und Don Gutierre ihr Verfahren (ohne alle Gewissensbisse) für tadellos und gerechtfertigt, und die Könige bestätigen diese Ansicht. In anderen Ländern würden Dichter ihnen dies schwerlich zumuthen, oder in ähnlichen Fällen auch Frauen zugestehn müssen, ihre Männer umzubringen.

6) König Lear.

Die ungeheuerste Tragödie, die jemals in der Welt gedichtet wurde! Wo fände sich eine so heillose Reihe von Freveln, und zugleich ein solches Uebermaß von Leiden, wie in der engverbundenen Doppelfabel von Lear und Gloster, und ihrer Familien? Wo ein solches Drängen ergreifender, erschütternder Gedanken, Empfindungen und Thaten? Wo Weisheit und

Wahnsinn so offenbar, und zugleich so geheimnißvoll nebeneinander gestellt? Ja nach diesem völligen Untergange der Guten wie der Bösen, scheint auf der ausgebrannten Stätte, kaum jemals neues Leben erwachsen zu können.

Wenn nun solch eine Wirkung stattfindet für den heutigen Leser und Hörer, welch übermenschliche Kraft muß der Schöpfer des Werks besessen, welche furchtbare Betrachtungen und Schmerzen müssen ihm Kopf und Herz erschüttert haben!

Nicht unnatürlich wollen schwächere und weichere Naturen, um Lears eigensinnigen Irthum und Cordelias Weigerung zu beseitigen, die erste Scene ausstreichen; sie möchten den Untergang beider in zufriedenstellende Rettung verwandeln. Der erste Streit ist aber zur Begründung des Ganzen unentbehrlich, und die Erfüllung des letzten, sittlichen und an sich löblichen Wunsches unmöglich, wie eine unbefangene Betrachtung des künstlerischen Zusammenhangs, und der eisernen, unerbittlichen Nothwendigkeit ergiebt.

Wohl aber darf man fragen: ob die Blendung Glosters (wie die Verstümmelung der Lavinia im Titus Andronikus) nicht aus dem furchtbar Erhabenen in das Gräßliche (μιαρον) übergeht, welches auf dem Boden der Kunst möglichst zu vermeiden ist.

Man soll Shakspeare nicht allein nach dem Lear (sowie Michel Angelo nicht allein nach dem jüngsten Gerichte) beurtheilen. Beide Riesengeister sind, nach so vielen bewundernswerthen Werken, hier bis an die äußerste Gränze des Möglichen und Erlaubten vorgedrungen; kleine Leute welche dies nachahmen, oder gar überbieten wollen, erzeugen nur aberwitzige Karikaturen.

7) Hamlet.

Es gab eine Zeit wo die Meinung herrschte, Shakspeare habe im Hamlet (diesem überreichen Werke), lediglich das Muster eines Prinzen aufstellen wollen. Demgemäß ward, wo dieser Zweck nicht ganz erreicht schien, so lange geändert und gedeutelt, bis man einen liebenswürdigen Prinzen „wie er seyn

sollte", jenem Vorurtheile gemäß, herausgekünstelt hatte. Diese Ansicht ist in wesentlichen Punkten, jedoch nicht genügend berichtigt. Denn so lange man noch wähnen kann, das Trauerspiel bedürfe einer umfassenden Umarbeitung, um Zusammenhang und Verstand hineinzubringen, behandelt man den Meister wie einen Stümper.

Hamlet ist ein sehr geistreicher Grübler, ursprünglich edel, aber ohne alle Kraft des Charakters.[1]) Diese Verhältnisse gleichzeitig, oder abwechselnd einwirkend, führen zu gar keinen, oder zu verkehrten Beschlüssen; und zwischen diesem unentschlossenen, sich entschuldigenden, ja rechtfertigenden Treiben, wächst zuletzt (neben allem Empfinden) natürlich auch kalter Egoismus hervor. So ist Hamlet (trotz seiner guten Eigenschaften) eigentlich ein Prinz, wie er nicht seyn sollte, und hiezu ordnet Shakspeare Alles zweckmäßig und tadellos.

Hamlet stellt sich wahnsinnig; ein solcher Beschluß war aber, unter den gegebenen Verhältnissen sehr unpassend, und für eine selbständige, kräftige Natur ganz überflüssig, ja wahnsinnig. Auch fällt er jeden Augenblick aus seiner angekünstelten, nur halb wahren Rolle. Sein Benehmen gegen Ophelia ist mehr als unzart, es ist hart und grausam. Mag sie ihm viel, oder nichts bewilligt haben, so hat er sie doch geliebt, oder, es ihr vorgelogen. Er ist hier nicht bloß kein Prinz, sondern auch (laut der Zauberflöte) kein Mensch. In ähnlicher Weise läßt sich Alles für das ganze Trauerspiel erörtern, erklären und rechtfertigen, so daß die angebliche Nothwendigkeit einer Umarbeitung völlig verschwindet.

Hiemit steht die Behauptung in Verbindung: Hamlet sey von einem eigenthümlichen, sich aufdrängenden Standpunkte aus betrachtet, das am meisten tragische und nachhaltig ergreifendste Trauerspiel. Kein Leser, oder Hörer hat einen Königsmord zu begehen wie Macbeth, kein Reich zu vertheilen wie Lear, keiner

---

1) Il est si facile de se faire avec ses propres réflexions un mal irréparable. Corinne I, 1, 6.

wird seine Frau ermorden wie Othello; die große Theilnahme fordert deshalb, daß wir uns hier, und in der Regel, aus unsern persönlichen Verhältnissen ganz hinaus versetzen. Nun haben wir allerdings auch keinen Vatermord zu bestrafen wie Hamlet: allein er nimmt sich dabei so unentschlossen, schwach und ungeschickt, daß die Aufgabe keineswegs gebührend gelöset wird, sondern er sich selbst den Untergang bereitet. Aber neben diesem persönlich nicht auf uns zu beziehenden Thun, oder Nichtthun, bringt die große Wahrheit bis auf Mark und Bein: daß Grübeln, Charakterschwäche und Unentschlossenheit, für alle Menschen die höchste Gefahr bereitet, daß jeder unmerklich in derlei Zustände gerathen kann, und daß er (ohne dichterisch zu Lehre und Besserung verklärt zu werden) alsdann jämmerlich zu Grunde gehen muß. Diese Wahrheit ergreift mich immerdar aufs Tiefste, und darum nenne ich Hamlet (von diesem allerdings nur einseitigen, die Bedeutung des Kunstwerks keineswegs erschöpfenden Standpunkte aus betrachtet) die tragischte aller Tragödien.

Es wird berichtet: nach dem großen persischen Kriege habe jeder der höchsten Anführer sich selbst den ersten Preis zugeschrieben, den zweiten aber dem Themistokles. So glaubt jedes Volk den ersten Dichter zu besitzen, während Shakspeare von Unzähligen als der zweite genannt wird: ein Beweis daß ihm die erste Stelle gebührt.

27.

Nachdem ich von Lyrikern und Dramatikern gesprochen habe, kehre ich zu den Epikern zurück und wiederhole einiges Gesagte, um nächstdem andere Bemerkungen anzuknüpfen. Also: Aufgabe, Behandlungsweise, Form der Epopeen ist ungemein verschieden. Geschichtliches und Mythologisches verbunden, —

Homer; Erfundenes und Mythologisches vorwaltend, — Virgil; Geschichtliches und Erfundenes, ohne viel Mythologie, — Nibelungen; Erfindung und Willkür, ohne Zugabe von Geschichte und Religion, — Ariost; Geschichtliches, Erfundenes und zweierlei religiöse, oder mythologische Beziehungen, — Tasso; das Vaterland vorherrschend und verherrlichend, — Camoens; die einfache Gegenwart zu einem vollkommenen Kunstwerk veredelt, — Goethe; wahre, oder dafür ausgegebene Religion, der Mittelpunkt des Ganzen, — Dante, Milton, Klopstock. Und wiederum welcher Unterschied zwischen diesen dreien!

Dies führt zu der Frage: ob die Religionen, und welche, zu einer dichterischen Behandlung geeignet sind? Für die griechische Mythologie ist die bejahende Antwort in dem unübertroffenen Homer gegeben; der überaus einfache Muhamedanismus scheint einer dichterischen Behandlung sehr zu widerstreben; das Indische führt bis zum Formlosen und Abgeschmackten; und die Auffassung und Entwickelung des Christlichen ist nach den Confessionen so verschieden, daß die Beantwortung kaum gleichlautend ausfallen kann. Nur darin dürften Alle übereinstimmen, daß sie die Verbindung des Jüdischen und Christlichen, des alten und neuen Testaments nicht zurückweisen.

In den oben bezeichneten Werken Dantes, Miltons und Klopstocks muß man zwei Haupttheile des Inhalts unterscheiden: Lehren nämlich, und geschichtliche, oder erfundene Thatsachen. Viele Lehren, nicht sowohl der Bibel, als der künstlich entwickelten Dogmatik, sind aber so abstrakt, unverständlich, trocken, daß sie sich gar nicht mit dem Lebendigen, Persönlichen verschmelzen, verquicken, sondern getrennt und fast wirkungslos vorgetragen werden. Oder will man ihre Bedeutung an sich nicht in Zweifel ziehen, so möchte sich doch für gewisse Dogmen schwerlich in irgend einem Gedichte eine passende Stelle finden; so wenig wie für gewisse poetische Thatsachen in einem dogmatischen Lehrbuche. Ja wenn der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden redend eingeführt wird, so scheint der Dichter

sich eine übermenschliche Aufgabe gestellt zu haben; sollte er aber nicht blos reden, sondern (statt dahinten zu bleiben) mit voller Kraft handeln, so wäre damit die ganze Aufgabe des Gedichts beseitigt und zu Ende gebracht. Mithin ist der Dichter in Wahrheit gezwungen manches Theologische nicht in voller Strenge aufzunehmen, und umgekehrt zu dem biblisch Gegebenen hinzuzuerfinden.

Weiter gehend haben Manche behauptet: nur die Musik habe biblische Texte mit Erfolg in ihren Bereich gezogen; aber alle dichterischen Versuche, des göttlichen Wortes Einfachheit und Erhabenheit zu überbieten, zu veredeln und zu verschönern, seyen im Wesentlichen mißlungen. Diese Behauptung ist keineswegs so unbedeutend und unverständig wie Etliche meinen; weil aber ihre Bejahung alle weiteren Betrachtungen abschneiden, oder einseitig richten würde, will ich abwarten, ob und was sich im Einzelnen dafür oder dagegen ergeben möchte.

Aristoteles und Lessing lehren: ein vollkommener Mensch ist für die Tragödie nicht zu gebrauchen; ja gewisse angebliche Vorzüge, wie sie der fromme Aeneas und der pio Goffredo zeigen, sind deshalb schon sehr bedenklich.

Ich muß hier wiederholen: die dogmatischen Vorlesungen im Dante, die scholastischen Spitzfindigkeiten, helfen der himmlischen Langenweile nicht ab, und die unzähligen einzelnen Personen welche er rasch vorüberführt und wie ein unfehlbarer Richter beurtheilt, stehen in gar keinem Zusammenhange, sind vereinzelte, zur Begründung einer Einheit der erzählenden Dichtung ungenügende Mosaiksteine. Auch verkehrt Dante bloß mit unthätigen, leidenden Todten, und ich kann ihn für keinen Propheten des ächten liebevollen Christenthums halten. — Seine Teufel sind bloß peinigende Henkersknechte, ohne daß Schuldbewußtseyn, oder kühne Thatkraft, genügend zum Vorschein kommt.

Ganz anders Milton. Sein verlorenes Paradies müht sich nicht ab mit einer Unzahl kleiner Leute, sondern stellt dar den großen, Welten bewegenden Kampf des Guten und Bösen. Die

Belehrung welche Gott Vater über menschliche Freiheit und Zurechnung ertheilt, ist zwar auch nur ein Stück ungenügenden Kathedervortrags; das äußerliche, eigentliche Handeln überläßt er dagegen meist Anderen, damit seine Allmacht nicht allzusehr hervortrete. Keineswegs sehen und hören wir (wie im Dante) bloß Leiden, Qualen, oder Hosianna singen; sondern Kühnheit, Thatkraft, handelnde Größe. Der kämpfende und siegende Christus, ist anders als der christliche, und noch weniger stimmt er überall mit dem klopstockischen.

[Bouterwek VII, 407.

Milton, übers. von Schuhmann, Buch III, V. 1—55, Preis des Lichts und Miltons Blindheit.

Buch I, 84—124, 242—70, 622—62, Satans Reden.

IX, 192—885, Evas Verführung.

V, 298—400, Bewirthung des Engels Raphael.

Wo die Dogmatik dem Milton zu unbequem wird, schiebt er sie zur Seite, oder fürchtet sich nicht vor kleinen Widersprüchen und Einreden. Auch bleibt es (wie gesagt) in der That ganz unmöglich, die gesammte (verkünstelte) Dogmatik poetisch zu gestalten und unterzubringen. (V, 600, 852; VIII, 411). — Die Fantasmen der romantischen Epopeen behandelt Milton im Vergleiche zu seinem Gegenstande, seiner Aufgabe, als ganz gering und unbedeutend.

Miltons Schilderung des Paradieses erinnert an das goldene Zeitalter der Dichter; indeß ist jener Zustand für das erste Menschenpaar natürlicher und erklärlicher, als wenn er (obwohl nur zur Faulheit einladend) gebildeten Völkern als Musterbild empfohlen wird.

Meisterhaft ist die Versuchung Evas eingeleitet und durchgeführt. Erst nach dem Fall der Menschen ziehen Sünde und ihr Sohn und Begleiter, Tod auf Erden ein (X, 229—414).

Man macht der Poesie Miltons den Vorwurf, daß ihre Schwingen zu schwer mit des Dichters Gelehrsamkeit belastet seien, indem sie ihre Bilder den entlegensten Zeitaltern der Geschichte entnimmt, die Gebiete der Philosophie und Wissenschaft durchforscht, sich in die dunkelsten Mysterien der Religion

vertieft. Es ist nicht zu leugnen, der poetische Eindruck leidet zuweilen darunter. Aber der gebildete Leser findet reichlichen Ersatz durch die Fülle von Ideen und Erinnerungen, welche ein einziges Wort, ein Name, ein Gleichniß Miltons in seinem Geiste wach ruft. Wie mit einem Zauberschlage öffnet sich eine weite Aussicht, das Vergangene wird gegenwärtig und das Ferne nah, oder, wie Macaulay in dem Essay über Milton sich treffend ausdrückt, „alle Begräbnißstätten des Gedächtnisses geben ihre Todten heraus“.

Weit das Größte und Bewundernswertheste im verlorenen Paradiese ist die Behandlung und Darstellung des zugleich leidenden und kühn thätigen Satans und seiner Genossen. Deren Reden (sonst so oft leer und langweilig) sind tiefsinnig und erhaben, und die Schöpfung von Sünde und Tod (II, 746—814) großartig und schrecklich, ohne, wie so Vieles im Dante, widerwärtig zu werden. Stellt man die teuflische Gesinnung des Teufels einstweilen bei Seite, (und Eva kannte dieselbe nicht) so drängen sich etliche Zweifel hervor: z. B. warum heißt der Baum, ein Baum der Erkenntniß? Bietet dieser Titel nicht eine sehr natürliche Verführung zur Uebertretung eines scheinbar unbegründeten Verbots, und ist Gehorsam mit Erkenntniß nicht besser als trockener, gedankenloser, willkürlich aufgelegter Gehorsam, mit Ausschluß der Erkenntniß?

Als ein Papst getadelt ward, daß er über einen schlecht gebratenen Pfau in großen Zorn gerathen, entgegnete er: Gerieth doch unser Herr Gott über einen Apfel in einen unendlich größeren, folgereicheren Zorn; und gilt ein Pfau nicht mehr wie ein Apfel? — Allerdings ist diese Auffassung weder theologisch, noch poetisch; die entgegengesetzte reicht aber auch nicht aus jene Zweifel zu vertilgen. Gewiß beruht ihr Entstehen zunächst auf der Art und Weise wie Milton (bisher unerreicht) die Aufgabe erfaßt und behandelt. Wie man aber auch hierüber denke, welche allerdings gegründete Einwendungen im Einzelnen sich machen lassen, bleibt das Gedicht im Ganzen und Großen, weit das erste unter den epischen, erzählenden Gedichten, welche

sich auf die Bibel gründen. Ueberall ist die Sprache klar, gedrängt und verständlich; geredet wird meisterhaft, gehandelt rasch, klug und gewaltig, gesündigt in großem Style; das Gegebene und Erfundene zerbröckelt nicht in einzelne Atome, verschwimmt nicht in aufgebauschte, und doch matte Wortfülle; vielmehr findet sich Einheit und Mannigfaltigkeit und stetes Interesse für den Dichter und sein Werk, ohne Ueberdruß und Langeweile.

Miltons wiedergewonnenes Paradies steht dem verlornen weit nach. Der Hauptinhalt (die Versuchung Christi durch den Satan) enthält fast nur Wechselgespräche, die trotz sehr großer dialektischer Geschicklichkeit, doch des rechten poetischen Lebens entbehren, und gutentheils ihre Bedeutung verlieren, sofern der Teufel dem Messias (dem Sohne Gottes) nichts darbieten kann, was dieser nicht schon besäße, oder ihm aus eigener Macht zu Gebote stände. Kühnes Erfinden und mächtiges Handeln bleibt hier ausgeschlossen.

Miltons Samson ist keineswegs ein mannigfaltiges, handlungreiches Trauerspiel, dennoch aber anziehend und eigenthümlich. Es beginnt mit würdigen Gesprächen Samsons und seiner Freunde, die unter dem Namen eines Chors auftreten und ihn ins Gefängniß begleiten. Hierauf sucht Delila sich, wo nicht zu rechtfertigen, doch mit großer Geschicklichkeit zu entschuldigen, wird aber von Samson streng abgewiesen. Die Katastrophe seines Todes und des Untergangs der Philister erzählt ein Israelit.

Das Gedicht Comus enthält vorzugsweise löbliche Reden über Tugend und Keuschheit, wogegen es zu keiner eigentlich dramatischen Handlung kommt. Manche feinere Beziehungen dieses Gelegenheitsgedichts bleiben einem jetzigen Leser wohl unverständlich; indessen wird es von englischen Beurtheilern sehr hoch gestellt und verdient auch, als ein Werk Miltons, allerdings ungewöhnliche Berücksichtigung.

Dasselbe gilt von dem heiteren Allegro und dem nachdenklichen Penseroso. — Miltons prosaische, in vieler (besonders

politischen) Beziehung sehr merkwürdige Schriften, können wir an dieser Stelle nicht näher charakterisiren.

28.

Milton, von Natur muthig und charakterstark, ward in der Zeit der gewaltigen englischen Rebellion, zu einem kühnen Staatsmann und einem erhabenen Dichter ausgebildet. Ganz anders Klopstock. Von Natur milde, stand sein Fuß nicht in Ungewittern, sein Haupt nicht in Sonnenstrahlen; sondern in den Schulen Gottscheds und Bodmers. Ein Wunder daß er, so eingeklemmt, zu eigenthümlicher Selbständigkeit emporstieg, und einen bis dahin in Deutschland beispiellosen Ruhm erlangte. Denn um Sprache und Metrik hat er sehr große Verdienste, und sein Messias übertraf bei Weitem alle deutschen Epopeen der letzten Jahrhunderte. Nicht unnatürlich folgte jedoch dieser, Anfangs sehr wohlbegründeten Freude und der Ueberschätzung des Werks, eine kühlere Betrachtungsweise und eine strengere Kritik.

[Bouterwek XI, 68.]

Mein Freund Tieck erzählte: er habe den Messias fünfmal durchgelesen; — so weit habe ich es nicht gebracht, aber mein eiliger gewonnenes Ergebniß stimmt im Wesentlichen mit dem seinen. Zuvörderst bietet Miltons Aufgabe reicheren dichterischen Stoff und mannigfaltigere Thätigkeit. Vor Allem aber ist die kurze, einfache Erzählung der Evangelien, unendlich ergreifender, rührender, erhabener, als die endlose Verwässerung und die ermüdenden Wiederholungen Klopstocks. Aufgebauschte Dogmatik und schwülstige zugleich langweilige Rederei kann diese Mängel nicht verdecken und läßt es zu keinen scharfen, eigenthümlichen Gestaltungen kommen, u. s. w.[1])

„Den Dramen Klopstocks fehlt in der Anlage und Ausfüh-

1) Löbell, deutsche Poesie I, 109.

rung, das Verständniß des Eigenthümlichen der dramatischen Dichtung. Anschaulichkeit und Fortschreiten der Handlung, Lebendigkeit der Entwickelung und der Situationen, Individualisirung der auftretenden Personen sucht man vergebens." [1])

Manchen der klopstockschen Oden, wird niemand ihren anerkannten Werth streitig machen; andere dagegen sind so unverständlich, verknittet und verzwickt, daß es der Mühe nicht lohnt sie durch mühsame Erklärungen begreiflich und zugänglich zu machen.

So die verdammliche, aber wenigstens nicht unverständliche, Beichte eines Ketzers! Sagte doch schon Lessing (I, 1):

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen seyn." — Und Goethe schreibt:

„Klopstock hat zur Anschauung und Auffassung der sinnlichen Welt und Zeichnung von Charakteren keine Richtung und Anlage gehabt, und es fehlte ihm also das Wesentlichste zu einem epischen und dramatischen Dichter, ja man könnte sagen, zu einem Dichter überhaupt." Noch strenger urtheilen Tieck und Solger.

[Eschenburg IV, 315; VII, 621.]

29.

Ich habe bisher fast ausschließlich von Dichtern gesprochen, weshalb es wohl an der Zeit ist Geschichte und Geschichtschreiber ins Auge zu fassen. Die Geschichte soll nicht Erfundenes sondern Geschehenes, sie soll die Wahrheit darstellen. Eine so schwierige Aufgabe hat der Dichter nicht zu lösen: er herrscht als Eigenthümer und Meister auf seinem eigenen Bo-

1) Besonders lang und langweilig ist das Hinundherreden in der Hermannsschlacht, ohne Kampf, Handlung und thätiges Auftreten der Römer.

den, unbekümmert um das was draußen geschehen ist. Deßungeachtet besteht eine Wahlverwandtschaft zwischen Dichtern und Geschichtschreibern[1]); wenn jedoch die letzten ihren Triumph darin setzen, oder suchen, den, in allen Thatsachen vorhandenen geistigen Lebenshauch zu beseitigen, und die ausgepreßte Citrone als schönste Frucht darzubieten, so sind sie gewiß auf falschem Wege, und erweisen daß das große Wort: numine afflantur, auf sie nicht anzuwenden ist. Zur geschichtlichen Wahrheit gehört auch der spiritus rector, der ordnende Geist aller Weltentwickelung, welcher das Vereinzelte zu höherer Einheit verbindet, obgleich er kurzsichtigen Augen oft lange verborgen bleibt.

Was ist Wahrheit? Schon Aristoteles antwortet: das wahrhaft Wirkliche, oder wirklich Gewordene, und zeigt hiemit darauf hin, daß man täuschenden, vergänglichen Schein damit nicht verwechseln darf. Leider hat es aber Geschichtschreiber gegeben, welche nicht bloß derlei Täuschungen keineswegs abzusondern und zu beseitigen suchten, sondern sie vorsätzlich erzeugten. Von derlei bewußten Sünden, sind unfreiwillige wohl zu unterscheiden. Das geschichtlich Gegebene spiegelt sich nämlich in den verschiedenen Geistern verschieden ab; was als natürliche Erscheinung keineswegs unbedingt zu tadeln, vielmehr nur sorgfältig zu prüfen ist. Mit großem Unrecht haben Etliche vom Geschichtschreiber verlangt: er solle die Thatsachen so unverändert hindurchfließen lassen, wie Wasser durch einen Trichter; die Thatsachen sind aber kein klares Wasser und lebendige Menschen keine blecherne Trichter. Umgekehrt zeigen die größten Geschichtschreiber die bestimmteste Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit, und bringen diese mit den ebenfalls eigenthümlichen Thatsachen in harmonische Verbindung. Schon Herodot und Thucydides, Livius und Tacitus sind Beweise für diese Behauptungen.

Mit dem redlichen Willen die Wahrheit zu suchen, ist die

---

1) Löbell I, 267—269. Von Klopstock wird weiter unten nochmals die Rede seyn.

Kraft und Geschicklichkeit noch nicht gegeben sie zu finden, und der Geschichtschreiber kann natürliche Anlagen und Gaben so wenig entbehren wie der Dichter, wie jeder eigenthümliche Beruf. Ueberall giebt sich daneben die Nothwendigkeit kund, den ächten Quellen sorgfältig nachzugehn und sie kritisch zu würdigen. Hiebei bieten sich aber zwei Abwege, oder Irrwege dar, welche (nach Maaßgabe der Tagesmode) abwechselnd betreten werden: kritischer Aberglaube und kritischer Unglaube. Jener nimmt auch das Unerwiesene, ja Unerweisbare und Alberne in seine Darstellung auf; dieser hält es für höchste Weisheit, überall mit dem Zweifel und der Verneinung zu beginnen; er glaubt die Geschichte bereichert zu haben, wenn er ihr ein Armenzeugniß ausstellt und an einer dürftigen, ihr aufgezwungenen Nacktheit Gefallen findet. Zwischen diesen Abwegen durchzusteuern, ist die einzig richtige, aber schwierige Lösung. Vergessen aber soll man nicht, daß Sagen und Mythen, (selbst wenn sie keine strenge, geschichtliche Grundlage haben) durch den, Jahrhunderte hindurch dauernden Glauben ganzer Völker, sich in wichtige, keineswegs auszustreichende Wahrheiten verwandeln. Wer auch weder an Troja noch Homer glaubt, wird ihren überall hervorbrechenden Einfluß nicht aus der griechischen Geschichte hinwegschaffen können und dürfen. Der Geschichtschreiber befindet sich nicht auf der rechten Stelle, wenn er hochmüthig von oben herab den Weltrichter spielt; nicht auf der rechten Stelle wenn er ohne künstlerische Begeisterung, ohne Pietät, ohne Spur sittlicher Theilnahme für das Große und Edle, (sey es siegreich, oder unterdrückt) kalten Herzens Alles gleichmäßig hererzählt.

Die Aufgabe bestimmt den Umfang eines geschichtlichen Werkes, und was z. B. mit Recht seinen Platz in einer Stadtgeschichte erhält, gehört nicht in eine allgemeine Weltgeschichte. Auch die Form wird bedingt durch den Inhalt. Gleichgültig ist sie nirgends, und die Behauptung, „in neuerer Zeit bedürfe die Geschichte keiner künstlerischen Behandlung“, beruht auf einem Irthum; vielmehr ist die Aufgabe noch umfassender und

ihre Lösung schwieriger geworden. Sofern indeß jene Behauptung mit der in Verbindung steht: eine unbedingte Nachahmung der Alten sey unzeitig und unpassend, muß man dies anerkennen. Wer wird die Erzählung eines dreißigjährigen Krieges, wie Thucydides nach halben Jahren zerschneiden; wo wäre jetzt Veranlassung consularische Jahre als Hauptabtheilungen hinzustellen; und warum lange Reden für Verhältnisse erfinden, wo gar nicht gesprochen ward.

Wird die Zeitfolge in geschichtlichen Werken zu wenig berücksichtigt, so entsteht Verwirrung; wo man sie umgekehrt vorherrschend an die Spitze stellt, zerbröckelt Alles in trockene Nachrichten.

Oft ist die höchste, die schwierigste historische Kunst da, wo man sie gar nicht sucht, oder dankbar bemerkt. Bei Erzählung der Geschichte einzelner Herrscher, einzelner Völker, giebt sich die Reihefolge nämlich so von selbst, daß erhebliche Irthümer kaum möglich sind; ist aber die Aufgabe sehr mannigfaltig und verwickelt (wie z. B. die Gibbons), so erfordert es die ernsteste sorgfältigste Ueberlegung, wie die Reihefolge der großen Abtheilungen und ihr bunter Inhalt einzurichten und zu ordnen sey. Auch mir war die Anordnung der ineinander greifenden Thatsachen, das Schwierigste meiner Aufgabe beim Schreiben der Geschichte der Hohenstaufen.

Wenn der vollkommene Geschichtschreiber etwas von der schaffenden Kraft des Dichters bedarf und offenbart, so darf ihm auch der philosophische Geist nicht ganz fehlen. Indeß finden wir bei keinem Geschichtschreiber ersten Ranges, daß er darauf ausgegangen wäre durch seine Erzählung irgend ein philosophisches System darzulegen, oder zu bestätigen; — und ebenso wenig hat er dieselbe nach einem philosophischen System zurechtgelegt und zugeschnitten.

Erst in der neuesten Zeit sind derlei Behandlungsarten gefordert und versucht worden. Nicht bloß die Vergangenheit und Gegenwart glaubte man am Besten zu erklären, wenn sie in die Fesseln eines philosophischen Systemes eingezwängt werde;

sondern sogar die Zukunft wollte man durch eine sogenannte Construktion a priori herbeiführen und beherrschen.

Alle diese Versuche sind mißglückt und aus der Mode gekommen; ja eine ganz entgegengesetzte Richtung macht sich jetzt vorzugsweise geltend. Nachdem man alle jene philosophischen Allgemeinheiten hohnlächelnd zur Seite geworfen, glaubt man nämlich durch Aufspüren auch des Unbedeutendsten, durch Anhäufung von undenkwürdigen Kleinigkeiten und Lappalien, das höchste historische Ziel zu erreichen. Wer so die Sachen und sich selbst unter das Vergrößerungsglas stellt, verliert allen Sinn für die einfache, unveränderte Wahrheit, und sieht zuletzt den Wald vor Bäumen nicht.

In andere und noch größere Gefahren gerieth die Geschichtschreibung, nicht in den alten, wohl aber in den christlichen Zeiten, durch die Theologie, durch die Forderung eines Alles lenkenden, ja unterjochenden Glaubensbekenntnisses. Daß die gesammte Entwickelung der Menschheit immerdar in Gegensätzen und Veränderungen fortläuft, daß jedem Einerseits ein Andererseits gegenübersteht, und niemand die volle Wahrheit erkennen kann der sich nicht auf diesen höheren Standpunkt erhebt, nicht diesen Ueberblick gewinnt, wird oft ganz vergessen; nicht bloß von kleinen Nachbetern, sondern sogar von Chorführern. Wer sich von dieser leidenschaftlichen, vorurtheilsvollen Parteilichkeit frei hält, gilt für einen charakterlosen, keiner Begeisterung fähigen Schwächling. In diesem Sinne sagte mir einer von jenen Chorführern: wer für seine Ueberzeugung nicht wagt Andersgesinnte zu verbrennen, hat noch gar keine tüchtige Ueberzeugung. — Daher ein stetes Hinwirken auf den ewigen Unfrieden, und der Aberglaube, es sey ein Fortschritt wenn man die Geschichte lediglich durch irgend eine der farbigen Confessionsbrillen betrachte, und die natürliche Mannigfaltigkeit ertödte, um eines beklagenswerthen Götzendienstes willen. Die volle geschichtliche Wahrheit, offenbart sich niemals in einer Parteiansicht, sie verdammt die kalte Gleichgültigkeit gegen Gutes und Böses, gegen

Tugend und Laster, sie enthält auch die rechte Philosophie und die rechte Theologie.

30.

Seit dem 13. Jahrhundert finden wir in Italien mehrere Zeitbuchschreiber (wie Malaspini, Villani, Dino Compagni u. A.) welche in lesbarer, deutlicher Sprache, sehr lehrreiche Thatsachen aufbewahrt haben; die Aufgabe künstlerisch vollendete Werke zu liefern, steckten sie sich aber wohl nicht einmal vor, und konnten sie schon deshalb nicht lösen. Erst die erneute Kenntniß der alten Meister, veranlaßte höhere Forderungen; wobei jedoch der löbliche Wunsch sie zu erreichen, nicht selten zu einer übertriebenen, bei veränderten Verhältnissen nicht überall passenden Nachahmung führte. So mußte bei Erzählung der Entwickelung des zur Weltherrschaft aufsteigenden Roms, die Kriegsgeschichte einen sehr großen Raum einnehmen; während eine umständliche Darlegung der unzähligen, kleinen italienischen Fehden, die Theilnahme nicht festhalten konnte, und auch wohlwollende Leser ermüden mußte. Wo ferner (wie in Athen und Rom) sehr viel geredet wurde, nahmen Reden natürlich in geschichtlichen Werken einen großen Raum ein. Wenn aber einige der alten Geschichtschreiber, schon zu viel nie gehaltene Reden auch an unpassender Stelle einflochten, so gingen mehre Italiener, ohne genügende Veranlassung, auf diesem Abwege noch viel weiter. Endlich war der Standpunkt der alten Geschichtschreiber, meist ein ganz einfacher, patriotischer; während die neuern von mehreren Seiten (z. B. den sittlichen und religiösen), viel mannigfaltiger angeregt wurden, und schwierigere Wahlen und Entscheidungen ihnen vorlagen.

Der erste, welcher sich einen höheren Kunstzweck bei seiner Bearbeitung der florentinischen Geschichte vorsteckte und meist erreichte, ist Niccolo Machiavelli (1460—1527). Obgleich die italienische Sprache (besonders durch Partizipialconstruktionen)

einen verwickeltern Satzbau erlaubt, hat er sich hiedurch nicht verlocken lassen, sondern an empfehlungswerther Einfachheit festgehalten, und das Wesen und Verstehen erleichtert. Läugnen läßt sich jedoch nicht, daß die Erzählung unzähliger, sich immer (fast fruchtlos) erneuender Parteien, Umwälzungen, Strafen, Gütereinziehungen, Verweisungen u. s. w. ermüden, und kaum im Gedächtnisse festzuhalten sind.[1])

[Bouterwek II, 272.
Raumer Recht.]

Durch Erinnerung an das Alterthum, steht hiemit bei Machiavelli (und anderen italienischen Geschichtschreibern) in Verbindung, daß der Begriff der Freiheit fast lediglich an die Zahl geknüpft, und ohne Erfahrungsbeweis gewöhnlich angenommen wird: diese wachse jedesmal in dem Maaße als mehrere Personen an der Regierung Theil nähmen. In Wahrheit giebt aber weder eine größere, noch eine geringere Zahl hiefür genügende Bürgschaft, sobald höhere Grundsätze und Triebfedern fehlen. Diese suchen die Italiener (oder doch die italienischen Geschichtschreiber) vorzugsweise in der Klugheit, für Erreichung vorgesteckter Zwecke, die rechten Mittel zu finden und sie rücksichtslos anzuwenden. Dies Voranstellen des Zweckmäßigen, ohne Rücksicht auf den Werth der Zwecke, führt aber nur zu leicht dahin Rechtlichkeit und Sittlichkeit gemüthlos bei Seite zu setzen, und zu vergessen daß es auch eine verdammliche, diabolische Klugheit giebt, welche durch Tugend bekämpft und besiegt werden soll.

Guicciardinis Werk (geb. 1482, st. 1540) umfaßt die Geschichte ganz Italiens, von 1494 bis 1534; hat also schon deshalb einen weit größeren Umfang als Machiavells florentinische Geschichte. Ja die italienischen Angelegenheiten greifen hinaus über die Gränze des Landes, und gewinnen eine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Wenn Guicciardini sich über die Po-

1) Von seinen geschichtlichen Irthümern Roscoe Lorenzo I, 124; II, 21.

litik und den Wandel einzelner Päpste tadelnd ausspricht, so ist diese Anerkennung der, leider unläugbaren Wahrheit lobenswerth; wenn er von dem Benehmen und der Einwirkung der Franzosen nicht viel Gutes erwartet, so ist seine Besorgniß in späteren Zeiten vielfach bestätigt worden; wenn er die Ansichten und Anordnungen kleiner Republiken, nicht als den unfehlbaren Maaßstab für größere Staaten gelten läßt, so steht die Erfahrung ihm auch hier zur Seite. — Mit Recht klagen dagegen selbst befreundete Leser, über die unmäßige Länge und Verwickelung seiner Perioden, über die Weitläufigkeit und das Unpassende vieler eingeflochtenen nie gehaltenen Reden[1]), über die unzähligen, undenkwürdigen Einzelnheiten welche er ermüdend von etlichen Kriegen erzählt; endlich über das Zurseitelassen fast aller sittlichen und rechtlichen Beziehungen[2]), und Verehren selbst verdammlicher Thatsachen.

[Bouterwek II, 283.]

Daß Bentivoglio (1579—1644) in seinem Werke über die flandrischen Kriege, seine Stellung und seinen Standpunkt als Kardinal der römischen Kirche nicht ganz vergißt, ist zu hart und einseitig getadelt worden. Haben doch selbst protestantische Professoren des 19. Jahrhunderts die Vertheidigung Albas und der Philippe übernommen, und Oranien angeklagt und herabgesetzt. Bentivoglio erzählt einfach, klar, anziehend, ohne ermüdende Weitschweifigkeit und ohne erkünstelte Kürze; er verschweigt keine Thatsachen, und es hat gar keine Schwierigkeit seine Urtheile, wo es nöthig erscheint, zu ermäßigen.

[Bouterwek II, 517.]

Die Geschichte der tridenter Kirchenversammlung bot wenig Gelegenheit zu glänzender Darstellung und begeisterten Reden. Um so größer ist das Verdienst Paolo Sarpis (1552—1623) daß er Verhandlungen, welche zwar Sachverständige anziehen

1) Die englischen Geschichtsschreiber halten sich fern von dieser falschen Rhetorik.

2) Montaigne II, 10, 154; Botta I, 129, 170.

mögen, die meisten Leser, (ihrer abstrusen Trockenheit und Spitzfindigkeit halber) jedoch zurückschrecken, deutlich und genau vorträgt, und, unter den schwierigsten Verhältnissen, an Unparteilichkeit und Wahrheit festhält. Zwar hat der Kardinal Pallavicini, vom römischen Standpunkte aus, manches Einzelne löblich berichtigt, im Ganzen und Großen aber den Werth des sarpischen Werks nur bestätigt. Der unbefangene Leser kann sich des Gedankens kaum erwehren, daß Versammlungen von beschließenden Gottesgelehrten fast niemals zu allgemeiner Uebereinstimmung führten, und weit öfter die Freiheit religiöser Entwickelung beschränkten, als beförderten.

[Bouterwek II, 513.]

Wenige Geschichtschreiber haben so günstige Gelegenheit gehabt sich über ihre geschichtliche Aufgabe so gründliche Kenntnisse zu verschaffen, wie Davila (1576—1631) für die Geschichte der bürgerlichen Kriege Frankreichs. Wenig geschichtliche Werke sind so wohlgeschrieben, so anziehend und lehrreich, und der vereinzelte, darüber ausgesprochene Tadel (wäre er auch ganz begründet) hebt seinen Werth nicht auf. In einer Zeit wo es der Heimlichkeiten, Listen, Betrügereien, Intrigen nur zu viele gab, ist es für einen mit Scharfsinn und Spürkraft Begabten nicht unnatürlich zu suchen, zu finden und sich dann und wann auch zu täuschen. Im Ganzen und Großen hat er richtig gesehen, und einzelne überfeine Vermuthungen und Erklärungen thun keinen erheblichen Schaden. — Wir haben einen sehr verdienten deutschen Geschichtschreiber, der mit psychologischer Kunst, und aus unerwiesenen Annahmen, das einfach zu Tage Liegende ebenfalls tiefer begründen möchte, nämlich Plank in seiner Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. Dies erinnert an die dem Davila gemachten Vorwürfe, unbeschadet ihrer beiderseitigen Verdienste.

[Bouterwek II, 514.]

Giannone (1676—1748) ist für seine Wahrheitsliebe abscheulich behandelt worden; abgesehen davon läßt aber seine

Geschichte Neapels nach Inhalt und Form viel zu wünschen übrig.

Deninas (1731—1813) Revolutionen Italiens, machen keine Ansprüche auf tiefe Forschung und Gelehrsamkeit, geben aber eine verständige, gefällige und lesbare Uebersicht der verwirrten Entwickelung Italiens.

[Bouterwek II, 520.]

Die größten Verdienste um die italienische Geschichte erwarb sich bekanntlich Muratori (1672—1750), nicht bloß durch musterhafte Sammlungen der Schriftsteller und Aufklärung der Alterthümer Italiens, sondern auch durch seine Annalen, welche erweisen daß sich ebenfalls in dieser Form, Treffliches leisten lasse.

[Bouterwek II, 533.]

Unter allen Litteraturgeschichten nimmt vielleicht die Tiraboschis (1731—1794) den ersten Rang ein, sowohl durch Gelehrsamkeit, als durch Wahrheitsliebe und eine fast nie getrübte Unparteilichkeit.

Ich muß mich darauf beschränken, aus unzähligen italienischen Geschichtschreibern der früheren Zeit, diese wenigen näher zu bezeichnen; von Neuern verdienen vorzugsweise lobende Erwähnung Botta, der als Fortsetzer Guicciardinis eine, in Hinsicht auf Behandlung und Gesinnung vortreffliche, noch nicht übertroffene Geschichte Italiens, bis auf die neueste Zeit giebt, und Colettas (1775—1831) Geschichte Neapels, die, in der Erzählung meist unglücklicher Zeiten und Begebenheiten, an den Ernst und den edlen Sinn des Tacitus erinnert.

31.

Ich habe schon erwähnt, daß es in Frankreich seit dem 13. Jahrhundert lobenswerthe Zeitbuchschreiber gab, welche man jedoch den eigentlich historischen Künstlern nicht beizählen kann. Darin ist aber der Geschichtschreiber besser daran, als der Dichter, daß auch mittelmäßige Werke keineswegs werthlos sind.

Erst Thuanus (de Thou, 1553—1617) bezweckte in der Geschichte seiner Zeit (1544—1607) ein nach Form und Inhalt vollkommenes Werk zu liefern. Und durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Unparteilichkeit, Adel der Gesinnung, Klarheit und Zweckmäßigkeit der Darstellung steht er allen seinen Vorgängern weit voran, und wird von keinem spätern französischen Geschichtschreiber übertroffen. Da sein Werk die Geschichte von ganz Europa umfaßt, so sah er sich fast gezwungen bei der Anordnung große Rücksicht auf die Zeitfolge zu nehmen; wodurch aber natürlich Zerstückelungen entstehen, welche bei einer einfacheren Aufgabe leicht vermieden werden.

Oft ist behauptet worden, daß man die französischen Geschichtschreiber, den größten italienischen und englischen nicht gleichstellen dürfe; hiegegen besitzen die Franzosen ohne Zweifel einen weit größeren Vorrath an Denkwürdigkeiten, Memoiren, als irgend ein anderes Volk. Sie sind nach Form und Inhalt äußerst mannigfaltig: ernst und heiter, gründlich und leichtsinnig, einfach und künstlich, wahrhaft und ausgeschmückt, eitel oder bescheiden, sittlich streng oder von zweideutigen Grundsätzen u. s. w.; — aber an dem Uebel, (welches Voltaire als das größte bezeichnet) an Langweiligkeit, leidet kaum Einer.

Daß so viele Männer (und auch Frauen) die Neigung und die Geschicklichkeit besaßen, sich und ihre Zeit anziehend abzuspiegeln, ist eine sehr eigenthümliche Erscheinung, die wir bei anderen (doch auch gebildeten) Völkern, keineswegs in solchem Maaße finden; — wo dann schwer zu entscheiden bleibt, ob Gleichgültigkeit, Vornehmthuerei, Ungeschick der Auffassung, Mangel an Reiz und Beifall u. dgl., mehr oder weniger solch Zurückbleiben veranlaßt haben.

So verschieden der Werth der französischen Memoiren ist, bleiben sie doch ein fast unerschöpflicher Schatz für die politische, religiöse und Sittengeschichte ihres Vaterlandes. Nur Wenige können wir aus so Vielen, mit Uebergehung aller Aelteren, hier namentlich erwähnen. Zuerst verdient Sully (1560—1641) das größte Lob. Seine Memoiren erweisen Tiefe der Einsicht

und Adel der Gesinnung, sie belehren glaubhaft über unzählige Dinge, so daß man die Mängel der (Andern übertragenen) Darstellung und Anordnung entschuldigen kann und soll.

[Bouterwek V, 305.]

Der ernste, überlegene Herrschergeist Richelieus (1585—1642) offenbart sich in den ihm beigelegten Denkwürdigkeiten; während Brantome (1527—1614) über die Verderbtheit seiner Zeit mit dem größten Leichtsinn, zum Zeitvertreibe berichtet. Von derlei Fehlern halten sich die Memoiren der Frau von Motteville frei, während der Kardinal Retz (1613—1679) in geistreicher Weise, seine und seiner Genossen eigenliebige Ränke sehr unbefangen erzählt. Ganz entgegengesetzt den demagogischen Bestrebungen des Kardinals, tritt der aristokratische Herzog von S. Simon (1675—1755) auf, und giebt mit genauer Auffassung und scharfem Urtheil ein lebendiges Bild seiner Zeit. — Ich wiederhole daß die wenigen Genannten und die vielen Nichtgenannten (trotz ihrer großen Verschiedenheit) lesbar und lesenswerth sind.

[Bouterwek V, 308, 314; V, 303; VI, 296; VI, 408.]

32.

So bin ich, allzurasch, bis zu dem Zeitalter Ludwigs XIV. vorgerückt. Dasselbe ist so unzählige Male beschrieben, überschätzt und unterschätzt worden, daß es unnöthig, ja fast unmöglich erscheint, etwas irgend Erhebliches hinzuzusetzen. Deshalb beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen:

1) Sollte man, um Ludwigs willen, nicht vergessen daß der Grund zu allen litterarischen Fortschritten schon zur Zeit des kraftvollen Richelieu gelegt ward, daß fast alle Wurzeln aus dessen Zeit herrühren und von ihm gepflegt wurden. Gegen Ende der Regierung Ludwigs nahm mit seiner politischen Macht und dem Steigen der Frömmelei, auch die Lebenskraft der litterarischen Entwickelung ab, und erhob sich erst in der Mitte

des achtzehnten Jahrhunderts zu neuen eigenthümlichen Gestaltungen.

2) Ludwig und sein Hof hatten auf den Bildungsgang der Litteratur größeren Einfluß als Perikles; er ward aber gerade um deßwillen der Freiheit nachtheilig und beschränkte den Umfang des Erreichbaren. So zwängten z. B. die Tragiker antike Helden in pariser Hofkleider, oder umgestalteten türkische und asiatische Fürsten und Frauen, bis man sie kaum von Franzosen unterscheiden konnte. Keiner aber wagte französische Gegenstände und Personen zu behandeln; weil diese, ihrer tüchtigern und festeren Natur halber, sich nicht so gutwillig auf das von Ludwig eingerichtete Bett des Prokrustes legen ließen.

3) Bei diesen Verhältnissen war es (wie in der politischen Welt, so auch in der litterarischen) unnatürlich und tyrannisch, daß die Franzosen ihre Litteratur allen europäischen Völkern als unbedingt musterhaft aufdrängten, oder diese sich freiwillig unterwarfen.

4) Nach Abschüttelung des lästigen Joches muß man aber zugeben die französische Litteratur habe zur Zeit Ludwigs XIV., die aller anderen Völker weit überragt, und ihre Eigenthümlichkeit sey eben als eigenthümlich anzuerkennen und nicht mit fremdem Maßstabe zu messen.

5) Wie die ästhetische, sollte auch die philosophische Ueberschätzung ermäßigt werden. Wenn Descartes die reiche Erbschaft aller seiner großen Vorgänger als untauglich bei Seite warf, und als unsterbliche Entdeckung eine dürftige Phrase an die Spitze stellte, so war dies ein anmaßlicher Irthum, und er mußte sehr bald selbst den Weg betreten, den er Anfangs verschmäht hatte.

6) Daß die theologische Litteratur im Wesentlichen mit den politischen Religionsansichten Hand in Hand ging, ließe sich (trotz einzelner Ausnahmen) wohl erweisen. — Zu diesen kurzen Bemerkungen, werden die französischen Schriftsteller nähere Beweise und Erläuterungen geben.

33.

Ich erschrecke, zurückblickend, mit welcher Kühnheit ich (dazu ganz unberechtigt) über die größten Männer geurtheilt habe. Um zur gebührenden Bescheidenheit und Selbsterkenntniß zu gelangen, will ich mich selbst recensiren, wie folgt: Im Anfange des zweiten Heftes seiner litterarischen Randglossen erzählt uns der Verf. daß sich Sprachen verändern: dies weiß jeder, mithin sind die hierüber ausgesprochenen Bemerkungen, trivial und überflüssig. —

Mit einem Sprunge (ein salto mortale!) möchte sich der kleine Verfasser zum großen Dante erheben; fällt aber sogleich hinab auf einen philistrigen, bornirten Standpunkt, und klagt z. B. daß ihm die Höllenqualen sehr herbe erscheinen: als wenn die Teufel in der Hölle Verkehr trieben mit Zuckerwasser und Rosenöl, und als wenn Dante beim Erfinden und Niederschreiben jener Qualen, selbst nicht mehr ausgestanden hätte, als ein schwächlicher Leser! — Da nun der überzarte Verfasser sich in Hölle, Fegefeuer und dem theoretisirenden Paradiese nicht bequem befindet, so sollte man glauben der zarte Petrarka müsse ihn entzücken; allein die Hunderte variirter Liebessonette wollen ihm auch nicht munden, und er versteht es nicht sich bei Boccacio zu stärken, sondern nergelt aus angeblich sittlichen Rücksichten, an dem was natürlich und damals an der Zeit war. —

Gegenstände über welche große, gelehrte Bücher geschrieben sind, beseitigt der Verfasser auf wenigen Seiten, und fügt einige Jammereien bei über deutsche und italienische Zustände, welche dieselben gewiß nicht verbessern werden. — Die Hoffnung eine genaue Inhaltsanzeige des rasenden Roland und des befreiten Jerusalems zu finden wird getäuscht, und nur für Camoens zeigt sich einige Vorliebe, wahrscheinlich weil der Verfasser eine größere Wahlverwandtschaft besitzt zu trockener Geschichte, als zur lebendigen Poesie. — Daß er Lope und Calderon nicht so hoch stellt als einige deutsche Kritiker, wollen wir nicht tadeln; doch

giebt sich auch hier des Verf. Unfähigkeit kund, den weltbeherrschenden Standpunkt des Katholicismus zu begreifen. —

Allerdings finden wir 14 Bände lyrischer Gedichte des 17. Jahrhunderts auf 14 Blätter zusammengeschnürt; wir würden uns aber auch nicht grämen wenn sie mit 14 Zeilen abgefertigt wären. — Mit Shakspeare treibt der Verf. Götzendienst, und Ben Johnson konnte einem Manne nicht behagen, der willkürliches Belieben, über Regel und Gesetz hinaufstellt. — Daß Klopstock den Milton erst gereinigt und geheiligt hat, ist dem Verf. verborgen geblieben, und sein anmaßlicher Tadel des Messias, zeigt die Mangelhaftigkeit seines Studiums, Gefühls und seiner Einsicht. Ueber Geschichtschreibung giebt der Verf. allerhand gute Rathschläge: Schade nur daß er unfähig war, sie in seinen historischen Werken zur Anwendung zu bringen. — Der Verf. las (so scheint es) die vielen französischen Memoiren und die langen italienischen Geschichtschreiber mit Vergnügen (diese gar mehrere Male); unbegreiflich warum er sich nicht einen weit größeren und heiligeren Genuß, durch wiederholtes Lesen des Messias verschaffte. —

Möchte diese Recension (die von einem dem Verf. aufrichtig zugethanen Manne herrührt) dazu dienen ihn auf den rechten Weg zu verhelfen und ihn abhalten Gegenstände, welche die umständlichste, gründlichste Erörterung verdienen, leichtsinnig und cavalierement zu behandeln, oder vielmehr zu mißhandeln."

Dritte Abtheilung.

34.

Montaigne, oder **Montagne** (geb. 1533, gest. 1592), ist fast der einzige französische, philosophisch-betrachtende Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, welcher hier zu erwähnen ist und den man noch mit Nutzen und Vergnügen lieset. Denn obgleich Styl und Darstellung in seinen essais von aller künstlerischen Vollendung fern bleibt, (ja diese nicht einmal bezweckt) obgleich die Gegenstände ohne Ordnung und wissenschaftlichen Zusammenhang vorübergeführt werden, und breite Plaudereien bei diesem Verfahren nicht fehlen können; tritt man bald in ein freundschaftliches Verhältniß zu dem aufrichtigen, gemüthlichen, klugen Manne, und läßt die sonst gewöhnliche Kritik ganz zur Seite.

[Bouterwek V, 306.
Stäudlin Gesch. des Skepticismus II, 1.]

Wenn Montaigne gern und viel von sich spricht, so geschieht dies nicht aus Eitelkeit und Anmaaßung, sondern um zur Selbsterkenntniß zu gelangen; die ihm wichtiger ist, als die Kenntniß von mancherlei äußerlichen, ihm fremderen Dingen. Eben so führen seine Zweifel nicht zu unsittlicher Willkür, oder finsterer Verzweiflung; sie gehen nicht hervor aus einem erkälteten Gemüthe, sondern bezwecken eigene Bescheidenheit, und möchten auch Andere dahin bringen ihre angebliche Weisheit nicht zu überschätzen, sondern die Gränzen der menschlichen Geistesgaben anzuerkennen. Wer darf Montaigne verdammen, daß er bei seiner Natur nicht geneigt war sich in den Strom wilder Par-

teiung zu stürzen, und (ungewiß wohin) fortreißen zu lassen. Wie innig aber sein Gefühl dennoch war für die Leiden und Frevel seiner Zeit, zeigen viele Stellen seines Werks. — Es war gar nicht nöthig seine einfachen, verständigen Ansichten durch unzählige Stellen aus alten Schriftstellern zu bestätigen: er folgte einer damals herrschenden Mode, die mit Recht, als pedantisch und störend, zur Seite geworfen ist. — Besser jedoch als über Montaigne viel zu reden, ist es ihn selbst reden zu lassen, und einige charakteristische Stellen aus seinen Werken auszuheben und mitzutheilen.

„Ich bin sehr frei von der Leidenschaft der Traurigkeit (tristesse); ich liebe und achte sie nicht, obgleich die Welt unternommen hat, sie durch besondere Gunst zu ehren. Man bekleidet damit die Weisheit, die Tugend, das Gewissen. Ein einfältiger und garstiger Schmuck. Es ist eine Eigenschaft immerdar schädlich und thöricht, immerdar feige und niedrig. (Buch I, C. 2, S. 8.) Die höchste Tugend ist schön, triumphirend, liebevoll, entzückend, muthig, offene und unversöhnliche Feindin von Aerger, Mißvergnügen, Furcht und Zwang; die Natur ist ihr Führer, Glück und Lust sind ihre Begleiter. Gewisse schwächliche Leute haben aber ein Bild erfunden, einfältig, traurig, zänkisch, verdrießlich, ärmlich, drohend; sie stellen es abseiten auf einen von Dornen umgebenen Felsen, um durch dies Fantom in Erstaunen zu versetzen. (S. 242.)

Es giebt feine Leute die scharfsinnig bemerken; um aber ihre Erklärung der Dinge geltend zu machen, ändern sie ein wenig an der Geschichte, stellen nichts dar wie es ist, vielmehr so wie es ihnen erscheint und gefällt. (320.) — Wenn du siehst daß einer der nach Mitternacht aus seiner Studierstube kommt, triefäugig, verschleimt, schmutzig; glaubst du er suche in seinen Büchern wie er werden könne rechtlich, weise, zufrieden? Nichts dergleichen! Er wird so sterben, oder die Nachwelt belehren über daß Maaß plautinischer Verse und die Rechtschreibung eines lateinischen Wortes. (380.) —

Die Gesetze der Ehre und der Gerechtigkeit stehen oft in

Widerspruch, so insbesondere in Hinsicht auf die Zweikämpfe: eine Beleidigung dulden, heißt z. B. ehrwidrig, sie rächen strafwürdig u. s. w. (160.) — Viele Leute glauben einen neuen Ruhm zu erlangen, wenn sie von Dingen sprechen, die nicht ihres Amtes und Berufs sind. (75.)

Die Beredsamkeit ist ein Werkzeug erfunden um den großen Haufen zu behandeln und zu bewegen; sie kommt, wie Arznei, nur in kranken Staaten zur Anwendung. (518.)

Es ist eine schöne und sehr löbliche Unternehmung zum Dienste unseres Glaubens, die natürlichen Werkzeuge zu gebrauchen, die uns Gott gegeben hat. Es giebt keine würdigere Beschäftigung eines Christen, als durch alle Gedanken und Forschungen, die Wahrheit unseres Glaubens zu begründen und zu verschönern. Der hauptsächlichste Beweis der Wahrheit desselben sollte unsere Tugend sein. (II, 189—190.)

Es ist eine übergroße Selbstliebe und Anmaßung, seine eigenen Meinungen so hoch zu schätzen, daß man (um sie durchzuführen) den öffentlichen Frieden umstoßen und unvermeidliche Uebel herbeiführen dürfe. Bürgerliche Kriege und Staatsumwälzungen, sind begleitet von einer entsetzlichen Verderbniß der Sitten, und ist es nicht eine schlechte Leitung so viel gewisse und bekannte Laster zu befördern, um zweifelhafte und bestrittene Irthümer zu bekämpfen? — Es scheint mir sehr ungerecht öffentliche und unbewegliche Verfassungen und Gewohnheiten, der Unbeständigkeit einer Privatfantasie zu unterwerfen. Die Ueberzeugung des Einzelnen, welche nur einen beschränkten Rechtsbezirk hat, unternimmt alsdann gegen göttliche Gesetze, was keine Obrigkeit gegen bürgerliche Gesetze dulden würde (I, 164, 166). — Es heißt: man dürfe sich, zur Vertheidigung der Religion gegen seinen König waffnen und empören; und doch dürfte man aus den verschiedenen Heeren kaum eine Compagnie zusammenbringen, welche lediglich für die Religion, die Gesetze, den König kämpfen. Woher kommt es daß wir in unseren bürgerlichen Unruhen so Wenige finden, welche bei demselben Willen und Gange beharren? Bald gehen sie langsam, bald mit zügel-

loser Eil; bald verderben sie die Sachen durch Heftigkeit und Rauhheit, bald durch Kälte, Weichlichkeit und Schwerfälligkeit. Ueberall entscheiden besondere und zufällige Rücksichten, und wir schieben das der Religion unter, was unseren Leidenschaften schmeichelt. Unsere Religion bezweckt die Ausrottung der Laster; statt dessen bedienen wir uns ihrer diese zu verdecken, zu nähren und aufzuregen. (II, 193.)

Das Lesen von Büchern ist nur eine matte und schwache Bewegung, die nicht erwärmt; wogegen das Gespräch auf einmal lehrt und übt. Verhandele ich mit einem starken Geiste, einem tüchtigen Kämpfer, der mich zur Seite, rechts und links drückt und sticht, so erwecken seine Gedanken, die meinen; Eifersucht, Ruhm, Streit, treiben und erheben mich, über mich selbst. Uebereinstimmung ist, für das Gespräch, eine langweilige Eigenschaft. Wie nun aber unser Geist sich stärkt durch den Verkehr mit kräftigen und geordneten Geistern; so ist kaum zu sagen wie viel er verliert und verdummt, durch steten Verkehr mit niedrigen und kränklichen Geistern. Keine Ansteckung verbreitet sich so wie diese. (III, 246.)

Die Ausgelassenheit der Zeit, wird sie zur Entschuldigung der schrecklichen Kühnheit hinreichen, daß ich die Gespräche Platons schleppend finde, und den eigentlichen Gegenstand erstickend? Ich beklage, wenn ein Mann, der so viel Besseres zu sagen hatte, so lange, eitele, vorbereitende Zwischenreden einschiebt. Auch mag meine Unwissenheit mich darüber entschuldigen, daß ich von der Schönheit seiner Sprache nichts sehe. (II, 145.)

Ich liebe die einfachen Chronisten und die großen Meister der Geschichtschreibung; nicht aber die mittelmäßigen, welche uns Alles vorkauen, einseitig urtheilen, oft das Beste verschweigen, oder nicht begreifen, und uns mit aufgeputzten Worten abspeisen. (II, 149.)

Guicciardini ist ein fleißiger, genauer Geschichtschreiber, unbestochen durch Haß, Gunst, oder Eitelkeit. Manche seiner eingeflochtenen Reden sind gut, andere entbehrlich, zu lang und schleppend. Auch habe ich bemerkt, daß von so vielen Personen

und Sachen, Rathschlägen und Bewegungen, die er beurtheilt, er auch gar Nichts bezieht und in Verbindung setzt mit Tugend, Religion und Gewissen; als wären diese in der Welt ganz erloschen. Von allen Handlungen (so schön sie an sich erscheinen), sucht er die Ursach in lasterhaften, oder eigennützigen Veranlassungen. Es ist unglaublich, daß unter der unendlichen Zahl von Handlungen die er beurtheilt, keine einzige in vernünftiger Weise zu Stande gekommen sey. (II, 154.)

Der wahre Zweck der Kleidung ist dem Körper in bequemer Weise zu nützen; darauf beruht ihre Anmuth und Wohlanständigkeit. Wozu dann die langen Schwänze von gefaltetem Sammet, welche von den Köpfen unserer Frauen herabhängen, wozu das buntscheckige Geschlepp und das eitele, unnütze Modell desjenigen Leibestheils, den wir mit Anstand nicht nennen dürfen, mit dem wir aber öffentlich Parade machen. (I, 160.) — Ich klage über die sonderbare Unbesonnenheit, sich durch die augenblickliche Mode locken und blenden zu lassen. Trägt man das Blankscheit zwischen den Brüsten, so fehlt es nicht an lebhaften Gründen, dies sey die rechte Stelle; rutscht es nach einiger Zeit hinab bis zu den Schenkeln, so macht man sich lustig über den früheren Gebrauch, findet ihn einfältig und unerträglich. Die neueste Mode läßt sogleich die ältere verdammen, und zwar mit so allgemeiner Uebereinstimmung, daß man glauben sollte, eine Art von Wahnsinn, habe den gesunden Menschenverstand umgekehrt. (I, 504). Gehn doch unsere Damen (statt den Leib, der Verdauung halber, warm zu halten) so zart und delikat sie sind, doch oft entr'ouvertes jusqu'au nombril! (II, 219.)[1]"

Montaigne ist ein so unbefangener und gewissenhafter Freund der Wahrheit, daß er gleichmäßig verschmäht die Pedanterie und Ziererei angeblicher Schicklichkeitsregeln, die schwülstige Darstellungsweise oberflächlicher Rhetoren, und den geputzten Anstand vornehmer, kalter Egoisten.

---

1) Vergleiche was Fenelon und Montesquieu hierüber sagen.

35.

Den Dichtern aus der Zeit Ludwigs XIV. pflegt man (da politische Redner damals unmöglich waren) mit gleichem Gewichte die **Kanzelredner** gegenüber zu stellen. Gewiß stehen diese den gleichzeitigen Kanzelrednern aller übrigen Völker voran; (Abraham a S. Clara gehört nicht in diese Reihe); doch würde sich um deswillen weder Ueberschätzung noch Vernachlässigung rechtfertigen lassen.

Bei ihrer Beurtheilung muß man billigerweise nicht vergessen, daß sie eben zur Zeit Ludwigs XIV. gehören, aus ihr hervorgehn, und diesen Charakter weder verläugnen können, noch wollen. Ferner ist der Umfang und Inhalt ihrer Reden, meist ein vorgeschriebener, also beschränkter, an dem sie festzuhalten gezwungen sind. Die eine Hälfte besteht nämlich aus Leichenpredigten auf Männer und Frauen von größerer, oder geringerer Bedeutung. Ein Panegyrikus wird aber nie das höchste Ziel freier Beredsamkeit erreichen, am wenigsten wenn der Gegenstand, wenn die Person keinen erheblichen Stoff darbietet. Künsteleien, Schmeicheleien, Uebertreibungen, falscher Schmuck, sollen alsdann die tiefer liegenden Mängel und Hindernisse verdecken, — fast immer ohne Erfolg.

Die zweite Hälfte jener kirchlichen Reden bezieht sich auf den Glauben; wo niemand tadeln darf, daß sie an dem katholischen festhalten und diesen zu verherrlichen suchen. Nur führt dies Bestreben leicht zu Unbilligkeiten gegen anders Gesinnte und das Credo verwandelt sich dann in eine Fessel, welche die Freiheit der Anschauung und Bewegung hemmt. Das so häufige lateinische Citiren der Kirchenväter stört die Form der Darstellung und der Scholasticismus der Glaubenslehren ist mit einer lebendigen Beredsamkeit nicht gut verträglich. Wie dem auch sey, so bleibt die Kanzelberedsamkeit, von der politischen eines Demosthenes und Cicero wesentlich verschieden.

Ungeachtet diese Bemerkungen sich auf alle jene Redner be-

ziehen, ist doch ihre Persönlichkeit von großem Gewicht, und führt zu wesentlichen, charakteristischen Verschiedenheiten. Beginnen wir mit Bossuet (1627—1704) so kann niemand läugnen die Kraft seines Geistes, umfassende Kenntnisse, unermüdliche Thätigkeit, Neigung zum Wirken und Herrschen, Macht seiner strömenden Rede und Begeisterung. — Diesen Vorzügen stehen aber auch wieder bedenkliche Schattenseiten gegenüber. Seine an der Bibel festhaltende Auffassung der Geschichte läßt ihn allerdings nicht in Flachheit, oder bittere Verzweiflung hinabsinken, verführt ihn aber sehr einseitig zu tyrannischen, selbst mit gemäßigter Freiheit unverträglichen Lehren[1]); und wenn sein, sonst kräftiger Wille nicht mit dem Ludwigs XIV. übereinstimmt, verfällt er in schwächliche, ja verdammliche Schmeichelei. Wo derlei Einschüchterung nicht stattfindet, steht Bossuet auf der Kanzel, mit der Würde und dem Anspruch eines Kirchenfürsten, dem sich die Gemeine ehrfurchtsvoll und gehorsam unterwerfen muß.

[Bouterwek VI, 263.
Eschenburg VIII, 2, 376, 558.]

In der hochgerühmten Leichenrede auf die Königin Henriette Marie von England, die Gemahlin Karls I., hat Bossuet mit eindringlicher Kraft ihre Schicksale erzählt, die Irthümer und Verbrechen der englischen Rebellion abschreckend dargelegt, und Cromwell in einer Weise gezeichnet, die von der jetzt meist gebräuchlichen sehr abweicht. Daß das Unrecht und die Irthümer der Stuarts nicht erörtert werden, ist durch Ort und Veranlassung entschuldigt, zu weit aber geht der Lobredner, wenn er weissagt: Die Tage des verblendeten Protestantismus seyen abgelaufen, und er führe zu Gleichgültigkeit und Atheismus. Dieser ist vielmehr in Frankreich, ohne Zuthun der Protestanten emporgewachsen.

In allen Reden Bossuets herrscht das rhetorische Pathos, was Anfangs blendenden Eindruck macht, allmählig aber er-

1) Ich übergehe seine Streitschriften.

müdet, schwülstig und unpassend erscheint; z. B. wenn er in einer Leichenrede einem unbedeutenden Hrn. Cornet zuruft: sortez, grand homme, de ce tombeau, aussi bien y êtes vous descendu trop tôt pour nous : sortez, dis-je, de ce tombeau, que vous avez choisi inutilement dans la place la plus obscure et la plus negligée de cette nef. — Aehnlich wenn er in Beziehung auf die Königin von England ausruft: Neuf voyages sur mer entrepris par une princesse, malgré les tempêtes; l'Océan étonné de se voir traversé tant de fois en des appareils si divers. — Als Bossuet in der Leichenrede auf die Prinzessin Henriette von England, verkündete: o nuit désastreuse! nuit effroyable! où rétentit tout à coup comme un éclat de tonnerre, cette étonnante nouvelle: Madame se meurt! Madame est morte! — so brach der ganze Hof in Thränen aus! Jetzt erscheinen diese Worte schwülstig, ja fast lächerlich! — Doch sagt Hr. Nourisson (Séances, LV, 82): on ne sçaurait même sans injustice préférer Demosthène ou Ciceron à Bossuet.

Hiegegen schreibt Voltaire: (44, 385) Bossuet enchasse continuellement des pierres fausses dans de l'or.

Viel härtere Vorwürfe verdient folgende Stelle aus der Lobrede für den Kanzler le Tellier, dem es zum höchsten Ruhme angerechnet wird, daß er die Aufhebung des Edikts von Nantes betrieb, und die Urkunde unterschrieb. Bossuet verkündet: «Messieurs, nos pères n'ont pas vu, comme nous, une hérésie invétérée tomber tout à coup, les troupeaux égarés revenir en foule, et nos églises trop étroites pour les reçevoir: leurs faux pasteurs les abandonner, sans même en attendre l'ordre, et heureux d'avoir à leur alléguer leur bannissement pour excuse: tout calme dans un si grand mouvement: l'univers étonné de voir, dans un évènement si nouveau, la marque la plus assurée, comme le plus bel usage de l'autorité, et le mérite du prince plus reconnu et plus révéré que son autorité même. Touchés de tant de merveilles, épanchons nos coeurs sur la piété de Louis: pous-

sons jusqu'au ciel nos acclamations, et disons à ce nouveau Constantin, à ce nouveau Théodose, à ce nouveau Marcien, à ce nouveau Charlemagne, ce que les six cent trente pères dirent autrefois dans le concile de Chalcedoine: Vous avez affermi la foi, vous avez exterminé les hérétiques; c'est le digne ouvrage de votre regne, c'en est le propre caractère. Par Vous l'hérésie n'est plus: Dieu seul a pu faire cette merveille. Roi du ciel conservez le roi de la terre: c'est le vœu des églises, c'est le voeu des evêques!»

Wie jemand der so kolossale Lügen, so gemeine Schmeicheleien mit anmaaslicher Zuversicht ausspricht, so barbarische, unchristliche Thaten lobpreiset; — wie der Anspruch machen kann auf den Namen eines großen Mannes, oder auch nur eines rechtlichen Charakters, ist schwer zu begreifen!

Fléchier (1632—1710), von Natur weniger begabt, aber einfacher und milder als Bossuet, ließ sich doch verleiten, in seiner Leichenrede auf le Tellier mit Bossuet zu wetteifern. Er ruft aus: Quel spectacle s'ouvre ici à mes yeux, et où me conduit mon sujet! Je vois la droite du très-haut changer, ou du moins frapper les cœurs, rassembler les dispersions d'Israel, et couper cette haie fatale qui séparait depuis longtemps l'héritage de nos frères d'avec le nôtre. Je vois des enfans égarés revenir en foule au sein de leur mère; la justice et la verité détruire les œuvres de ténèbres et de mensonge; une nouvelle église se former dans l'enceinte de ce royaume, et l'hérésie née dans le concours de tant d'intérêts et d'intrigues, accrue par tant de factions et cabales, fortifiée par tant de guerres et de révoltes, tomber tout d'un coup comme une autre Jericho, au bruit des trompettes évangeliques et de la puissance souveraine qui l'invite, ou qui le menace. — Je vois la sagesse et la piété du Prince, excitant les uns par ses pieuses libéralités, attirant les autres par les marques de sa bienveillance, relevant sa douceur par sa majesté, modérant la sévérité de ses édits, par sa clémence; aimant ses sujets et haïssant

leurs erreurs; ramenant les uns à la verité par la persuasion, les autres à la charité par la crainte; toujours Roi par autorité; et toujours père par tendresse!»

[Bouterwek VI, 297, 303.
Eschenburg VIII, 2, 562.]

So die religiöse Beredsamkeit. Als Flechier in der Leichenrede auf Turenne, dessen höchstes Verdienst im Uebertritte zum Katholicismus gefunden hatte, fügt er in Hinsicht auf den ungerechten Krieg Ludwigs XIV. gegen Holland hinzu: le Roi justement irrité alla porter la guerre au milieu des états d'une République injuste et ingrate, et fit sentir la force de ses armes à ceux qui méprisaient ses bienfaits, et qui voulaient s'opposer à sa gloire. — So ein Bruchstück wahrheitsliebender, politischer Beredsamkeit!!

Zu Vorwürfen ähnlicher Art, giebt Massillon (1663—1741) keine Veranlassung. Er setzt sich nicht auf einen bischöflichen Prachtsessel, sondern spricht mit kühner Wahrheitsliebe zu den Königen und zu seiner Gemeine in gutem, lehrreichen Predigertone, obwohl dieser leicht in breite und trockene Allgemeinheiten, oder in strenge Zurechtweisungen führt. Ich gebe zwei Proben.

[Bouterwek VI, 304.
Eschenburg VIII, 2, 575.]

1) Le pécheur, plus il aime le monde, plus il est malheureux: car plus il aime le monde, plus ses passions se multiplient, plus ses désirs s'allument, plus ses projets s'embarassent, plus ses inquiétudes s'aigrissent: Son amour fait tout ses malheurs: sa vivacité est la source de toutes ses peines, parceque le monde qui en fait le sujet, ne peut jamais lui en offrir le remède. Plus il aime le monde, plus son orgueil est blessé d'une préférence, plus sa fierté sent une injure, plus un projet déconcerté le confond, plus un désir contredit l'afflige, plus un perte inopinée l'accable. Plus il aime le monde, plus les plaisirs lui deviennent nécessaires, et comme aucun ne peut remplir l'immensité de

son coeur, plus son ennui devient insupportable: car l'ennui est le retour de tous les plaisirs; et avec tous ses amusemens, le monde depuis qu'il est monde, se plaint qu'il s'ennuye! (S. 35.)

2) Tous les préceptes de l'Évangile demandent de la force; et si vous n'en avez pas assez pour soutenir avec soumission les croix, dont il plait au Seigneur de vous affliger, Vous n'en avez pas assez non plus pour l'observance des autres devoirs que la doctrine de Jesus-Christ Vous prescrit. Il faut de la force pour pardonner une injure, pour dire du bien de ceux qui nous calomnient; pour cacher les défauts de ceux qui veulent même flétrir nos vertus. Il faut de la force pour fuir un monde qui nous plait; pour s'arracher à des plaisirs, où tous nos penchans nous entrainent, pour résister à des exemples que la foule autorise, et dont l'usage a presque fait des lois. Il faut de la force pour user chrétiennement de la prospérité, pour être humble dans l'élévation, mortifié dans l'abondance, pauvre de coeur au milieu des biens périssables, détaché de tout lorsqu'on possède tout, plein de désirs pour le ciel au milieu de tous les plaisirs et de toutes félicités de la terre. Il faut de la force pour se vaincre soi même, pour réprimer un désir qui s'élève, pour étouffer un sentiment qui plait, pour ramener sans cesse à la regle, un coeur qui s'en écarte sans cesse. (178.)

36.

In Bourdaloue (1632—1704) ist keine Spur von selbstgefälliger Eitelkeit, von rhetorischem Pomp, von aufgebauschten Redensarten. Er denkt nie an sich und an äußerlichen Effekt, sondern ist und bleibt lediglich bei der Sache. Aber eben dadurch wirkt er edler, innerlicher, eindringlicher. Statt praktische Gegenstände zu vermeiden, sucht er dieselben auf, und behandelt sie so verständig und zugleich so christlich, daß er hiedurch seiner

Gemeine gewiß sehr nützte, und noch jetzt mehr anzieht, als Andere durch hochgerühmte Kunststücke. Allerdings blieb auch ihm der katholisch-dogmatische Standpunkt, der Mittelpunkt seiner Predigten; doch fehlt es, neben der natürlich hier sich anreihenden Strenge, nicht an Milde und Billigkeit. Ich gebe hiefür mehrere Beweise.

[Eschenburg VIII, 2, 551.]

1) Von dem erzwungenen Eintritt in ein Kloster. (I, 21.)

Die Ausstattung dieser Tochter würde zuviel kosten; deshalb müssen wir sie in ein Kloster unterbringen. — Sie ist aber für diese Lebensart nicht geeignet. — Sie muß es seyn, weil sich keine andere Auskunft (parti) für sie findet. — Aber unter diesen Verhältnissen will sie Gott nicht. — Man muß voraussetzen daß er sie will, und handeln als wenn er sie wollte. — Sie giebt aber kein Zeichen für diesen Beruf. — Es erweisen ihn die jetzigen Verhältnisse und die Nothwendigkeit. — Sie gesteht aber selbst es fehle ihr dieser Zug der Gnade. — Sie wird mit der Zeit kommen, wenn sie am gehörigen Ort ist sie zu empfangen. — So führt man dieses Opfer in den Tempel, Hände und Füße gebunden; ich meine mit erzwungenem Willen, der Mund stumm vor Furcht und aus Achtung eines sonst geehrten Vaters. Mit einer Feierlichkeit, glänzend für die Zuschauer, aber ertödtend für die Hauptperson, führt man sie zum Priester und bringt sie dar als ein Opfer, das weit entfernt Gott zu verherrlichen und ihm zu gefallen, in seinen Augen verdammlich ist und seine Rache hervorruft.

2) Heirath und Ehe. (I, 73, 83, 89.)

Die Ehe, welche die Einigkeit und das Glück der Familien gründen und ihre festeste Stütze seyn sollte, diese Genossenschaft welche Mann und Frau als eins der schätzbarsten Güter erhalten sollten, sie ist nur zu oft ausgesetzt den Abneigungen, Zwistigkeiten, ja den anstößigsten Ereignissen! Und warum? Weil

weder der Eine, noch der Andere zu ihrer Erhaltung beitragen will. Die Frau ist eigensinnig, hartnäckig, aufs Höchste von ihrer Person eingenommen; sie liebt Spiel, Ausgaben, eitelen Putz, Gesellschaft und weltlichen Zeitvertreib. Der Mann ist gebieterisch, eifersüchtig, verdrießlich, liebt Vergnügungen und Ausschweifungen. Und weil Keiner das Geringste thun will alle diese Uebel zu beseitigen, so folgen wechselseitige Klagen und bittere Vorwürfe. Ja der Widerwille steigert sich, bis zu dem Beschlusse einer Trennung welche menschliche Gesetze erlauben, das göttliche Gesetz aber keineswegs immer billigt. Diese jetzt so häufigen Scheidungen, die Schmach unseres Jahrhunderts, führen fast immer zum Untergang der, sonst aufs Beste gegründeten Häuser.

Unter allen Lebensverhältnissen sollte die Verheirathung am meisten von unserer freien Wahl abhangen, und ist es am wenigsten. Sie verloben sich, und wissen nicht mit wem. Denn Sie kennen fast nie Geist, Naturel und Eigenschaften der Person mit welcher Sie eine so enge Verbindung eingehn wollen; Sie erfahren erst davon, wenn es zu spät ist zurückzutreten. Wirbt ein junger Mann um Sie, so zeigt er sich überall gefällig, scheinbar milde, gemäßigt, tugendhaft; sobald aber der Bund geschlossen, werden Sie erfahren was er wirklich ist. Der erheuchelten Milde folgt Heftigkeit und Zorn, der angeblichen Mäßigung, Ungestüm, der scheinbaren Tugend, ungebührliche Ausschweifungen. — Dies junge Mädchen hat noch kein Unterkommen und Sie erscheinen ihr als ein annehmlicher Bewerber. Daher weiß sie sich zu benehmen und zu verstellen. Sobald sie aber nicht mehr nöthig hat viel Rücksicht zu nehmen, um Ihnen zu gefallen, kommt zum Vorschein, Eigensinn, Wunderlichkeit, Stolz und Hartnäckigkeit. Daher sagt Salomo: Reichthümer erhalten wir von unseren Aeltern, eine lobenswerthe Frau aber von Gott.

Hat sich jemand selbst verblendet in die Fesseln begeben, so läßt ihn Gott die Last tragen. Das heißt, und Sie wissen es nur zu gut, er läßt Sie ertragen allen Eigensinn eines wunder=

lichen Mannes, allen Stolz eines gebieterischen Mannes, allen Ungestüm eines heftigen Mannes, alles Sparen eines geizigen Mannes, alle Ausgaben eines verschwenderischen Mannes, alle Zurücksetzung eines gleichgültigen Mannes, alle thörichten und erfundenen Einbildungen eines eifersüchtigen Mannes. Gott gestattet daß Sie selbst (statt in Geduld und weisem Benehmen, die Mittel gegen derlei Uebel zu suchen) dieselben vermehren, daß Sie werden eine eitele Frau, eine unvorsichtige Frau, eine weltlich zerstreute Frau, eine eigensinnige und hartnäckige Frau; Sie selbst werden haben wechselnde Stimmungen, Unbeständigkeiten, Verdrießlichkeiten, Stolz, Zorn; so daß Einer wie der Andere nur dazu wirken das Feuer der Zwietracht anzufachen und immer unglücklicher zu werden!

3) Müßiggang und weltliches Treiben. (I, 349.)

Wir sehen, in der Verwirrung unseres Jahrhunderts, täglich Weltmenschen, deren Kreis durch eine erbärmliche Gewohnheit beschränkt ist auf Vergnügen, oder Langeweile, die ihr Leben hinbringen mit eitelem Zeitvertreib: sie erfragen was man sagt, horchen was man thut, laufen ins Schauspiel, ergötzen sich in Gesellschaften, rühmen sich dessen was sie nicht sind, spotten über Alles, ohne jemals etwas Tüchtiges zu sagen, oder zu thun. So kommt ein Christ dahin, daß das Spiel seine gewöhnliche und stete Beschäftigung ist; nicht zur Erholung, sondern wie ein Beruf dem er sich widmet: er lebt nur um zu spielen!

Eine, das Christenthum bekennende, Frau, ist nur mit ihrem Aeußern beschäftigt, hat nichts zu thun als sich im Spiegel zu sehen, neue Moden zu erkunden, ihren Leib zu putzen. Während sie eigene Pflichten vernachlässigt, ist sie stets bereit sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, sie weiß nichts und spricht von Allem, ununterrichtet, spielt sie die Anmaasliche, glaubt allen gerechten Anforderungen zu genügen wenn sie unnütz von Besuch zu Besuch läuft, mit tausend eitelen Briefen überflüssige, ja selbst verdächtige und gefährliche Verbindungen anknüpft, und

in der Todesstunde nur wird sagen können: ich habe die Welt gesehn, ich habe mich in ihr umhergetrieben.

4) Die Ergötzlichkeiten (divertissemens) der Welt. (II, 67, 79, 80, 83, 84.)

Ohne die Strenge der Vorschriften Christi mildern zu wollen, kann, ja muß ich einräumen, daß es unschuldige Erholungen, ehrbare (und also auch nach dem Evangelium erlaubte) Ergötzlichkeiten giebt. Sie sind aber selten, während die verdammlichen sich in großer Zahl vorfinden, und zwar ihrer Natur nach, oder ihres übermäßigen Umfangs, oder ihrer Folgen halber. Es giebt Leute, welche nur darauf ausgehn zu scheinen, sich bemerkbar zu machen, und die Langeweile zu vertreiben welche sie ergreift, sobald ihnen Zeitvertreib fehlt und sie sich außerhalb ihrer Bagatellen befinden.

Zu dem verwerflichen Zeitvertreib muß ich noch zählen, die fabelhaften und romanhaften Geschichten, deren Lesung eine Beschäftigung für den Müßiggang unseres Jahrhunderts ist, und großes Uebel erzeugt. Sie sind die gewöhnliche Unterhaltung junger Leute und eiteler Geister. Man verbringt viele Stunden sich mit chimerischen Gedanken zu nähren, füllt das Gedächtniß mit erfundenen Thatsachen und Intrigen, man giebt sich Mühe die glänzendsten Züge zu behalten, und wenn man alle weiß, weiß man nichts. — Diese verpesteten Bücher (und dies ist das Schlimmste) verderben die Reinheit des Herzens und einflößen der Seele ein feines Gift, welches eben deshalb doppelt gefährlich ist.

Die Liebe wird kunstgemäß und nach Regeln behandelt, sie ist die überall herrschende Leidenschaft: alle Schwächen, Heftigkeiten, Ausschweifungen der Liebe werden vorgeführt, man sieht nichts als Grundsätze, Versicherungen, Kunststücke und Ränke der Liebe; die größten Interessen der Menschheit, Ehre und Ruhm werden der Liebe geopfert. Einem so vernarrten Manne ist diese Romanenliebe, seine einzige Beschäftigung, sein Leben, sein Gegenstand, sein Zweck, seine Seligkeit, sein Gott. — Die

Liebe ist nicht die ächte, welche den Menschen seiner Sinne und Vernunft beraubt, alle anderen Gedanken vernichtet, alle anderen Pflichten beseitigt, und auf Kosten des Schöpfers, Götzendienst treibt mit dem Geschöpfe. Dürft ihr die Liebe ächt nennen, welche einen Menschen vergessen läßt die heiligsten Pflichten der Natur, des Vaterlandes, der Gerechtigkeit, der Ehre, der heiligern Liebe? (de la charité.)

5) Sorge für die Dienstboten. (II, 17, 20, 52.)

Ein rechter Herr soll seinen Dienstboten ein gutes Beispiel geben, für ihren Unterricht (zunächst im Christenthum) sorgen, und, nöthigen Falls, sie zurechtweisen. — Welche Eindrücke empfangen die meist schwachen, knechtischen, unerzogenen Personen, die Eure Häuser füllen, wenn sie stete Zeugen sind dessen was ihr sprecht und thut? Wenn sie sehen daß ihr verdächtige Orte besucht; wenn sie in eure abscheulichen Geheimnisse eingeweiht werden, eure zügellosen Reden und gottlosen Grundsätze vernehmen, die Schmähungen, womit ihr eure Nebenmenschen zerreißet, die Gräuel die ihr in Zorneseifer aussprecht! Frei von allen diesen Lastern betraten sie euer Haus, angesteckt von allen werden sie es verlassen.

Ich will eure Klagen über die Dienstboten als gegründet betrachten, ist aber häufiger Wechsel derselben das rechte Besserungsmittel? In manchen Häusern wird heute einer angenommen, morgen fortgeschickt, eine stete Ebbe und Fluth von Kommenden und Gehenden, eine Scene welche Andere bemerken und darüber räsonniren. Hiedurch ladet man auf sich den Schein des Leichtsinns und der Unbeständigkeit, und während man sich von einem Uebel befreien will, zieht man sich eins zu, was wohl noch schlimmer ist, als das erste. Das große Geheimniß und das sicherste Besserungsmittel ist, den Dienstboten das rechte Christenthum beizubringen.

6) Der Glaube und die Werke. (I, 112, 115, 142, 147; II, 391.)

Die Meinung, oder vielmehr der Irthum der Ketzer unseres Jahrhunderts, ist: daß der Glaube uns allein vor Gott rechtfertige und daß die guten Werke (so vollkommen sie auch seyn mögen) nichts zur Seligkeit beitrügen; daß ein ewiges Leben uns nicht als Belohnung, sondern als ein einfaches Erbtheil zu Theil werde, welches wir nicht verdienen können, sondern welches wir (ohne irgend ein Anrecht) in Besitz nehmen. Ich kann nicht gerettet werden, noch auf Gottes Belohnungen Anspruch machen, als durch das Verdienst guter Werke; aber ich muß auch anerkennen, daß meine guten Werke vor Gott nur Verdienst haben können, durch den Glauben. So lange wir ein verderbtes Leben führen, thun wir dem Glauben Gewalt an, und halten ihn in Unterwürfigkeit und Sklaverei. Gute Werke beleben den Glauben, ohne dieselben ist er todt. Nichts führt so schnell zu Untreue und Ausschweifungen des Glaubens, als Ausschweifungen des Wandels.

Ich kann über den Glauben eines Menschen nur urtheilen durch seine guten Werke; wer diese aufgiebt, läßt mich befürchten daß er auch den Glauben einbüßen werde; und wer diesen verloren hat, kann nur hoffen ihn durch gute Werke wieder zu gewinnen.

7) Wahre und falsche Frömmigkeit. (II, 441, 445.)

Eure Frömmigkeit bezieht sich nur auf gewisse Ceremonien und Gewohnheiten, während ihr vergeßt die Hauptpflichten der Gerechtigkeit, Liebe und Mildthätigkeit. Das Gesetz befiehlt euch, in euren Urtheilen billig zu seyn, und alle Tage laßt ihr euch die schreiendsten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Das Gesetz empfiehlt in Gesellschaft und Verkehr treu und aufrichtig zu seyn, und ihr seyd voll von Kunststücken und Verstellung. Das Gesetz verlangt Liebe, Geduld und Milde gegen

den Nächsten, und ihr zeigt eine übertriebene Strenge, ihr fahrt auf um geringer Dinge willen, und kennt kein Mitleid für menschliche Schwäche.

Manche Frau ist die erste in allen heiligen Versammlungen, ergiebt sich nachdenklichen Forschungen, strebt nach der höchsten Staffel des Gebets; sie würde sich nicht verzeihen von einer gewissen Methode, die sie sich zur unveränderlichen Regel gemacht hat, auch nur einmal abzuweichen: geschieht es aber, daß man ihr einst widerspricht, so findet man sie stolz, hochmüthig, ungeduldig, verdrießlich. Nach einer Seite hin macht sie ihr regelmäßiges Leben und ihre pünktliche Tugend geltend, um nach der anderen Freiheit zu haben Alles zu thun was ihr gefällt und wie es ihr gefällt. Sucht das Innere ihrer Wirthschaft kennen zu lernen und wie sie sich da benimmt. Sie zeigt weder Gefälligkeit für den Mann, noch Anhänglichkeit an die Kinder, noch Wachsamkeit hinsichtlich des Gesindes. Jeder leidet durch ihre Grillen, jedem macht sie Verdruß. Wenn sie einen Theil des Tages vor den Altären zugebracht und gewissen Ceremonien beigewohnt hat, so kümmert es sie nicht wenn das Hauswesen darüber zu Grunde geht.

8) Gebete. (II, 224.)

Eitele Gebete nenne ich diejenigen, welche keinen Fehler verbessern, und keine praktischen Folgen haben. Sie entstehen eben aus Eitelkeit und beharren dabei, um eine Sonderbarkeit geltend zu machen. Sie reden von Ruhe und Stille um ihren Müßiggang zu beschönigen.

9) Christliche Strenge. (II, 352, 356, 379.)

Es giebt eine übermäßige Strenge, welche den Regeln des Glaubens widerspricht, und deren Folgen nicht minder zu fürchten sind, als die der Schlaffheit. Hat diese falsche Strenge nicht im Ablaufe der Jahrhunderte gar viele Ketzereien erzeugt? Uebertriebene Schlaffheit widerspricht den Vorschriften des Evangeliums so offenbar, daß alle rechtlichen Leute sie bekämpfen;

jene Strenge dagegen gewinnt ein, nicht leicht umzustoßendes Ansehn, besonders bei wohlgesinnten, aber allzu einfachen Personen. Mancher ist streng, dem es im Innern an aller Milde fehlt und der keine Gelegenheit vorbeiläßt seine Nebenmenschen herabzusetzen, sich aber prahlerisch und sonderbar hervorzustellen.

10) Die Wahrheit. (II, 126, 145, 155, 161.)

Nichts sollen wir mehr ehren, als die Wahrheit, welche uns zurechtweiset, nichts mehr fürchten, als die Wahrheit welche uns schmeichelt. Was sind denn die meisten, im Style der Welt ausgesprochenen Lobeserhebungen? Höfliche Lügen, dienstwillige Uebertreibungen, Zeugnisse einer anscheinenden Achtung, welche aber nicht aus Kopf, oder Herzen kommen, Betrügereien hervorgerufen durch eine falsche Schicklichkeit, oder eine niedrige Gefälligkeit, oder durch knechtischen Eigennutz. Man sagt das von uns, was wir nicht sind, sondern seyn sollten; und wir verfallen mit einer beklagenswerthen Leichtigkeit in die uns gestellten Schlingen, und glauben das zu seyn, was die Schmeichelei verkündet. Bloße Complimente, Höflichkeiten, halten wir für buchstäbliche Wahrheiten; ja wenn man unsere Leidenschaften und Laster rühmt, betrachten wir sie wie Tugenden.

Dient doch jetzt täglich (es ist eine Schmach) die evangelische Kanzel, zum Schauplatz der weltlichsten Eitelkeiten. Statt der christlichen Reden, welche man sonst bei Begräbnissen zur Erbauung der Lebenden hielt, entwirft man Lobreden, einen Panegyrikus und unternimmt es Todte heilig zu sprechen. Ihr wißt daß man die feigsten (laches) ohne Unterscheidung in Helden verwandelt, die kleinsten Geister in seltene Genien, und (was noch unwürdiger ist) die Sünder in Fromme und Heilige. —

Ich glaube, diese Beispiele erweisen genügend Bourdaloues scharfe Beobachtungsgabe, die Lebendigkeit seiner Darstellung, den Adel und die Unabhängigkeit seiner Gesinnung und, neben christlicher Strenge auch christliche Milde und Mißbilligung wilder Verfolgungssucht, sowie gemeiner, unwürdiger Schmeichelei.

37.

Es können kaum zwei Menschen verschiedener seyn als der Herzog von Rochefoucauld (1613—1680) und Blaise Pascal, in Hinsicht auf Herkunft, Lebensweise, Thätigkeit, Neigungen, Ueberzeugungen, Weltansicht u. s. w.; und nur in einer Beziehung findet sich eine große Aehnlichkeit. Denn obgleich Geist und Inhalt ihrer Werke ganz entgegengesetzt ist, haben doch beide ihre Gedanken in kurzen scharfen Sprüchen dargelegt und gezeigt daß man diese Form für das Verschiedenartigste gebrauchen kann. Weit die meisten Ansprüche Rochefoucaulds sind nur Variationen eines, überall durchklingenden Themas: daß nämlich Eigennutz und Eigenliebe die Einzelnen und das ganze menschliche Geschlecht beherrsche. Manche einzelne Beobachtungen und Erfahrungen haben als solche ihren Werth; aber aller Witz und Scharfsinn reicht nicht hin, sie in allgemeine Wahrheiten zu verwandeln. Die scheinbare, glänzende Mannigfaltigkeit, kann das Einfarbige, Aermliche und Falsche der gesammten Weltansicht nicht verdecken. Rochefoucauld war wohl besser als seine Lehre; (gleichwie Epikur); aber diese wird verführerisch für oberflächliche und anbrüchige Leser, welche meinen es sey rathsam und am klügsten in dieser schlechten Welt, den angerühmten Weg ebenfalls zu betreten und (nach dem Sprichworte) mit den Wölfen zu heulen. Solch allgemeiner, bitterer Tadel, ist fast ebenso nachtheilig in seiner Wirkung, als süßliche Schmeichelei. Die nachstehenden, ausgewählten Proben, werden hoffentlich diese Behauptungen bestätigen.

[Bouterwek VI, 256.]

„Wir haben Alle Kraft genug die Leiden Anderer zu ertragen. — Die Standhaftigkeit der Weisen besteht nur in der Kunst ihre Aufregung in sich zu verschließen. — Große Eitelkeit abgerechnet, sind die Helden beschaffen wie andere Menschen. — Der Eigennutz spielt alle Personen, redet alle Sprachen, selbst die des Uneigennützigen. — Man ist nie so glücklich, oder

so unglücklich, wie man sich einbildet. — Haß gegen Günstlinge ist nichts anders als Liebe der Gunst. — Man findet Frauen die niemals Galanterien hatten, aber selten eine, die nur eine hatte. — Die Liebe der Gerechtigkeit ist bei den mehresten Menschen nur Furcht Ungerechtes zu erleiden. — Das was die Menschen Freundschaft genannt haben, ist nur eine gegenseitige Berücksichtigung von Interessen, ein Austausch guter Dienstleistungen; es ist, mit einem Worte, nur ein Verkehr wo unsere Eigenliebe stets bezweckt etwas zu gewinnen. — Die Greise geben gern gute Lehren, um sich darüber zu trösten daß sie nicht mehr im Stande sind böse Beispiele zu geben. — Je mehr man eine Geliebte (maitresse) liebt, desto näher ist man sie zu hassen. — Man thut oft Gutes, um ungestraft Böses thun zu können. — Man lobt in der Regel nur um gelobt zu werden. — Unsere Reue ist nicht sowohl ein Schmerz daß wir Böses gethan haben, als Furcht daß es uns widerfahren könnte. — Die Ehrbarkeit der Frauen ist oft nur Liebe ihres Rufs und ihrer Ruhe. — In den Widerwärtigkeiten unserer besten Freunde, finden wir etwas, das uns nicht mißfällt. — Die Höflichkeit ist der Wunsch höflich behandelt und für höflich gehalten zu werden. — Die Dankbarkeit ist bei den meisten Menschen nur eine starke und geheime Begier, größere Wohlthaten zu empfangen. — Wenn sich Liebende untereinander nicht langweilen, so kommt dies daher daß sie stets von sich sprechen. — Wir gestehen kleine Fehler nur um zu überzeugen daß wir keine großen haben. — Wir loben von Herzen gewöhnlich nur diejenigen, welche uns bewundern. — Es giebt wenig ehrbare Frauen, welche dieses Berufs nicht überdrüssig wären. — Nichts hindert so sehr natürlich zu seyn, als die Begierde es zu scheinen. — Es giebt wenig Frauen deren Verdienst länger dauert, als ihre Schönheit. — Nichts ist seltener als wahre Güte; selbst diejenigen, welche sie zu besitzen wähnen, haben gewöhnlich nur Gefälligkeit und Schwäche."

38.

Blaise Pascal (1623—1663) vereinte auf höchst seltene Weise mathematische, physikalische, philosophische und theologische Kenntnisse, und besaß eine Abrundung, Klarheit und Kraft der Darstellung, welche von edlen Ueberzeugungen unterstützt, über alle rhetorischen Kunststücke hinausreicht. Seine, gegen die zweideutige, laxe Sittenlehre der Jesuiten gerichteten, damals sehr wirksamen lettres provinciales, bleiben (nachdem der Gegenstand an Interesse verloren), noch immer durch Sprache und Form anziehend. Daß der Jansenismus, zu dem sich Pascal bekannte, auch seine Einseitigkeiten und Schattenseiten hat, ist hier nicht zu erörtern; zur Charakteristik des würdigen Mannes werden aber nachstehende Mittheilungen aus seinen pensées sur la religion, in belehrender Weise dienen.[1])

[Bouterwek VI, 248.]

„Manche Leute glauben genug zu thun, wenn sie einige Stunden zum Lesen des Evangeliums verwenden, oder einen Geistlichen über die Wahrheiten des Glaubens befragen. Nachher rühmen sie sich ohne Erfolg in Büchern und bei Menschen geforscht zu haben. Diese Nachlässigkeit ist unerträglich; denn es handelt sich nicht von dem leichten Interesse eines Fremden, sondern von uns selbst, von unserem Alles. — Der Tod bedroht uns in jedem Augenblick um uns zu versetzen in ewiges Glück, Unglück, oder Vernichtung. — Gleichgültigkeit gegen die schrecklichsten Dinge, in einem für das Geringste empfindlichen Herzen, ist eine unbegreifliche Verzauberung, eine unnatürliche Schlaftrunkenheit. — Wäre die Gewißheit nach dem Tode anheimzufallen dem Nichts, nicht vielmehr ein Gegenstand der Verzweiflung, als der Eitelkeit. Ist es nicht eine unbegreifliche Thorheit sich zu rühmen daß man in Zweifeln befangen sey?

1) Siehe eine anziehende Gegeneinanderstellung des Diogenes und Pascal, in Humes essays III, 419.

— Es zeigt eine sonderbare Geistesschwäche nicht zu erkennen, welch Unglück es ist ohne Gott zu seyn. — Nur zwei Arten von Menschen kann man vernünftig nennen, die welche Gott von ganzem Herzen dienen, weil sie ihn kennen, und die welche ihn von ganzem Herzen suchen, weil sie ihn noch nicht kennen. — Nur die christliche Religion ist ausreichend für die Gebildeten und für das Volk; sie erhebt dieses, und demüthigt jene. — Es ist gleich gefährlich für den Menschen nur Gott zu kennen, aber nicht sein eigenes Elend; oder nur dieses, und nicht den heilenden Erlöser. — Allein die christliche Religion lehrt daß Demuth sich mit den anderen Tugenden verträgt; ohne jene, sind diese nur Fehler und Laster. — Das Christenthum schützt gleichmäßig gegen Stolz und Verzweiflung. — Niemand ist so vernünftig, so tugendhaft, so liebenswürdig wie ein wahrer Christ. — Der letzte Fortschritt der Vernunft ist einzusehn, daß unendlich viele Dinge über sie hinausgehn. — Es bleibt nothwendig zu wissen wo man zweifeln, behaupten, oder sich unterwerfen soll. —

Frömmigkeit bis zum Aberglauben treiben, heißt sie zerstören. — Zwei Abwege sind gleich gefährlich; die Vernunft ausschließen, und sie allein zulassen. — Nicht Alles läßt sich beweisen. Es giebt einen Glauben der Gewohnheit, welcher ohne Gründe, Gewalt und Kunst uns überzeugt. — Der Mensch ist offenbar zum Denken geschaffen; hier liegt seine ganze Würde, sein ganzes Verdienst. Das Denken soll beginnen bei sich, seinem Zweck, seinem Schöpfer; statt dessen denken die Meisten nur daran sich zu belustigen, reich oder berühmt zu werden. — Gäbe es nirgends Dunkelheit, so würde der Mensch seine Verderbniß nicht begreifen; gäbe es kein Licht, so würde er auf keine Hülfe hoffen. — Die Natur widerlegt (confond) die Pyrrhonisten [1]), und die Vernunft beschämt die Dogmatiker. — Um den Krieg zwischen den Leidenschaften und der Vernunft zu beseitigen und Frieden zu stiften, wollten die Einen ganz den

1) Skeptiker, Zweifler.

ersten entsagen und Götter werden; die andern wollten der Vernunft entsagen und zu den Thieren hinabsinken. Beides ist unnatürlich, unmöglich. Wir haben eine Ohnmacht zu beweisen, unüberwindlich für jeden Dogmatismus; wir haben eine Idee der Wahrheit unüberwindlich für jeden Pyrrhonismus. — Das Wesen der Menschen ist gleich entfernt vom Nichts, und vom Unendlichen. — Strebt gut zu denken, das ist die Grundlage der Moral. — Es bleibt gefährlich dem Menschen zu sehr zu zeigen wie sehr er den Thieren gleich ist, ohne ihm seine Größe zu zeigen. Ebenso soll man ihm nicht zu sehr seine Größe, ohne seine Niedrigkeit sehen lassen. — Das Wichtigste im Leben ist die Wahl eines Berufs. Oft entscheidet der Zufall. — Nur die Gegenwart ist wahrhaft uns eigen. — Die Zeit ertödtet Kummer und Streitigkeiten, weil man sich ändert und gleichsam eine andere Person wird. — Der Mensch ist weder ein Engel, noch ein Thier; wer einen Engel vorstellen will, sinkt zum Thiere. — Der Mensch bleibt sich selbst der wunderbarste Gegenstand: denn er kann nicht begreifen was ein Körper, und noch weniger was ein Geist ist; am wenigsten wie beide vereint seyn können."

Ich habe in diese kurzen Auszüge nichts von den einseitigen schroffen Lehren der Jansenisten aufgenommen, welche leidenschaftlich bestritten und verfolgt wurden. Ebenso wenig will ich abschreiben, was sich über Pascals zum Theil sonderbare Persönlichkeit, in allen Geschichten der Litteratur erzählt findet.[1])

39.

Die Neigung, sich in Lob, oder Tadel auszusprechen, liegt so sehr in der menschlichen Natur, daß sich selbst bei ungebil-

1) Goethes Behauptung, daß Pascal und seine Schule, der Moralität und Religion großen Schaden gebracht. Recension von Struensees Bekehrung, Werke 33, S. 89. Ich erinnere an die vorgeblichen Wunder des abbé Paris.

deten Völkern Grundzüge dessen finden, woraus sich bei gebildeten die sogenannten Satiren (oder Satyren) entwickelt haben. Obgleich man diesen Namen allmählig vorzugsweise nur gewissen, bestimmten Werken beigelegt, ist das Satirische doch in den mannigfachsten Formen und mit sehr verschiedenem Inhalte hervorgetreten. Schon deshalb kann das Urtheil über Werth und Unwerth keineswegs gleichlauten, indessen stellt man in der Regel die Satiriker als Männer dar, welche die Sittlichkeit löblich beförderten. Wäre diese Ansicht auch richtiger als sie ist, so wird doch eine Schrift dadurch kein poetisches Kunstwerk daß sie sittliche Grundsätze anpreiset und Unsittliches tadelt; sonst gehörten unzählige Bücher hieher, die von wahrer Poesie weit abliegen.

In der Satire herrscht überall der Tadel vor, zeigt sich aber keineswegs in gleicher Weise: bisweilen ist er heiter, lächelnd, ohne Bitterkeit und Zorn; dann übermüthig von oben herabschauend, übertrieben, grob, boßhaft, verläumderisch, — so daß manche Sittenrichter selbst strenge Zurechtweisung verdienen. Steter Tadel, ohne Milde bessert nicht, und des bitteren Menschenfeindes Beurtheilung des Menschen, ist weder billig, noch wahr. Mithin liegen auf dem Wege des Satirikers viele Gefahren für die gute Sache, und durch Rückschlag für ihn selbst. Das letzte haben Manche durch Unverständlichkeit ihrer Werke zu vermeiden, oder doch zu verringern gesucht; der hiedurch entstehende Schaden ist aber oft größer, als der bezweckte Gewinn. Selbst die vorzüglichsten Satiren können sich nicht über einen untergeordneten Kreis der Dichtung erheben; ihre höchste Verklärung findet sich erst im Lustspiel, oder im Roman.

Unter den alten, auf uns gekommenen Satiren, sind die des Horaz die heitersten, humansten; die Dunkelheiten des Persius können nur Wenigen behagen, und Juvenals Malereien (schwarz in schwarz und mit Anhäufung unsittlicher, widerwärtiger Thatsachen) bedürfen selbst einer sittlichen und poetischen Reinigung.

In der französischen Litteratur tritt uns zuerst Rabelais (1483—1553) Gargantua und Pantagruel entgegen; von Vielen

in den Himmel erhoben, als geistreich, kühn, witzig, mannigfaltig, eigenthümlich; von Anderen so sehr herabgesetzt, daß z. B. Voltaire sagte: man kann den ganzen Verstand und Witz Rabelais auf drei Seiten zusammenfassen; der Rest des Werks ist eine Masse unzusammenhängender Abgeschmacktheiten. — Mag auch dies Urtheil das Gute im Rabelais auf ein zu kleines Maaß hinabdrücken, so bleiben doch der gerechten Einreden nur zu viele übrig. Gegenstände des Spottes sind überall leicht aufzufinden z. B. Mönche, Pedanten, Advokaten, Weiber u. s. w.; indem Rabelais aber Alles bis ins Maßlose, Ungeheure ausdehnt, wird es unwahr und häßlich, ja stets Wiederkehrendes (so unermeßliches essen und trinken) zur platten Karikatur. Zweideutigkeiten könnte man sich gefallen lassen, wären sie nur witzig (wie selbst in der vielgescholtenen Lysistrata des Aristofanes); bei Rabelais aber finden wir, der Ausdruck ist nicht zu hart, gemeine, ekelhafte Dinge, mit widerwärtiger Umständlichkeit vorgetragen.[1])

[Bouterwek V, 287.
Dunlop 325.]

Nur Weniges kann man (der willkürlichen Sprachbildung, oder Verwirrung, und der vorsätzlichen Undeutlichkeit halber) ohne langen Commentar entziffern; zuletzt ist aber die Ausbeute meist der Mühe nicht werth; oder es ergiebt sich doch daß Geschmackloses und Formloses sehr überwiegt. Wie weit steht Rabelais zurück wenn wir ihn mit Moliere und Cervantes vergleichen in Hinsicht auf Sprache, Form, Witz, Mannigfaltigkeit, Anstand, Charakterzeichnung, ächte Heiterkeit und edlen Ernst. Dies Urtheil ist allerdings einseitig, eben weil es persönlich ist; denn ich kann und will nicht läugnen daß mir zwei Extreme gleichwenig zusagen: der pedantische Verstand Ben Johnsons, und die zügellose, geschmacklose Willkür Rabelais.

---

1) Man sehe z. B. das acht Seiten lange Kapitel: de l'esprit merveilleux de Gargantua à l'invention d'un t—l.

40.

Unmöglich können zwei Dichter verschiedener seyn als Rabelais und Boileau (1636—1711), und doch ist die Hauptrichtung beider die satirische. Wenn aber jener (neben anzuerkennendem Talente) das Aeußerste zeigt von Willkür, Maßlosigkeit und Unanständigkeit, so ist dieser überall gemäßigt, regelrecht, anständig, wohlerzogen. In seiner art poétique hat Boileau die, meist das Aeußerliche betreffenden Grundsätze der Dichtkunst entwickelt, welche für die Franzosen gesetzgebend wurden; er hat sich ihnen selbst unterworfen. Wenn er aber einerseits Ungeheuerlichkeiten mit Recht ausschließt, und Gesetz und Maaß überall (zugleich bestimmt und ängstlich) vorschreibt, so wird der Kreis, in welchem sich der Dichter bewegen darf, zu eng, und man beschneidet ihm die Flügel auch da, wo sie unentbehrlich sind. Nach Boileaus Grundsätzen lebte Rabelais ganz außerhalb des Gesetzes, in partibus infidelium, und ward nur höflichst geduldet, um die Mannigfaltigkeit der französischen Litteratur zu erweisen.

[Bouterwek VI, 97.
Eschenburg II, 153; III, 95; V, 393.]

Boileaus Satiren sind weder heitere Rügen eines gescheuten Lebemannes, wie die des Horaz; noch vorsätzlich dunkel wie die des Persius; noch voll ungemilderten, bitteren Zornes, wie die Juvenals. Doch hat er diese Vorbilder fleißig benutzt, und ihre Worte und Gedanken, seiner Zeit anzupassen versucht: ob immer mit Glück, darüber läßt sich streiten. So möchte ich ausgesprochenem Lobe kaum beistimmen, wenn er Juvenals Vers: si natura negat, facit indignatio versum, übersetzt: la colère suffit et vaut un Apollon. (Sat. I, 16.)

Boileaus Satire auf die Frauen ist gemäßigter und anständiger, als die Juvenals; doch erlauben die allgemeinen Aussprüche keine scharfe Charakteristik Einzelner. Wenn Boileau

Schriftsteller angriff, so blieben sie ihm die Antworten nicht schuldig; deshalb klagt er: (Sat. IX, S. 83):

Et Dieu sçait, aussitôt que d'Auteurs en courroux,
Que de Rimeurs blessés, s'en vont fondre sur vous,
Vous les verrez bientôt, féconds en impostures,
Amasser contre vous des volumes d'injures,
Traiter, en vos écrits, chaque vers d'attentat,
Et d'un mot innocent faire un crime d'État.

Nicht minder traurig schildert er das Schicksal der Dichter im Allgemeinen:

Il n'est valet d'Auteur, ni copiste à Paris
Qui, la balance en main, ne pèse les écrits.
Dès que l'impression fait éclore un poëte,
Il est esclave né de quiconque l'achète;
Il se soumet lui-même aux caprices d'autrui,
Et ses écrits tous seuls, doivent parler pour lui.
Un auteur à genoux, dans une humble préface,
Au lecteur qu'il ennuie, a beau demander grace;
Il ne gagnera rien sur ce juge irrité,
Qui lui fait son procès de pleine autorité! (IX, 79.)

Allerdings machten die Geistlichen oft ein Vorrecht geltend, was man den Dichtern der Satiren versagte; indeß sollen diese so wenig den Charakter von Strafpredigten annehmen, als sich umgekehrt bis zu Schmeicheleien abschwächen. Diese fehlen (trotz seiner sonstigen Unabhängigkeit) auch im Boileau nicht, wenn er z. B. Ludwig XIV. anredet, (Discours au Roi, Vol. I, S. 6):

Grand Roi c'est mon défaut, je ne sçaurais flatter!

Und (Epître I, S. 161):

L'Univers sous ton règne, a-t-il des malheureux?

Die vierte Epistel ist ganz angefüllt mit schlechtem Witz über die ungerecht angegriffenen Holländer und ihr Vaterland. Endlich beginnt die achte Epistel mit dem Verse:

Grand Roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire!!

Bossuet und Boileau stehen hier, und bei Beurtheilung der Reformation auf demselben Boden. Doch ergreift diesen ein

gerechtes Grauen wenn er an die Verfolgungswuth seiner Zeit denkt. Er sagt (Sat. XII, S. 141) sehr löblich:

Et l'Orthodoxe même, aveugle en sa fureur,
De ces dogmes trompeurs nourrissant son idée,
Oublia la douceur aux chrétiens commandée.
Et crut, pour venger Dieu de ses fiers ennemis,
Tout ce que Dieu défend, légitime et permis.
Au signal tout-à-coup donné pour le carnage,
Dans les villes, par-tout, théâtres de leur rage,
Cent mille faux zélés, le fer en mains courants,
Allèrent attaquer leurs amis, leurs parents,
Et sans distinction, dans tout sein hérétique,
Pleins de joie, enfoncer un poignard catholique:
Car quel lion, quel tygre égale en cruauté
Une injuste fureur qu'arme la piété!

Von seinem regelrechten Standpunkte aus, mußte dem Boileau, Form, Styl und Vers bei Weitem als das Wichtigste erscheinen; weshalb er erzählt: (Sat. II, S. 18):

Mais moi d'un vain caprice, une bizarre humeur,
Pour mes péchés, je crois, fit devenir Rimeur;
Dans ce rude métier, où mon esprit se tue,
En vain pour la trouver, je travaille et je sue;
Souvent j'ai beau rêver du matin jusqu'au soir,
Quand je veux dire *blanc*, la quinteuse dit *noir*.

Gewiß hat Boileau, in jenen untergeordneten Beziehungen, durch Verstand und großen Fleiß so viel erreicht, daß er als Muster und Vorbildner betrachtet wird, und man darüber oft vergessen hat woran es ihm fehlt: nämlich an höherer Begeisterung und an dichterisch schaffender Kraft. Sein erzählendes komisches Gedicht: das Chorpult (le lutrin) ist ein anspruchsloser Scherz, welcher Erfindung und Lebendigkeit der Darstellung zeigt, und dichterischer ist als die Satiren und Episteln.

41.

So bin ich fast unausweichlich an einen sehr schwierigen Gegenstand, die französische Tragödie gekommen: denn gegen

deren Ueberschätzung, oder Unterschätzung ist so viel gesagt, ihre Natur und ihr wirklicher Werth von den vorzüglichsten Sachverständigen so genau erörtert und bestimmt worden, daß man kaum irgend etwas Neues beizubringen im Stande ist. Ich beschränke mich bei diesen Verhältnissen auf wenige Bemerkungen.

Die ersten Spuren einer dramatischen Behandlung zeigen auch in Frankreich, die sogenannten Mysterien, über welche hinaus aber schon die Passionsbrüderschaft (confrairie de la Passion) ums Jahr 1380 thätig war. Zwei andere Gesellschaften, die Basoche und die enfans sans souçi, führten die Sache weiter, und ein Stück: der Advokat Pathelin, zeigte Fortschritt und machte Aufsehen. — Jodelle (1532—1573) versuchte das französische Theater von Abwegen und Willkürlichkeiten zu befreien und es in Hinsicht auf Theorie und Praxis den Alten zu nähern. Sein, in diesem Sinne gedichtetes Trauerspiel, Kleopatra, fand den höchsten Beifall, und es ließ sich schon itzt vermuthen daß die Dramatik der Franzosen sich keinesweges in einer eigenthümlich nationalen Weise entwickeln werde, wie die der Spanier und Engländer.

[Bouterwek V, 98.]

So verdiente es z. B. eine genaue Untersuchung, woher es kam daß die verschiedenen Völker zu ihren dramatischen Erzeugnissen ganz verschiedene Silbenmaaße wählten. — Welches Verfahren ist nun das Beste? Jedes Volk wird sein Verfahren zu rechtfertigen suchen; doch kann niemand läugnen daß die griechische Metrik die reichste ist, und es uns leichter wird sich an 5 oder 6 Jamben zu gewöhnen, als an die klappende Theilung des Alexandriners und die unruhige Bewegung der vier Trochäen.

Die Litteraturgeschichte jedes Volks beweiset daß sehr mannigfaltige, leichter oder schwerer zu erkennende Verhältnisse, auf ihre Entwickelung erheblichen Einfluß haben; dennoch reichen alle aufgefundenen Einzelnheiten und Gründe nie aus zu vollkommener Erklärung des Entstandenen. Der entscheidende,

oft überraschende Fortschritt geht (wie wir wiederholen müssen) immer aus von den höheren Gaben des Genius, welche Gott bestimmten Personen in einer tiefsinnigen, nie ganz begreiflichen Wahl verliehen hat. Die griechischen Tragiker, Lope und Calderon, Shakspeare, Corneille und Racine, Goethe und Schiller geben hinreichende Beweise für diese Behauptung.

In wie weit diese Genien auf einander gewirkt haben, soll die Litteraturgeschichte nachweisen; ein Unternehmen das bald mehr, bald weniger Schwierigkeiten zeigt. Aeschylus, Sofokles und Euripides konnten nach keinem anderen Volke hinblicken, und hielten (trotz aller Verwandtschaft der Hauptrichtung) an ihrer Eigenthümlichkeit mit Recht fest. Bei den Spaniern sind fast alle Spuren antiker Einwirkung in den Hintergrund gedrängt, und auch Shakspeare geht im Wesentlichen seinen eigenen Gang. Verwickelter gestalten sich die Dinge bei den Franzosen.

Im Vergleiche mit seinen Vorgängern verdient Corneille (1606—1685) den Namen des großen Corneille, seine dramatischen Werke wurden entscheidend für den weiteren Gang der französischen Entwickelung. Er selbst ward aber von verschiedenen Seiten, von den Alten und den Spaniern angezogen; wogegen ihm Shakspeare und die Engländer wohl gar nicht bekannt waren. Der spanische Einfluß, welcher sich im Cid und dem Lügner nachweisen läßt, verschwindet bald ganz; leider unterwarf sich aber der kräftige Geist Corneilles andern Fesseln. Nicht die großen Griechen, sondern der schwülstige Seneca gewann seine Verehrung, und der mißverstandene Aristoteles quälte ihn das ganze Leben hindurch. Corneilles Dichtergabe hinderte ihn nicht, mit löblicher Freiheit seine eigenen Werke zu betrachten und zu beurtheilen; allein jenes mangelhafte Vorbild und diese ästhetischen Bande hemmten seinen Flug.

[Bouterwek VI, 29.
Eschenburg VII, 462.]

Es war in ihm Sinn und Gefühl für die Größe der Römer; die schon bei diesen zu sehr hervortretende Rhetorik, ward jedoch

von Corneille noch mehr ins Breite gezogen, und konnte höhere Begeisterung nicht ersetzen. Auch nehmen die Römer unter seinen Händen (ihm vielleicht unbewußt und unbezweckt) mehr, oder weniger, französische Farben an, und sein Pompejus steht, selbst abgesehn von willkürlichen Erfindungen und Zusätzen, geschichtlich und dichterisch dem Cäsar Shakspeares weit nach.

Man hat mit Recht bemerkt, daß Corneille von mangelhaften Anfängen, sich zu preiswürdiger Höhe erhob, in spätern Werken aber wiederum hinabsank. Vielleicht war dies weniger Folge seiner abnehmenden Kraft, als der schon erwähnten Beschränkungen, welche er mißverständlich sich selbst auflegte. Auch minderte seine, keineswegs immer glückliche Wahl abgelegener, oder ärmlicher Stoffe, die frühere Theilnahme, und konnte durch allerlei hinzu Erfundenes nicht erzwungen werden. Es blieb, wie gesagt, ein die französische Dramatik hemmendes, großes Vorurtheil, daß neuere, näherliegende französische Stoffe für hohes Tragiren unbrauchbar seyen; während Shakspeare viel richtiger sehend, sich und seinem Vaterlande ein unsterbliches Denkmal setzte. Die französischen Tragödien sind nicht naturwüchsig, sondern Kunstprodukte, welche ferne Menschen und Zeiten, in die Ludwigs XIV. verpflanzen, oder verwandeln, und deshalb nicht für alle Jahrhunderte und Völker ein Gewicht behaupten können, welches die (an sich fremdartigern) Griechen nie verlieren werden.

42.

Racine (1635—1699) konnte nach dem hochgerühmten Vorgange Corneilles das französische Theater so wenig umgestalten, als Calderon das spanische nach dem Vorgange Lopes. So wie aber Euripides nicht ein Nachahmer des Sofokles werden wollte, sondern mit großem Rechte seine eigene Natur entwickelte und daran festhielt, so ist auch die Verschiedenheit Racines und Corneilles, eine natürliche und erfreuliche. Hiezu kam daß, trotz des Ruhmes von Corneille, seine rhetorische Richtung, die Bewunderung Senekas, die vorherrschende Rö-

merei, anfing Manchen zu langweilen. Es war ein Fortschritt daß Racines zarter Schönheitssinn ihn mehr zu den Griechen hintrieb, Aristoteles weniger störend eingriff, und kalte Erhabenheit vor menschlichern Gefühlen zurücktrat. Hingegen bleibt es zweifelhaft ob Boileaus Einfluß (sofern er über Form und Versbau hinausging) Racinen mehr förderte oder hemmte. Gewiß daß Ludwig XIV. und sein Hof nachtheiligen Einfluß hatte auf die Behandlung entfernter Stoffe. Daß (nach dem Verschmähen alles näher Liegenden) Euripides und Tacitus, den Racine leiteten, können wir nicht tadeln; immer kehrt jedoch die Frage wieder, warum jene Wahl getroffen wurde, wenn sie für den Horizont von Paris nicht paßte? Alle Helden und ihre unzähligen Liebschaften, sind nach diesem Maaßstabe zugeschnitten.

[Bouterwek VI, 51.
Eschenburg VII, 476.]

Sonderbar! Racine ist ein so großer Verehrer des Euripides daß er dessen, oft ganz mißverstandene Alceste, mit Recht vertheidigt; — und doch umgestaltet er dessen Iphigenia in Aulis, weil ihre Opferung, oder Rettung, in der Zeit Ludwigs XIV. weder verständig, noch glaublich, noch dichterisch erscheine. Aus gleich zureichenden (oder vielmehr unzureichenden) Gründen, müßte man die Hexen im Macbeth und den Geist im Hamlet ausstreichen, oder umgestalten, um sie glaublich und verständig zu machen. Daß die hineingekünstelte Intrigantin Eriphile sich zuletzt selbst umbringen muß, damit die geängstete Iphigenie, ohne Götter- oder Menschenhülfe, mit heiler Haut davonkomme, zerstört das Großartige, Volksthümliche, Geheimnißvolle, Wunderbare der ganzen Fabel, und zieht sie (zur Beruhigung des philisterigen Publikums) hinab in den Kreis unangenehmer, aber glücklich beseitigter Familiennoth. — Selbst die Operndichter haben es verschmäht sich durch derlei Auskunftsmittel auf die angebliche Höhe der neuesten Ansicht zu erheben. Ebenso sinkt in der Phädra, durch die von Racine hinzuerfundene Liebesgeschichte, die Fabel aus der geheimnißvollen, in eine gewöhnliche Region hinab.

Diese, aus der Verehrung des griechischen Meisters hervorgehenden Bemerkungen, bezwecken keineswegs anmaaßend die Verdienste Racines im Allgemeinen zu verkleinern; obwohl selbst sein gerühmtestes Werk, die Athalia, mit dem musikalischen Schmucke von Schulz und Mendelssohn versehen, in Deutschland nur wie ein Curiosum betrachtet wurde, und keinen dauernden Beifall erlangte.

Niemand kann läugnen daß Racine neben Corneille ebenbürtig seine Stelle erhalten hat, ja in manchen Beziehungen über ihn hinausreicht. Trotz aller Einwendungen A. W. Schlegels, insbesondere gegen die Phädra Racines, ist er doch gerechter als selbst manche Franzosen, z. B. die, in der Regel überschätzte Frau von Sevigné, welche sagt: Racine aime Dieu, comme il aimait ses maîtresses. — Il n'ira pas loin et le goût en passera comme celui du Café.

Als ein Nebenzweig der dramatischen Dichtung verdienen Quinaults Opern grösseres Lob, als Boileau ihnen zugestehen wollte, und ihm verdanken wir z. B. das musikalische Wunderwerk, Glucks Armide.

[Bouterwek VI, 199.]

Die Fabel ist nur eine untergeordnete Dichtungsart, doch werden die Lafontaines immer dankbare, besonders jugendliche Leser finden, und wer den Boccaz lobpreiset, darf auch seine contes nicht verdammen.

[Bouterwek VI, 82.
Eschenburg I, 19, 173.]

Die Romane aus der Zeit Ludwigs XIV. (von d'Urfe, Scarron, Calprenede, der Scudery u. A.) werden, anderer erheblichen Mängel nicht zu gedenken, schon ihrer übermäßigen Länge halber, nicht mehr gelesen; und nur le Sages, dem Spanischen nachgebildeter Gilblas, möchte eine löbliche Ausnahme machen. So wohlgemeint endlich Fenelons Telemach ist, fallen doch des würdigen Mannes Verdienste auf anderem Boden mehr ins Gewicht. Umständlicher von allen hieher ge-

hörigen Werken zu handeln, ist meiner Aufgabe und meinem Zwecke nicht gemäß.

[Dunlop 340, 374, 380.
Eschenburg VIII, 2, 223.]

43.

Die Werke Corneilles und Racines sind weder ganz griechisch, noch ganz römisch, noch ganz französisch; also nirgends aus einem bestimmten volksthümlichen Boden erwachsen, sondern mit geschickter Hand erschaffene Kunstprodukte. Darum verdienten und erhielten sie vorzugsweise da Beifall, wo die ästhetischen Ergebnisse mit vorhandenen Ansichten und Zuständen am Besten übereinstimmten. Im Ablaufe der Zeit blieb jedoch nicht verborgen, daß ihr Werth nur ein bedingter sey, und die Bewunderung nicht für alle Zeiten und Verhältnisse gleich groß bleiben könne.

Was Moliere (1620—1673) bezweckte und erreichte ist hievon wesentlich verschieden. So viel er auch von Anderen übernahm, so bedenklich einige Stoffe erscheinen, so verschieden der Werth der einzelnen Werke seyn mag; im Ganzen und Großen beruhen sie nicht bloß auf scharfer Beobachtung und gewandter Darstellung des Oertlichen und Zeitlichen, sondern auch des Dauernden, unvertilgbar Menschlichen. Und hieraus folgt, daß Erkenntniß, Verständniß und Beifall Molieres dauernder und allgemeiner ist und bleiben wird, als die Bewunderung Corneilles und Racines.

[Bouterwek VI, 68.]

Amphitruo, der uns schon in der antiken Behandlung nicht zusagt, verdiente kaum eine Erneuung; George Dandin verletzt das sittliche Gefühl. Dennoch sind die gerühmten Fabeln, in den Lustspielen des angeblich so wohlgezogenen Terenz, viel anstößiger als Alles was Moliere je wagte. — Wenn wir die, auf ganz anderem Boden erwachsenen, rein poetischen Lustspiele

Shakspeares (z. B. den Sommernachtstraum) ausnehmen, so steht Moliere an der Spitze aller neueren Lustspieldichter, und wird noch so viel mit Vergnügen gelesen, daß umständliche Erörterungen hier überflüssig erscheinen.

44.

Ich bin öfter von gebildeten Frauen gefragt worden, welche philosophische Schriften sie lesen sollten? Die Antwort eines bloßen Liebhabers der Philosophie hätte (so scheint es) an dieser Stelle eher genügen können, als die eines tiefsinnig Eingeweihten: dennoch fanden sich große Schwierigkeiten, insbesondere weil sehr wenige Philosophen sich die Aufgabe stellten, durch eine vollendete Form und edle Popularität, den Kreis ihrer Leser zu erweitern. Zunächst mußte ich an die hochgerühmten Gespräche Platons denken; aber nicht einmal Phädon und das Gastmahl fanden Eingang, vielmehr lautete das Urtheil in der Regel wie das Montaignes, Bolingbrokes und des amerikanischen Präsidenten Jefferson. Größeren Beifall gewannen Theile der nikomachischen Ethik und der Politik des Aristoteles, sowie Ciceros Werk über die menschlichen Pflichten. Die Scholastiker des Mittelalters durfte ich nur in höchster Kürze vorüberführen, und noch unzugänglicher sind Telesius, Campanella, Bruno und andere Italiener.

Descartes (1596—1650) konnte nicht unerwähnt bleiben, aber welches Werk des ausgezeichneten Mannes soll man den Frauen empfehlen, welches würden sie mit Beifall zu Ende lesen? Ohne Descartes berühmten Satz zu kennen: „ich denke, also bin ich;“ haben sie nie an ihrem Daseyn gezweifelt, und dagegen immer geglaubt daß Alles dauernd bezweifeln, eine Thorheit, ja eine Unmöglichkeit sey. Auch springt Descartes (nachdem er alle frühere philosophische Entwickelung zur Seite geworfen) selbst hinein in einen übertriebenen Dogmatismus, der hier nicht näher zu erörtern ist. Gewiß hat er mit Scharf-

sinn Gedanken erzeugt und in Anderen erweckt; sein System ist aber (wie man sich jetzt vornehm ausdrückt) ein überwundener, nur nicht in der Geschichte der Philosophie zu übergehender Standpunkt. Voltaire sagt von ihm (XX, 296): „Statt die Natur zu erforschen, wollte er sie errathen. Er wollte bauen ohne Materialien, und konnte mithin nur einen erträumten Palast errichten.“ — Buhle bemerkt (III, 1, 41): „Sein System ist fast ganz ein Gewebe von Behauptungen, die aus einseitigen Voraussetzungen erschlossen waren, oder von grundlosen Hypothesen.“ — Fülleborn schreibt (Beiträge III, 34): „Es braucht nicht erinnert zu werden, wie wenig die Philosophie bei diesem Systeme gewonnen hat.“ — Ritter behauptet (XI, 87): „Der philosophische Geist, welcher das Vereinzelte zusammenzufassen, die störenden Widersprüche zu beseitigen strebt, findet keine lebhafte Vertretung in Descartes. Die Zusammenhanglosigkeit seiner Ergebnisse, die lockere Methode in welcher er sie verknüpft, zeigt uns deutlich daß er die Tiefe nicht kennt, in welcher die Einheit der Wissenschaften ihren Sitz hat.“

Wenn Malebranche (1638—1711) sagt, daß wir alle Dinge in Gott schauen, so bedarf dieser künstliche Lehrsatz einer schwierigen Entwickelung. Statt diese zu versuchen, mag hier (für meine Zuhörerinnen angemessener) Platz finden was Malebranche über die schönen Geister und einige andere wichtige Punkte, in seinem traité de morale vorträgt.

„Sobald man zugiebt daß der Mensch vernünftig sey, kann man nicht bestreiten daß er etwas von dem wisse, was Gott denkt und von der Art wie Gott handelt. Es giebt Wahrheit und Falschheit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit nicht bloß für den Menschen, sondern für alle Wesen. Die Wahrheit ist begreiflich, die Falschheit hingegen an sich völlig unbegreiflich. Das Vergnügen ist der Lohn des Verdienstes, kann aber nicht sein Prinzip seyn. Alle Ausdrücke der Sittenlehre sind weit dunkeler als man glaubt: was Liebe, Demuth, Stolz u. s. w. sey, kann man ohne Wissenschaft und Menschenkenntniß nicht mit Schärfe angeben. Sehr irrig verwechseln viele Philosophen

die Pflichten und Tugenden; durch Erfüllung jener, wird man noch nicht innerlich und wirklich tugendhaft, und die tugendhaftesten Menschen müssen bisweilen scheinbar ihre Pflichten verletzen. Anstatt die ewige, göttliche Ordnung der Dinge anzuerkennen und ihr gemäß zu leben, machen sich nur zu Viele ihre eigene Moral, und legen sich auf diese und jene einzelne Tugend, weil sie ihren Neigungen zusagt: so giebt es denn angebliche Tugenden für stolze, ehrgeizige, furchtsame, faule Leute. —

Glauben, ohne alle Einsicht, (wenn anders dieser Zustand möglich ist) kann nicht wahrhaft tugendhaft machen, und Liebe der göttlichen Ordnung, welche mehr auf Vernunft als Glauben, ich meine mehr auf Erkenntniß denn auf Gefühl beruht, ist fester, verdienstlicher, schätzenswerther, wie eine andere Liebe, die ich als gleich setze. Freilich bleibt Glaube ein so zweideutiger Ausdruck, als Vernunft, Philosophie, Wissenschaft u. dgl. Ich rede indeß hier von der unfehlbaren, unveränderlichen, unverderblichen Vernunft, die überall herrschen soll, und welcher Gott selbst folgt.

Es giebt fromme Leute, die durch Vernunft beweisen wollen, daß man der Vernunft entsagen müsse, daß nicht die Einsicht sondern der Glaube uns allein führen solle, und Gehorsam die erste Tugend der Christen sey. Die Faulheit der Geringern und ihr schmeichlerischer Sinn, findet sich oft in diese vorgebliche Tugend, und der Hochmuth der Befehlenden ist damit stets sehr zufrieden. Meine Ansicht wäre nur irrig, wenn ich die ewige Vernunft und die wahre Erkenntniß, mit geheimen Einflüsterungen einer verderbten Einbildungskraft verwechselte. Denn es ist allerdings weit besser den Leidenschaften der zum Befehlen Berechtigten nachzugeben, als sich selbst wie einen unbedingten Herrn hinstellen, seinen eigenen Leidenschaften folgen, sich vorsätzlich verblenden, und mitten im Irthum mit einer Zuversicht auftreten, welche allein die Erkenntniß der Wahrheit geben kann und soll. Ohne Arbeit, Anstrengung, Aufmerksamkeit des Geistes, wird man niemals begreifen die Größe der Religion, die Heiligkeit der Sittenlehre, die Kleinheit alles dessen was

nicht Gott ist, die Lächerlichkeit und Elendigkeit der Leidenschaften. Kraft und Freiheit des Geistes könnte man zwei Hauptugenden nennen; sie sind sehr selten, niemand besitzt sie ganz."

Nachdem Malebranche hierauf viele Mängel und Gefahren der Einbildungskraft entwickelt hat, fährt er fort: „es würde mich zu sehr aufhalten, wenn ich alle Wirkungen der verschiedenen Arten von Einbildungskraft aufzählen wollte; gewiß widerstrebt aber nichts so sehr der Wirksamkeit Jesu Christi, als was man in der Welt einen schönen Geist (bel esprit) nennt. Denn je ausgebildeter die Einbildungskraft, desto mehr ist sie zu fürchten. Ihre Feinheit, Zartheit, Lebhaftigkeit, Ausdehnung (große Eigenschaften in den Augen der Menschen) ist die furchtbarste und allgemeinste Ursach der Verblendung des Geistes und der Verderbniß des Herzens.

Da ich hier ein Paradoxon behaupte, wird man mir nicht ohne Beweis glauben. Der Geist kann nur vernünftig seyn durch die Vernunft, oder geregelt durch die Ordnung; seine Vollkommenheit beruht lediglich auf seiner unmittelbaren Verbindung mit Gott. Hingegen erfüllt die Verbindung des Geistes mit dem Körper, jenen mit Finsterniß und wirft ihn in Unordnung. — Durch die Einbildungskraft verbreitet sich der Geist über die Geschöpfe; zur Wahrheit gelangt man aber nur durch reine, von allen Täuschungen befreite Ideen. Je mehr die Einbildungskraft also Stärke, Lebhaftigkeit, Ausdehnung besitzt, desto mehr beschäftigt sich der Geist mit sinnlichen Gegenständen; und anstatt zur Wesenheit der Dinge durchzudringen, läßt er sich von seinen Träumereien bezaubern, und spielt immerdar Komödie mit sich selbst.

Alle Menschen trachten natürlich nach Beifall, und dem schönen Geiste fehlt er niemals; wenn ihn aber seine eigenen Visionen entzücken, die Welt lobt, Freunde schmeicheln, Schüler anbeten, wie kann er bei so vielen Verhältnissen und Verbindungen mit Geschöpfen, noch mit Gott eng verbunden seyn? Der schöne Geist ist ein Mann von Ehre, ich räume es ein, aber er kann auch ein Schuft seyn und es giebt deren; er ist

nicht lasterhaft, doch giebt es unter ihnen Liederliche in großer Zahl. Gewiß hängt der schöne Geist an unzähligen Stellen mit der Welt zusammen; denn wie könnte er für die Welt todt seyn, da sie so lebendig für ihn ist. Er wird stets von Eitelkeit geplagt, und all sein Umgang reizt nur seinen Stolz. Er sucht, in Gesellschaften sich umhertreibend, stets eine Miene und Haltung anzunehmen, die da gefällt, und ist in der That ein Sklave aller derer, die ihn wie ihren Herrn zu betrachten scheinen. Anstatt die Augen zu Gott zu erheben, und alle Geister und Herzen auf ihn hinzuwenden, stellt er sich in die Mitte des Heiligthums, freut sich wenn Schwächlinge zu seinen Füßen liegen und nimmt, in eitlem Hochmuthe, einen Dienst an, wie er nur Gott gebührt.

So ist der schöne Geist weiter von Gott getrennt, als irgend jemand, und kein Anschein zur Rückkehr. Mag sich des Tages zehnmal Gnade und Liebe ihm nahen, sie finden sein Herz von Gefühlen und Bewegungen erfüllt, welche alles Andere ersticken; mag Erkenntniß ihn erleuchten und die Trugbilder zerstreuen, rasch stellt die Einbildungskraft sie wieder her. Es sind zu viel Ketten zu zerbrechen, zu viel Bande aufzulösen, um diesen Gefangenen zu befreien; — und überdies liebt er seine Ketten und ist stolz auf seine Sklaverei!"

Alles was Malebranche hier sagt (behaupten mehrere Philosophirende) ist noch jetzt wahr für den bel esprit. Während auf die 18 Jahrhunderte, seit Christi Geburt, kaum 18 wahre Dichter kommen (aber einer derselben dann freilich für 1000 zählt) hat man jetzt nach der Lehre von Theilung der Arbeiten, die Sache umgekehrt. Tausend zählen für Einen, und wenn jeder Einzelne auch nichts weniger als ein Dichter ist, werden doch tausend Dichter daraus, sobald sie sich eine gemeinsame Form geben und in Gesellschaft lesen, schreiben, essen, trinken u. s. w. Und wer auf diese Weise einmal zum Dichter gestempelt, oder plombirt ist, geht auch außerhalb der Mascopei (oder Genossenschaft) (wie der Soldat an den Knöpfen, so an der poetischen Plombe kennbar) gewichtig und für voll umher, und

das was, wenn er es für sich allein sagt, unbedeutend und geringhaltig scheinen könnte, wird groß und bedeutend indem jeder das Echo, oder (wie man jetzt sagt) der Repräsentant Aller ist.

Mithin hat der bel esprit unserer Tage, durch die Kraft alles Genossenschaftlichen ungemein gewonnen im Vergleich zu den belletristischen Tirailleurs zur Zeit Malebranches. Doch wollen Einige behaupten: der kleine Kamaschendienst sey andererseits desto schwerer geworden. Da müßte jedes gedankenlose Tageblatt aufgesucht, jede elende Correspondenznachricht gelesen, jedem der unzähligen poetischen Kollegen Besuch abgestattet, Weihrauch wechselseitig geopfert und die Zeit getödtet werden um dadurch die Ewigkeit der poetischen Erzeugnisse festzustellen. Statt daß der wahre Dichter auf den Schwingen seines inneren Reichthums über Zeiten und Räume in seliger Begeisterung fortgetragen werde, finde ein klägliches Abmühen selbst nach dem Beifalle derer statt, die der Suchende innerlich gering schätzt und, von edlem Stolze und fröhlicher Genügsamkeit gleich weit entfernt, werde solch Unglücklicher durch die oberflächlichste Eitelkeit immerdar gezwickt und umgetrieben bis sich das kleine Talent ganz in Bücklingen auflöse!

Gegen diese, leicht zu verlängernde Philippika, können die angegriffenen Dichter ausrufen: „Ist denn unter allen Seelenkräften allein die Einbildungskraft dem Irthum und der Verführung unterworfen? Sieht es denn unter den philosophischen Schwadronen, die in geschlossenen Reihen auf uns anrücken, besser aus? Haben sie etwa weniger Hof- und Kamaschendienst, weniger Aberglauben, schwören sie weniger auf Worte, und kennt man die Dutzendwaare nicht auch an dem Stempel gewisser auswendig gelernten, aufgebauschten und angeschwollenen Redensarten?

Wir treiben unseren wichtigen oder unwichtigen Spaß für uns, treten damit niemand in den Weg, wollen damit die Welt nicht vorwitzig umgestalten, oder hochmüthig erlösen. Giebt es denn etwa seit Christi Geburt mehr Meister in der Philosophie, als in der Dichtkunst? Oder ist, weil ein philosophischer König baut, jeder Kärrner ein König, von dem wir uns geduldig

müßten überfahren lassen? Wenn sie unsere Verse nicht für alten starken Wein gelten lassen, so ist ihr Gebräu dagegen ganz ungenießbar, und wenn sie unsere Arbeiten vergängliches Gras, oder gar trockenes Heu nennen, so wird durch den chemisch-kritischen Prozeß welchen sie damit vornehmen, gewiß etwas noch viel Schlechteres daraus."

Diesen beiden Parteien gegenübergestellt, kann man vermittelnd behaupten: daß selbst zwischen den größten Philosophen und Dichtern ein wesentlicher Unterschied vorhanden sey und bleiben müsse. Um deswillen sind Trauerspiele, gezimmert nach den Grundsätzen irgend eines philosophischen Systems, trotz anfänglichen Lobes bald vergessen worden; deshalb sagt Goethe: „der wahre Dichter soll nicht von dem allgemeinen Begriff ausgehen, oder sich dessen Erklärung unmittelbar zum Ziel setzen; vielmehr muß Alles individuell hervorquellen, worin dann mittelbar auch alles Uebrige enthalten ist." — Gilt dies doch selbst für die Kritik. Wer läse wohl noch Lessings Dramaturgie, wenn sie nach dem Verlangen der damals herrschenden Philosophen aus der wolfischen Schule entworfen wäre?

Andererseits wäre es ein großer Irthum, wenn Dichter oder Philosophen wähnten, daß gründliche Kenntnisse ihr Talent verkümmerten, und sie Alles, wie eine Spinne, aus sich selbst herausspinnen müßten. Die größten Meister in beiden Fächern, zeichneten sich aus durch Fleiß und Kenntnisse, womit sie Fremdes aufnahmen, mit Eigenem verbanden und Neues hinzu bildeten.

45.

Es ist am rathsamsten von der französischen Entwickelung der Philosophie, sogleich zur englischen überzugehn. Hier steht Franz Bacon (1561—1626) vollgewichtig dem Descartes gegenüber; und wenn jener von seinen Anhängern wohl noch höher gestellt wird, so lasten auf diesem keine schweren sittlichen Vorwürfe. Alle Versuche dieselben als unbegründet darzustellen,

sind mißlungen, und alle künstlichen Erläuterungen führen (der nur allzuklaren, handgreiflichen Wahrheit gegenüber) zu keinem erheblich verschiedenen Ziele.[1]) In der politischen Geschichte finden wir viele Beispiele, daß große Talente und verdammliche Laster sich in einem Menschen beisammen fanden; in der Litteraturgeschichte ist dagegen Bacon wohl das einzige, bejammernswerthe Beispiel[2]) ganz außerordentlicher Gaben des Geistes, nicht bloß mit Schwäche des Charakters verbunden, sondern mit gefühlloser Charakterlosigkeit und ganz gemeinen Verbrechen. Lassen wir indeß diese kummervollen Verhältnisse zur Seite, so drängt sich die Frage hervor: ob die Unsittlichkeit des Mannes nirgends Einfluß gehabt habe, auf den Umfang und die Ausbildung seiner Philosophie, und ob sein Standpunkt ihn berechtigte (wie Descartes) alle frühere Philosophie zu verwerfen und ihre Geschichte eigentlich mit sich anzufangen.

Gewiß hatte Aristoteles (an 2000 Jahre vor Bacon) in Manchem geirrt, und in noch mehreren Punkten war er mißverstanden und mißgedeutet worden; dies gab aber keinen Grund ihn (an sehr vielen Stellen) gleichsam als Repräsentanten aller vorhandenen Verkehrtheiten zu bezeichnen und als Sündenbock zu opfern. Bacon mußte wissen daß Aristoteles neben seiner zum Theil metaphysischen Physik, ebenfalls der Beobachtung, der Erfahrung, dem Versuche, der Induktion, volles Recht wiederfahren läßt, und auf dem Wege sich schon als Meister bewährte, den Bacon als neu und als den einzigen empfiehlt. Mit vollem Rechte hat also Aristoteles, trotz aller Einreden Bacons u. A. seine glänzende Stelle in der Geschichte der Philosophie wieder eingenommen.[3]) Auch Albertus magnus verdiente An-

---

1) Our admiration of genius should us never betray into an apology of guilt. Mahon Hist. of England II, 74.

2) Tribonian?

3) In No. 100—105 der Allg. Zeit. für 1863 hat Hr. Justus von Liebig die Ansichten Bacons einer scharfen und lehrreichen Kritik unterworfen, seine Anmaßung mit Recht gerügt, und die oft übersehenen Verdienste seiner Vorgänger und Zeitgenossen hervorgehoben.

erkennung, und noch mehr Bacons Namensvetter, Roger Bacon, der nicht ein Märtyrer eigener Verbrechen, sondern, bei den größten Verdiensten, ein Märtyrer der Wissenschaft ward.

Gewiß trat Bacon mit vollem Rechte der zusammengetrockneten, unfruchtbaren Scholastik entgegen, er hat Naturbeobachtung und Naturphilosophie wesentlich gefördert und für lange Zeit, Ton und Richtung angegeben; während Ethik, Politik, Aesthetik, ja überhaupt die (von Descartes vertretene) Geistesphilosophie, sowie ihr Verhältniß zur Theologie zwar keineswegs übergangen, aber doch von Bacon mit weniger Sorgfalt und Eifer, behandelt ist. — So wenig indessen Aristoteles alle Irthümer seiner Nachfolger verschuldet hat, ebenso wenig Bacon. Wenn dieser, dem damals so vorherrschenden, unnützen Treiben gegenüber, zornig sagt: alle Wissenschaft, die nichts nützt, ist nichts werth; so folgt nicht daß er Benthams Nützlichkeitslehre in allen Punkten beistimmen müsse: und wenn er mit Recht nicht zugab daß die Theologen Naturgesetze vorschreiben, oder vielmehr aufheben und die Vernunft verdammen dürften; so hat er nicht gemeint daß die Natur Gott-los, und der Physiker (der kein Blatt erzeugen kann) ihr Schöpfer sey. Gewiß war Bacon (trotz höflicher Complimente) kein gläubiger Christ, wie es die Verkündiger einer überkünstlichen Dogmatik verlangten und noch verlangen; ob er aber ein Organ für kindlich einfache, und doch strenge Sittlichkeit fordernde Religion besaß, darf man mit Hinsicht auf seinen unsittlichen Wandel, wo nicht läugnen, doch bezweifeln. — Die Philosophie des Geistes, die der Natur und die Religion stehen sich, richtig aufgefaßt, keineswegs feindlich gegenüber; sie sind Glieder eines größern, harmonischen Ganzen.

Da es nicht meines Amtes ist, in diese Dinge näher einzugehn, so ziehe ich vor zur Erläuterung Folgendes aus Bacons merkwürdigsten Schriften mitzutheilen. „Alle Wahrnehmungen, sowohl sinnliche, als geistige, sind der Beschaffenheit des Beobachters, nicht dem Weltall analog; und der menschliche Ver-

stand gleicht einem unebenen Spiegel zur Auffassung der Gegenstände, welcher ihrem Wesen das Seinige beimischt, und so jenes verdreht und verfälscht. — Mithin ist der menschliche Geist, nach der jedesmaligen Laune des Einzelnen, ein unbeständiges, schwankendes, vom Zufalle abhängiges Wesen. — Die Logik dient eher dazu, Irthümer welche auf oberflächlichen Begriffen beruhen, zu begründen und zu befestigen, als zur Aufdeckung der Wahrheit; so bringt sie denn mehr Unheil, als Nutzen. — Unseres Dafürhaltens sind nämlich alle bisher erfundenen, oder entlehnten philosophischen Systeme, sammt und sonders Fabeln und Spiele einer erdichteten Theaterwelt. Dies behaupten wir nicht bloß von den jetzigen, oder von den ältern philosophischen Sekten; da noch viele dergleichen Fabeleien können erfunden werden. Auch gilt dies nicht allein von ganzen philosophischen Systemen, sondern auch von einzelnen Grundsätzen und Axiomen in den Wissenschaften, die durch Ueberlieferung, blinden Glauben und Nachlässigkeit, Ansehn gewonnen haben. — Vorzugsweise wird der menschliche Geist von dem, was plötzlich das Gemüth ergreift und erschüttert, wovon die Fantasie erfüllt wird, angesprochen; alles Uebrige dichtet und fabelt er auf eine, freilich unbegreifliche Weise hinzu, sowie es zu seinen wenigen Begriffen am Besten paßt. — Der menschliche Geist ist kein reines Licht, sondern Eigensinn und Affekte trüben ihn; dadurch macht er denn aus den Wissenschaften Alles was er will. Und der Mensch glaubt leicht, was er gern will. So übergeht er das Schwierige, weil er beim Untersuchen die Geduld verliert; das Nüchterne, weil es seine Hoffnungen beengt; die tiefere Nachforschung, wegen seines Aberglaubens; das Licht der Erfahrung, aus Hochmuth und Anmaßung, damit es nicht scheine, daß er seinen Geist mit gewöhnlichen, geringfügigen Dingen beschäftige; ungewöhnliche Ansichten endlich wegen der herrschenden Meinung: kurz auf unendliche, und oft unmerkliche Weise überwältigen und vergiften unsere Neigungen, die klare Ansicht.

Die zerstückelnde Beobachtung der Naturkörper macht den

Geist kleinlich und beschränkt; die allgemeine und combinirende Uebersicht dagegen zerstreut und betäubt ihn leicht. Man muß somit beide Methoden abwechselnd vereinen, um den Geist zugleich scharf und vielumfassend zu erhalten, wodurch jenen Uebeln und Vorurtheilen vorgebeugt wird. — Das würdigste Ziel der Naturgeschichte ist, daß sie Geräth und Bauholz zu einer wahren und gesetzmäßigen Induktion liefere, daß sie hinlänglichen Stoff aus dem Gebiete des Sinnlichen herbeischaffe, zur Belehrung des Geistes. Jene andere Seite der Naturgeschichte, welche durch interessante Erzählungen ergötzt, oder durch Experimente nützt, steht unendlich tief unter der, welche das Gerüst zum Bau einer Philosophie liefert. Das ist wahrlich von geringer Bedeutung, daß man alle Species von Blumen im Gedächtnisse habe und benamsen könne, alle die Iris- und Tulpenarten, oder alle Conchylien, oder die endlosen Varietäten von Hunden und Falken; dieses sind vielmehr Naturspielereien und individuelle Eigenthümlichkeiten. Auf solche Weise kann man sich eine Menge von Sachkenntnissen erwerben, ohne eine Ahndung von der Wissenschaft zu haben; und dennoch ist es gerade dieses, womit die gewöhnliche Naturgeschichte so groß thut, welche jedoch mit all ihrem Distinguiren und Sammeln nimmermehr zu dem von mir bezeichneten Endzweck gelangen kann.

Vor Allem thut der *Aberglaube* und die *Einmischung der Theologie*, wie leicht einzusehn, der Philosophie großen Schaden, sowohl im Allgemeinen, als im Besondern; denn der menschliche Verstand ist nicht weniger dem Einflusse der Fantasie, als dem gemeiner Begriffe unterworfen. Die disputirsüchtige Sophistik leitet ihn irre; jene fantastische, schwülstige, fast dichterische, berückt ihn noch mehr. Denn die Menschen, und vorzüglich die genialen Köpfe haben einen nicht geringern Ehrgeiz des Verstandes, als des Willens. — Vor dem Uebermaße mancher philosophischen Systeme im *Behaupten* und *Bezweifeln*, muß man den menschlichen Verstand hüten, weil ein solches die Vorurtheile befestigt und oft für immer unaustilgbar macht. — Man spreche den Sinnen und dem Verstande,

trotz ihrer Unzulänglichkeit, nicht alle Glaubwürdigkeit ab, aber man komme ihnen zu Hülfe.

Das wahre Ziel der Wissenschaften ist die Bereicherung des menschlichen Geschlechts, mit neuen Kräften und Erfindungen. — Niemand erwarte große Fortschritte in den Wissenschaften (vorzüglich dem praktischen Theile), wofern nicht die Naturphilosophie auf die einzelnen Wissenszweige angewandt, und diese wiederum zur Naturphilosophie zurückgeführt sind. — Es ist ein Vorurtheil einer eingewurzelten, aber nichtigen und verwerflichen Eitelkeit: daß nämlich der Würde des menschlichen Geistes dadurch Abbruch geschehe, wenn er sich viel mit materiellen Versuchen, und einzelnen sinnlichen Gegenständen befasse. So hat man nicht nur den lehrreichen Weg der Erfahrung verlassen, sondern ihn auch hochmüthig verschmäht. — Es ist höchst kleinlich, den Begründern philosophischer Systeme, unendliche Verdienste zuzuschreiben, und der Begründerin aller Begründer selbst (somit aller Gründlichkeit) der Zeit, ihr Recht, zu versagen. Mit Recht nennt man die Wahrheit eine Tochter der Zeit, nicht des Ansehns. —

Wenden wir uns von den Werkstätten in die Büchersäle, so bemerken wir eine ungeheure Menge Bücher aufgethürmt, — wir staunen; — allein dies wendet sich bald, wenn wir ein wenig genauer die Materie und den Gehalt derselben prüfen. Bemerken wir diese endlosen Wiederholungen, womit die Verfasser nie ermüden dasselbe zu sagen, so erstaunen wir bei aller Fülle über die bisherige Armuth des menschlichen Geistes. —

Alle Gebräuche und Einrichtungen an den Schulen, Akademien, Collegien und ähnlichen Versammlungen, welche zum Aufenthalt der Gelehrten und zur wissenschaftlichen Bildung bestimmt sind, arbeiten dem Fortgange der Wissenschaft entgegen. Vorlesungen und Uebungen sind so eingerichtet, daß es nicht leicht Jemand einfällt etwas Anderes als das Herkömmliche denken und erforschen zu wollen. Sollte aber der Eine, oder der Andere, sich zu einer eigenen, freien Ansicht berufen fühlen,

der hat diese Last allein zu tragen; die Andern werden ihm wahrlich keinen sonderlichen Beistand leisten. —

Die bisherigen Philosophen waren entweder Empiriker, oder Rationalisten. Die Empiriker begnügen sich damit Alles zum einstigen Gebrauche zusammenzutragen, wie die Ameise. Die Rationalisten entwickeln ihr Gewebe aus sich selbst, wie die Spinne. Zwischen beiden hält die Biene das Mittel; aus den Blumen der Felder und Gärten sammelt sie ihren Stoff, dann aber verarbeitet sie ihn durch eigene Kraft. Nicht ungleich diesem Bilde ist die wahre philosophische Thätigkeit. Sie läßt nicht Alles bloß auf die Kräfte des Geistes ankommen, noch nimmt sie aus der Naturgeschichte und den mechanischen Versuchen den ihr dargebotenen Stoff, roh, wie er ist, ins Gedächtniß auf; sondern legt ihn erst verändert und umgearbeitet dem Verstande vor. Aus solcher innigen Verbindung der Erfahrung mit der Vernunft, welche bisher noch nicht stattgefunden hat, ist nun Alles zu erwarten.

Derjenige, welcher die Macht und Herrschaft des menschlichen Geschlechts über die Gesammtnatur zu begründen und zu erweitern strebt, besitzt ohne Zweifel eine natürliche und preiswürdige Ehrbegierde. Die menschliche Gewalt über die Körperwelt beruht aber einzig auf Kunst und Wissenschaft. Man beherrscht die Natur nur, indem man sich ihren Gesetzen unterwirft. — Der Geist gelangt nicht durch sich, sondern nur durch sein Einsseyn mit den Dingen zur Vollkommenheit, woraus sich ergiebt, daß mit den Erfindungen auch die Erfindungskunst zunehmen müsse. (Aus dem Organon.)

Es ist gewiß und durch die Erfahrung bewiesen, daß oberflächliche Philosophie zum Atheismus führen kann, gründlichere Forschung aber zu Gott und Religion zurückführt. — Keiner liebt seine Beschäftigungen um ihrer selbst willen, ausgenommen der wissenschaftliche Mann. Die Andern denken an Gewinn, Ehre, Macht, eiteles Aufsehn u. s. w. — Künste und Wissenschaften mildern die Sitten, machen sie zart, folgsam, nachgiebig gegen obrigkeitliche Befehle; Unwissenheit hingegen macht sie hals-

starrig, widerspenstig, aufrührerisch. — Sind Gemüther nicht schon ganz verderbt, so werden sie durch Bildung verbessert. —

Leichtgläubigkeit hat besonders in der Kirchengeschichte großen Schaden gethan, wenn sie handelt von Wundern, Heiligen, Märtyrern, Einsiedlern, Bildern, Reliquien u. s. w. Aehnliches sehen wir in der Naturgeschichte bei Plinius, Cardanus, Albertus u. A. fast nur mit Ausnahme des hier löblichen Aristoteles. — Es giebt eine gleich verkehrte Vorliebe für das Alte und für das Neue. — So lange die Wissenschaft sich in Aphorismen und Beobachtungen verbreitet, kann sie wachsen und sich erheben; ist sie durch Methoden (und Systeme) umschrieben und eingeschlossen, so mag sie erläutert und zu menschlichem Gebrauche bearbeitet werden, nicht aber wahrhaft vermehrt. Die sogenannte allgemeine, oder erste Philosophie, ist für den Fortschritt der einzelnen Fächer nur schädlich. Sie sieht herab von hohen Bergen, oder Thürmen, und kann nicht die entfernteren, inneren, in der Ebene liegenden Theile der Wissenschaften erforschen. — Wer bei Forschungen vom Gewissen ausgeht, endet in Zweifel; wer mit diesem beginnt und geduldig ausharrt, wird den Ausgang zum Gewissen finden.

In der Geschichte müssen die Ursachen mit den Thatsachen verbunden werden: also Natur der Länder und Völker, günstige oder ungünstige Anlagen und Verhältnisse, Eifer und Mischung der Religionen, Rechtspflege, ausgezeichnete Männer und Beförderer der Wissenschaften u. s. w. Einige welche Geschichte schreiben vernachlässigen die Form, oder berichten nur ganz Allgemeines, oder erzählen auch das Kleinste und Unbedeutendste, oder erfinden in überkühner Weise, stellen nur sich dar oder ihre Partei, oder ermüden durch überlange urtheilslose Reden u. s. w. Genug es stehet fest, daß man unter allen Schriften nichts seltener findet als eine in jeder Beziehung vollkommene Geschichte. —

Satiren, Elegien, Epigramme, Oden, gehören mehr zur Rhetorik und Philosophie, als zur Dichtkunst. Die dramatische Poesie könnte sehr nützlich seyn, wenn sie gesund wäre. Es

findet sich aber ein Ueberfluß von Verderbtheiten, und die Zucht (disciplina) ist in unsern Zeiten ganz vernachlässigt. (de augm. scient.)"

(Aus dieser Stelle geht hervor daß Bacon seinen großen Zeitgenossen, Shakspeare, entweder (unbegreiflicher Weise) gar nicht kannte, oder ganz verkannte.)

„Männer in hohen Würden sind dreifache Knechte (servants): des Fürsten oder Staates, des Rufes (fame), der Geschäfte, so daß sie keine Freiheit haben in Hinsicht auf ihre Personen, ihre Handlungen, ihre Zeit. Es ist eine sonderbare Begierde, Macht zu suchen, und Freiheit zu verlieren; oder Macht über Andere zu suchen und sie über sich selbst zu verlieren. Das Aufsteigen zu einer Würde ist anstrengend; durch Mühe kommen die Menschen zu größeren Mühen; durch Niedriges und Unwürdiges, zu Würden. Ihr Stehen ist schlüpferig, ihr Rücktritt ein Fall, oder doch eine melancholische Verfinsterung. — Bei Erfüllung deiner Amtspflichten, stelle dir die besten Beispiele vor Augen; und vergleiche streng dein eigenes Verfahren mit denselben. Halte deine und deiner Untergebenen Hände nicht allein frei von Bestechung (corruption); sondern auch die Hände der Nachsuchenden daß sie nichts darbieten: denn gewöhnliche Rechtlichkeit thut jenes; aber eine mit offenbarem Verdammen aller Bestechlichkeit sich darlegende Rechtlichkeit, vermeidet nicht bloß das Unrecht sondern auch den Verdacht. (Voltz Handbuch, S. 41.)"

(Welch ein Jammer, daß ein Mann wie Bacon seiner besten Erkenntniß und Ueberzeugung so untreu ward, und zu Verbrechen hinabsank die er selbst aufs Bestimmteste verdammte! Mit Recht sagt Macaulay: Bacon liebte Vieles mehr als die Tugend, und fürchtete Vieles mehr als die Schuld!)

„Niemand (sagt Bacon) soll schlechte Mittel zu angeblich guten Zwecken anwenden, am wenigsten soll die Religion den Vorwand geben. Es ist weise bei Neuerungen schrittweise vorzugehen, und nur dann, wenn eine Nothwendigkeit dazu vorliegt. Durch zweckmäßige Reformen vorbeugt man Unruhen und

Empörungen. Könige sind sterbliche Götter auf Erden. Wer sie nicht ehrt, steht dem Atheismus nahe, und im Herzen fehlt ihm die Gottesfurcht." — Dieses letzten Ausspruchs halber, ist Bacon bis auf den heutigen Tag bitter getadelt worden. [Brougham political Philosophy I, 63.]

46.

Ueber Thomas Hobbes (1588—1679) und einige andere englische Philosophen, habe ich in meiner Schrift: „die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" so umständlich gesprochen, daß ich (ohne es zu wiederholen) darauf verweisen kann. Hier nur so viel, daß Hobbes durch die erlebte englische Revolution von allen Freiheitsbestrebungen ganz zurückgeschreckt, eine ungenügende und ungemüthliche Theorie des Absolutismus entwarf. Sie steht in genauer Verbindung mit seinem spekulativen Systeme, welches sich nirgends über den Empirismus und Materialismus erhebt, von Gott und einer Vernunfttheologie fast nichts weiß, und dann (wohl nur um Anstoß zu vermeiden) die Offenbarung zu Hülfe ruft, ohne ihr irgendwo lebendigen Einfluß einzuräumen.[1])

47.

Weit mehr Anklang als Hobbes und eine bis auf den heutigen Tag fortdauernde Einwirkung, fand Locke (1632—1704). Er gründete sein System wesentlich auf äußere Erfahrung und innere Reflexion, und suchte durch Verbindung beider eine Geistesphilosophie, neben der Naturphilosophie, zu begründen. Allmählig legten aber seine Nachfolger vorzugsweise den Nach-

1) Jöcher sagt: Hobbes ist von Natur und sonderlich bei zunehmendem Alter so morös geweſt, daß er jederman contradiciret.

druck auf die äußere Erfahrung und geriethen in einen ungeistigen Materialismus, zu dem Locke allerdings eine Veranlassung, oder einen Vorwand gegeben hatte. Hiedurch kam sein System in übertriebenen Mißcredit, ließ sich aber, wenn auch nicht als umfassend rechtfertigen, doch in Hinsicht vieler Punkte eher erklären und aufrecht halten, als Leibnitzens Monadologie und prästabilirte Harmonie. Eine nähere Entwickelung der spekulativen Grundsätze Lockes gehört nicht hieher; seine Ansichten über Regierung und Staat habe ich in dem soeben erwähnten Büchlein mitgetheilt, weshalb hier nur noch Folgendes aus seiner Erziehungslehre Platz finden mag.[1])

„Kinder vornehmer Aeltern sollten zur Beförderung ihrer Gesundheit etwa wie Kinder wohlhabender Landleute gehalten werden. Enge Kleider taugen nicht, am wenigsten die Schnürbrüste der Mädchen. Früh aufstehen, früh zu Bette gehn, sey Regel. Man gebe den Kindern möglichst wenig Arznei, besonders keine Präservativmittel. Auch schicke man nicht um jede Kleinigkeit nach dem Arzte. Selbstverläugnung und Selbstüberwindung muß früh eingeübt werden. Kinderfehler sind nicht zu übersehn, sie erwachsen zu Mannesfehlern. Dressirt man doch junge Thiere zum Guten, warum nicht Kinder? Den Launen der Kinder muß man nie dienen, sie zuerst an unbedingten Gehorsam, danach mit den Jahren an Freiheit gewöhnen, so daß sie aus gehorsamen Kindern, Freunde werden. Man soll die Kinder nicht durch sinnlichen Köder, Leckereien u. dgl. zum Guten bewegen, noch durch Geld, Putz u. s. w. belohnen. Dagegen wirke man auf die Kinder durch Lob und Tadel. Es soll in ihnen das Verlangen entstehen, sich um Beifall zu bewerben und das zu vermeiden, was sie verächtlich macht.

Man gebe nicht zu viel Regeln, welche die Kinder kaum zu behalten im Stande sind. Man hüte sich die Manieren der Kinder beständig zu meistern; vieles giebt sich von selbst mit der Zeit. Vor Allem sollen die Aeltern ihre Kinder nicht den

1) K. v. Raumer Pädagogik II, 114.

Dienstboten Preis geben, sondern sie so viel möglich um sich haben, doch ohne sie zu beengen. Aber am wenigsten dürfen die Aeltern den Kindern ein Aergerniß geben. — Kinder wollen herrschen, das ist die Quelle vieles Bösen; ebenso wollen sie haben, besitzen. Gegen diese Herrschsucht und Habsucht muß früh gewirkt werden. Man gewähre dem Kinde nichts, was es mit Ungestüm verlangt, erschreien und ertrotzen will; dagegen befriedige man wahre Bedürfnisse. Kleine Unredlichkeiten der Kinder erwachsen zu Betrügereien, wenn sie Männer werden. Man entwöhne von Furcht, doch so daß die Kinder nicht dummdreist werden, und erziehe sie zum rechten Muth. Spielsachen der Kinder sind nicht in Ueberfluß anzuschaffen, auch müssen nicht viele zugleich in die Hände gegeben werden. — An die Lehre von Gott schließe man die Anweisung zur Wahrheit, Liebe und zum Wohlwollen an."

So viel des Besseren aus Lockes Schrift; Mangelhaftes, ja Verkehrtes habe ich übergangen. Seine beredte Empfehlung religiöser Duldsamkeit, verdient großes Lob.

48.

Ich klagte daß so wenige Philosophen von Fach danach strebten, zu dem lehrreichen Inhalt auch eine ansprechende Form zu finden; denn (um bei den zuletzt erwähnten stehen zu bleiben) es ist eine mühsame Arbeit, Bacons Schrift de augmentis scientiarum zu Ende zu lesen, und in Lockes Hauptwerke, vom menschlichen Verstande, fehlt es auch nicht an ermüdenden Theilen. Wenn sich also ein Philosoph findet, der ernstlich und mit Erfolg bemüht war, zugleich geistreich, schön und lesbar zu schreiben, so sollte man dies dankbar anerkennen, und nicht splitterrichtend über Einzelnes herfallen, und das viele Lobenswerthe in Schatten stellen. So ist es aber Shaftesbury (1671—1713) ergangen!

[Bouterwek 8, 262.]

Schleiermacher (der aus übergroßer Verehrung Platons, den Aristoteles oft einseitig behandelt) hätte am wenigsten über Shaftesbury unbillig urtheilen sollen, da dieser ein Bewunderer Platons und bemüht ist ihm nachzufolgen und ihm nachzuahmen. Anstatt aber philosophische und theologische Einreden gegen den ausgezeichneten Mann umständlich aufzuzählen, stimme ich den kurzen und wahren Worten Hettners (I, 177) bei: „Shaftesbury ist eine der bedeutendsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts. Alle größten Geister dieses Zeitalters, nicht bloß die Engländer, sondern auch Leibnitz, Voltaire, Diderot, Lessing, Wieland und Herder haben aus ihm die kräftigste Nahrung gezogen. Seine Reize sind ewig neu. Unsere Gegenwart thut sehr Unrecht, ihn jetzt so völlig außer Acht zu lassen." — Und Goethe sagt: „ich brauche Shaftesbury nur zu nennen, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen." (32, 244.) — Hiemit übereinstimmend bemerkt Buhle (V, 291) Shaftesburys Charakteristiken sind voll philosophischen Geistes, Witzes und Laune, und höchst schätzbare Ueberreste eines der liebenswürdigsten Schriftsteller, die je gelebt haben.

Bei diesen Verhältnissen gebe ich mehrere Stellen und Auszüge aus seinen Schriften, damit jeder selbst prüfe und entscheide, in wie fern Lob und Tadel verdient sey.

1) A letter concerning Enthusiasm.

Gäbe die Geschicklichkeit, Schwächen und Laster gut darzulegen, eine hinreichende Sicherheit für die entgegenstehenden Tugenden, so lebten wir in einem vortrefflichen Zeitalter. Denn nie wurden Thorheiten und Ausschweifungen jeder Art schärfer beaufsichtigt und witziger verspottet. Doch bleibt eine freie und unparteiische Beurtheilung der Sitten unmöglich, wenn irgend eine besondere Gewohnheit, oder Meinung nicht allein bei Seite gestellt und von jener Beurtheilung befreit, sondern auch mit der höchsten Kunst geschmeichelt wird. Betrügereien, Einfluß des Hofes, Macht des Adels, Ansehn der Kirche, dürfen hier keinen Schutz gewähren und allseitige Prüfung verhindern. Läßt

man hingegen der Untersuchung freie Bahn, so wird sich das rechte Maaß für Alles schon finden.

Mit jeder Schwärmerei (enthusiasm) ist Trübsinn verbunden, (sey es in Liebe, oder Religion) und bevor derselbe ausgetrieben ist, besitzt der Geist keine Freiheit zu hören, was sich gegen das Lächerliche dieser Richtungen sagen läßt. Doch muß man ihnen einen Ausgang verstatten, damit das Schädliche gleichsam durch Gährung ausgetrieben werde; sonst können sich leichte Uebel in gefährlichere Krankheiten verwandeln, und durch Ansteckung verbreiten. — Gränzen vorschreiben der Einbildungskraft und Spekulation, religiösen Glauben oder religiöse Furcht ordnen, Schwärmerei durch Gewalt unterdrücken, oder sie auf eine Art beschränken wollen, ist gleich vergeblich. Wenn man Aberglauben und Schwärmerei milde behandelt und sich selbst überläßt, steigern sie sich nie bis zu Verfolgungen, Verwüstungen, Blutvergießen und Krieg. Aber eine neue Art von Polizei, welche sich bis zu einer anderen Welt ausdehnt, und künftiges Leben und Glückseligkeit mehr ins Auge faßt, als die Gegenwart, überspringt die Gränzen der natürlichen Menschheit, und lehrt aus übernatürlicher Liebe uns gegenseitig in frömmster Weise zu plagen.

Seelen zu retten, ist jetzt die heroische Leidenschaft überspannter Geister, und wird gewissermaßen die Hauptsorge der Obrigkeiten, ja der wahre Zweck der Regierung. Sollten Beamte es unternehmen sich dergestalt in andere Wissenschaften zu mischen, so fürchte ich wir würden bald bekommen eine schlechte Logik, schlechte Mathematik und in jeder Beziehung eine schlechte Philosophie; — so wie wir oft eine schlechte Gottesgelahrtheit in den Ländern haben, wo eine scharfe Rechtgläubigkeit durch Gesetze vorgeschrieben ist.

2) On the freedom of wit and humour.

Einige Gentlemen sind so angefüllt vom Geiste der Frömmelei und falschem Eifer, daß wenn sie hören man prüfe Grundsätze, forsche in Wissenschaften und Künsten, und behandele

Sachen von Wichtigkeit mit der Offenheit des Humors, so bilden sie sich ein daß alle Berufsarten zu Grunde gehn, alle Einrichtungen zerfallen und nichts Geordnetes und Schickliches in der Welt übrig bleibe. Sie fürchten, oder geben vor zu fürchten, daß selbst die Religion bei diesem freien Verfahren in Gefahr gerathe. Die Tugend leidet nie so wenn sie bestritten, als wenn sie betrogen wird. Ich fürchte nicht so sehr witzige Gegner, welche zur Uebung und Vertheidigung auffordern, als zarte Ammen welche durch Uebermaß von Sorge und Liebe tödten.

Es giebt keine wirkliche Liebe der Tugend, ohne Kenntniß des öffentlichen Wohls, und wo unbeschränkte Gewalt herrscht, giebt es kein Publikum. Sittlichkeit und gute Regierung gehen Hand in Hand. Diejenigen, welche unter einer Tyrannei leben, und gelernt haben sie als geheiligt und göttlich zu bewundern, sind verderbt sowohl in Hinsicht auf ihre Sittlichkeit, als auf ihre Religion. — Wie kann man irrend bürgerliche Gesellschaft und Regierung betrachten als eine Art von Erfindung, als ein Geschöpf der Kunst. Mir scheint die vereinigende Richtung, das gesellige Versammeln eine, in den Meisten so natürliche und starke Neigung zu seyn, daß aus ihrem Uebermaß manche Unordnung in der menschlichen Gesellschaft entstand.

Es ist eine gewöhnliche Behauptung: das Interesse (interest) beherrsche die Welt. Ich glaube hingegen daß wer die Verhältnisse genau betrachtet, finden wird daß Leidenschaft, Laune, Eigensinn, Eifer, Faktionsgeist und tausend andere Triebfedern, welche der Eigenliebe entgegenstehen, einen bedeutenden Antheil an den Bewegungen dieser Maschine haben. Die Sache ist zu verwickelt, als daß man sie von einem Standpunkte aus ergründen und mit einem, oder zwei Worten abfertigen könnte. Allerdings beruht die rechte Selbstliebe, auf Weisheit und Rechtlichkeit. Wie die Sacheu jetzt stehen, dürfte diese wenig durch Philosophie und tiefe Spekulationen gewinnen; besser wohl festhalten an dem gemeinen Menschenverstande. Oft sind hier die ersten Gedanken der Menschen, besser als die zweiten, und ihre

natürlichen Begriffe denen vorzuziehn, welche durch Studium, oder durch Berathung mit Casuisten verfeinert wurden. Ein einfacher Mann sagt natürlich und herzlich, seinem gesunden Menschenverstande gemäß: für die ganze Welt will ich dies Unrecht nicht thun. — Aber speculative Leute finden große Bedenken bei dem Falle, manche Ausflüchte, Mittelwege, Erleichterungen: z. B. eine gute Gabe an der rechten Stelle angewandt, eine richtige Methode um Verzeihung zu bitten, gute Almosen, milde Stiftungen für rechtgläubige Gottesverehrer, Eifer für die rechte Lehre u. dgl. geben hinreichende Buße für schlechte Handlungen; — insbesondere wenn man dadurch zu großer Macht kommt, um (wie sie sagen) dann Gutes zu thun, und der guten Sache zu nützen!

3) Soliloquy, or advice to an author.

Was man gewöhnlich Rath geben nennt, ist nur eine Gelegenheit unsere eigene Weisheit auf Anderer Kosten zu zeigen. Wiederum ist Rath empfangen, selten mehr als jemand Gelegenheit geben durch unsere Mängel seinen Charakter zu erheben.

Ein sogenannter heiliger Schriftsteller schätzt unter allen Menschen am wenigsten die Wohlgezogenheit. Er verachtet es seinen Geist den Gesetzen der Kritik und des weltlichen Forschens zu unterwerfen. Ebenso wenig ist er geneigt irgendwie Kritik gegen sich selbst zu üben, oder Styl und Sprache nach dem Maßstabe guter Gesellschaft und gebildeter Männer zu ordnen. Er ist erhaben über Alles was wir Sitte (manners) nennen, und wiederum ungeschickt andere Mängel zu rügen, als die er Sünden nennt; obwohl er selbst sündigt gegen Wohlgezogenheit und Schicklichkeit, Grammatik, Beweisgründe und verständigen Sinn. — Es würde schlecht mit der Menschheit stehen, wenn die für Religion Patentirten, auch beauftragt würden für allen Unterricht, für Sitte (manners), oder Gespräche (conversation). Mag die Bühne unterrichten, wie die Kanzel.

Wir waren so glücklich die dramatische Dichtkunst und die Bühne so hoch zu heben, als es der Genius unseres Volkes

erlaubt. Der hohe Geist der Tragödie kann nicht bestehen, wo der Geist der Freiheit mangelt. Der Genius dieser Dichtungsart besteht in der lebhaften Darstellung von Unordnungen und Elend der Großen; zu dem Zwecke daß die niedriger Gestellten belehrt werden sich ihres sicherern Standes zu erfreuen, und die Gleichheit und Gerechtigkeit schützender Gesetze anzuerkennen.

Viele unserer neuern Schriftsteller richten sich ganz nach dem Geschmacke des Publikums, und der unregelmäßigen Fantasie der Welt. Sie gestehen daß sie verkehrt und thöricht schreiben, um sich dem Sinne der Gegenwart anzuschmiegen. In unseren Tagen machen die Zuhörer den Dichter, der Buchhändler den Schriftsteller, und jeder Urtheilsfähige kann sich vorstellen, welcher Vortheil daraus entsteht für das Publikum, und für Ruf und Ehre des Schriftstellers!

4) Letters.

Es ist ein Unglück der Jugend, ja nicht bloß der Jugend, sondern des menschlichen Geschlechts, daß es tausendmal leichter ist die höchsten Ideen von Tugend und Güte auszubilden, als das Geringste auszuüben.

Es ist weit besser weniges Vortreffliche, als viel und vielerlei zu lesen. Vor Allen meide man streitsüchtige Schriften und Schriftsteller.

Hobbes Charakter und sklavische Grundsätze in Hinsicht auf Regierungen, nahmen das Gift seiner Philosophie hinweg; aber Locke traf alle Grundlagen, und trieb Ordnung und Tugend zur Welt hinaus. Die Frage ist nicht wenneher gewisse Ideen in dem Menschen hervortreten; sondern ob seine Natur, seine Constitution so ist, daß früher oder später die Idee, das Gefühl für Ordnung, Vorsehung, Gott, unfehlbar, unvermeidlich, nothwendig in ihm hervorbrechen müssen. Nach Locke hat die Tugend kein anderes Maaß, Gesetz, oder Vorschrift, als Mode und Gebrauch. Sittlichkeit, Billigkeit, Gerechtigkeit hängen angeblich allein ab von vorhandenen Gesetzen und eigenem Willen.

Hienach sind recht und schlecht, Tugend und Laster nichts an

sich selbst; es ist hievon keine Spur, oder Idee dem menschlichen Gemüthe von Natur eingeprägt. Dies ist eine sehr ärmliche Philosophie.

5) An inquiry concerning Virtue and Merit.

Ich habe Leute gekannt welche den Schein großen Eifers für Religion an den Tag legten, denen es aber an den einfachsten Gesinnungen der Menschlichkeit fehlte, und die sich außerordentlich entartet und verderbt zeigten. Andere dagegen welche wenig Achtung vor Religion zeigten und wie Atheisten betrachtet wurden, beobachteten die Gesetze der Sittlichkeit und handelten so wohlmeinend und liebevoll, daß man fast gezwungen wurde sie als tugendhaft anzuerkennen.

Ein vollkommener Deist glaubt, daß alle Dinge geordnet und regiert werden zum Besten, durch ein vorbestimmendes Prinzip, oder ein nothwendig gutes und dauerndes Wesen. Der vollkommene Atheist läugnet dies Alles und überläßt Jegliches dem Zufalle. Wie zwei, drei, oder mehr gute Wesen an die Spitze stellt, ist ein Polytheist. Wer nicht annimmt daß diese Wesen nothwendig gut sind und das Beste bezwecken, sondern nach Willkür und Einfällen handeln, ist ein Dämonist. Wenige Menschen denken jedoch folgerecht und gleichartig über so schwierige Dinge wie die Anordnung und Regierung der Welt. Man kann deshalb nur das eines Menschen Meinung nennen, was ihm angewöhnt ist und bei den meisten Veranlassungen hervortritt.

Wenn jemand im Einzelnen noch so gut handelt, im Grunde aber nur von Selbstsucht bewegt wird, ist er an sich noch lasterhaft. Es bleibt verkehrt zu behaupten, es sey gerecht jemand für eines anderen Schuld leiden zu lassen, oder ihn willkürlich und ohne Grund zur ewigen Glückseligkeit, oder ewigen Verdammniß hinzuweisen. Entsagung in dieser Welt, unter der Bedingung weit größerer Vergnügungen und Genüsse in jener, ist nur ein eigennütziger Handel, und kein Beweis des Werthes und der Tugend. Es ergiebt sich vielmehr, daß in mancher

Beziehung nichts der Tugend schädlicher seyn kann, als der schwächliche und unsichere Glaube an künftige Belohnungen und Strafen.

Die Neigungen und Gesinnungen eines Tugendhaften müssen nicht bloß in Beziehung auf ihn selbst, sondern auch auf das Publikum, die Gesellschaft, recht seyn und aus einem Stück. Wo dies fehlt ist nur Verderbniß und Laster. Sittlichkeit stiftet überall Nutzen, Unsittlichkeit bringt nach jeder Richtung Schaden. Ein religiöses Gewissen setzt voraus ein natürliches und sittliches Gewissen. Dies muß geübt und geschärft werden. Zu starke, eigenliebige Eigenschaften machen elend. Wer vorzugsweise Neigung hat zur Ruhe, Muße, einem weibischen Temperament, wem Arbeit und Beschäftigung zuwider ist, der geht unvermeidlichem Elende und Plagen entgegen. Schlecht, oder lasterhaft seyn, heißt so viel als elend und unglücklich seyn. Dies ist so gewiß und erwiesen, als irgend ein mathematischer Satz. Jeder Fortschritt in Rechtlichkeit und Tugend, ist ein Fortschritt zum größten und ächtesten Glück. Die Tugend ist Stütze und Schmuck aller menschlichen Angelegenheiten, erhält Einigkeit und Freundschaft, macht Familien und Völker blühend und glücklich; ohne sie geht Alles zu Grunde!

6) The Moralists.

Woher kommt es daß wir Neueren so viel Abhandlungen und essays besitzen, und vom Gespräche, vom Dialog, so wenig Gebrauch machen? Weil es jetzt falsch und eine Lüge wäre, so viel Verstand, Inhalt und gründliche Erörterung in die Zeit einer Stunde zusammen zu pressen.

Wir haben eine sonderbare Laune Schöpfer zu seyn, und alle Geheimnisse der Natur zu ergründen; ja Menschen zu machen auf eine andere, als die bisher natürliche Weise. — Jede Sekte hat ihr Recept! Kennt ihr es, so seyd ihr Meister der Natur, seht alle ihre Plane, versteht alle ihre Erscheinungen, und könnt über jede ihrer Thätigkeiten Rechenschaft ablegen, und

leichter eine Welt erschaffen, als Archimedes sich erbot sie zu bewegen!

Es giebt Rationalisten welche behaupten alle Dinge zu kennen, weil sie wenig, oder nichts glauben; Andere, welche nichts wissen, glauben Alles. Manche Gegner der Schwärmerei, zeigen so wenig Eifer, Theilnahme und Wärme, in Hinsicht auf das was sie ihre vernünftige Religion nennen, daß Verdacht entsteht ob sie in irgend einer aufrichtig verfahren.

Viele religiöse Schriftsteller und heilige Redner schelten auf sittliche Tugend, als sey sie eine Art von Stiefmutter und Gegnerin der Religion. Sittlichkeit, Moralität (heißt es) muß nicht genannt werden, die Natur hat keine Ansprüche, Vernunft ist ein Feind, gemeine Gerechtigkeit eine Thorheit, Tugend ein Elend!

Das Wesen eines Deisten, eines Gottesverehrers, steht nicht in Widerspruch zum Christenthume. — Diejenigen irren sehr, welche die Gedanken der Menschen dadurch auf eine bessere Welt hinlenken wollen, daß sie von der jetzigen sehr schlecht denken; vielmehr denken nur die Tugendhaften gern an jene Zukunft, obgleich diese Aussicht nicht der erste und wesentlichste Grund ihres Handelns ist.

Wer sich bemüht die Gesetze der Natur zu verrücken, im Himmel und auf Erden nach Wundern umhersucht, jedes Ding lediglich ins Wunderbare hineinzieht, bringt Verwirrung in die Welt, zerbricht ihre Uebereinstimmung, zerstört die bewundernswerthe Einfachheit und Ordnung, woraus ein unendliches, vollkommenes Wesen erkannt wird.

Nur den Zustand darf man natürlich nennen, in welchem der Mensch verharren und seine Bestimmung erfüllen kann. Außerhalb geselliger Verhältnisse ist dies unmöglich.

Durch unsere schwachen, mit mechanischen Mitteln gestärkten Augen, erkennen wir in allen Werken der Natur, die vollendetste Kunst, eine verborgene Scene von Wundern, Welten in Welten von unendlicher Kleinheit, hinsichtlich der Kunst jedoch dem Größten gleich, und angefüllt mit mehr Wundern als der schärfste

Sinn, die größte Kunst und die geübteste Vernunft durchdringen und entfalten kann.

7) Miscellaneous Reflections.

Von allen Streitschriften, Kritiken und Antikritiken bleibt fast Nichts übrig; sie wandern nach kurzer Frist zum Pastetenbäcker. Der augenblickliche Spaß geht bald vorüber.

Die Masse des Aberglaubens wächst oft mit der Zahl der Priester, Wahrsager, Propheten, oder derjenigen die ihren Unterhalt, oder andere Vortheile aus religiösen Angelegenheiten beziehen.

Ursprünglich hatte unsere heilige Religion nichts zu schaffen mit Philosophie und Spekulation; ja sie schien diesen entgegengesetzt zu seyn. Zum wahren Philosophen gehört nicht bloß ein Kopf, sondern auch Herz und entschlossener Charakter.

Selbst der Atheismus ist nicht frei von Schwärmerei, welche bis zum Märtyrerthum steigen kann. Er haßt alles Geistige und treibt Götzendienst mit dem Materiellen.

Die alte Hierarchie erscheint in Hinsicht auf ihre erste Gründung, Kirchenzucht, Festigkeit der Gestaltung und Verfassung, sogar denen in mancher Beziehung groß und ehrwürdig, welche keine schwachen Augen haben. Jene waren geistliche Eroberer, gleich den ersten Cäsaren, und legten den Grund zu einer Universalmonarchie. Selbst die willkürliche Herrschaft, geübt von einer geistlichen, so ausgedehnten, so alten und dauerhaften Macht, erscheint weniger unerträglich als die kleine Tyrannei und angebliche Politik einiger neuen Prätendenten.

Nur da kann ein vernünftiger Glaube vorhanden seyn, wo man Prüfung und Vergleichung erlaubt, und aufrichtige Duldung stattfindet.

Es giebt keinen geeignetern Weg die heiligsten Wahrheiten verdächtig zu machen, als sie mit Drohungen und Schrecken aufzuzwingen.

Von allem Haß dauert der religiöse (ohne genügenden Grund) am längsten. Herrschende Religionsparteien verfolgen, unterdrückte

empfehlen Mäßigung und Duldung. Milde und brüderliche Liebe sind schöne Worte; wer kann sich träumen lassen daß in ihrem Gefolge sich finden Ruthen, Martern, Galgen, Feuer!

Das Interesse einer wahrhaft frommen Geistlichkeit ist nothwendig verbunden mit Bildung und klassischer Litteratur; hier findet sie Mittel alle Einwürfe ihrer Gegner zu widerlegen. Aberglaube dagegen, Bigoterie, Frömmelei, Schwärmerei, verknechten Verstand und Vernunft, und lassen zuletzt Zwang und Tyrannei als den natürlichen Zustand des menschlichen Geschlechts erscheinen.

Sich von frei begründeten Gesetzen entbinden, regieren nach dem Belieben der täglichen Willkür und nach Grillen, bei jeder Wendung die Regel und das Maaß der Regierung ändern, ohne Rücksicht auf alte Bestimmungen und Einrichtungen, auf Billigkeit und Gerechtigkeit; — ist Gewalt, Zerstörung, Elend und Sklaverei.

Ein begründeter und richtiger Geschmack kann nicht entstehn und zu Tage kommen, ohne die vorhergehende Arbeit der Kritik. Deshalb erklären wir offenen Krieg gegen die trägen, sorglosen Schriftsteller, Leser, Hörer, Schauspieler, Zuschauer, welche nach ihren Launen und Grillen allein entscheiden was anmuthig und schön sey, und alle Kritik verwerfen, durch welche sie allein die Schönheit und den wahren Werth jedes Gegenstandes entdecken können.

Machen Sie sich zu einem heiligen Gesetz, Ihr Auge und Ihre Einbildungskraft, die sich zu dem Lustigen und Muthwilligen hinneigt, gehörig zu zügeln; halten Sie sich hauptsächlich an das, was anfänglich für Sie nicht eben viel Reiz hat, an die edeln, großen, durchgebildeten Werke der anerkanntesten Meister. Wenn Sie bei dem ersten Anschauen keine Reize und Annehmlichkeiten an ihnen finden, so bleiben Sie länger dabei stehen; sehen Sie sich tiefer und tiefer in das Bild hinein, und wenn Sie einen Reiz entdeckt haben, machen Sie sich ihn zu nutze, copiren Sie ihn, und unterhalten Sie die Idee und wenden Sie allen Fleiß an, bis Sie sich einen richtigen Geschmack zu eigen

gemacht haben und das, was wirklich schön ist, empfinden und beurtheilen lernen.

49.

Lord Bolingbroke (1672—1751) war eben so weit entfernt von der freiwilligen litterarischen Muße des Grafen Shaftesbury, als von den verbrecherischen Irrwegen Lord Bacons. Dennoch ist zunächst sein politisches Benehmen als wankelmüthig und zweideutig bezeichnet worden, theils mit Recht, theils mit Unrecht. Bei den Unterhandlungen über den utrechter Frieden, verfuhr er allerdings nicht mit edler, großartiger, kühner Offenheit und genügender Vorsicht; mit Recht aber hielt er dafür, daß England nicht verpflichtet sey so lange Krieg zu führen bis die ganze spanische Monarchie in den Händen der Habsburger sey. Bolingbroke kehrte vielmehr zu den politischen Ansichten König Wilhelms III., und dem ursprünglichen Inhalte des großen Bundes gegen Frankreich zurück.[1]) Daß er sich dem Prätendenten anschloß, war weniger ein Unrecht, als ein Irthum, der sehr bestraft ward durch die ihm undankbar wiederfahrne Zurücksetzung.

[Bouterwek 8, 267.]

Heimgekehrt nach England und ausgeschlossen vom Oberhause, wandte er sich zu litterarischen Arbeiten, und ward durch Scharfsinn und Beherrschung der Form ein sehr interessanter und lesenswerther Schriftsteller. Er gehört zu der Reihe von Autoren, welche bisweilen von oben herab beurtheilt werden, weil sie nicht streng systematisch vortragen. Ihre Einwirkung ist aber in Wahrheit viel größer und verdient weit mehr Aufmerksamkeit, als Pedanten ihnen zuzuwenden geneigt sind. Mithin haben wir um so mehr Grund aus seinen Schriften (wie aus denen Shaftesburys) umständlichere Auszüge zu geben, damit

1) Siehe seine ungemein lehrreichen Briefe über das Studium der Geschichte. Daselbst (S. 98) über die älteste Geschichte Roms.

sich zeige ob und in wiefern die harten Vorwürfe wohlbegründet sind, welche man ihm wegen seiner politischen, philosophischen und religiösen Grundsätze gemacht hat.

„Gottes Daseyn ist erwiesen und Streiten gegen diese Demonstration erscheint unpassend (impertinent). Ja der Gottesläugner hat nur noch einen Schritt zu thun, um bei dem Gipfel aller Thorheit (absurdity) anzulangen und sein eigenes Daseyn zu läugnen; denn die unmittelbare Erkenntniß und Gewißheit von dem eigenen Daseyn, verbindet dasselbe nothwendig mit dem Beweise von dem Daseyn Gottes, und die letzte Gewißheit ist eben nicht geringer als die erste; sie beruht vielmehr auf der nothwendigen Verbindung der klarsten, deutlichsten und inhaltreichsten Ideen.

Dennoch hat Gott unserer Neugier, oder Wißbegier, Schranken gesetzt, welche zu übersteigen man seit Plato bis Malebranche sich vergebens abmühte. Wir kennen die Gesetze nicht, nach welchen äußere Gegenstände auf uns Eindruck machen; wir wissen nicht wie Körper auf Körper, und Geist auf Geist einwirkt: unsere Unwissenheit über die Ursachen, hindert aber keineswegs unsere Einsicht in die Wirkungen.

Die Sinnlichkeit würde zur Bildung des Verstandes wenig nützen, wenn wir keine andere Fähigkeit besäßen, als die des bloß leidenden Aufnehmens. Wiederum aber würden diese anderen Fähigkeiten, ohne Sinnlichkeit, nichts haben, worauf sie wirken könnten. Sinnlichkeit ist die größere, Reflexion die kleinere Quelle der Ideen. Diese aber sind klar und deutlich, ja man kann sagen daß sie mehr wahre Erkenntniß hervorrufen, als die erste. Die Sinnlichkeit gab die Veranlassung zu denselben; aber sie waren, genau zu reden, niemals in der Sinnlichkeit. Fast noch schwieriger als die sinnlichen Eindrücke, sind die Wunder des Gedächtnisses zu erklären.

Sinn und Geist müssen zusammenwirken, um Kenntnisse von der Natur zu erwerben, aber der letzte darf nicht vorschreiten ohne den ersten. Der Versuch, das Experiment, ist die Feuersäule, welche uns in das gelobte Land führt. Descartes System

blendete nur auf kurze Zeit, und Leibnitz (der viel Kenntniß und Scharfsinn, aber noch mehr Spitzfindigkeit und Anmaßung besaß) hat den Philosophen die Pflicht auferlegt, Physik und Metaphysik zu verunreinigen (adulterating). Und doch ist, nächst der Moralphilosophie (ohne jene metaphysische Zuthaten) keine Beschäftigung so würdig des menschlichen Geistes, als die mit der Naturphilosophie und mit den Künsten und Wissenschaften, welche dieselbe fördern.

Der Geist verfährt oft nach Weise der Fürsten und Staaten. Er giebt Münzen aus von Kupfer und Erz, die in den verschiedenen philosophischen und theologischen Münzstätten geprägt werden. Aber in den Sekten, wie in den Staaten, geht die Täuschung vorüber und niemand wird reicher dadurch. Die meisten unserer metaphysischen und logischen Ideen und Begriffe sind unsicher, schwankend und fantastisch; meist aus Mangel an Maßstäben, Kriterien, mittelst welchen wir sie an den Gegenständen prüfen und erproben könnten, oder weil wir diese Prüfung da unterlassen, wo sie uns möglich wäre. Und doch sollten Freunde der Wahrheit nicht von Philosophen und Geistlichen abhängig seyn.

In neuerer Zeit hat man sehr große Fortschritte und Erkenntniß der körperlichen Welt und seit Jahrtausenden sehr wenig Fortschritte in Erkenntniß der (unzugänglichen) geistigen Welt gemacht. Dennoch giebt es noch immer Leute, die von der göttlichen Weltregierung in ebenso zuversichtlicher Art reden, wie von ihren eigenen erbärmlichen Angelegenheiten. Dies nennen sie Theologie. Aus den Grillen ihrer Einbildungskraft erbauen sie geistige und körperliche Welten. Besser seine Forschungen auf die von Gott vorgeschriebenen Gränzen beschränken, innerhalb welcher es noch unermeßlich viel zu thun giebt. Besser seinen Leib genau kennen lernen, als zu zweifeln ob er vorhanden sey; besser den eigenen Geist erforschen (woher man überhaupt allein Kenntniß vom Geiste erlangen kann) als gleich Malebranche zu träumen, daß man den göttlichen Logos befrage.

Auch ohne ein Volk wie die Juden, würde die Kenntniß von einem wahren Gotte erworben und erhalten seyn. Diese Kenntniß erstreckt sich aber nicht bis zu dem innersten Wesen und den physischen und moralischen Eigenschaften Gottes, nicht über das hinaus, was seine Werke zeigen und mittheilen. — Es ist gleich thöricht anzunehmen es gebe zwei unabhängige, gleichgestellte Götter, als es gebe nur einen allmächtigen und allweisen, der aber einem untergeordneten Wesen erlaube, sein Werk in jeder Weise zu verunstalten und zu verderben.

Platon war ein heroischer, dithyrambischer Dichter; wo er aber von diesen Höhen hinabsinkt, geräth er in langweilige, sokratische Ironie, leere Hypothesen und unbedeutende Anspielungen, welche nichts von dem erklären und beweisen, was zu erklären und zu beweisen war. Doch übte er von seiner Akademie, wie später Bernhard von Clairvaux von seiner Zelle aus, eine größere Gewalt über die Gemüther, als viele Fürsten und Helden mit aller Anstrengung. Aber er hat auch in allen Zeiten und Kirchen Schwärmer erzeugt; so besonders in der christlichen die seraphischen Heiligen und die ausschweifendsten Ketzer. Der Platonismus schützte die künstliche auf Offenbarung gegründete Theologie, und diese diente wiederum jenen zu erhalten. Solch ein ursprünglicher Mangel hat sich, wie die Erbsünde, durch alle Geschlechter hindurch fortgepflanzt.

Das Christenthum hat den Schriften des alten Testaments erst ein Ansehn verschafft, das sie vorher nicht hatten. Juden und Christen halten sie in Ehren, verdammen aber gegenseitig ihre Auslegungen. Wir finden alte, zusammengetragene Sagen, spätere Abkürzungen früherer Nachrichten, Genealogien welche nicht ausreichen darauf ein System der Zeitrechnung zu gründen. — Moses hat nicht den ganzen Pentateuch niedergeschrieben, und die Lehre von einer unmittelbaren göttlichen Eingebung aller jener Schriften, ist unhaltbar.

Möge man über die Offenbarungen im neuen Testamente denken wie man will, so viel steht fest: weder die äußeren Zeugnisse, noch die innere Kraft der Lehre war solcher Art, daß

sie allen Widerspruch aufgehoben und allgemeine Zustimmung erworben hätte. Die Offenbarung theilt in dieser Hinsicht das Schicksal der Vernunft. Der Abweichungen, Streitigkeiten, Verketzerungen, sind nur zu viele; und die Juden zeigten sich nicht fähiger für Annahme und Verbreitung der neuen Lehre, als die Heiden. Der Uebergang von Unwissenheit zur Erkenntniß ist kürzer und leichter, als vom Irthum zur Erkenntniß. — Je wichtiger ein Gegenstand ist, desto mehr müssen wir gegen die Täuschungen und Verführungen bloßen Ansehns, bloßer Autorität auf der Hut seyn. Die Grundlage der natürlichen Theologie ist die natürliche, das heißt experimentirende, die Erfahrungsphilosophie, und diese Grundlage ist besser als alle Autorität. Es giebt keine Offenbarung, welche der Vernunft nichts zu thun übrig ließe.

Wenn eine Offenbarung mit Erfolg durch alle vernünftigen Prüfungen hindurchgegangen ist, wenn sie alle Glaubwürdigkeit menschlicher Zeugnisse für sich hat, in allen Theilen folgerecht erscheint, nichts enthält was der rechten Erkenntniß von einem höchsten Wesen und der natürlichen Religion widerspricht: so verdient sie mit der größten Ehrfurcht, Unterwerfung und Dankbarkeit angenommen zu werden. Die Vernunft hat alsdann alle ihre Rechte geübt und übergiebt uns dem Glauben. Es ist gleich unvernünftig, vor all diesen Prüfungen zu glauben, und nach ihnen zu zweifeln.

Nie ist eine Religion auf Erden erschienen, so geeignet wie die christliche, Friede und Glück unter den Menschen zu verbreiten. Scheint das Gegentheil eingetreten zu seyn, so liegt der Fehler nicht an der Religion, sondern an der Theologie, welche man mit der Büchse der Pandora vergleichen könnte. Obenauf liegen allerlei gute Dinge, tiefer unten folgen größere Uebel. Können wir diese Büchse nicht verschließen, so ist es doch gut zu wissen daß sie offen steht. Die Offenbarung ward nicht gegeben, die Menschen von der Vernünftigkeit der Moralität zu überzeugen, sondern deren Anwendung durch eine höhere Autorität einzuschärfen.

Gewisse Vorschriften (z. B. keinem Unrechte und keiner Beleidigung zu widerstehen, nicht für den morgenden Tag zu sorgen, Alles zu verkaufen um Christus nachzufolgen) mögen für Christi unmittelbare Begleiter und Schüler gegolten haben; Vernunft und Erfahrung erweisen dagegen, daß sie, als allgemeine Pflichten betrachtet, unpraktisch, mit dem Instinkt und den Gesetzen der Natur unverträglich und für die Geselligkeit zerstörend sind. Man hat sie bei Seite gelegt, und nur einige Mönchsorden geben vor, sie zu beobachten. Ja unbegnügt mit den Vorschriften Christi, hat die Kirche neue Gewalten, Rechte, Pflichten, Sünden, Ceremonien, Gebräuche u. s. w. erfunden, welche alle zum Vortheile der Geistlichen dienen, die Christen von der Geburt bis zum Tode belästigen, und oft dem Geiste und dem Buchstaben des Evangeliums geradezu widersprechen. Hiemit steht eine Erscheinung in Verbindung, welche erst mit dem Christenthume in die Welt trat: daß man nämlich die härtesten Verfolgungen billigte wegen Meinungen und Ansichten, oft der abstraktesten Spekulation, welche für bürgerliche und religiöse Interessen von der geringsten Wichtigkeit waren.

Wir können den Apostel Paulus als den Vater der künstlichen Theologie betrachten. Daher so viele Streitigkeiten, welche man irrig religiöse nennt. Wer sich für keine Partei erklärt, heißt ein Ungläubiger; wer eine Partei ergreift, wird von allen anderen dem Teufel übergeben. Da nun Rechtgläubigkeit und Ketzerei nach der Stärke und Schwäche der Parteien festgestellt wird, so wechselt nur die Rolle der Verfolger und Verfolgten; aber Verfolgung und Unduldsamkeit selbst nimmt kein Ende! — Siegten die Atheisten, so würde alles religiöse Gewissen und Bewußtseyn ein Ende nehmen; siegten Latitudinarier so zerbröckelte das Christenthum in unzählige kleine Sekten; siegen die Ueberstrengen, so wird Verfolgungssucht ihr Grundsatz, zum Verderben der Staaten und zur Schande der Christenheit.

Schwärmerei ist so wenig Beweis für die Wahrheit einer Religion, als das Märtyrerthum Beweis für eine gute Sache. — Findet man wohl in den heidnischen Systemen einen Gott, der

seinen unschuldigen Sohn opfert, um seinen Zorn über einen Dritten zu stillen? Oder einen Gott, der zugleich sein eigener Vater und sein eigener Sohn ist?

Eine Hauptquelle von Irthümern ist die Annahme: daß die ganze Welt nur um der Menschen willen gemacht, und ihr Standpunkt der Betrachtung und Beurtheilung der einzig richtige sey.

Orthodoxie hat an einer Stelle und zu einer Zeit diesen Inhalt, und ist wiederum etwas Anderes an anderen Stellen und Orten. So wurden z. B. in England Leute zu dem Glauben gezwungen, für welchen man sie ein andermal verbrannte. Kann man glauben, der rechtlichste alle Gebote der natürlichen Religion erfüllende Mann, werde ewig verdammt, wenn er nicht alle Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten des athanasischen Bekenntnisses glaubt? Jedes Kind werde ewig verdammt, das nicht mit dem Taufwasser abgewaschen sey? Nach solchen Erfindungen künstlicher Theologie vertheilen die Priester der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, Lohn und Strafe!

Ich sage nicht, der Glaube an ein künftiges Leben sey ein Irthum; ich sage nur, es könne durch die Vernunft nicht demonstrirt, erwiesen werden. Die wahre Grundlage dieses Glaubens ist in der Offenbarung gegeben. — Mögen Andere über ihren künftigen Zustand besorgt seyn, sich fürchten, oder freuen, je nachdem Vorurtheil, Einbildungskraft, Gesundheit, Krankheit, ja ein finsterer Tag, oder heller Sonnenschein auf sie einwirken: die Ruhe meines Gemüths gründet sich auf den unwandelbaren Felsen daß mein künftiger, wie mein jetziger Zustand, von einem allmächtigen und allweisen Schöpfer angeordnet ist, und diejenigen gleich thöricht und anmaßend sind, welche fantastisch in die Zukunft hinüberschweifen, oder sich über die Gegenwart beklagen."

Diesen Mittheilungen aus Bolingbrokes philosophischen und theologischen Schriften, mögen einige charakteristische Stellen aus seinen politischen Abhandlungen folgen.

„Niemals lebten die Menschen außerhalb aller Geselligkeit.

Politische Gesellschaften erwachsen aus den natürlichen; und bürgerliche Regierungen bilden sich nicht durch das Zusammenlaufen von Einzelnen, sondern nur durch das Aneinanderschließen von Familien. Von Natur giebt es keine persönliche Gleichheit aller Menschen; es zeigt sich vielmehr unter ihnen eine größere Verschiedenheit, als bei irgend einem anderen Geschlecht erschaffener Wesen. Es gab nie eine bloße Anarchie, ohne irgend eine Art der Regierung. Die Art wie Filmer alle Gewalt unbedingt den Königen zuschrieb, ist eine der größten Thorheiten, welche je zu Papiere gebracht wurden. Lockes Eifer, diese falschen Lehren über Regierung zu widerlegen und die Sache der Freiheit zu vertheidigen, führte ihn aber irrig in ein anderes Aeußerstes. Er nimmt einen Stand der Natur an, wie er nie vorhanden war, und läßt die bürgerlichen Gesellschaften auf eine niemals ausgeführte Weise gründen.

Ich empfehle keinen Geist der Willkür und des Widerspruchs, woraus Aufruhr und Unordnung hervorgeht, und der jeden Staat häufigen und gefährlichen Kämpfen aussetzt. Ebenso wenig billige ich jene verdrießliche Stimmung, welche bisweilen vorherrscht und die Harmonie der geselligen Verhältnisse auflöset. — Aber Worte, Gesetze, Befehle schützen die Freiheit nicht, sobald der Geist entweicht, welcher ihr das Leben gab. Auch sind die besten Gesetze ein todter Buchstabe, ja oft ein Uebel, wenn man sie nicht muthig und ehrlich anwendet.

Der Geist der Freiheit behält überall das allgemeine, nationale Wohl im Auge und opfert sich für dasselbe, während ihm persönliche und Privatvortheile gleichgültig sind. Der Geist der Faktion hingegen, wird lediglich für diese Vortheile thätig, und kümmert sich in keiner Weise um jenes Wohl.

Woher die erstaunenswerthen Wirkungen der Regierung der Königin Elisabeth? Weil sie die Liebe des Volks gewann; ja sie ward bald die geliebteste, popularste Person im Königreiche.[1])

1) Neal, der Geschichtschreiber der Puritaner (I, C. 8) sagt: She was the glory of the age in which she lived, and will be the admiration of posterity.

Während ihrer Regierung war der Sinn des Hofes, des Parlaments und des Volks einer und derselbe, und wenn sie von ihrer eigenen Stärke Gebrauch machte, setzte sie das ganze Volk in Bewegung. Nichts von dem was sie forderte ward ihr vom Parlamente abgeschlagen, weil sie nichts forderte was das Parlament abgeschlagen hätte. In den Herzen ihrer Unterthanen lag ihre Sicherheit, und sie konnte deshalb Zweifel über ihren Rechtstitel verachten. Natur und Kunst bildeten sie für ihren Beruf. Sie besaß Würde, ohne Stolz, und wenn sie sich um den Beifall des Volks bemühte, so that sie es wie eine Königin, und jede That und ihr ganzes Leben bestätigte zugleich ihre Güte und ihre Weisheit. Sie ward von dem Geiste der Freiheit gestützt und getragen; sie bezwang hingegen den Geist der Faktion.

Der bloßen Spekulation erscheint nichts thörichter, als ein erbliches Anrecht, Menschen zu regieren: in der Praxis ist nichts thörichter, als bei jeder Thronerledigung einen König zu erwählen. — Eine gemäßigte Monarchie ist die beste aller Verfassungen, eine Erbmonarchie die beste der Monarchien. — Aechte Vaterlandsliebe beruht auf großen Grundsätzen, und wird durch große Tugenden gestützt. Unbedingte Unveränderlichkeit kann und soll in keiner menschlichen Angelegenheit erreicht werden. Nie darf ein König bloß durch eine Partei regieren: er soll der Vater seines ganzen Volks seyn."

So weit meine kurzen Auszüge aus Bolingbrokes Schriften. Ich habe mich (wie immer) bemüht, nicht das Tadelnswerthe, sondern das Anziehendste und Lehrreichste auszuheben. Man kann Bolingbroke nicht den tiefsinnigsten Philosophen, oder Theologen gleichstellen; aber noch weniger ihn mit leichtsinnigen Schwätzern, oder gar mit Atheisten in eine Klasse werfen. Er hat unabweisliche Ansichten und Aufgaben mit Geist und Ernst hingestellt, und wenn auch seine Lösungen nicht überall genügen, doch viele schwache Stellen des Gebäudes nachgewiesen[1]), und

1) Z. B. durch seine Kritik der Schriften des alten Testaments, woran

aus dem Schlafe der Trägheit, oder Anmaßung, zu neuer Thätigkeit und festerer Begründung, löbliche Veranlassung gegeben.

Es sey erlaubt von dieser Stelle aus einen Blick zu werfen in die Vergangenheit und in die Zukunft. Die Scholastik hatte sich (wie ich schon bemerkte) die sehr große und schwierige (ja unlösliche (Aufgabe gestellt, die gesammte christliche Dogmatik (in allen ihren Grundzügen und erkünstelten Zusätzen) wissenschaftlich zu begründen, und zugleich das Wesentliche der griechischen, besonders aristotelischen Philosophie damit zu verbinden und auszusöhnen. Der Versuch Luthers, Bacons, Descartes, Jansenius u. A. die letzte philosophische Hälfte fast ganz zu verwerfen, mißlang; schon Melanchthon lenkte zur richtigen Mitte zurück, und die Philologen überzeugten sich bald, daß sie ihre Wissenschaft weder den Freunden, noch den Gegnern der alten Dogmatik auf die Dauer opfern dürften.

Obgleich Luther (wie Dryden sagte) weit den größten Theil derselben in seine Lehre aufgenommen hatte, ließ sich doch voraussetzen daß so gewaltige Bewegungen nicht zu gleichen Zielen führen würden. Das augsburgische Bekenntniß, die tridenter und dordrechter Kirchenversammlungen, die Concordienformel, die von Pius IV. vorgeschriebene Glaubensformel, der römische Katechismus, die 39 Artikel u. a. m., galten den verschiedenen Religionsparteien für weise Gesetzgebungen, an denen für die Ewigkeit festzuhalten sey. So unendlich viele Mühe man sich auch bis auf den heutigen Tag gegeben hat, diese Lehren und Gesetze zur steten und allgemeinen Anerkennung zu bringen, so muß doch jeder Versuch die welthistorische Entwickelung zu versteinern und für immer in die Fesseln zeitlicher, menschlicher Formen und Formeln zu schlagen, jedesmal mißlingen. Auch

---

sich viele neuere Untersuchungen anreihen. Er sagt: die ältesten Sagen are at best no more than fanciful preludes, that try the instruments and precede the concert. Letters 44. Es ist, bemerkt er an einer anderen Stelle, kein großes Verdienst to make fair copies of foul manuscripts, give the signification of hard words, and take a great deal of other grammatical pains. S. 3.

zeigen ja schon jene confessionellen Gegensätze und Verschiedenheiten, daß sie nur gebrochene Strahlen eines höheren Lichtes sind.

So, nach der theologischen Seite. Noch weniger aber konnte man erwarten, daß die Philosophen sich derlei Fesseln unterwerfen würden; vielmehr hatte es keinen Zweifel, nach dem angeblichen Sturze des Aristoteles, werde die zweite Hälfte der Scholastik (die Dogmatik) nicht unangetastet bleiben. Wenn Bacon und Hobbes Streitigkeiten mit Theologen zu vermeiden suchten, Locke eine Vermittelung für möglich hielt und Bolingbroke keineswegs das Religiöse mit frivolem Leichtsinn behandelt, sondern es von Auswüchsen (oder was er dafür hielt) reinigen möchte; finden wir nunmehr ein stufenweises Herabsinken, eine allmählige Verkümmerung der theologischen und philosophischen Ansichten. Dem Zuviel der Scholastik folgte ein Zuwenig der neueren Zeiten: beides hat sich überlebt und der Glaube, einseitige Wiederherstellung, oder Wiedergeburt, sey das rechte Ziel, wird sich auf die Dauer auch nicht bewähren. Ehe wir aber von dieser weiteren, besonders französischen Entwickelung sprechen, wollen wir (um etwanige Ermüdung zu vermeiden) über einige englische Dichter Bericht erstatten.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

Seite 11,	Zeile 3	v. o.,	statt: übrigen,	lies: der übrigen
» 48,	» 7	v. u.,	st.: die jonische,	l.: der jonischen
» 62,	» 9	v. u.,	st.: Ecclogen,	l.: Eclogen
» 95,	» 11	v. o.,	st.: Prtrarka,	l.: Petrarka
» 113,	» 1	v. u.,	st.: vieler kleinen Lehrjungen,	l.: vieler Dichter, oder
» 130,	» 5	v. o.,	st.: viele italienische,	l.: vielen italienischen
» 171,	» 14	v. o.,	st.: von keiner,	l.: durch keine

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Zweiter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

Inhaltsübersicht des zweiten Theils.

Vierte Abtheilung.

Vierte Abtheilung.

50.

Sowie die Dichter von einem, aller Bildung vorhergehenden goldenen Zeitalter fabeln, so suchen die meisten gebildeten Völker nach einem goldenen Zeitalter in ihrer Litteratur. Ein solches möchte für die Griechen das perikleische, für die Römer das des Augustus seyn; sofern man dies von Lukrez bis Ovid ausdehnt. Bei aller Bedeutung der Zeit der Medicäer, liegen doch Dante, Petrarka und Boccaz vor, Ariost und Tasso nach demselben; das Gold hat sich also nicht an einer Stelle und in einer bestimmten Zeit gefunden. Im Vergleiche mit Marot, Ronsard und Malherbe, zeigen die Schriftsteller aus der Zeit Ludwigs XIV. so unläugbare Fortschritte, daß man ihre Ansprüche im Wesentlichen anerkennen muß. — Dem nachstrebend wollten die Engländer nun auch ihr goldenes, augusteisches Zeitalter haben, und gaben diesen glänzenden Namen, dem Zeitraume der Königin Anna. Mit Unrecht! Man verkannte nämlich, daß die größere Zeit bereits vorüber und ein bedeutendes Herabsinken eingetreten war. Welche Riesengeister, Spenser, Shakspeare, Milton, im Vergleiche mit Addison, Dryden und Pope!

Beginnen wir mit Addison (1677—1719). Er war ein vielbegabter, kenntnißreicher, durchaus sittlicher Mann, und die letzte, preiswürdige Eigenschaft, hatte wesentlichen, heilsamen Einfluß auf seine Schriftstellerei. Steele stiftete nämlich das erste mit größtem Beifall aufgenommene Tagesblatt, den Plauderer (the tattler); hierauf folgte unter Addisons überwiegender Theilnahme, der Zuschauer (the spectator), dann der Vor-

mund (the guardian) u. A. Diese Blätter, vor allen der Zuschauer, hatten das große Verdienst die ungezogene, ja zuchtlose Litteratur der Zeit Karls II., zu Anstand, Zucht und Maaß zurückzuführen, den Werth der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse hervorzuheben, durch heiteren Witz und geistreiche Mannigfaltigkeit die Lässigen anzuregen, und die Verbildeten durch gemäßigte Zurechtweisungen zu beschämen. Ich möchte zwar nicht behaupten, daß man jene Reihe Bände noch jetzt von Anfang bis zu Ende, mit dem damaligen Nutzen und Vergnügen durchlesen könne; wohl aber behalten sie größeren Werth als die meisten der seitdem erschienenen ähnlichen Tagblätter.[1]) Gern theilte ich Proben mit, allein ganz kurze Auszüge zeigen nicht die eigenthümliche Behandlungsart und geschickte Abrundung, und eine Uebersetzung ganzer Nummern würde hier zu viel Raum einnehmen.

[Bouterwek 8, 239.]

Addison gewann aber bei seinen Zeitgenossen auch den laut verkündeten Ruhm eines außerordentlichen Dichters, — für sein Trauerspiel Cato. Jetzt kann man diesen Irthum kaum begreifen; denn Cato ist gewiß ein ganz mißlungenes Werk. Der erstaunliche Inhalt des größten, weltgeschichtlichen Trauerspiels ist kümmerlich zusammengeschrumpft, breite wirkungslose Rederei kann den Mangel an Beschließen und Handeln nicht ersetzen, die Heucheleien des Portius und Sempronius sind kleinlich und widerwärtig, und die Liebesgeschichten unausstehlich. Daß der mit Liebesgeschichten und Intrigen überfüllte Hof Ludwigs XIV. auf die französischen Dichter wirkte, ist zwar zu beklagen, aber nicht unnatürlich; warum aber Addison zur Zeit der, hiezu keine Veranlassung gebenden Königin Anna, so viel erbärmliche Liebesgeschichten, angeblich für die Veredlung der römischen Weltgeschichte erfand, ist unbegreiflich. Zwei Söhne Catos lieben dieselbe Portia; Catos Tochter Marcia hat ebenfalls zwei Lieb-

---

1) Macaulay empfiehlt zum Nachlesen, die Nrn. 26, 69, 159, 317, 329, 343, 517.

haber, den römischen Senator Sempronius und den afrikanischen König Juba. Sterbend ist Cato noch damit beschäftigt Heirathen zu stiften, und endet unter Sorgen, er habe sich mit dem Selbstmorde doch wohl übereilt!! — O Shakspeare! Wie weit war man abgekommen von dessen Verständniß!

51.

Es giebt Leute, die ohne bestimmten Beruf, eine bestimmte Neigung haben alle Bücher wenigstens zu durchblättern, alle Gemälde zu beschauen, alle Concerte zu besuchen u. s. w. Zu derlei allgemeinen Bestrebungen hatte ich nie Zeit und Lust; vielmehr hielt ich stets und wiederkehrend fest an den wahrhaft großen Meistern. Ja ich hege die Ueberzeugung (oder das Vorurtheil), was mich langweile, könne auch bei meinen Zuhörerinnen keine Theilnahme finden. Was mir in der Jugend mißlang, werde ich deshalb im Alter nicht nochmals versuchen: nämlich 18 Bände der Werke Drydens (1631—1701) durchzulesen.

[Bouterwek 8, 31.]

Allerdings hat Dryden lange (besonders in England) für einen der ersten Dichter gegolten. Unbefangene Kritik ergiebt daß er (nach der Weise Boileaus) Kritik kannte und übte, die Sprache beherrschte und allerhand Einzelnes geschickt erfand und zusammenstellte. Diese Vorzüge, oder Eigenthümlichkeiten, konnten aber den Mangel inniger Begeisterung und schaffender Kraft nicht ersetzen. Seine allegorischen Gedichte: die Hindin und der Panther (das heißt die Katholiken und die Protestanten), und Absalon und Ahitophel (das heißt König David und König Karl II.) leiden an den bekannten, unvermeidlichen ästhetischen, und außerdem an politischen Mängeln; die Lustspiele haben einzelne löbliche aber auch zweideutige, unsittliche Scenen, ohne ein abgerundetes Ganzes zu bilden; die Trauerspiele sind noch willkürlicher aufgebaut, und das allerdings musikalisch

brauchbare Alexanders Fest, hat erst durch Händel eine höhere Verklärung erhalten. — Zur Probe gebe ich den Inhalt eines Trauerspiels, die indische Königin, nach Hettner's Auszuge.

Montezuma, der mächtige Feldherr, liebt Horazia, die Tochter des Königs. Er bittet den König um ihre Hand; sie wird ihm verweigert, denn er ist nicht von königlichem Blute. Jetzt geht Montezuma aus Rache zum Feinde über; erkämpft einen großen Sieg, der König und seine Tochter Horazia werden gefangen. Die feindliche Königin hat sich sogleich beim ersten Anblick in Montezuma verliebt; sie will daher Horazia tödten, denn sie fühlt daß diese ihrer Liebe gefährlich ist. Da ereignet sich ein unerwartetes Unglück. Als der Sohn der Königin die Mordpläne gegen Horazia wahrnimmt, tödtet sich dieser; auch er hatte ein empfängliches Herz, und verliebte sich in Horazia. Inzwischen entsteht (man sieht nicht aus welchem Grunde) im Reiche ein Aufstand. Dadurch wird die beabsichtigte Tödtung Horazias verschoben. Der Aufstand siegt, Montezuma wird zum König ausgerufen, die Königin tödtet sich, Montezuma heirathet Horazia; denn er ist nicht nur König, sondern es erweiset sich hinterdrein auch, daß er von Königen abstammt. Dazu viel Geistererscheinungen, als himmlische Schicksalsmächte, und in den Kriegen und Aufständen viel Trommeln und Trompeten.

52.

Pope (1688—1744) war so gescheut weder Trauerspiele, noch Epopeen dichten zu wollen; denn der hochgerühmte komische Lockenraub, ist zuletzt doch nur ein heiter erkünsteltes Werklein. Pope besitzt alle nur möglichen negativen Vorzüge: man findet bei ihm nichts Anstößiges, Uebertriebenes, Maßloses, Albernes, Geschmackloses u. dgl. Aber Waschen, Kämmen, Bürsten, Frisiren u. s. w. schafft zwar allerlei Ungebührliches hinweg, kann aber die Gestalt nicht verwandeln und lebendige Schönheit

verleihen. Ebenso geht aus jenen Bestrebungen kein Dichter in höherem Sinne hervor.

[Bouterwek 8, 109.]

Popes Versuch über die Kritik (essay on criticism) enthält jedoch sehr viel gescheute, scharf ausgedrückte Lehren und Grundsätze, und steht den ähnlichen Werken Boileaus und Drydens voran. Minder gelungen ist der (mehr gelesene und bewunderte) Versuch über den Menschen; denn die tiefsten philosophischen Fragen ließen sich (trotz der Gewandtheit und des Scharfsinns), in einem solchen Gedichte nicht erschöpfend behandeln. An Sprüchen und Sentenzen findet sich jedoch Ueberfluß, z. B.: the proper study of mankind is man. Andere sind zwar oft wiederholt und angepriesen worden, aber doch nur halb wahr z. B.: the forms of governments let fools contest;

What e'er is best administer'd is best.

Sonderbar daß Pope, obgleich ein großer Verehrer Homers, ihn doch in einer Weise übersetzte, die den unübertrefflichen, unantastbaren Sänger in Wahrheit entstellt. Alles zu Allem gerechnet ist Manches von Pope (zwar nicht dichterisch, aber verständig und sprachlich vollendet) doch eher mit Beifall zu lesen, als Drydens Tragödien und Addisons Cato.

In einer durchaus verschiedenen Welt lebte, und eine von den Genannten ganz verschiedene Natur, war Swift (1667—1745). Denn Addisons einfaches nützliches Geschäftsleben, hat keine Aehnlichkeit mit Swifts leidenschaftlichem, politischen Treiben, und von der Wohlgezogenheit Popes findet sich keine Spur.

[Bouterwek 8, 216.]

Es ist hier nicht der Ort Swifts politische Kämpfe darzustellen und zu beurtheilen; jedoch können selbst seine größten Bewunderer nicht läugnen, daß er hiebei Wahrheit und Recht weniger im Auge behielt, als Parteiansichten und Parteizwecke. Ueber sein Verhältniß zu zwei edlen Frauen, Vanessa und Stella, schwebt, trotz aller Forschungen, noch ein geheimnißvolles Dunkel; gewiß wurden beide unglücklich und (wie hart auch

seine Natur war) konnte auch Swift sich dabei nicht glücklich fühlen.

Der litterarische Ruhm Swifts gründet sich (abgesehen von politischen Streitschriften) auf zwei satirische Romane, Das Märchen von der Tonne, und Gullivers Reisen. Sie sind übermäßig bewundert worden. Auch zeigen sie allerdings scharfe Beobachtungsgabe, Auffassung des Lächerlichen und Verächtlichen, Züchtigung ungebührlicher Anmaßungen und Vorurtheile, Spaß in verschiedenen Abstufungen u. s. w. Es gehört indeß ein ganz eigenes Organ dazu, sich an derlei Werken recht von Herzen zu ergötzen; es läßt sich dasselbe nicht herbeikünsteln. Schreibt doch selbst Voltaire (XXXIX, 265): „folgte ich meinem Geschmacke, so würde ich von der Satire nur reden, um einen Abscheu dagegen einzuflößen, und die Tugend zu waffnen wider eine so gefährliche Schriftstellerei."

Man hat gesagt: der Zorn macht den Vers. Kann seyn, aber er macht keinen Dichter; — und noch weniger der bittere Ingrimm, welcher bei Swift so oft hervorbricht. Lord Mahon (Hist. of England I, 69) sagt von ihm: er war kühn, rachsüchtig, rücksichtslos. Selten hielten ihn Zartheit (delicacy) und Mitleid zurück. Vollständig kannte er die niedrigen Theile der menschlichen Natur, — denn sie waren seine eigenen. — Swift (erzählt Macaulay Hist. VII, 183) war der stolzeste, ehrgeizigste, rachsüchtigste, despotischte aller Menschen.

Stelle man sich wie man will, die Satire ist im höheren Sinn keine Dichtung. Gewiß bleibt Vieles in der Welt tadelnswerth; aber wer die Menschheit erhebt, steht selbst höher als wer sie hinabzieht und erniedrigt. Der Dichter ist kein Spaßmacher, kein peinlicher Richter, kein Polizeiaufseher, kein Prediger; er soll über dem Geringern schweben, die Welt erleuchten und verklären, beides in edlem Ernst und heiterem Scherz. Wer Alles verachtet, wird zuletzt selbst verächtlich.

Wenn wir Swift mit Theilnahme betrachten in seinem häuslichen und öffentlichen Leben, und als Schriftsteller, so wird der entsetzliche Ausgang begreiflich, daß solch ein reicher Geist

sich selbst erschöpfte, vernichtete, in wilden Wahnsinn verfiel, und dann mit gänzlicher Verdummung endigte!

53.

Young (1681—1765) war 13 Jahre jünger als Swift. Beide hatten von Natur eine ernsthafte Richtung; aber sowohl äußerlich als innerlich, zeigt sich neben dieser Aehnlichkeit, die größte Verschiedenheit. Swift hatte seine schmerzlichen Mißverhältnisse zu Vanessa und Stella selbst verschuldet; Young raubte der Tod in rascher Folge, Frau, Tochter, und deren Bräutigam, seinen Freund. Diese Unfälle veranlaßten zum Theil sein berühmtestes Gedicht, die Nachtgedanken. Man hat gegen dieselben eingewandt: sie wären gesucht, übertrieben, schwülstig, zugespitzt, durch Wiederholungen ermüdend u. s. w. Man kann dies Alles, bis auf einen gewissen Punkt, zugeben, ohne Youngs dichterische Bedeutung deshalb zu verkennen. Bei ihm ist nicht die Rede von äußerlichen Lächerlichkeiten und Thorheiten, nicht von herbem, gemüthlosen Spott, nicht von Haß gegen Staat, Kirche, Obrigkeit, ja gegen die ganze Menschheit, nicht von bloß angekünstelter Theilnahme. Die größten Verhältnisse und Gedanken, die das Gemüth der Menschen bewegen können, gehen an uns vorüber: ihre geistige Größe und ihre Kleinheit, Freiheit und Nothwendigkeit, Zeit und Ewigkeit, Tod und Auferstehung, Gott und Vorsehung. Der erhabene Tiefsinn erschüttert selbst den anders Gesinnten, den im Kampfe gegen furchtbaren Ernst und Schmerz, fast Erschöpften. Aber nach langem Hinblick in die finsterste Nacht, zeigen sich die ersten Spuren einer Morgenröthe, die sich bei Young zu vollem Tag entwickelt, und dem von Liebe durchglühten Gemüthe wird so zuletzt ein Trost zu Theil, der allen Schmerz verklärt und heiligt.

[Bouterwek 8, 307.]

54.

Eine ganz andere Natur als Young ist der heitere Thomson (1700—1748). Sein Hauptwerk, die Jahreszeiten, ward Anfangs gränzenlos bewundert, später unbillig bekrittelt. Es hieß: die Natur soll man nicht beschreiben, sondern sehen und malen. Sehen, versteht sich von selbst; aber warum nur malen? Ist doch jede Landschaftsmalerei auch nur Miniaturmalerei, und kann das dichterische Wort nicht (vielleicht in noch größerem Style, und in lebendigerer Bewegung) noch mehr leisten und auf den Leser noch mehr wirken, wie das Gemälde auf den Beschauer?

[Bouterwek 8, 129.]

Frühling: 695—721; Sommer: 93—151; 1334—1356; 1714—1756; Herbst: 1266—1295; Winter: 1194—1247.

Die Natur (rufen Andere) macht sich gar zu breit, und wird dadurch langweilig. — Allerdings ist ein sentimentales Bewundern und eine genaue Beobachtung der Natur nicht zu allen Zeiten Gebrauch gewesen; wenn beides aber auch einmal an die Reihe kömmt und sich geltend macht, so ist dies nicht zu tadeln. Uebrigens wußte Thomson sehr wohl, daß mit seiner Aufgabe die Gefahr ermüdender Wiederholungen verbunden, und es nöthig sey zu den hindurchgehenden ähnlichen Grundzügen, eine passende Mannigfaltigkeit aufzufinden. Diese geht schon daraus hervor, daß Thomson die Natur sehr genau beobachtete und kannte; dann erscheint bei ihm aber auch der Mensch in lebendiger Thätigkeit (z. B. in der Aernte, bei der Schafschur u. s. w.), und so steigert sich das Werk im Zusammenhange und ohne überkünstlichen Zwang bis zu Betrachtungen über die Sittenlehre, die Lehren der Weltgeschichte und die rechte Verehrung Gottes. Gewiß bleiben Thomsons Jahreszeiten (trotz aller etwa nachzuweisenden Mängel) bis jetzt das beste, naturbeschreibende Gedicht.[1]) Seine dramatischen Werke sind dagegen mangelhaft.

---

1) Lessing XXIII, 65.

55.

Kehren wir nach Frankreich zurück, so verdient zuerst la Brüyere (1639—1696) Erwähnung. Denn obgleich er weder den Dichtern, noch den Philosophen beizuzählen ist, hat er doch durch seine, dem Theophrast nachgebildeten, oder durch diesen veranlaßten Charaktere, den größten Ruhm erworben. Man kann zugeben daß la Brüyere den, wahrscheinlich unächten Theophrast überragt, und doch behaupten daß beide überschätzt wurden.

[Bouterwek VI, 274.]

La Brüyere erinnert der Form nach an Rochefoucauld und Pascal; und wenn diese in fast entgegengesetzter Richtung, sich kürzer, schärfer und folgerechter aussprechen; so erlaubt sich la Brüyere in längeren Schilderungen, Mannigfaltigeres darzustellen, Beobachtungen mitzutheilen, Schwäche und Unrecht zu rügen. Abgesehn aber davon daß hiebei, neben vielem Lobenswerthen, auch Zugespitztes und Halbwahres zum Vorschein kömmt, leidet die ganze Aufgabe an einer fast unvermeidlichen Beschränkung. Sie stellt nämlich eine Menge kleiner Züge nebeneinander, und flicht höchstens eine Anekdote, oder ein Skandälchen zur Belebung hinein. So kommt man jedoch immer nur zu leblosen, unthätigen, mosaikartigen Schattenrissen, die allen durch dramatische Dichtung erschaffenen, handelnden Personen weit nachstehen, ohne daß tiefere Philosophie jenen Mangel verdeckte.

La Brüyere sagt selbst: er wolle die Menschen seines Jahrhunderts zeichnen; und so erregte es denn bei dem Erscheinen des Buchs das höchste Interesse, wem eine Anspielung gelte, wer hinter einem falschen Namen versteckt sey. Dies neugierige Interesse fällt itzt ganz weg; — obwohl wir das neueste Verfahren nicht billigen, durch Nennung der Personen und durch handgreifliche Grobheiten und Verläumdungen, den Lesern jene Mühe zu ersparen. — Aus nachstehender Mittheilung kürzerer

Bemerkungen la Brüyeres, wird sich wenigstens das Allgemeinere seiner Darstellungsweise und seiner Ansichten, näher ergeben.

„Da die Menschen des Lasters nicht überdrüssig werden, so muß man auch nicht ermüden es ihnen vorzuwerfen; sie würden ohne Kritiker und Censoren, noch schlechter seyn. — Welche Pein, eine schlechte Rede hochtrabend herdeklamiren, und mittelmäßige Verse mit dem Schwulst eines kläglichen Dichters vortragen zu hören. — Das Vergnügen der Kritik, raubt das Vergnügen von sehr schönen Sachen lebhaft berührt zu werden. — Erhebt ein Werk euren Geist, einflößt es gute und edle Empfindungen, so fragt nicht nach anderen Regeln der Beurtheilung: es ist gut und von Meisterhand entworfen. — Das Volk nennt Beredsamkeit, wenn jemand lang und allein redet, verbunden mit übertriebenen Geberden, tönender Stimme und kräftigen Lungen. — Welche entsetzliche Mühe hat ein Mann, der ohne Lobredner und Kabalen allein steht und zur Empfehlung nur sein Verdienst hat, sich aus der Dunkelheit hervorzuarbeiten und so weit zu kommen, wie ein Geck der in Ansehn steht. —

Von Zeit zu Zeit erscheinen auf Erden seltene, auserwählte Menschen, die durch ihre Tugenden und ihre hervorragenden Eigenschaften glänzen. Sie sind den ungewöhnlichen Sternen ähnlich, deren Ursachen man nicht kennt und deren Verschwinden man nicht begreift. Sie haben keine Ahnen und keine Nachkommen, sie allein bilden ihr ganzes Geschlecht. —

Ein freier, unverheiratheter Mann, der etwas Geist besitzt, kann sich über seinen Stand erheben, in der Welt zeigen, und mit den würdigsten Leuten umgehn, als mit seines Gleichen; viel schwerer ist dies für einen Verheiratheten. Es scheint daß die Ehe alle Welt in die natürliche Ordnung versetzt. — Männer und Frauen urtheilen selten gleich über den Werth einer Frau; ihre Interessen sind zu verschieden. — Manche Frauen zeigen eine künstliche Größe, durch Bewegungen der Augen, Haltung des Kopfes, Art des Gehens und einen Glanz des Geistes, der nur Eindruck macht, weil man ihn nicht näher prüft. Andere

zeigen eine einfache Größe (unabhängig von Gang und Bewegung), die ihre Quelle im Herzen hat und angeboren zu seyn scheint; ein stilles, aber gediegenes Verdienst, begleitet von tausend Tugenden, welche keine Bescheidenheit verdecken kann, sondern die sich jedem zeigen, der zu sehen versteht. — Betrachtet man dieser Frau Schönheit, Jugend, Stolz, Geringschätzung Anderer; so zweifelt man nicht, nur ein Held könne sie gewinnen. Sie hat ihre Wahl getroffen, es ist ein kleines, einfältiges Ungeheuer. — Dieser Mann ist eitel, unbescheiden, geschwätzig, ein schlechter Spaßmacher; er redet von sich mit Zuversicht, von Anderen mit Verachtung; er zeigt sich stolz ohne Treue und Sitten, ohne Urtheil und von ungeregelter Einbildungskraft. Einem solchen Manne fehlt nichts um von den Weibern angebetet zu werden, als ein schönes Gesicht und ein guter Wuchs. — Es ist zuviel für einen Mann wenn seine Frau kokett und frömmelnd lebt; sie muß wählen. — Die Frömmelei ergreift vorzüglich die Frauen wie eine Leidenschaft, oder wie die Schwäche eines gewissen Alters, oder wie eine Mode, der man folgen muß. Manche Frauen zählen die Tage der Woche nach Spieltagen, Schauspiel, Concerten, Maskenbällen, oder einer hübschen Predigt (joli sermon). — Es giebt eine falsche Bescheidenheit, die nur Eitelkeit ist, einen falschen Ruhm der auf Leichtsinn beruht, eine falsche Größe welche klein erscheint, eine falsche Tugend welche Heuchelei, eine falsche Weisheit welche Ziererei (pruderie) ist. — Die Weiber leben in dem Aeußersten, in Extremen; sie sind besser, oder schlechter als die Männer. Die wenigsten Frauen haben Grundsätze; sie werden von ihrem Herzen geleitet, und hängen in Hinsicht auf ihre Sittlichkeit von denen ab, die sie lieben. In der Liebe gehen die Frauen weiter als die meisten Männer; hingegen stehen diese voran in der Freundschaft. — Es kostet den Frauen wenig das zu sagen, was sie nicht empfinden; es kostet den Männern noch weniger das zu sagen, was sie empfinden. Bisweilen verheimlicht eine Frau die Leidenschaft welche sie für einen Mann empfindet, während dieser eine erheuchelt, die er nicht empfindet. — Wenige Frauen

sind so vollkommen, daß es dem Manne (nicht wenigstens einmal des Tages) gereuen sollte geheirathet zu haben, oder den glücklich zu finden, welcher unverehlicht blieb. — Der Anfang und das Sinken der Liebe giebt sich dadurch kund, daß beide allein in Verlegenheit gerathen. —

Nichts erhält sich länger als ein mittelmäßiges Vermögen, während man das Ende großen Reichthums voraussehen kann. — Am Hofe ist man klein und findet, trotz aller Eitelkeit, dies selbst. Sogar die Großen sind daselbst klein. — Diesem Manne folgen Viele, er hat ein hohes Amt; zu diesem drängt man sich, er ist ein Günstling; dieser wird umarmt und geschmeichelt, er ist reich; dieser wird mit Neugier betrachtet, er ist gelehrt und beredt; diesen zu begrüßen vergißt niemand, er ist boshaft; — ich möchte einen Mann sehen der nichts ist als gut, und doch gesucht wird. — Tausend Leute verbringen am Hofe ihr Leben mit Umarmen, Händedrücken, Glückwünschen, und sterben ohne etwas zu erreichen. — Hofgunst erhebt den Menschen über seines Gleichen; durch etwanigen Fall sinkt er unter seines Gleichen. — Ein gescheuter Geist gewinnt am Hofe Geschmack für Einsamkeit und Zurückgezogenheit. — Ueber die Mächtigen möge man schweigen; denn in das Lob mischt sich fast immer Schmeichelei; Tadel der Lebenden bringt Gefahr, Tadel der Verstorbenen zeigt Feigheit (lâcheté). —

Nichts erfrischt den Menschen so, als wenn er verstanden hat eine Dummheit zu vermeiden. — Durch die Faulheit ist die Langeweile in die Welt gekommen. — Nichts gleicht so sehr der wahren Ueberzeugung, als schlechter Eigensinn; daher die Parteien, die Kabalen, die Ketzereien. — Wenn es Mode ist tragen die Weiber ein Kopfzeug von mehreren Stockwerken, streichen die Haare in die Höhe und kräuseln sie wie die Bacchantinnen, verwandeln ihre zarte und bescheidene Physiognomie in eine stolze und verwegene, und finden nacheinander das Allerentgegengesetzteste gleich anständig, reizend und schön."

56.

Es wäre eine angenehme und lehrreiche Aufgabe die merkwürdigsten Briefsteller zu charakterisiren und zu beurtheilen: den gedrängten, inhaltreichen Cicero, den schon künstelnden Plinius, die zu Abhandlungen sich ausdehnenden Briefe berühmter Männer des Mittelalters (z. B. des Petrarka, Pius II. und Erasmus), die eitelen Stylübungen mancher Humanisten, die Briefe des mehr gelobten, als gelesenen Chesterfield, Voltaires, Joh. Müllers, Lessings, Goethes, Schillers u. A. bis zu den Briefen, welche von Hause aus nicht sowohl an eine einzelne Person gerichtet, als für das Publikum bestimmt und zugeschnitten waren; wodurch aber freilich das Wesen eines Briefes gutentheils verloren geht. Doch von jenen und anderen Verfassern, kann hier nicht weiter die Rede seyn; sondern lediglich von der allgemein und hochgerühmten Frau von Sevigné.

[Bouterwek VI, 308.]

Obgleich meine Ansichten über dieselbe von den gewöhnlichen abweichen, darf ich doch nicht muthlos und aus falscher Bescheidenheit schweigen. Frau von Sevigné war eine schöne, geistig reich begabte Frau, untadelhaften Wandels (damals ein seltenes Verdienst), eine sorgsame treffliche Mutter, Meisterin der Sprache und Form. Andererseits aber darf man bemerken, daß alle diese Eigenschaften noch nicht hinreichen eine hohe Stelle als Schriftsteller einzunehmen. Die Form entscheidet hier so wenig allein, wie der Inhalt; beides gehört nothwendig zusammen, und diejenigen Schriftsteller welche jene vernachlässigen (wie fast alle Scholastiker) werden natürlich, trotz ihres reichen Inhalts, nur selten gelesen.

Im Vergleich zu der Masse und Zahl der sevigneschen Briefe, ist ihr Inhalt nur sehr gering, und es bleibt gewiß ein Irthum wenn man, dieselben vorzugsweise im Auge behaltend, fast als theoretischen Grundsatz aufgestellt hat: die wahre Kunst des Briefschreibens bestehe darin, ein Nichts annehmlich und anmu-

sind so vollkommen, daß es dem Manne (nicht wenigstens einmal des Tages) gereuen sollte geheirathet zu haben, oder den glücklich zu finden, welcher unverehlicht blieb. — Der Anfang und das Sinken der Liebe giebt sich dadurch kund, daß beide allein in Verlegenheit gerathen. —

Nichts erhält sich länger als ein mittelmäßiges Vermögen, während man das Ende großen Reichthums voraussehen kann. — Am Hofe ist man klein und findet, trotz aller Eitelkeit, dies selbst. Sogar die Großen sind daselbst klein. — Diesem Manne folgen Viele, er hat ein hohes Amt; zu diesem drängt man sich, er ist ein Günstling; dieser wird umarmt und geschmeichelt, er ist reich; dieser wird mit Neugier betrachtet, er ist gelehrt und beredt; diesen zu begrüßen vergißt niemand, er ist boshaft; — ich möchte einen Mann sehen der nichts ist als gut, und doch gesucht wird. — Tausend Leute verbringen am Hofe ihr Leben mit Umarmen, Händedrücken, Glückwünschen, und sterben ohne etwas zu erreichen. — Hofgunst erhebt den Menschen über seines Gleichen; durch etwanigen Fall sinkt er unter seines Gleichen. — Ein gescheuter Geist gewinnt am Hofe Geschmack für Einsamkeit und Zurückgezogenheit. — Ueber die Mächtigen möge man schweigen; denn in das Lob mischt sich fast immer Schmeichelei; Tadel der Lebenden bringt Gefahr, Tadel der Verstorbenen zeigt Feigheit (lâcheté). —

Nichts erfrischt den Menschen so, als wenn er verstanden hat eine Dummheit zu vermeiden. — Durch die Faulheit ist die Langeweile in die Welt gekommen. — Nichts gleicht so sehr der wahren Ueberzeugung, als schlechter Eigensinn; daher die Parteien, die Kabalen, die Ketzereien. — Wenn es Mode ist tragen die Weiber ein Kopfzeug von mehreren Stockwerken, streichen die Haare in die Höhe und kräuseln sie wie die Bacchantinnen, verwandeln ihre zarte und bescheidene Physiognomie in eine stolze und verwegene, und finden nacheinander das Allerentgegengesetzteste gleich anständig, reizend und schön."

56.

Es wäre eine angenehme und lehrreiche Aufgabe die merkwürdigsten Briefsteller zu charakterisiren und zu beurtheilen: den gedrängten, inhaltreichen Cicero, den schon künstelnden Plinius, die zu Abhandlungen sich ausdehnenden Briefe berühmter Männer des Mittelalters (z. B. des Petrarka, Pius II. und Erasmus), die eitelen Stylübungen mancher Humanisten, die Briefe des mehr gelobten, als gelesenen Chesterfield, Voltaires, Joh. Müllers, Lessings, Goethes, Schillers u. A. bis zu den Briefen, welche von Hause aus nicht sowohl an eine einzelne Person gerichtet, als für das Publikum bestimmt und zugeschnitten waren; wodurch aber freilich das Wesen eines Briefes gutentheils verloren geht. Doch von jenen und anderen Verfassern, kann hier nicht weiter die Rede seyn; sondern lediglich von der allgemein und hochgerühmten Frau von Sevigné.

[Bouterwek VI, 308.]

Obgleich meine Ansichten über dieselbe von den gewöhnlichen abweichen, darf ich doch nicht muthlos und aus falscher Bescheidenheit schweigen. Frau von Sevigné war eine schöne, geistig reich begabte Frau, untadelhaften Wandels (damals ein seltenes Verdienst), eine sorgsame treffliche Mutter, Meisterin der Sprache und Form. Andererseits aber darf man bemerken, daß alle diese Eigenschaften noch nicht hinreichen eine hohe Stelle als Schriftsteller einzunehmen. Die Form entscheidet hier so wenig allein, wie der Inhalt; beides gehört nothwendig zusammen, und diejenigen Schriftsteller welche jene vernachlässigen (wie fast alle Scholastiker) werden natürlich, trotz ihres reichen Inhalts, nur selten gelesen.

Im Vergleich zu der Masse und Zahl der sevigneschen Briefe, ist ihr Inhalt nur sehr gering, und es bleibt gewiß ein Irthum wenn man, dieselben vorzugsweise im Auge behaltend, fast als theoretischen Grundsatz aufgestellt hat: die wahre Kunst des Briefschreibens bestehe darin, ein Nichts annehmlich und anmu-

thig zuzustutzen. Ob viele Wochenbetten auf Schönheit und Hauswesen der Frau von Grignan nachtheilig wirkten, oder ein Skandälchen am Hofe vorging, oder erzählt wurde, gewährt keinen Reiz für spätere Zeiten; wogegen von der wohlunterrichteten und beobachtenden Frau, die Größe und Kleinheit und Sittenlosigkeit der Zeit Ludwigs XIV., das Wohl und Weh Frankreichs, ja Europas, fast gar nicht in ernster, ergreifender Weise berührt wird, und das weltgeschichtlich Wichtige vor der häuslichen und Hofgeschichte keinen Platz findet.

Frau von Sevigné nimmt Theil an der litterarischen Entwickelung Frankreichs, kann sie aber (an einem Parteistandpunkte festhaltend) nicht in ihrer natürlichen Mannigfaltigkeit richtig anerkennen; ja sie verschmäht es keineswegs, sich über die gegen Protestanten geübte, nichtswürdige Barbarei, mit sehr flachem, gemüthlosen Spotte auszusprechen. Phrasen des Französischen, können junge Damen aus Briefen der Sevigné vielleicht noch immer erlernen; aber derlei Unwahrheiten, Schnörkeleien und Lesereien, leeren den Geist aus, statt ihn zu erheben und zu bereichern.

Vorstehende Bemerkungen haben nicht die Absicht, den wahren Werth der sevigneschen Briefe zu verkleinern, sondern nur einer herkömmlichen Ueberschätzung zu widersprechen. Auch darf man daran erinnern daß die, minder beachteten Briefe der d'Aulnoy, Villars und der Lady Worthley Montague, bei minderem Talent, oder Bestreben aus Nichts etwas zu machen, doch weit reicher sind an belehrendem Inhalte.

57.

François Salignac de Lamothe-Fenelon (1651—1715), Erzbischof von Cambray, ward Lehrer und Erzieher des Enkels von Ludwig XIV., des Herzogs von Bourgogne und schrieb für ihn sein berühmtestes, zuerst ohne sein Zuthun gedrucktes Buch, den Telemach. Dem Beifalle der Leser gegenüber, trat der

Zorn Ludwigs XIV.: Fenelon fiel in Ungnade, da er seine Lehre von einem trefflichen, ermäßigten Königthume an die Odyssee angeschlossen, und nicht, wie Bossuet, aus der Bibel heraus, die unbeschränkteste Herrschaft als Muster aufgestellt hatte. Lange Zeit hindurch blieb der Telemach ein beliebtes, vielgelesenes, lehrreiches Buch. Dies bezweckte und erreichte Fenelon, während er selbst auf den Ruhm eines großen Dichters keinen Anspruch machte. Ja es mag zweifelhaft bleiben, ob er den großen Theologen, oder Philosophen beizuzählen sey; gewiß steht fest, daß er ein durchaus edler Mann war, und den Namen eines ausgezeichneten Schriftstellers verdient. — In den ebenfalls für den Herzog von Bourgogne bestimmten Directions pour la conscience d'un Roi, verbreitet er sich aufs Bestimmteste und Eindringlichste über die Pflichten eines guten Königs. Viel lernen und arbeiten, reine Sitten, Unabhängigkeit von Weibern und Günstlingen, vorsichtige Wahl der Beamten, Friedensliebe, Sparsamkeit, Entfernung von Leidenschaften und Vorurtheilen, Duldsamkeit in Religionssachen, Gerechtigkeit nach allen Seiten u. s. w.

[Eschenburg VI, 131.]

Merkwürdig daß Fenelon, der zur religiösen Mystik hinneigte, einen praktischen, die Gegenwart erkennenden, die Zukunft voraussehenden Blick besaß; während Bossuet (trotz seiner Herrschlust) nichts sah als die Gegenwart, ohne ihre Krankheiten zu fühlen, und an sittliche und staatsrechtliche Heilmittel für die Zukunft zu denken. Fenelon schlug vor, wenn nicht die Reichsstände, doch die ausgezeichnetsten Männer, die Notabeln, zur Berathung und Mitwirkung zu berufen und den Ruf einer gehaßten und verachteten Regierung dadurch zu heben." Eine Frömmigkeit, welche nur Kapellen vergoldet, Rosenkränze betet, an Allem Anstoß nimmt, oder einige Jansenisten fortjagt, ist schlechterdings ungenügend; und ebenso wenig führt es allein zum Ziele, Frieden zu schließen. Man soll auch Ackerbau und Handel neu begründen, den Luxus welcher die Sitten des Volks zerfrißt, regeln, sich der wahren Regierungsform des Königreichs

erinnern und den Despotismus, die Ursach aller unserer Leiden ermäßigen. Allerdings wirkt der Despotismus, solange er sich im Ueberflusse befindet, mit mehr Schnelligkeit und Nachdruck, als irgend eine gemäßigte Verfassung. Wenn er aber erschöpft, kraftlos, verschuldet, ohne Credit und bankrott ist, werden da wohl die verkäuflichen Seelen, welche er mit dem Blute des Volkes mästete, sich zu Grunde richten wollen, um ihn aufrecht zu erhalten?" — So Fenelon, 74 Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution.[1])

Der geistreichen, jedoch überspannten Frau Gühon sich anschließend, schrieb Fenelon die explication des Maximes des Saints, und de la véritable et solide piété, an deren mystischer Richtung Viele (besonders Bossuet) Anstoß nahmen. Sie enthalten allerdings (trotz der löblichen Grundlage) einzelne Sätze und Behauptungen, welche zu Mißverständnissen Anlaß geben konnten, und gegeben haben. Als nach unangenehmem Streite eine Entscheidung des Papstes verlangt wurde, und dieser sich gegen mehrere Punkte erklärte, trieb Fenelon die zweifelhafte Angelegenheit nicht bis auf die höchste Spitze; vielmehr unterwarf er sich milde dem Spruche und vermied einen erwarteten, oder gefürchteten größern Bruch innerhalb seiner Kirche. — Wir theilen einige Stellen mit aus den oben genannten Schriften:

«L'amour pour Dieu seul, considéré en lui-même, et sans aucun mélange de motif intéressé ni de crainte, ni d'espérance, est le pur amour, ou la parfaite charité. — L'amour le plus désintéressé doit vouloir ce que Dieu veut pour nous, comme ce qu'il veut pour autrui. — Dieu ne nous doit jamais en rigueur ni la persévérance à la mort, ni la vie éternelle après la mort corporelle. Il ne doit pas même à notre ame de la faire exister après cette vie. Il pourrait la laisser retomber dans son néant, comme de son propre poids: autrement il ne serait pas libre sur la durée de sa créature, et elle deviendrait un être nécessaire.

---

1) Raumer Gesch. Europas VI, 610.

Mais quoique Dieu ne nous doive jamais rien en rigueur, il a voulu nous donner des droits fondés sur ses promesses purement gratuites. — L'oraison vocale, sans la mentale, c'est à dire, sans l'attention de l'esprit et l'affection du cœur, est un culte superstitieux qui n'honore Dieu que des lèvres, pendant que le cœur est loin de lui. — Il faut aussi que les personnes qui font profession de piété, et qui vivent dans la retraite exemptes des désordres grossiers du monde, examinent attentivement devant Dieu l'imperfection et le peu de solidité des vertus, qu'elles ont acquises. Sans cet examen, qui sert à nous retenir dans l'humilité, dans la crainte et dans la défiance de nous-mêmes, nos vertus mêmes nous deviennent nuisibles, ou du moins dangereuses; elles nous inspirent une confiance présomptueuse; elles font que nous sommes contents de nous, et que nous passons nôtre vie dans un état plein d'illusions. — Gardons-nous bien de juger de notre vertu par les apparences. On est sûr que Dieu ne s'arrête jamais à cet extérieur, et qu'une vertu superficielle ne saurait l'éblouir.

C'est là tout notre bien, que de souffrir des maux dans ce monde, avec l'espérance d'une éternelle consolation. — Notre foi et notre piété sont bien faibles et bien languissantes, puisqu'elles ne peuvent vaincre notre timidité à l'égard de la mort. — Prions, non pour être plus éclairés et plus spirituels en paroles; mais pour devenir plus humbles, plus dociles, plus patiens, plus charitables, plus purs, plus désintéressés dans le détail de notre conduite. —

N'est-il pas admirable de voir combien on est paisible et indifférent pour tous les défauts d'autrui, qui ne nous incommodent point, tandis que ce beau zèle ne s'allume en nous que contre ceux qui excitent notre jalousie, ou qui lassent notre patience; zèle commode, qui ne s'exerce que pour soi, et pour se prévaloir des défauts du prochain, afin de s'élever au dessus de lui. — Tout ce qui se dit,

ou qui se fait avec chaleur, n'est point propre à la correction du prochain. — On voit partout des gens qui défigurent la religion, en voulant la régler, suivant leurs fantaisies et leurs caprices. — Qu'est-ce que décrie la piété parmi les gens du monde? C'est que beaucoup d'esprits malfaits la réduisent à des pratiques passes et superflues et abandonnent l'essentiel.»

Fenelons Gespräche und Briefe über die Beredsamkeit sind sehr verständig und lehrreich, besonders für Kanzelredner, deren damals modige und viel bewunderte rhetorische Künsteleien und Uebertreibungen er keineswegs billigte. Ich gebe Proben und Beweise.

„Man muß nur reden um zu unterrichten, und zu belehren. Man muß einen Helden nur loben, um seine Tugenden dem Volke bekannt zu machen, um zur Nachahmung anzureizen, um zu zeigen daß Ruhm und Tugend unzertrennlich sind. Daher sind in einem Panegyrikus wegzulassen alle unbestimmte, übertriebene, schmeichlerische Lobeserhebungen, alle unfruchtbaren Gedanken, welche zur Belehrung des Hörers nichts beitragen; Alles muß bezwecken daß die Tugend geliebt werde. — Dichter und Redner welche die Leidenschaft malen wollen, müssen sie selbst empfinden; die größte Kunst spricht und erreicht nicht die wahrhafte Empfindung. Sie werden stets ein sehr unvollkommener Redner seyn, wenn sie nicht von den Gefühlen durchdrungen sind, die sie malen und Andern einflößen wollen. — Viele Prediger bilden sich ein, es genüge zu schreien und viel vom Teufel und der Hölle zu reden. Allerdings muß man auch durch lebendige und schreckliche Bilder auf das Volk wirken; aber aus der heiligen Schrift kann man lernen, wie man große Eindrücke hervorbringt. — Junge Leute ohne Ruf beeilen sich zu predigen; die Zuhörer glauben aber daß sie weniger Gottes, als ihre Ehre suchen, und mehr mit ihrem Glücke, als mit dem Heile der Seelen beschäftigt sind. — Ein blühender Deklamator kennt weder die Grundsätze einer gesunden Philosophie, noch die der evangelischen Lehre zur Vervollkommnung der Sitten. Er trachtet

nur nach glänzenden Phrasen, und sinnreichen Wendungen. Was ihm am meisten fehlt ist gründliche Einsicht: er sucht anmuthig zu sprechen, und weiß nicht was er sagen sollte; er schwächt und entnervt die größten Wahrheiten, durch eine eitele und gezierte Wendung. Das Absonderliche ist immer gefährlich; es findet keine Entschuldigung bei Dingen die nicht vom Gebrauche abhängen. — Man gewinnt viel durch Aufgeben alles überflüssigen Schmuckes, um festzuhalten an den einfachen, leichten und klaren Schönheiten. Wer immer geistreich seyn will, ermüdet und erschöpft mich; ich ziehe das Liebenswürdige vor, dem Ueberraschenden und Wunderbaren.

Unsere Dichter haben das Trauerspiel schmachtend, fade, süßlich gemacht, gleichwie die Romane. Man redet nur von Feuer, Ketten, Plagen; man will sterben, während man sich wohl befindet. Eine sehr unvollkommene Person heißt eine Sonne, oder wenigstens eine Aurora; ihre Augen sind zwei Sterne. Lauter Uebertreibungen, nichts zeigt eine wahre Leidenschaft. Doch, desto besser; denn die Schwäche des Gifts, vermindert das Uebel. Ich glaube indessen, man könnte den Tragödien eine bewundernswerthe Stärke geben, in Folge der sehr philosophischen Ideen des Alterthums, ohne die flatterhafte und regellose Liebe einzumischen, welche so viel Verwüstungen anrichtet. Bei den Griechen war das Trauerspiel ganz unabhängig von profaner Liebe. Corneille hat in seinem Oedip die Handlung abgeschwächt, indem er sie verdoppelte, und den Zuschauer zerstreut, durch die hinzu erfundene kalte Liebe des Theseus und der Dirce. Racine ist in denselben Fehler verfallen, indem er der wilden Phädra, einen schmachtenden Hippolyt gegenüberstellte. Er mußte Phädra in ihrer Leidenschaft allein lassen; dann war die Handlung innig, kurz, lebendig, rasch. Aber unsere beiden tragischen Dichter (so viel Lob sie sonst verdienen) wurden durch den Strom fortgerissen; sie gaben den Romanen nach, welche zur Herrschaft gekommen. Zufolge der Mode der schönen Geister ward überall Liebe angebracht; man hielt es für unmöglich, während zweier Stunden, die Langeweile abzuhalten,

ohne Hülfe einer galanten Intrige; man hielt sich für verpflichtet im größten und leidenschaftlichsten Schauspiele ungeduldig zu werden, wenn nicht ein schmachtender Held dazwischen trete. Ja seine Seufzer mußten mit Spitzen (pointes) ausgeschmückt und seine Verzweiflung ausgedrückt seyn, in allerhand Arten von Epigrammen. Man wagte nicht vor Schmerz zu sterben, ohne im Todeskampfe Gespitztes und Spiele des Witzes auszusprechen."

„Ein Geschichtschreiber soll überflüssige Beiwörter und anderen Redeschmuck weglassen, damit seine Geschichte kürzer werde, lebendiger, einfacher, anmuthiger. Durch eine einfache Erzählung wird er die reinste Sittenlehre einflößen, ohne zu moralisiren; Sprüche, Sentenzen möge er fliehen, wie wahre Klippen. Man kennt die Wahrheit nur theilweise; ein Geschichtschreiber der erzählen will, was er nicht wissen konnte, macht mich zweifelhaft selbst über die Thatsachen die er wissen konnte."

Fenelons Urtheile über die französische Kanzelberedsamkeit und die französische Dramatik sind um so merkwürdiger, da sie den allgemeinen Ansichten seiner Zeit ganz widersprechen, und erst von der Nachwelt als richtig bestätigt wurden. — Ich lasse jetzt Auszüge folgen aus Fenelons Schrift über die Erziehung der Töchter.

„Die Frauen sollen nicht den Staat regieren, nicht Krieg führen, nicht in den geistlichen Stand treten. Sie bedürfen keiner ausgedehnten Kenntnisse über Politik, Kriegskunst, Rechtsgelahrtheit, Philosophie und Theologie. Selbst die meisten der mechanischen Künste kommen ihnen nicht zu. Ihr Körper und ihr Geist ist weniger stark und kräftig als der der Männer; dagegen hat ihnen die Natur zum Ersatze gegeben Betriebsamkeit (l'industrie), Sauberkeit und das Hauswesen, um sich damit ruhig zu beschäftigen. Je schwächer indeß die Frauen von Natur sind, desto wichtiger ist es sie zu stärken. Haben sie nicht Pflichten zu erfüllen, welche die Grundlagen des ganzen menschlichen Lebens sind? Sind es nicht die Frauen, welche die Häuser erhalten, oder zu Grunde richten, alles Einzelne ordnen

und so das entscheiden, was die Menschen zunächst betrifft? So haben sie den Hauptantheil an den guten, oder schlechten Sitten. Obgleich den Männern alles öffentliche Ansehn zusteht, können sie doch durch ihre Berathungen nichts wahrhaft Gutes stiften, wenn die Frauen nicht bei der Ausführung helfen. Die Beschäftigungen der Frauen sind so wichtig als die der Männer; jene werden aber höchst verderblich wirken, wenn sie nicht eine Erziehung zur Tugend erhalten. Ihre Unordnungen (déréglements) haben herbeigeführt Umsturz der Sitten und Gesetze, blutige Kriege, Neuerungen in der Religion, Umwälzungen der Staaten. Daher die hohe Wichtigkeit der Töchtererziehung.

Unwissenheit ist die Ursach warum ein Mädchen Langeweile fühlt und nicht weiß wie sie sich unschuldig beschäftigen soll. Ist sie bis zu einem gewissen Alter gekommen, ohne würdige Dinge zu ergreifen, so wird sie dafür nie Achtung und Geschmack gewinnen; alles Ernste erscheint ihr traurig; alles, was Aufmerksamkeit erfordert, ermüdend. Die in der Jugend starke Neigung zum Vergnügen, das Beispiel gleich alter, in Zeitvertreib untergetauchter Personen, Alles trägt dazu bei daß sie ein fleißiges, geregeltes Leben fürchtet. Womit wird sie sich beschäftigen? Mit nichts Nützlichem. Die Unthätigkeit wird zur unheilbaren Gewohnheit. Diese Faulheit, diese Entkräftung der Seele, ist eine unerschöpfliche Quelle der Langenweile. Sie verweichlicht sich durch überlangen Schlaf, und entbehrt der wahrhaft heilsamen Stärkung.

Schlecht unterrichtete und unthätige Mädchen leiden an einer umherschweifenden Einbildungskraft. Aus Mangel ächter Nahrung, wendet sich ihre lebhafte Neugier, auf eitele und gefährliche Gegenstände. Die, welche Geist haben, ergeben sich oft der Ziererei, lesen alle Bücher welche ihre Eitelkeit begünstigen, und sind leidenschaftig eingenommen von Romanen, Komödien, Erzählungen von fabelhaften Abendtheuern, wo sinnliche (profane) Liebe sich einmischt. Ihr Geist wird schwärmerisch, sie angewöhnen sich die prunkende Redeweise der Romanhelden, ja sie verderben hiedurch selbst für die Welt. Alle diese luftigen

Empfindungen, großmüthigen Leidenschaften und Ereignisse haben keine Beziehung auf die wahren Triebfedern, welche in der Welt wirken und entscheiden. Ein armes Mädchen angefüllt von dem sie bezaubernden Zarten und Wunderbaren ihrer Bücher, ist erstaunt daß die wirklichen Menschen jenen Helden gar nicht ähnlich sind; sie möchte leben wie die erfabelten Prinzessinnen, welche stets liebenswürdig, angebetet und über alle Bedürfnisse erhaben sind. Welcher Eckel herabsteigen zu müssen von derlei Heroismus bis zu den niedrigsten Einzelnheiten des Hauswesens!

Einige treiben ihre Neugier weiter, und wollen über Religionssachen entscheiden, die sie nicht verstehen. Andere die sich nicht so hoch versteigen, wollen Alles wissen was man sagt, und was geschieht: ein Lied, eine Neuigkeit, eine Intrige; Briefe empfangen und fremde Briefe lesen; sie wollen Alles sagen, und verlangen daß man ihnen Alles sage; sie sind eitel, und die Eitelkeit redet viel; sie sind leichtsinnig und der Leichtsinn verhindert Betrachtungen, welche oft zum Schweigen führen würden.

Es ist ein großer Fehler der gewöhnlichen Erziehung, daß man alle Langeweile dem Lernen, alles Vergnügen den Zerstreuungen zuweiset. Diese Einrichtung muß man verständig ändern.

Viele Mädchen gerathen in Leidenschaft über unbedeutende Dinge. Sobald sie hören daß zwei Personen nicht gut miteinander stehen, nehmen sie von Herzen Partei; sie sind voll unbegründeter Zuneigungen und Abneigungen; sie sehen keinen Fehler in den von ihnen Geachteten, keine gute Eigenschaft an den von ihnen Mißachteten. Bestimmter Widerspruch würde diese Fantasien nur verstärken; doch muß man einer jungen Person allmählig merken lassen, man verstehe besser als sie, was in dem von ihr Geliebten Gutes, was an dem Mißfälligen Uebeles sey.

Allerdings ist Aberglaube für die Frauen zu fürchten; er wird am Besten durch tüchtigen Unterricht beseitigt. Gewöhnt

deshalb die, von Natur zu leichtgläubigen Mädchen, nicht allerlei Geschichten ohne Beglaubigung anzunehmen, und sich nicht gewissen Andachtsübungen hinzugeben, welche ein verkehrter Eifer einführt, ohne die Billigung der Kirche abzuwarten.

Unnütze Furchtsamkeit, wohlfeile Thränen taugen nicht, und Eitelkeit spielt dabei eine Rolle. Verachtung dieser Ziereren führt zur Besserung. Ebenso muß man ermäßigen und unterdrücken allzu zärtliche Freundschaften, kleinliche Eifersüchteleien, übertriebene Komplimente, Schmeicheleien, Gefälligkeiten. Alles dies schadet, und läßt Ernstes und Würdiges, als zu trocken und herbe erscheinen. Ebenso müssen sie lernen, kurz und bestimmt sprechen. Man soll viel sagen in wenig Worten; während die meisten Frauen wenig sagen in vielen Worten; sie halten Leichtigkeit der Rede und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, für Geist, und treffen keine Auswahl unter ihren Gedanken.

Die Mädchen werden geboren mit einer heftigen Neigung zu gefallen. Da ihnen die Wege versperrt sind welche Männer zu Ansehn und Ruhm führen, so suchen sie sich zu entschädigen durch Annehmlichkeiten des Geistes und Leibes. Daher ihre zarte und einschmeichelnde Unterhaltung, daher ihre Sehnsucht nach Schönheit und äußerem Reize, daher ihre Leidenschaft für Kleidung. Eine Haube, ein Endchen Band, eine Locke, höher, oder niedriger aufgesteckt, die Wahl einer Farbe, sind für sie sehr wichtige Angelegenheiten. Diese Uebertreibungen gehen bei uns weiter, als bei irgend einem anderen Volke. Die wechselnde Laune welche in Frankreich herrscht, führt zu einem steten Wechsel der Moden. Zu der Liebe der Kleidung tritt hinzu die Liebe des Neuen: zwei Thorheiten, die da vereint die Gränzen der Verhältnisse umstürzen und alle Sitte in Unordnung bringen. Sobald es keine Regel mehr giebt für Kleidung und häusliche Einrichtungen, giebt es keine mehr für die geselligen Verhältnisse; denn übertriebener Aufwand richtet die Familien zu Grunde, und untergräbt zuletzt Ehre, Treue und Rechtlichkeit,

selbst unter den nächsten Verwandten. — Alles dies entspringt daher, daß eitele Frauen über die Moden entscheiden.

Die wahre Grazie ist nicht abhängig von eitelem und geziertem Putz. Möchten junge Mädchen die edle Einfachheit betrachten, welche in den Bildsäulen und Gestalten griechischer und römischer Frauen sich zeigt, sie würden bald ihre unnatürlichen Frisuren und aufgebauschten Kleider verachten. Angeblich trachtet die Mode nach dem Vortrefflichsten, kann es aber, steten Wechsels halber, nie erreichen.

Man muß die Mädchen von der Kindheit an gewöhnen etwas zu ordnen, Rechnungen führen, Einkäufe auf dem Markte besorgen, und wissen wie Jegliches zu einem nützlichen Gebrauche einzurichten ist. Andererseits aber darf die Wirthschaftlichkeit nicht in Geiz übergehen.

Bei Erziehung eines jungen Mädchens muß man in Betracht ziehen: ihre äußere Stellung, ihren künftigen Aufenthalt, ihren wahrscheinlichen Beruf. Hütet euch in ihr Hoffnungen zu erregen, welche über ihr Vermögen und ihren Stand hinausgehn. Aufgezwungene, unvermeidliche Entsagungen machen später oft unglücklich für das ganze Leben!"

58.

Ich erwähne jetzt drei Schriftsteller, welche noch oft genannt, aber selten gelesen werden. Fontenelle (1657—1757) hat durch seine (jetzt allerdings veraltete) Gespräche über die Mehrheit der Welten, zu seiner Zeit nützlich gewirkt, und in der Akademie unzählige Lobreden gehalten, welche den Litterarhistoriker interessiren mögen. Ueberall gewandt, ja gekünstelt und geziert, aber ohne scharfe Grundsätze und tiefe Gedanken.

[Bouterwek VI, 284.
Eschenburg VIII, 2, 190.]

Der Abt Prevost (geb. 1697) schrieb, unbedeutendere Werke nicht zu erwähnen, einen leichtsinnig gelobten, in Wahrheit un-

sittlichen Roman, Manon Lescaut, den in neuerer Zeit eine gerühmte Schriftstellerin leider nachgeahmt hat, und welche beweisen sollen daß sogenannte Liebe jedes Verbrechen entschuldige, ja rechtfertige.

St. Evremond (1613—1703), ein meist in England sich aufhaltender Lebemann, der jedoch in seinen heiter gehaltenen Schriften nie in solche Gemeinheit hinabsinkt, ja den englischen Freidenkern zugesellt, sich über ernste Gegenstände in würdiger Weise äußert. So sagt er z. B.: „das Christenthum ist die reinste und vollkommenste Religion, weil sie die reinste und vollkommenste Sittenlehre ist.[1]) Die Philosophie begnügt sich uns das Leiden ertragen zu lehren; das Christenthum lehrt uns, auch in diesem Leiden die Weisheit und Güte Gottes erkennen. — Die Anhänglichkeit an meinen Glauben, reizt mich durchaus nicht gegen den Glauben Anderer; einzig die Verstellung und Heuchelei sind in der Religion hassenswerth; wer ehrlich und aufrichtig glaubt, den möge man, wenn dieser Glaube falsch ist, nicht verfolgen, sondern nur beklagen. Der Weg zur Einheit ist nicht der unablässige Streit über die Glaubenslehre. Beachten wir, wie in der alten Zeit die Bekehrungen sich machten, so werden wir finden daß sie von der Rührung des Gemüths ausgingen, nicht von der Ueberzeugung des Verstandes. Im Herzen muß die Empfänglichkeit für die christliche Wahrheit seyn; das Herz wird von der göttlichen Gnade tiefer getroffen, als der Verstand von der göttlichen Offenbarung. Gottes Unermeßlichkeit verwirrt unsere beschränkte Fassungskraft, seine Güte aber zwingt uns unwiderstehlich zur Liebe. Liebe Gott und deinen Nächsten, das ist nach dem heiligen Paulus die Grundlehre. Die christliche Religion mildert, was wild in uns ist; sie befiehlt Liebe selbst gegen unsere Feinde. So ist es in den Zeiten des Urchristenthums gewesen; und ist es heut anders, so kommt dies nur daher daß die Religion jetzt mehr unsere Denkkraft, als unser Gefühl beschäftigt. Aus der Verschieden-

1) Hettner 2, 39.

heit der Meinungen sind Parteiungen, aus den Parteiungen Kriege entstanden. Und dies Uebel wird dauern, bis die Religion aus der Neugier des Verstandes wieder einkehrt in die Innigkeit des Herzens, aus der Anmaßlichkeit des Denkens in die sanften Regungen der Liebe!"

[Bouterwek VI, 279.]

59.

Mit so großem Rechte auch S. Evremond auf das dringt, was zu seiner Zeit den Meisten fehlte, darf man doch nicht vergessen, daß wenn Kopf und Herz nicht harmoniren, nicht zur Uebereinstimmung gekommen sind, alle Verhältnisse des Menschen (also auch in Beziehung auf Religion) mangelhaft bleiben. Entscheidungen wie sie in Augsburg, Trident, Dordrecht und durch die Concordienformel gegeben waren, konnten (wie wir bereits sahen) um so weniger genügen, da sie untereinander sehr verschieden lauteten. Daher wurden denkende Köpfe unabweislich zu neuen Untersuchungen hingedrängt, welche von vorn herein zu verdammen, übereilt und ungerecht ist.

Kaum hat irgend jemand in dieser Richtung mehr geforscht als Bayle (1647—1706). Wenn er Gründe und Gegengründe abwog und, trotz alles Strebens, nach keiner Seite hin ein entscheidendes Uebergewicht fand, so waren seine Zweifel nicht leichtsinnig, sondern ihm aufgezwungen. Ließen sich also Fragen von der höchsten Wichtigkeit (z. B. über menschliche Freiheit, Unsterblichkeit, Ursprung des Uebels u. s. w.) durch menschliche Kräfte nicht genügend lösen, so suchte Bayle Hülfe und Entscheidung in der Offenbarung: nicht aus Leichtsinn, oder Spott, sondern zunächst in vollem Ernste. Aber freilich konnte man voraussehn, daß die weitere Frage nicht ausbleiben werde: ob die Offenbarung auch wirklich Genügendes offenbare?

Bayles Hauptwerk, sein großes geschichtliches und kritisches Wörterbuch, enthält selbst für abweichend Gesinnte, einen Schatz

von Gelehrsamkeit und Beurtheilung. Ueberall zeigt sich prüfender, sorgfältig zerlegender Geist, und wenn Bayle die Wahrheit auf diesem, meist unsystematischen Wege nicht immer findet, so wird sie selbst durch die (künftig leichter zu berichtigenden) Irthümer gefördert. Folgende Stellen sind seinen Werken entnommen.[1])

„Der evangelische Muth ist ein ganz anderer Muth als der kriegerische, und doch giebt es auf der Erde keine kriegerischern Völker als die Christen. — Diese haben sich ein Götzenbild errichtet nämlich die Ehre, das point d'honneur, und diesem Idol opfern sie ihre Ruhe, ihr Vermögen, ihr Leben, selbst das Heil ihrer Seele auf. — Die Erfahrung lehrt, daß auch die, welche an einen Himmel und eine Hölle glauben, zu Verbrechen aller Art fähig sind, und es ist daher einleuchtend daß die Neigung zum Bösen nicht daher kommt, daß man nicht weiß es ist ein Gott, und daß sie nicht durch die Erkenntniß eines strafenden und belohnenden Gottes gebessert wird. Nicht die allgemeinen Ansichten des Kopfes bestimmen die Handlungsweise, sondern meist die Leidenschaften des Herzens. So wie ein Schluß, welcher den Regeln der Logik widerspricht, ein Fehler ist, so ist auch eine Willenshandlung welche mit den Regeln des Willens nicht übereinstimmt, ein Fehler. Die allgemeinste dieser Regeln bleibt, daß der Mensch das wollen muß, was der Vernunft gemäß ist, und daß er seine Schuldigkeit nicht thut, so oft er will, was ihr zuwiderläuft. — Eben weil es eine innere Schönheit, eine innere Güte der Tugend giebt, weil die moralischen Wahrheiten in Folge der Natur der Dinge selbst, und vor den Gesetzen Gottes dem Menschen gewisse Pflichten auflegen, konnten Thomas von Aquino und Hugo Grotius behaupten, daß wir, selbst wenn es auch keinen Gott gäbe, dennoch verpflichtet wären den Gesetzen des Naturrechts Gehorsam zu leisten.

Unter den Juden gab es eine Sekte, die ganz offen die

---

1) Feuerbach, Bayle.

Unsterblichkeit der Seele läugnete, es waren die Saducäer. Aber ich sehe nicht daß sie wegen dieser gottlosen Lehre schlechter als die übrigen Juden waren; es ist im Gegentheil sehr wahrscheinlich, daß sie rechtschaffnere Leute waren, als die Pharisäer, die sich auf ihre Beobachtung des göttlichen Gesetzes so viel zu Gute thaten.

Seit dem vierten Jahrhundert bis herab auf das unsere, waren Verschwörungen, Empörungen, Bürgerkriege, Revolutionen, Entthronungen unter den Christen ebenso häufig, oder noch häufiger als unter den Ungläubigen. Wenn gewisse Länder diesen Uebeln weniger ausgesetzt waren, so ist der christliche Glaube nicht die Ursache davon, vielmehr kommt der Unterschied von dem Unterschiede der Volksgeister und ihrer Regierungsverfassungen. Die Sprache ist zu schwach um die Gräuel auszudrücken welche das (entstellte) Christenthum begangen, sey es nun um den heidnischen Götzendienst zu vertilgen, oder um die Ketzer auszurotten, oder um die Sekten aufrecht zu erhalten, die sich von der Hauptkirche absonderten. — Jeder, welcher das Urtheil der Kirche seinem eigenen vorzieht, muß vorher den Schluß machen, die Kirche hat mehr Einsicht wie ich, sie verdient also mehr Glauben wie ich. Jeder bestimmt sich also nach seiner eigenen Erkenntniß; wenn er etwas für eine Offenbarung hält, so geschieht es weil sein gesunder Sinn, sein natürliches Licht, kurz seine Vernunft ihm sagt daß die Beweise dafür es sey eine Offenbarung, gut sind.

Die Liebe ist eine, von unserer Freiheit und Vernunft unabhängige, ja unserer persönlichen, nur unser Wohl berücksichtigenden Vernunft widersprechende Macht. Wenn das weibliche Geschlecht lediglich den Rath der Vernunft befolgte, so würde es abgeschreckt durch die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft, durch die Schmerzen der Entbindung, durch die Sorgen der Kindererziehung, auf die Mutterschaft verzichten. Selbst die Religion hätte keine Gewalt über die Weiber: man würde umsonst ihnen vorpredigen, daß Gott zur Erhaltung der Welt, ihre Verheirathung wolle, wenn nicht eine stärkere Macht als die

Macht der Vernunft und Religion, das Gefühl einer unbeschreiblichen Neigung und andere hinzukommende Leidenschaften und Vorurtheile sie antrieben. Diese Vorurtheile sind ein Instinkt, sie beziehen sich auf das allgemeine Wohl der Welt; während die Einsichten und Gründe unseres Verstandes sich nur auf das Wohl unserer Person beziehen. Tadeln wir daher nicht das weibliche Geschlecht, ob seiner Vorurtheile in diesem Punkt; es ist vielmehr rühmlich, von der allgemeinen Vernunft geleitet zu werden."

60.

In den letzten Jahrhunderten waren fast alle irgend möglichen Richtungen litterarischer Thätigkeit mit Erfolg eingeschlagen worden: Dichtkunst, Philosophie des Geistes und der Natur, kirchliche Beredsamkeit, theologische Untersuchungen mannigfaltiger Art u. s. w. Nur das gesellige und bürgerliche Leben hatte man noch nicht erschöpfend betrachtet und erforscht. Denn Hobbes Schriften lehrten einen willkürlichen Absolutismus, und Shaftesbury und Bolingbroke boten nur treffliche Einzelnheiten. Diese Lücke ward ausgefüllt durch Montesquieus (1689—1755) esprit des loix. Aber schon vor Erscheinung dieses Hauptwerkes hatte Montesquieu seine Meisterschaft gezeigt in zwei andern Schriften, in den Lettres persanes und den Betrachtungen über die römische Geschichte. Jene theilen eine Reihe von Briefen mit, welche angeblich persische Gesandte meist aus Paris in ihre Heimath geschrieben hätten, und deren ernster und scherzhafter Inhalt, mit großem Scharfsinn und damals unerhörter Kühnheit, sich über alle Verhältnisse der Gesellschaft und des Staates verbreitet. Sie sind bedeutender und ergreifender, als alle sogenannten Satiren, von denen ich bisher sprach. Man erkennt (nach dem Sprüchworte) schon an den Klauen, den künftigen Löwen. Ich gebe Proben:

[Bouterweck VI, 407.
Eschenburg VIII, 1, 343.]

„König Ludwig XIV. hat oft gesagt, unter allen Regierungen der Welt gefalle ihm die der Türken, oder unseres erlauchten Sultans am Besten; so viel hält er von morgenländischer Politik. — Ich habe seinen Charakter studiert und finde unlösliche Widersprüche. Er hat z. B. einen Minister der 18 Jahr und eine Maitresse die 80 Jahre alt ist. Er liebt seine Religion, nicht aber diejenigen, welche auf ihre strenge Befolgung dringen. Er flieht die Unruhe der Städte und theilt sich wenig mit, und ist vom Morgen bis zum Abend nur damit beschäftigt, von sich reden zu machen. Er liebt Siege und Triumphe, fürchtet aber einen guten Feldherrn an der Spitze seiner Heere zu sehn. Er ist (wie wohl niemals irgend jemand) zugleich von Reichthümern überhäuft, und von einer Armuth bedrückt, wie sie wohl kein Privatmann ertragen würde. Bisweilen belohnt er faule Hofleute mehr als thätige Generale. Oft zieht er einen Menschen der ihn auskleidet, oder ihm bei Tische die Serviette reicht, einem Anderen vor der ihm Schlachten gewinnt und Städte erobert. (Brief 37.)

Als ich nach Frankreich kam, fand ich den König ganz von Weibern beherrscht, obgleich er (bei seinem Alter), ihrer wohl gar nicht bedurfte. In Alles mischen sich die Weiber; sie bilden eine zusammenhangende Republik, einen Staat im Staate, und wer die Minister, Beamten, Prälaten handeln sieht, aber die Frauen nicht kennt welche jene regieren, gleicht einem Menschen der die Maschine spielen sieht, dem aber die Triebfedern verborgen bleiben. Diese Frau sucht Eingang bei dem Minister. Um eine Liebschaft einzuleiten? Welche Idee! Um unzähligen Unglücklichen wohl zu thun, was 100,000 Livres Rente einbringen wird. (107.)

Der König von Frankreich ist ein großer Zauberer: seine Macht erstreckt sich auch auf den Geist seiner Unterthanen, er macht daß sie denken wie er will. Hat er nur eine Million Thaler in seinem Schatze und braucht deren zwei; so redet er ihnen vor, ein Thaler gelte zwei, und sie glauben es. Hat er kein Geld zu einem kostspieligen Kriege, so bildet er ihnen

ein, ein Stück Papier sey Silber, — und sie sind sogleich davon überzeugt. Ja er bringt sie dahin zu glauben, durch seine Berührung würden sie von allen Uebeln geheilt. — Man soll nicht über das erstaunen was ich von diesem Fürsten sage, denn es giebt noch einen stärkeren Zauberer, welcher wiederum den Geist jenes Fürsten beherrscht. Dieser Zauberer heißt Papst. Bald macht er glauben drei sey eins, oder Brot sey kein Brot, Wein kein Wein, — und 1000 andere Dinge derselben Art. (24.)

Der Papst ist das Oberhaupt der Christen; eine Art alten Götzenbildes das man aus Gewohnheit verehrt, aber nicht mehr so viel fürchtet wie sonst. Die ihm untergeordneten Bischöfe haben, unter seiner Aufsicht, zwei sehr verschiedene Geschäfte. Wenn sie nämlich versammelt sind, machen sie (gleich wie er) Glaubensartikel. Einzeln haben sie fast nichts zu thun als von den gegebenen Gesetzen zu entbinden. Du mußt nämlich wissen, daß die Christliche Religion mit unzähligen, sehr schwierigen Gebräuchen überladen ward; und da man nun gefunden hat, daß es weniger bequem ist alle diese Pflichten zu erfüllen, als sich durch Bischöfe davon freisprechen zu lassen, so hat man, zu allgemeinem Besten, den letzten Ausweg erwählt. Z. B. wenn jemand die Fasten nicht halten, sein Gelübde brechen, gesetzwidrig heirathen, oder selbst einen Eid beseitigen will, so wendet er sich an den Papst, oder einen Bischof, und erhält sogleich die gewünschte Hülfe. (29.)

Es finden sich hier große Zwischenräume zwischen Glauben, Ueberzeugung und Handlungsweise. Die Religion ist weniger ein Gegenstand der Heiligung, als unzähliger Streitigkeiten an welchen ein jeder Theil nimmt. Die Hofleute, die Kriegsleute, selbst die Frauen erheben sich gegen die Geistlichen, und fordern sie auf das zu beweisen, was man nicht glauben will. Ihr Beschluß beruht nicht auf Gründen, oder sorgfältiger Prüfung der Wahrheit, oder Falschheit der verworfenen Religionslehren; sie sind vielmehr Rebellen, welche das Joch abschütteln. Auch zeigen sie sich nicht fester in ihrem Unglauben, als in ihrem

Glauben; sie werden, wie durch Ebbe und Fluth, von einem zum anderen hingetragen. Einer von ihnen sagte mir: ich glaube an die Unsterblichkeit nach halben Jahren; meine Meinungen hängen ganz ab von dem Zustande meines Leibes. Je nachdem ich mehr oder weniger Lebenskraft habe, mein Magen gut oder schlecht verdaut, die Luft rein ist oder dick, und die Speisen leicht oder schwer, — bin ich Spinozist, Socinianer, Katholik, gottlos oder fromm. Sitzt der Arzt neben meinem Bette, ist mir der Beichtvater nicht unwillkommen. Ich verstehe sehr wohl zu verhindern, daß mich die Religion betrübe so lange ich mich wohl befinde; erlaube ihr aber mich zu trösten wenn ich krank bin, und wenn ich auf einer Seite nichts mehr zu hoffen habe, gewinnt sie mich durch ihre Versprechungen. (75.)

Die welche bloß geduldete Religionen bekennen, werden ihrem Vaterlande gewöhnlich nützlicher, als die zur herrschenden gehören; denn da sie von Ehrenstellen entfernt sind, und sich durch Reichthum nicht auszeichnen können, so sind sie geneigt zur Arbeit und zu den nützlichsten, aber mühseligen Beschäftigungen. Die Einführung einer neuen Sekte war oft das sicherste Mittel, die Mißbräuche der alten zu verbessern. Religionskriege sind meist entstanden durch die Unduldsamkeit der herrschenden Partei. Sie will zu dem zwingen, was sie selbst zu thun in keiner Weise geneigt ist, oder bereit seyn würde. (85.)

Die Minister folgen hier und stürzen sich wie die Jahreszeiten, seit drei Jahren wurde das Finanzsystem viermal geändert. Große Genien arbeiten Tag und Nacht, und erzeugen unaufhörlich und mit Schmerzen neue Plane und hören darüber unzählige Leute. Sie haben den Kopf voll von wichtigen Geheimnissen, wunderbaren Unternehmungen, neuen Systemen, und sind so vertieft in ihre Forschungen, daß sie den Gebrauch der Sprache und auch wohl der Höflichkeit verlieren. (138.) — In keinem Lande der Welt ist das Glück so unbeständig wie hier. Alle zehn Jahre tritt eine Umwälzung ein, welche den Reichen ins Elend stürzt, und den Armen auf Flügeln zu dem Gipfel des Reichthums erhebt. Jener ist erstaunt über seine

Armuth, dieser über seinen Reichthum. Der Neureiche bewundert die Weisheit der Vorsehung, der Neuarme das Unglück des Schicksals. — Die Steuererheber schwimmen mitten in Schätzen; es giebt unter ihnen wenig Tantalusse. Sie beginnen ihre Laufbahn mit der größten Aermlichkeit, und werden so lange diese dauert, verachtet wie Koth; sie werden geehrt sobald sie reich sind.

Die Körperschaft der Bedienten ist in Frankreich bedeutender als anderswo: sie sind eine Pflanzschule großer Herrn, sie füllen die Lücken der andern Stände. Sie nehmen die Plätze ein unruhiger Großen, herabgekommener Beamten, im Kriege getödteter Edelleute. Und wo sie nicht selbst ausreichen, aufhelfen sie die großen Häuser durch das Mittel ihrer Töchter, welche eine Art von Dünger sind für bergige und dürre Gegenden. — Hätte die Vorsehung nur trefflichen Personen Reichthümer verliehen, so unterschiede man sie nicht genug von der Tugend, und fühlte weniger ihre Nichtigkeit. Kommt man durch Prüfung dahin die Reichen zu verachten, so lernt man auch die Reichthümer gering schätzen. (98.)

Man hat mir gesagt: durch Erfindung des Pulvers wäre die Freiheit aller Völker Europas verloren gegangen. Denn da die Fürsten keineswegs mehr Bürgern die Vertheidigung der Städte anvertrauen durften (weil sie sich beim ersten Bombenschuß ergeben würden), so hatten sie einen Vorwand stehende Heere zu unterhalten, mit denen sie nachmals ihre Unterthanen unterdrückten. Ich fürchte man wird Mittel entdecken, die Menschen auf noch kürzere Weise umzubringen und ganze Völker zu Grunde zu richten. (105.) — Du meinst, die Künste verweichlichen das Volk und sind deshalb die Ursach des Falles von Reichen. Aber die siegenden Griechen übten alle Künste mit unendlich größerem Eifer, als die besiegten Perser. Wer eine Kunst übt, ist nie müßig, nichts aber verweichlicht so sehr wie Müßiggang. (106.)

Die französischen Parlamente gleichen Ruinen, die man mit Füßen tritt, die aber stets die Erinnerung an einen, früher

durch die Religion geheiligten Tempel des Volks hervorrufen. Sie beschäftigen sich fast nur mit der Rechtspflege, und ihr Ansehn ist hinfällig, sofern nicht ein unvorhergesehenes Ereigniß ihnen Kraft und Leben wiedergiebt. Diese großen Körperschaften erlagen dem Schicksale menschlicher Dinge; sie wichen der Alles zerstörenden Zeit, der Alles abschwächenden Verderbniß der Sitten, der Alles niederschlagenden höchsten Gewalt. Der Regent, welcher sich dem Volke wollte angenehm machen, schien dies Bild öffentlicher Freiheit zu ehren, erhob Tempel und Bild von der Erde, und wollte daß man es betrachte als Stütze der Monarchie und Grundlage aller gesetzlichen Gewalt. (92.)

Man spricht hier von einer Behörde, französische Akademie genannt. Keine wird weniger geachtet als sie; denn kaum hat sie entschieden, so vernichtet das Volk ihren Spruch und giebt Gesetze denen sie folgen muß. Die Mitglieder haben nichts Anderes zu thun, als immerwährend zu schwatzen, wo sich das Loben von selbst einfindet: die Wuth des Panegyrikus ergreift sie, und verläßt sie niemals. Sie reden fast nur in Ausrufungen. (73.)

Die Polygamie rettet uns von der Herrschaft der Weiber. Sie sind hier (besonders die alternden) sehr dem Spiele ergeben. Von frühster Jugend, bis zum hinfälligsten Alter besitzen sie Mittel ihre Männer zu Grunde zu richten. Putz und Equipagen beginnen, Koketterie vermehrt die Zerrüttung, das Spiel bringt Alles zu Ende. Ich habe bisweilen gesehen, neun oder zehn Weiber (oder vielmehr neun, oder zehn Jahrhunderte) rings um einen Tisch gereiht, in ihren Hoffnungen, Befürchtungen, Freuden, und vor Allem in ihrer Wuth. Man glaubte sie würden eher das Leben verlieren, als sich jemals wieder beruhigen. (56.)

Man meint hier: ein Mann der seine Frau liebe, besitze nicht Verdienst genug sich von einer anderen lieben zu lassen; er mißbrauche den Zwang des Gesetzes, um den Mangel eigener Liebenswürdigkeit zu ersetzen. (55.) Nichts würde die gegenseitige Anhänglichkeit mehr befördern, als die Leichtigkeit sich zu

scheiden; denn eben dieser Möglichkeit halber, würde man davon keinen Gebrauch machen. (116.)

Ich finde bei den Franzosen, die Launen und Grillen der Mode erstaunlich. Sie vergessen wie sie diesen Sommer gekleidet waren; sie wissen nicht wie sie sich nächsten Winter kleiden werden; vor Allem aber ist es unglaublich wieviel es einen Mann kostet, seine Frau in der Mode zu erhalten. Eine Frau welche Paris verläßt um sechs Monate auf dem Lande zuzubringen, kommt so veraltet wieder als hätte sie daselbst 30 Jahre zugebracht. Der Sohn erkennt das Bildniß seiner Mutter nicht mehr, so hat sich die Kleidung geändert. Bisweilen steigen die Kopfzeuge allmählig, dann eine Revolution und sie fallen plötzlich. Eine Zeitlang war ihre Höhe so ungeheuer, daß das Gesicht einer Frau in ihrer Mitte zu stehen kam; ein andermal kamen die Füße an diese Stelle, so hoch waren die Absätze, das Piedestal welches sie in die Luft hob. Wer kann es glauben, aber oft sind die Baumeister gezwungen gewesen die Thüren höher und breiter zu machen, nach dem Maaße des Kopfputzes und der Röcke der Frauen. Bisweilen sieht man in dem Gesichte einer Frau, eine große Menge Schönpflästerchen, welche des nächsten Tages sämmtlich verschwinden. Und sowie die Moden sich ändern, so auch Manieren und Lebensweise. Der Herrscher giebt den Ton an für den Hof, der Hof für die Stadt, die Stadt für die Landschaften."

Obwohl sich der deutlich belehrende, ernste Inhalt der lettres persanes in diesen kurzen Auszügen nicht mittheilen ließ, zeigen sie doch in Scherz und Ironie, daß Montesquieu kein verbildeter, lediglich tadelnder, oder gar verzweifelnder Menschenfeind war; vielmehr weiset der heitere Spott zugleich sehr ernsthaft auf Mittel hin, das Mangelhafte und Verkehrte zu bessern.[1])

---

1) Montaigne, la Brüyere, Fenelon und Montesquieu schildern das Uebertriebene und Geschmacklose der Moden für das 16., 17. und 18. Jahrhundert. Für das 19. sagte im März 1863 ein berühmter Fastenprediger vor der „fleur fine" der pariser Damenwelt: „Da ist sie! Geschmückt

Ganz ernsten Inhalts sind Montesquieus Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Sie unterscheiden sich durchaus von den zahllosen, philologischen Schriften, welche nur handeln von Wortkritik, Lesarten, grammatischen Spitzfindigkeiten und ähnlichen Dingen, ohne das Großartige und Lehrreiche der welthistorischen Ereignisse irgend zu berühren. Montesquieu verfiel aber auch nicht in den entgegengesetzten Fehler, unbewiesene Erfindungen als erwiesene, neue, wichtige Thatsachen vorzutragen; er will nicht durch kühne Anmaßung den Leser in Erstaunen versetzen, und jeden Zweifel mit den selbstgefälligen Worten abweisen: ich habe es gesagt! — Montesquieus Werk faßt mit großem Scharfsinn und gründlicher Kenntniß, das wahrhaft Merkwürdige und Lehrreiche ins Auge, und giebt in seiner kurzen Darstellung mehr, als Andere in langen Büchern. Er erinnert an Macchiavels Discorsi, hat aber vor ihm den Vorzug, daß er sich durch die kriegerische Größe und die Gewaltherrschaft der Römer nicht blenden läßt, sondern auch die Schattenseiten vorführt, und Sittlichkeit und Gerechtigkeit höher stellt, als den bloßen Erfolg. — Ich lasse zur Erläuterung einige kurze Urtheile und Sprüche Montesquieus folgen.

---

wie ein Heiligenschein und federumwallt wie ein Baldachin. Tapferer als ein Zuave, schreitet sie vorwärts ohne sich um etwas zu bekümmern, als Aufsehn zu erregen. Sie durchschreitet die Menge, zieht die Stühle in den Wogen ihres Kleides mit sich, zwingt 100 Personen ihr Platz zu machen, ohne daß sie auch nur geruhte, ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen. Von Zeit zu Zeit dreht sie sich um, strahlend und glänzend wie ein rotirender Leuchtthurm, um auch ja die gehörige Wirkung hervorzubringen, und nachdem sie drei Viertel der Kirche durchfurcht, sich verschiedener von Anderen belegter Stühle bemächtigt, und den Einwendungen anderer die sie umgeben, eine anmuthig lächelnde distinguirte Taubheit entgegen gehalten hat, kommt sie endlich zum Sitzen. Sie setzt sich auf ihren Platz zurecht, glättet ihr Gefieder, wie sie dies mit vielem Wohlgefallen in ihrem Salon thun würde. Sie beugt sich fromm und andächtig; sie ist glücklich, denn sie wird den Ruhm kosten, sagen zu können, sie sey in der ersten Loge gewesen, um das Wort der Redner Gottes zu hören."

„Beim Ursprunge geselliger Verbindungen treffen die Häupter die Anordnungen; später bilden diese Anordnungen (institutions) die Häupter. Ein Volk unterwirft sich neuen Steuern, hoffend aus deren zweckmäßiger Verwendung Nutzen zu ziehen; bei einer Beschimpfung fühlt es nur sein Unglück und fügt in Gedanken alle nur möglichen Uebel hinzu. Daß Tarquinius, ohne Königreich und Güter, die Römer 20 Jahre lang bekriegen konnte, zeigt daß er kein verächtlicher Mann war. Wehe dem Rufe eines Fürsten, der von einer zur Herrschaft kommenden Partei unterdrückt wird, oder der ein Vorurtheil auszurotten suchte, das ihn überlebt. — Da Rom eine Stadt war ohne Handel und fast ohne Künste, so war Plünderung das einzige Mittel sich zu bereichern. — Die römischen Soldaten lebten in steter Anstrengung; die unseren gehen über von härtester Arbeit zum äußersten Müßiggang, — was mehr als irgend etwas geeignet ist sie zu Grunde zu richten. — In monarchischen Staaten lassen sich Spaltungen leicht beilegen, weil in der Hand des Fürsten eine ordnende, zwingende Gewalt liegt; in Republiken dauern die Parteiungen länger, weil sie sich gewöhnlich gegen die Macht richten, welche allein heilen könnte. — Die Römer glaubten nicht bestehen zu können, wenn sie nicht herrschten, und zu der Kraft einer guten Regierung, gesellte sich die der Leidenschaft. Eroberungen sind leicht zu machen, weil man dazu alle Kräfte verwendet; schwer zu erhalten, weil man sie nur mit einem Theile derselben vertheidigen kann. — Wenn zwei große Völker sich lange und hartnäckig bekriegen, ist es oft eine schlechte Politik zu glauben, man könne ein ruhiger Zuschauer bleiben; denn das siegende Volk wird sogleich neue Kriege unternehmen, und mit geübten Soldaten gegen ungeübte Bürger zu Felde ziehen.

Die Griechen überließen sich einer thörichten Freude (joie stupide) und glaubten wirklich frei zu seyn, weil die Römer sie für frei erklärten. — Die Natur hat den Staaten gewisse Gränzen vorgeschrieben, um den Ehrgeiz der Menschen zu ermäßigen und zu kränken. Die Römer gingen über eine solche

Gränze hinaus. — Verträge und Friedensschlüsse der Römer, waren nur Waffenstillstände; sie bezweckten immer völlige Unterwerfung und die Friedensbedingungen führten jedesmal den Untergang des Staates herbei, der sie annahm. Ihr steter Grundsatz war zu trennen, um dadurch zu schwächen, und dann zu herrschen. — Es ist eine Thorheit der Eroberer, allen Völkern ihre Gesetze und Gewohnheiten aufzudringen; denn unter jeder Form der Regierung kann man gehorchen. Feldherrn aber die Heeren und Königreichen gebieten, fühlen ihre Kraft und gehorchen nicht. Die Größe der römischen Republik verwandelte Volksaufläufe in Bürgerkriege. Fordern daß in einem freien Staate, die Führer im Kriege kühn und im Frieden furchtsam seyn sollen, heißt Unmögliches verlangen.

Pompejus, Krassus und Cäsar führten herbei Straflosigkeit öffentlicher Verbrecher, vernichteten was das Verderben der Sitten aufhalten und Ordnung herstellen konnte, bestachen das Volk mit Gelde, und ebenso die Richter, störten die Wahlen durch Gewaltthätigkeiten aller Art u. s. w. — Die schreckliche Tyrannei der Kaiser erwuchs aus der allgemeinen Sinnesart der Römer; sie wurden jetzt ebenso behandelt, wie sie früher besiegte Völker behandelt hatten. Dieser Senat, der so viel Könige vernichtete, fiel selbst in die niedrigste Sklaverei einiger seiner unwürdigsten Mitbürger, und tödtete sich durch seine eigenen Beschlüsse. Ganz Rom zitterte vor einer Bande Soldaten.

Nirgends braucht man mehr Steuern, als in schwächer werdenden Staaten; die Last mehrt sich in dem Maaße als man weniger im Stande ist sie zu tragen. — Eine allgemeine Bigotterie und Frömmelei entkräftete im morgenländischen Kaiserthume allen Muth. Weichlichkeit, Faulheit, Erbärmlichkeit asiatischer Völker, mischte sich hier mit jener Frömmelei. Die Mönche, welche sich zufolge ihres Gelübdes von allen weltlichen Angelegenheiten fern halten sollten, drängten sich bei jeder Gelegenheit hervor, machten überall Lärm und beunruhigten die Welt welche sie angeblich verlassen hatten. — Die byzantinischen

Griechen, große Schwätzer, Streiter und Sophisten, hörten nicht auf die Welt durch unnütze Streitigkeiten zu verwirren."

Ich komme jetzt zu dem Hauptwerke Montesquieus, dem Geist der Gesetze (esprit des lois). Es erschien zuerst im Jahre 1748, und behält (trotz des wegwerfenden Tadels Einzelner z. B. Hallers und Broughams) großen Werth; nicht allein im Vergleiche mit schwächeren Zeitgenossen, sondern auch im Vergleiche mit späteren, ausgezeichneten Schriftstellern.[1]) Jedenfalls war Montesquieu vielseitig gebildet, hellen Blickes, edler Gesinnung und praktischer Gewandtheit.

Der Geist der Gesetze ist keineswegs ein nach strenger Wissenschaft geordnetes Ganzes; wir finden Abschweifungen und Sonderbarkeiten mancherlei Art, ein zugespitzter Einfall wird bisweilen als eine unläugbare Regel hingestellt, und der Ausdruck kokettirt nicht selten, wo Einfachheit besser gewesen wäre; allein andererseits bietet das Werk eine ungemein große Menge Stoffes zum Denken, selbst das Halbwahre reizt durch die Art wie es ausgesprochen wird zum Forschen und Berichtigen, und die Trivialität darf sich dem Witze, die ungeschlachte Formlosigkeit jenem Streben nach Wirkung nicht voranstellen. Gewiß hat Montesquieus Werk in Frankreich, ja in Europa große Wirkung hervorgebracht; während der Revolution ward aber nicht er, sondern Rousseau als Hauptlehrer betrachtet, bis Sieyes beide überflügelte.

„Es giebt (sagt Montesquieu) drei Verfassungen: Republik, Monarchie, Despotie. Die erste theilt sich in Demokratie und Aristokratie, je nachdem das ganze Volk, oder nur ein Theil desselben die höchste Gewalt hat. Die Monarchie ist Alleinherrschaft nach bestimmten Gesetzen, die Despotie Alleinherrschaft nach Willkür. Das Volk kann geschickt obrigkeitliche Personen wählen, nicht Geschäfte ausführen. Wenn in einer Republik kein Eifer mehr für das Oeffentliche stattfindet, tritt Geldgier ein und die Auflösung erfolgt. Die Monarchie bedarf vermit-

---

1) Sehr großes Lob Montesquieus von Burke. Works VI, 263.

telnder Gewalten, zunächst des Adels. Wo alle Eigenthümlichkeiten und Rechte desselben, der Geistlichkeit, Städte u. s. w. aufhören, ist der Uebergang zur Republik, oder zum Despotismus nahe.

In der Demokratie müssen die Gesetze zur Erweckung der Liebe für Gleichheit und Mäßigung hinwirken, wenn auch unbedingte Gleichheit der Güter unmöglich und unnütz erscheint, und übertriebene Freiheitslust, welche Gesetz und Obrigkeit nicht dulden will, den Despotismus erzeugt. Gewaltsame Anstrengungen behufs des Verbesserns, führen gar leicht zu Ausartungen.

Das Prinzip der Demokratie ist (bürgerliche) Tugend, der Aristokratie Mäßigung, der Monarchie Ehre, der Despotie Furcht. Eine Art Verderbniß ist, wenn das Volk die Gesetze nicht beobachtet; die größere unheilbare, wenn es durch die Gesetze verderbt wird. Die mehresten Völker Europas werden noch vermittelst der Sitten regiert. Wenn sich aber durch einen langen Mißbrauch der Gewalt, oder eine große Eroberung, der Despotismus bis auf einen gewissen Punkt festsetzte, so würden weder Sitten, noch Klima dagegen aushalten, und das menschliche Geschlecht in diesem schönen Theile der Welt, wenigstens auf eine Zeit lang, die Frevel und Leiden erdulden, welche man ihm in den drei übrigen zugefügt hat. Alle übergroße Eroberungen führen zum Despotismus. Die Freiheit kann nur darin bestehen, das thun zu wollen, was man wollen soll, und nicht gezwungen zu seyn das zu thun, was man nicht wollen soll.

In jedem Staate sind drei Gewalten: die gesetzgebende, richterliche und ausübende, welche getrennt, und nicht in einer Person, oder Körperschaft vereint seyn sollen. — Was das Volk nicht selbst thun kann, führe es durch Stellvertreter, Repräsentanten aus. Diese werden ohne Vergleich besser als jenes, überlegen, verhandeln, beschließen. Die englische Verfassung kann in den meisten Beziehungen für trefflich gelten, wenn sie sich auch nicht (wie keine) kurzweg anderswohin verpflanzen läßt.

Klima, Boden, Oertlichkeit, Lage an der See u. dgl. haben den größten Einfluß auf Sitten, Gebräuche, Gesetze, Freiheit. Selbst für die besten Gesetze müssen die Gemüther vorbereitet seyn, und es ist thöricht Alles verbessern zu wollen. Den Völkern ihre Gewohnheiten entreißen, heißt sie unglücklich machen; man kann nur auf freiwillige Aenderung hinwirken.

Die christliche Religion paßt mehr für eine gemäßigte, die muhamedanische für eine despotische Verfassung; das katholische Bekenntniß mehr für Monarchie, das protestantische für Freistaaten. Strafen in Religionssachen soll man vermeiden, und über weltliche Dinge nicht göttliche Gesetze aufstellen. — Es giebt gewisse Ideen von Gleichförmigkeit (uniformité), welche bisweilen große Geister ergreifen, auf die kleinen aber unfehlbar Eindruck machen. Sie erkennen darin eine Art von Vollkommenheit, weil es unmöglich ist sie nicht zu bemerken, z. B. gleiches Gewicht, Maaß, Gesetze, Religion. Viel größeres Genie gehört aber dazu, zu wissen, wo Verschiedenheiten nöthig und heilsam sind, als mit jener Gleichförmigkeit Götzendienst zu treiben."

Zu diesen, allerdings sehr ungenügenden, Auszügen aus Montesquieus Geist der Gesetze, füge ich nur ein Paar kurze Bemerkungen hinzu. — In der Verderbniß handelt auch die Aristokratie und Demokratie despotisch. — Tugend, selbst bürgerliche, muß ebenfalls in der Monarchie, Ehre in der Republik u. s. w. vorhanden seyn. Auch sagt Montesquieu an einer anderen, merkwürdigen Stelle: die Grundsätze des Christenthums eingegraben in die Herzen, werden stärker wirken als falsche Ehre in den Monarchien, menschliche Tugend in Republiken, und knechtische Furcht in Despotien. — Auf Klima, Oertlichkeit u. s. w. hat Montesquieu wohl einen zu großen Nachdruck gelegt, und zu viel daraus abgeleitet; man denke z. B. an die Verschiedenheit der griechischen Geschichte in verschiedenen Zeitabschnitten, bei gleichen Naturverhältnissen. — Die Theilung der politischen Gewalten soll keine völlige, anatomische Trennung, sondern eine organische Gliederung seyn.

Ausstellungen dieser und ähnlicher Art, welche jetzt jeder Anfänger herzuzählen vermag, würde Montesquieu durch die reichen Erfahrungen der neuern Zeit belehrt, am besten selbst gehoben haben; wogegen wir wiederholt rühmen müssen, daß er leere Abstraktionen verschmähte, aus dem Reichthume seiner geschichtlichen Kenntnisse sehr viel Scharfsinniges und Geistreiches zu Tage förderte, zuerst ernsthafte Rücksicht auf das Germanische und das Mittelalter nahm, den Begriff der Repräsentation und der Stände würdigte, und der revolutionären Wuth Alles ändern zu wollen, widersprach. Desto schärfere Rüge verdienen die, welche bei geringern Kenntnissen und ohne praktische Einsicht ihn überbieten und von einem angeblich unfehlbaren, augenfälligen Standpunkte, eine neue Philosophie und ein neues Staatsrecht gründen wollten.

61.

Helvetius (1715—1771) gab hierin zuerst den Ton an. Aber welch ein Unterschied ist zwischen seinem Werke de l'esprit, und Montesquieus esprit des lois. „Der Maßstab aller Dinge (dies lehrt jener) ist der Eigennutz (intérêt). Wir nennen Handlungen tugendhaft, lasterhaft, oder gleichgültig, je nachdem sie uns nützen, schaden, oder nicht auf uns wirken. — Lieben heißt ein Bedürfniß haben: also keine Freundschaft ohne Bedürfniß, dies wäre eine Wirkung ohne Ursache. Hört das Bedürfniß auf, dann natürlich auch die Freundschaft. Durch Gewohnheit werden wir gleichgültig gegen Schönheit, Geist u. s. w., und nicht minder gegen unsere Freunde. Nur das Vergnügen erhält die Freundschaft; sie endet mit demselben und bezieht sich, wie alle Freuden und Leiden, nur auf sinnliche Genüsse."

Auf diesem Wege eines kalten, raffinirten Egoismus gerieth man in immer tiefere Unsittlichkeit, und stellte höchstens Regeln auf den fremden Eigennutz, um des eigenen willen, zu

zähmen.[1]) Dieser herrschte, ohne Beziehung auf Recht und Pflicht, Sinnlichkeit ohne Beziehung auf Vernunft, Freiheit ohne Beziehung auf Gesetz, und so kam man durch die Encyclopädisten hindurch, bis der Verfasser des Systems der Natur, den Atheismus zur Erlösung von allen Uebeln anpries, und la Mettrie den Menschen für eine bloße Maschine erklärte. Es wäre unpassend von diesen Irrwegen und Auswüchsen der Litteratur hier umständlicher zu sprechen, oder die Licht- und Schattenseiten der sogenannten Encyclopädisten genauer zu erörtern. Nur von einem, zu ihnen gehörigen, bedeutenden Manne muß (statt aller) die Rede seyn.

62.

Dionysius Diderot (1713—1784) war hoch angesehn in den pariser geselligen Kreisen und als Schriftsteller. Großem Lobe, trat aber auch herber Tadel gegenüber. So schreibt Friedrich II.: Diderot est à Pétersbourg, où l'impératrice l'a comblé de bontés. On dit cependant qu'on le trouve raisonneur ennuyeux; il rabâche sans cesse les mêmes choses. Ce que je sçais, c'est que je ne saurais soutenir l'a lecture de ses livres, tout intrépide lecteur que je suis; il regne un ton suffisant et une arrogance qui révolte l'instinct de ma liberté. — Barante sagt: Diderot hat brennenden Trieb, aber keine feste Aufmerksamkeit, keine gründlichen Kenntnisse, und Feuer ohne Brennstoff. Da ihm feste Ueberzeugung fehlte, irrte er im Unbestimmten, und hatte Achtung und Ehrfurcht vor Nichts. Die Philosophie, welche er annahm,

---

1) Cette Philosophie détruit, avec les réalités physiques, toutes les réalités morales; elle sape la vertu par les fondements et anéantit la conscience. — Non la statue de la liberté n'a point l'intérêt pour base, et ce n'est pas à la philosophie de la sensation et à ses petites maximes qu'il appartient de faire de grands peuples. Cousin cours de la philosophie moderne, 1816, 1817, p. 27, 29.

mußte ihn verderben; er war ein unheilbringender Schriftsteller für Litteratur und Moral. — Ob und in wie weit diese strengen Urtheile gegründet sind, wird sich aus weitern Mittheilungen ergeben.

[Bouterwek VI, 370.
Eschenburg VIII, 1, 362.]

Die Persönlichkeit Diderots lernt man am besten aus den vertrauten Briefen an seine Geliebte, das Fräulein von Voland kennen; ja diese sonderbare Mischung von Klatschereien, Zweideutigkeiten, edeln Gedanken, tiefen Beobachtungen, Uebermuth, Frechheit, Verzweiflung u. s. w. ist charakteristisch für die ganze Zeit. Er sagt z. B.: „Die Unordnung des Kopfes wirkt auf das Herz, und umgekehrt. Viele glauben, die Tugend stehe ihnen in jedem Augenblicke zu Dienste, und man könne ein rechtlicher Mann werden, von heute zu morgen. Eine schlechte Gewohnheit wechselt man aber nicht so leicht wie ein Hemde. Das Gute thun, das Wahre erkennen, dies unterscheidet einen Menschen vom anderen; alles Uebrige ist nichts.“

„In der Liebe sticht ein Narr (sot) gewöhnlich den geistreichen Mann aus: man will lieber einen Thoren beherrschen, als von einem Klugen unterjocht werden. Die Lebemänner (libertins) finden in der Welt den meisten Beifall. Sie sind heiter, milde, ausgeberisch, gefällig, richten sich zu Grunde indem sie Andere bereichern, unterhalten uns von dem was wir nicht zu sagen und zu thun wagen, stellen durch ihre schwachen Seiten uns in ein günstiges Licht, haben mehr Geist und Menschenkenntniß als die Meisten, und werden von den Frauen geliebt, weil diese Libertines sind. — Ich habe die Weisheit aller Völker kennen gelernt; aber ich denke, sie ist nicht so viel werth, als die süße Thorheit, welche mir meine Freundin einflößt.“ — Diderot legte seiner Freundin bisweilen die sonderbarsten Collisionsfälle der Sittenlehre zur Entscheidung vor. So wenig Gewicht und Ansehn damals auch Ehe und Keuschheit hatten, bricht aber doch (trotz aller Sophismen der Theorie und Willkür der Praxis), die Kraft der Wahrheit und ächter Sitten-

lehre hindurch, und Diderot giebt in dieser Beziehung seiner Tochter die würdigsten Lehren.

Moralische Zwecke im engeren Sinne hat sich Diderot beim Entwerfen seiner Romane unmittelbar gar nicht vorgesteckt, und kaum dürfte man es rügen, wenn nur die Dichtkunst um so siegreicher hervorträte. Dies ist jedoch nur selten der Fall, und Vollendung des Einzelnen kann die Mängel des Ganzen nicht ersetzen, oder verdecken. So erscheint in Jakob dem Fatalisten der Gedanke gut, die Lehre vom Fatalismus für ernste und scherzhafte Verwickelungen zu benutzen; doch giebt solch ein Einfall noch keinen genügenden Inhalt. So wenig wie Voltaire im Candide etwas Gründliches und Erhebliches wider die Vorsehung nachgewiesen; so wenig hat Diderot die Schwierigkeiten zum Bewußtseyn gebracht, oder in Thatsachen nachgewiesen, welche die Lehre von der Vorherbestimmung, oder der menschlichen Freiheit zeigt. Das ganze Buch ist eine Mischung von Gedanken und Geschichten, ohne organischen Zusammenhang und Fortschritt, ohne Faden der Erzählung und genügende Entwickelung.

Die Grundlage für die Bijoux indiscrets ist bekanntlich ein aristofanischer Witz, an den sich viel Lustiges anreihen läßt. Der beste Einfall reicht aber nicht hin ein ganzes Buch zusammenzuhalten; vielmehr werden die gar vielen Wiederholungen sehr ähnlicher Lagen und Erzählungen langweilig, und das Ausmalen des Unanständigen wird widerwärtig. Allerdings gehen neben diesem Unanständigen geistreiche Betrachtungen her, und Manches was pariser Zustände und Personen betrifft, hatte damals ein größeres Gewicht und ist jetzt unverständlich geworden. Mit einem Commentare zur Erläuterung, insbesondere der vielen skandalösen Geschichten, wäre aber auch nichts gewonnen. Gewiß erlaubte man sich damals über Geschlechtsverhältnisse Dinge zu sagen und zu schreiben, welche jetzt den größten Anstoß geben würden.

Rameaus Neffe ist lebendiger und dramatischer, als Diderots Dramen, und zugleich charakteristisch für die damaligen

Sitten und die furchtbare Entartung innerhalb der, scheinbar fortschreitenden Bildung.

Die Nonne. Dies Werk dankt seinen Ursprung keineswegs einem Ueberschwange poetischer Begeisterung, sondern dem nicht sehr zarten Scherze, daß ein Freund durch erdichtete Briefe einer Nonne sollte nach Paris zurückgelockt werden. Sobald dieser Zweck erreicht war, bricht das Werk rasch ab und ist zu keinem genügenden Schlusse hinausgeführt; auch gefällt sich der Verfasser in dem letzten Drittel an einem unanständigen und häßlichen Ausmalen des Sittenlosen und Naturwidrigen. Dagegen sind die beiden ersten Drittheile des Romans von einer außerordentlichen Kraft, Wahrheit und Lebendigkeit der Darstellung. Trotz der Einfachheit der Ereignisse und den ins Kleinste eingehenden Berichten bleibt das Interesse sich gleich, ohne daß die Spannung herbeigekünstelt, oder nur auf äußere Wirkung hingearbeitet wäre. Ja ächt sittlich und tragisch ist das Werk, sofern es aus einem Fehltritte (den Diderot anderwärts sehr leicht nimmt) fast nothwendig eine ganze Reihe von Unfällen und Leiden ableitet; und wenn es die Nachtseite des Klosterlebens und Klosterzwanges hervorhebt, so werden doch auch edle Naturen vorübergeführt, und von dem Verfasser keineswegs verhehlt, umgangen, oder bespöttelt. Alle Personen sind mit einer Leichtigkeit, Sicherheit und Klarheit gezeichnet, daß man sie vor Augen sieht und die Vermuthung nahe liegt: Diderots dramatische Arbeiten müßten, zum mindesten, dieselben Vorzüge haben. Diese Vermuthung bestätigt sich indessen nicht.

Das Schauspiel, der natürliche Sohn, ist eine Anekdote, oder bietet höchstens Stoff für eine kurze Erzählung. Zu fünf Akten ausgedehnt giebt es ein langweiliges Hinundherreden, ohne Handlung und genügenden Fortschritt. Auch der Hausvater ist ein langes Gerede, welches (sehr unerwartet bei Diderot) die Dichtkunst unter moralisches Wasser setzt. Wenn Lessing in seiner Dramaturgie von Diderots Schauspielen und dramatischen Grundsätzen mit Achtung spricht, so geschieht dies hauptsächlich, weil er unerwartet an dem Franzosen einen Bundesgenossen

gegen die übertrieben verehrte französische Bühne fand. Diderot sagt rund heraus: sie sey von der Wahrheit und dem guten Geschmacke weit entfernt, und überhaupt leide in Frankreich Poesie, Drama und Darstellung an Vorurtheilen, Pedanterie, Unnatur, Schwäche und Uebertreibung. Ich kann hier nicht Diderots allgemeine Ansichten und Lehren über Dichtkunst und Drama entwickeln, bemerke indessen, daß er bezweckte zwischen Trauerspiel und Lustspiel, ein bürgerlich moralisches Schauspiel zu begründen; und daß er zu viel Nachdruck legte auf die (sehr bedenkliche) Personifizirung allgemeiner Begriffe und ganzer Stände. Passender wird es seyn an dieser Stelle Einiges aus den sehr lehrreichen Briefen mitzutheilen, welche er an eine junge Schauspielerin, Demoiselle Jodin schrieb.

Er fordert einen sittlichen Wandel und fügt hinzu: „Glauben Sie nicht daß Ihr Betragen in der Gesellschaft, gleichgültig sey für den Erfolg auf der Bühne. Ungern beklatscht man die, welche man haßt, oder verachtet. Seyn Sie verständig, wenn Sie es können; und wenn Sie es nicht können, so haben Sie wenigstens den Muth, die Strafe des Unverstandes zu ertragen. Nach der Sorgfalt einen ehrenwerthen Charakter auszubilden, wenden Sie alle Thätigkeit auf Vervollkommnung ihres Talents. Der beste Rath, selbst für den Erfolg des Talents, ist gute Sitten zu haben. Nur ununterbrochener Beifall kann für die Anstrengungen und Unannehmlichkeiten Ihres Standes entschädigen. Kein Loos ist unglücklicher als das einer nur mittelmäßigen Schauspielerin. Gehen Sie nie über das für Ihre Rolle Schickliche hinaus. Wenig Bewegungen, sonst schaden Sie dem Nachdruck und Adel. Leidenschaftliche Stellen zu deklamiren ist äußerst leicht, die ruhigen Stellen sind die schwersten; da braucht eine Schauspielerin Geschmack, Geist, Feinheit, Urtheil, Zartheit, — wenn sie dies Alles besitzt. Ihr Vortrag muß stets dem gesammten Inhalte des Stücks entsprechen; sonst spielt man eine Scene gut, die ganze Rolle aber schlecht. Trachten Sie nicht danach Ihre Mitspieler aufzuopfern. Sie werden — vielleicht — etwas dabei gewinnen; aber die

Stücke, die Gesellschaft, der Dichter und das Publikum verlieren. Nehmen Sie keine Manier an; sie ist abscheulich in allen Künsten und Nachahmungen. Es giebt Mittel gegen das Schwerfällige, Rauhe, Ungeschickte, Harte, Unedle; es giebt kein Mittel gegen eine kleinliche Manier und Affektation. Nichts ist gut in dieser Welt, als was wahr ist; seyn Sie wahr auf, und außer der Bühne. Ein Schauspieler, dem Sinn und Urtheil fehlt, ist kalt; wer nur Feuer und Empfindung zeigt, ist ein Narr. Wer auf der Bühne und in der Welt mehr zeigt als er fühlt, rührt nicht sondern macht sich lächerlich. So lange Ihr Spiel nichts ist, als ein Gewebe von kleinen Erinnerungen, werden Sie Nichts seyn."

„Die wahre Tragödie ist noch zu erfinden, und mit allen ihren Fehlern waren ihr die Alten vielleicht näher als wir. Wie aufgebauscht und übertrieben finde ich unsere dramatischen Schriftsteller, wie widerwärtig sind mir ihre Deklamationen, wenn ich an die Kraft und Einfachheit der Alten denke."

Dieselbe Theilnahme wie für das Theater, zeigte Diderot für die Malerei, hielt unter schlechten Umgebungen fest an einem höheren Begriffe der Kunst, und die Ehrfurcht vor Phidias und Raphael verschwand ihm so wenig, als vor den alten Tragikern. Ja er erkannte die Nothwendigkeit, eine Wissenschaft des Schönen, eine Aesthetik zu begründen. „Das stete Zeichnen nach dem Model (sagt Diderot) hemmt oft die Freiheit und führt zu unnatürlichen, erkünstelten, falschen Stellungen. Unsere platten Bewegungen, Complimente und Kleidungen sind gleich unkünstlerisch. Das Gefühl des Schönen ist das Ergebniß einer langen Reihe von Beobachtungen; aber fast in allen unseren Gemälden ist eine solche Schwäche der Erfindung, und eine solche Armuth der Gedanken, daß sie durchaus keine tiefe Empfindung erregen können. Manche indeß wollen einfach seyn, und werden platt. Manier ist in den Künsten, was Heuchelei in den Sitten. Jedes unedle Werk ist zum Untergange bestimmt, es sey durch den strengen, oder den abergläubigen Sittenrichter. Mißverstehen des Religiösen und Märtyrerge-

schichten, führten oft zu schlechten Wahlen und widerwärtigen Kunstwerken. Wirkliche Personen sind symbolischen vorzuziehen. Selten ist die Allegorie erhaben, fast immer dunkel und frostig; ja sie ist eine Art Lüge, die meist nur durch ihre Dunkelheit gegen Verachtung geschützt wird. Es giebt eine doppelte Begeisterung, der Seele, und der Hand (des Metier). Ohne jene bleibt die Erfindung kalt, ohne diese die Ausführung schwach: erst ihre Vereinigung schafft erhabene Werke. Wer hat Moses gesehn? Michel Angelo! Wer hat Gott geschaut? Raphael Sanzio!"

Aus Diderots Schrift: les principes de Politique des Souverains kann ich nur einiges Merkwürdigere mittheilen. „Die Faktiosen warten ab Zeiten des Unglücks, Hunger, Krieg, religiösen Zwist, dann ist das Volk zu Allem bereit. Man muß Klagen und Spöttereien erlauben, denn verschlossener Haß ist gefährlicher, wie offener. Es ist leicht gelobt zu werden: man besticht die Gelehrten mit so wenig Kosten, viel Herablassung nämlich und Schmeichelei, und ein wenig Geld. — Die schlechtesten Politiker sind gemeiniglich die Rechtsgelehrten, weil sie stets geneigt sind die öffentlichen Angelegenheiten, nach Weise der Privatangelegenheiten zu behandeln. — Unter welcher Regierung es auch sey, giebt es ein einziges Mittel frei zu seyn, wenn nämlich Alle Soldaten wären, und jeder ein bürgerliches und ein Kriegskleid hätte. Kein Herrscher wird diese Erziehung einführen. — Mißtrauet dem Urtheil der Menge. In Sachen der Forschung (raisonnement), der Philosophie, ist ihre Stimme die der Bosheit, Dummheit, Unvernunft und der Vorurtheile. Mißtrauet ihr ebenso in allen Dingen, welche viel Kenntnisse und einen geläuterten Geschmack erfordern. Die Menge ist unwissend und stumpf, und wenn sie zuletzt Recht behält, so geschieht dies nur, wenn sie das Echo klügerer Männer wird. — Man muß keinen Unterschied machen zwischen einer großen und kleinen Gerechtigkeit, sondern überall und in allen Dingen gerecht seyn."

„Was nie in Frage gestellt ward (sagt Diderot in seinen

philosophischen Gedanken) ist auch nicht erwiesen; was nie ohne Vorurtheil geprüft ward, ist niemals gut geprüft worden. — Das Böse ist da, und Folge der allgemeinen Naturgesetzgebung, nicht Wirkung eines lächerlichen Apfels. Es ist zugleich mit dem Guten gegeben, und man kann nicht das Eine, oder das Andere aufheben. Ich habe mir alle Mühe gegeben eine Welt ohne Uebel zu begreifen, bin aber damit nicht zu Stande gekommen. — Praxis ohne Spekulation entartet zu einer beschränkten Uebung (routine bornée); Spekulation ohne Erfahrung ist nichts als eine gewagte Vermuthung."

„Die Linie der strengen Rechtlichkeit ist schmal; auch die kleinste Abweichung führt im Fortschritt immer weiter, und man befindet sich (wenn der Weg lang ist) unendlich weit vom rechten, schwer wieder zu findenden Wege."

„Ich beklage die wahren Atheisten, aller Trost scheint mir todt für sie; und ich bitte Gott für die Zweifler, es fehlt ihnen an Erleuchtung. Nur der Deist kann dem Atheisten die Spitze bieten; der Abergläubige hat dazu keine Kraft. Mein ganzes Leben hindurch, war ich ohne Kummer unwissend über das, was ich unmöglich wissen kann und was schon deshalb gewiß für mich nicht nothwendig seyn kann. Es erscheint gleich gefährlich, zu viel und zu wenig zu glauben. Auf allen Seiten klagt man über Gottlosigkeit (impiété): der Christ heißt gottlos in Asien, der Muhamedaner in Europa, der Papist in London, der Calvinist in Paris, der Jansenist in der Jakobsstraße, der Molinist in der Vorstadt S. Medard. Was ist nun ein Gottloser (impie)? Jeder ist es, oder Niemand."

„Ich behaupte daß man nichts über die Unsterblichkeit der Seele wisse; wohl aber erkenne und vertheidige ich den hohen Werth, die Wichtigkeit, die antreibende, begeisternde Kraft des Nachruhms. Nach mir die Sündfluth, ist ein Sprichwort, aufgebracht durch kleine, geringe, eigenliebige Seelen. Nie hat es ausgesprochen ein großer Herrscher, ein würdiger Staatsmann, ein guter Vater. Das niedrigste und verächtlichste Volk wäre

das, wo jeder es zur Regel seines Benehmens und Thuns machen wollte."

„Die Göttlichkeit der Schrift, der Bibel, ist nicht so unläugbar aufgeprägt daß ihr Ansehn ohne Rücksicht auf andere Beweise allein gölte. Indem ich Beweise suche, finde ich Schwierigkeiten. Je weniger Wahrscheinlichkeit eine Thatsache hat, desto mehr verliert das geschichtliche Zeugniß an Gewicht. Von 60 Evangelien hat man 56 verworfen; blieb gegen die vier bestätigten nichts zu erinnern? Die Propheten, die Apostel, die Evangelisten haben geschrieben wie sie es verstanden. Wenn die Religion, welche du mir ankündigst wahr ist, so muß ihre Wahrheit sich durch unüberwindliche Gründe darthun lassen. Märtyrer finden sich für jede religiöse Ueberzeugung; sie beweisen also nicht bloß für eine Partei. Entsage ich meiner Vernunft, so habe ich keinen Führer mehr. Ich muß als Blinder ein untergeordnetes Prinzip annehmen und das voraussetzen was in Frage steht. Nachts in einem unermeßlichen Walde verirrt, habe ich nur ein kleines Licht mich zu führen. Kommt ein Unbekannter und spricht: blase dein Licht aus um besser den Weg zu finden; — dieser Unbekannte ist ein Theolog! Giebt es auf tausend Verdammten nur einen Geretteten, so bleibt der Teufel im Vortheil, ohne seinen Sohn dem Tode preisgegeben zu haben. Wenn Christus Gott ist, so betete er auf dem Oelberge zu sich selbst, und Gott stirbt um Gott zu besänftigen."

Diesen, verhältnißmäßig schon langen Auszügen aus Diderots Schriften, füge ich keine umständliche Prüfung, sondern nur zwei Worte hinzu. Das Urtheil über ihn wird nicht nur sehr verschieden ausfallen nach dem Standpunkte, der Strenge, oder Milde des Beurtheilenden, sondern auch nach dem Inhalte der so mannigfaltigen Schriften Diderots.[1]) Gewiß war er ein thätiger, vielseitiger, leicht fassender und gestaltender Geist, bald in gerechtem Widerspruch gegen Vorurtheile und Irthümer seiner

---

1) In eigenthümlicher Weise verband Büffon (1707—1788) wissenschaftliche Kenntniß der Natur, mit Schönheit und Glanz der Darstellung.

Zeit, bald ergriffen und fortgerissen von dem mächtigen Strome. Dieser Strom entsprang aber (wie wir bereits sahen) nicht in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, erhielt nicht alle Zuflüsse aus dieser Zeit, sondern man kann und muß ihn weit aufwärts, bis zu seinen Quellen verfolgen, und alsdann übertriebenes Lob, und übertriebenen Tadel irgend eines einzelnen Ereignisses in Litteratur, Staat und Kirche ermäßigen und berichtigen.

63.

Nachdem wir uns lange mit der französischen Litteratur beschäftigt haben, ist es aus mehrern Gründen gerathen, einen Augenblick lang Englisches ins Auge zu fassen. Die politisch religiösen Kämpfe Frankreichs im sechzehnten Jahrhundert, hatten zu keiner genügenden, völlig harmonischen Auflösung und Beruhigung geführt. Sie waren fast nur durch die Herrscherkraft Richelieus und Ludwigs XIV. danieder gehalten, oder geschlagen worden, und das bereits Mitgetheilte zeigt am Horizonte neu aufsteigende gefährliche Wolken. In England hatten ähnliche Verhältnisse, nach den Stürmen des siebzehnten Jahrhunderts, zu einem beruhigenden Abschlusse geführt, so daß das Erreichte vor der Hand genügte, und die litterarischen Bewegungen zwar Leben erweisen, aber keine Gefahr verkünden.

Auf eine neue, sehr bedeutende Weise, wirkte hier der Roman. So zahlreich und lebhaft aber auch die Theilnahme des Publikums an der jedesmal vorherrschenden Form der Romane ist, so haben diese fast unausbleiblich eine nur kurze Lebensdauer. Das Bewunderte sinkt in Vergessenheit, ja Verachtung, und neue Formen, sowie ein wesentlich veränderter Inhalt, folgen zu ähnlicher Herrschaft. Der überschwänglichen Helden- und Ritterromane in Versen und in Prosa mit ihren Zaubereien und Unmöglichkeiten, der endlosen Allegorien ward man überdrüssig und Cervantes unsterbliches Werk bereitete jenen den verdienten Untergang. Hierauf folgten die überlangen Liebesromane außer-

europäischer, in das Pariſiſche umgeſtalteter Prinzen und Prinzeſſinnen, welche damals mit Entzücken aufgenommen wurden, die aber jetzt kein Menſch mehr leſen will, oder kann.

Anders in England. Hier ſtanden ſich gegenüber die puritaniſche, und die frivole Sitte und Weltanſicht: beide fanden in den Romanen talentvoller Männer, ihre Vertreter. Das rechtliche Bürgerthum, Werth und Inhalt des Familienlebens, Genügſamkeit, Würde der Tugend, Abſcheulichkeit des Leichtſinns und der Laſter, ward von Richardſon (1689—1761) mit großer Geſchicklichkeit und noch größerem Erfolge entwickelt und dargeſtellt. Dieſer mehr puritaniſchen Richtung trat Fielding (1707—1754) entgegen, zeigte und empfahl die heitere Anſicht des Lebens, ſtellte Heuchelei an den Pranger, entſchuldigte den Leichtſinn der Jugend und reizte die Leſer durch größere Mannigfaltigkeit der Ereigniſſe. Nicht geringerer Beifall als Richardſon ward ihm zu Theil, und von beiden abweichend wußten Smollet (1720—1771), Goldſmith (1729—1774), und Sterne (1713—1768) eigene Stellungen zu erwerben und zu behaupten.

Richardſons Romane (die Pamela, Clariſſa und der Grandiſon) füllen 20 Bände, welcher Umfang (abgeſehen von allen anderen Gründen) heutige Leſer zurückſchrecken muß. Alle dieſe Werke haben die ſoeben aufgezählten edlen Zwecke, ſchreiten pſychologiſch richtig fort, und laſſen hinſichtlich der Auffaſſung und Sprache, wenig zu wünſchen übrig. Neben dieſem und ſonſtigen verdienten Lobe, kann man ſich indeß nicht verhehlen, daß unzählige Kleinigkeiten, weitläufige Beſchreibungen des Unbedeutenden, umſtändliche moraliſche Auseinanderſetzungen, ermüden und mit einem abgerundeten, poetiſchen Kunſtwerke in Widerſpruch ſtehen. Die kluge Tugend der Pamela, welche den Verführungen des Sohnes ihres Herrn nicht unterliegt, ſondern ihn vielmehr heirathet, giebt den Inhalt für ſechs Bände. — Acht Bände füllt Clariſſa, welche umgekehrt als ein Opfer fällt der Liſt und Bosheit Lovelaces. Entſetzlich lange Vorbereitungen zu einer widerwärtigen Kataſtrophe; — ſo daß man

denen beistimmen möchte, welche einen andern Ausgang forderten, oder denen welche es itzt unmöglich finden, sich durch die mikroskopischen Ereignisse und Empfindungen bis zum Schlusse durchzuquälen. — Diese und ähnliche Vorwürfe zu widerlegen und seinen sittlichen Bestrebungen die Krone aufzusetzen, schrieb Richardson seinen (auch sechs Bände füllenden) Grandison. Aber der zum Grunde gelegte Begriff eines durchaus vollkommenen Mannes, wollte sich nicht in eine lebendige Person verwandeln, und die edle Absicht des Verfassers ward nicht erreicht.

[Bouterwek 8, 392.]

Anders Fielding, der nie dem Unbedeutenden so großen Raum einräumt, oder es so umständlich bespricht. Daher hält, insbesondere sein gerühmtester Roman, Tom Jones, die Aufmerksamkeit fest; obgleich sich nicht läugnen läßt daß der Gemeinheiten und der schlechten, immer entschuldigten Streiche zu viel werden, und der letzte Theil ebenso Widerwärtiges enthält, wie Diderots Nonne. Daher rechnet Jacobi (I, 351) Fieldings Romane zu den schädlichsten ihrer Zeit.

[Bouterwek 8, 398.]

Unter Smollets heiteren Romanen wird Humphry Klinker (ungeachtet des Breiten und Karikirten) immer noch manchen Leser ergötzen.

[Bouterwek 8, 414.]

Goldsmiths kurzer Roman, the vicar of Wakefield, steuert glücklich zwischen all den angedeuteten Klippen hindurch, und findet (soviel auch die strenge Kritik daran tadelt) noch immer großen Beifall.

[Bouterwek 8, 411.]

Weit schwerer zu begreifen ist Sternes Tristram Shandy. Wer einen regelmäßigen Fortschritt, eine abgerundete Erzählung verlangt, wird ganz getäuscht; und erst allmählig lernt man einsehen daß etwas ganz Anderes, in seiner Art sehr Seltenes von höchst eigenthümlichem Werthe dargeboten wird. Dieser

Werth ist von großen Kennern (z. B. von Goethe) so gründlich und theilnehmend anerkannt und hervorgehoben worden, daß ich darauf verweisen kann.[1]) Das sentimental journey ist einfacher und ansprechender. An einzelnen Zweideutigkeiten in Sternes Schriften sollte man keinen großen Anstoß nehmen; denn sie sind heiter und witzig und stehen z. B. denen Rabelais unendlich weit voran. — Wenn alle diese englischen Schriftsteller, trotz bedeutenden Beifalls und großer Anerkennung, ihr Zeitalter nicht so leidenschaftlich aufregten und beherrschten, als die französischen; so zeigen sich andererseits keine so dunkelen Schattenseiten, und sie verdienen nur ausnahmsweise die Vorwürfe welche jenen gemacht werden.

[Bouterwek 8, 404.]

Selbst große Bewunderer der schönwissenschaftlichen Werke Sternes, haben seinen Predigten wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ob nun gleich unser Hauptzweck nicht erlaubt, diesen Zweig der Litteratur umständlich zu behandeln, wollen wir doch (der vielseitigen Bedeutung des Mannes halber) etliche Auszüge aus jenen Predigten mittheilen. Sie zeigen keinen metaphysischen Scharfsinn, keinen mystischen Tiefsinn, keine rhetorische Kunst, oder Künstelei; wohl aber sind sie einfach, herzlich und verständig.

„Bei dem Streben nach Glückseligkeit läuft der Mensch oft im Kreise umher, macht unzählige Versuche, und setzt sich zuletzt gewöhnlich nieder, ermüdet und unzufrieden mit Jeglichem, ja in völliger Verzweiflung nie dasjenige zu erlangen was ihm fehlt. Er weiß nicht worauf er nach so vielem Mißlingen vertrauen darf, und wo der Fehler liegt: ob in der Unfähigkeit seiner eigenen Natur, oder in dem Ungenügenden der Genüsse selbst. Kaum ist ein Gegenstand mehr untersucht worden, hat mehr Stoff gegeben zu Begründungen und Deklamationen, als

1) Die Vorwürfe, welche Sterne wegen seines persönlichen Charakters gemacht wurden, sind hier nicht zu prüfen. — Tristram Shandy (sagt Moses Mendelssohn, Lessings Werke 28 Bd., S. 302) ist ein meisterhaftes Original.

die Frage nach der Unzulänglichkeit unserer Freuden und Genüsse. Kaum hat ein bekehrter (reformed) Sensualist, seit Salomon bis auf unsere Tage, nicht in einigen Anfällen von Reue, oder Täuschung, scharfe Betrachtungen ausgesprochen über die Leerheit menschlicher Freuden, und die Eitelkeit der Eitelkeiten, welche sich in allen Bestrebungen der sterblichen Menschen offenbart. Das Unglück aber blieb daß so manche gute Dinge auch gesagt wurden, man sie im Allgemeinen nur betrachtete, entweder als ein Verkündigen des Widerwillens übersättigter Begierden, welche nicht länger an den Freuden des Lebens Geschmack finden können; — oder, als deklamatorische Meinungen vereinsamter, milzsüchtiger Leute, welche jene nie kosteten, also auch nicht zum Urtheilen berechtigt sind. Deshalb ist es nicht zu verwundern, wenn der größte Theil solcher Betrachtungen (mögen sie auch an sich richtig und auf Wahrheit und Weltkenntniß gegründet seyn), doch da wenig Eindruck machten, wo die Einbildungskraft durch große Erwartungen künftigen Glückes bereits erhitzt war; ja die besten Ermahnungen über die Eitelkeit der Welt, haben selten jemand abgehalten den Gegenstand seiner Wünsche zu verfolgen. — Wir finden aber die Menschen im Allgemeinen in verschiedenen Stufen ihres Lebens so verschiedene Zwecke verfolgend, so mannigfaltigen Ansichten ergeben, daß sie bei keinem Plane Ruhe fanden und Zufriedenheit. Nur Religion und Tugend kann diese dauernd gewähren. (I, 12—20.)

Kaum hat irgend etwas den geselligen Tugenden mehr Schaden gebracht, als die häufigen Darstellungen der menschlichen Natur, als sey sie durchaus häßlich und widerwärtig, als sey in dem Herzen des Menschen nichts von Großmuth und Freundschaft, so daß er hinabsinke unter das Thier. (I, 97.)

Die böse Neigung, der Kitzel zu verläumden, entsteht nur zu häufig unter allen Abstufungen der Menschen, entweder um eine ungroßmüthige Empfindlichkeit zu befriedigen; oder aus Neigung zur Gleichmacherei, aus Engherzigkeit und Seelenarmuth, welche ungeduldig ist wegen Verdienst und Ueberlegen-

heit Anderer, aus niederem Ehrgeiz, aus der ungesättigten Lust witzig zu seyn, aus natürlicher Grausamkeit. Woher aber diese ansteckende Krankheit auch kommen möge, so ist sie ungebührlich und zerstörend in jedem gebildeten Volke. (II, 45.)

Es ist ein großer Irthum die Selbstprüfung einem Anderen zu überlassen (wie etwa bei der Ohrenbeichte); noch übler wenn Schwärmer (ein Beweis ihrer Schwäche und ihres Aberglaubens) behaupten sie ständen so unter dem unmittelbaren Einflusse Gottes, daß eine eigene Prüfung ihres Thuns und Lassens ganz überflüssig sey. (88.)

Der Stolz ist ein Laster, welches in der Geselligkeit unmerklich emporwächst, sich bei sehr vielen Gelegenheiten in das Herz einstiehlt, unter den mannigfachsten Vorwänden (selbst der Demuth) sich ausbildet. Die Selbstliebe (ein falscher Freund) befördert verrätherisch diese Richtung, statt sie zu hemmen und bezeichnet Vortrefflichkeiten zur ungebührlichen Mehrung der Eitelkeit; — kurz es giebt keine Schwäche in welche das menschliche Herz leichter verlockt wird, und wogegen man (mit Hülfe gesunden Menschenverstandes und guter Grundsätze) mehr auf seiner Hut sein müßte. (IIII, 36.) — Wir sehen Tausende, welche allen Grund hätten in der Welt zufrieden zu seyn, von Stolz und Leidenschaft über unzähliges Mißlingen gepeinigt, und fortgerissen von einer Erwartung zur andern, so daß sie Tag und Nacht keine Ruhe haben. (46.)

Religion und Sittlichkeit, diese treuen Freunde und natürlichen Verbündete, können nie in Widerspruch gestellt werden, ohne gegenseitige Unehre und Untergang. (85.) Es ist ein großer Irthum, das religiöse Leben sey knechtisch und unerfreulich; hingegen ohne Maaß und Gesetz zu leben, gewähre höheren Genuß. (V, 3.)

Ein Fremder welcher hört, wie begünstigt unsere Insel vom Himmel ist, wie glücklich durch Gesetze und Religion, wie blühend durch Erzeugnisse und Handel, muß schließen daß Dankbarkeit und Sittlichkeit mit diesen Segnungen gleichen Schritt gehalten haben. (V, 55.)

Es ist eine verkehrte Schwärmerei anzunehmen, der gütige Gott habe uns erschaffen lebenslang traurig in Sack und Asche einherzugehen. Sonderbare Gewalt der Schwärmerei, und doch nicht unbegreiflich. Denn welche noch so wunderliche Meinungen, so ausschweifende Thaten sind nicht hervorgetrieben durch Unwissenheit, Betrug, Trübsinn, gemischt mit falscher Frömmigkeit und unnatürlichem Benehmen. Und das Alles wird ausgegeben für unmittelbare Erleuchtung Gottes. (VI, 36.) Und was Unwissenheit und Schwärmerei hervortrieb, wird nächstdem durch Trug und Tyrannei gefördert. (41.)"

64.

Wenn man sich, aus mehrern Gründen, auch bemüht die Geschichte der Litteratur, von der Geschichte des Staats und der Kirche getrennt zu behandeln; so ist doch unläugbar daß sie mächtig aufeinander einwirken, und diese Einwirkung nicht unberücksichtigt bleiben kann. Gesundheit und Krankheit derselben bekämpfen sich bald in ernster Weise, bald überwiegt gefährliche Ansteckung. Schriftsteller wie Bacon, Locke, Bolingbroke, Bayle, Montesquieu, Helvetius, Diderot u. A. bilden und beherrschen ihre Zeit, und werden von ihr gebildet und beherrscht. Einige von ihnen malen uns die Heiterkeit glänzender Tage, und konnten doch, sobald wir nach allen Seiten umschauten, nicht die Wolken verbergen, welche der Sonne gegenüber am Horizonte aufstiegen. Die Geschichte der französischen Revolution zeigt wie diese Wolken allmählig das entsetzlichste aller Ungewitter heraufführten, welches Staat, Kirche und Litteratur gleichmäßig niederstürzte, bis sich aus dem anarchischen, blutgedüngten Boden, mühsam eine ersehnte Anferstehung vorbereitete und neues Leben verkündete.

Unsere Aufgabe ist nicht diese furchtbare Bahn zu durchmessen, wohl aber müssen wir nunmehr von den zwei bedeutendsten, wirksamsten Schriftstellern umständlicher berichten, welche

vorzugsweise dem 18. Jahrhunderte Richtung und Inhalt gaben. Es scheint uns gerathen mit Rousseau (1712—1778) zu beginnen, und dann von dem weit vielseitigeren, allumfassenden Voltaire zu handeln. Beide Männer erschweren unsere Aufgabe, einmal durch den Umfang ihrer Werke (sie zählen über 100 Bände) und dann durch den ungewöhnlichen Umstand, daß wir ihren Privatcharakter (der auf ihre Schriften wesentlichen Einfluß hatte) berücksichtigen müssen. Beide geben gerechte Veranlassung zu großem Lobe und zum bittersten Tadel; und diese, schwer begreifliche Zweideutigkeit und Doppeltheit geht theils aus ihrem Innern hervor, theils ist es ein Gegenbild der, sich ähnlicherweise spaltenden, geselligen Verhältnisse. — Ich versuche es eine kurze Uebersicht des Inhalts der Hauptschriften Rousseaus zu geben, und zwar zuerst der politisch wichtig gewordenen.

[Bouterwek VI, 360.]

In seinem Discours sur l'origine et le fondement de l'inégalité parmi les hommes (1754) sagt er: „in dem Naturstande ist der Mensch völlig gleichgültig gegen Alles; Essen, Trinken und Befriedigung des Geschlechtstriebes sind seine einzigen Bedürfnisse. Die moralische Ungleichheit beruht nur auf dem bürgerlichen Rechte, und ist dem Naturrechte jedesmal entgegen und vernunftwidrig, sobald sie nicht mit der physischen durchaus gleichen Schritt hält und mit ihr übereinstimmt. Der Staat konnte nur, des Schutzes halber, durch gemeinsame Einwilligung entstehen, und durch Aufgeben eines Theils der ursprünglichen Freiheit. Hätte man überall die Gesetze der Natur befolgt, so wären Staat und Obrigkeit unnöthig geworden; jetzt bedürfen die Völker dieser Einrichtungen, wie ein Greis der Krücken; im Naturstande giebt es für die Menschen weit weniger Leiden und Uebel, als im geselligen des Staats. So sind wir durch unsere eigenen, schweren Anstrengungen in dies Elend gerathen."

Bereits hier zeigt sich Rousseaus verdrießlicher, verneinender, unpraktischer Sinn, dessen weitere Entwickelung sein contrat

social, ou principes du droit public an den Tag legt. Wir geben aus diesem wirksam und wichtig gewordenen Buche, einen möglichst kurzen Auszug.

„Der Mensch ist frei geboren, aber überall gefesselt; ein solcher, an sich unnatürlicher Zustand, kann nur auf Vertrag beruhen. — Der bürgerliche Verein erhebt den Menschen von der Stufe beschränkter Thorheit zu der eines denkenden Wesens. (Diese beiden Sätze widersprechen sich. Ist der, ersonnene Naturstand der beste, warum ihn durch Vertrag aufgeben? ist er es nicht, so fällt Lob und Erfindung zu Boden. —) Jeder Staat der durch gute Gesetze regiert wird, ist ohne Rücksicht auf die Form der Verfassung, eine Republik. Der Gesetzgeber geht zurück auf göttliche Macht und Einwirkung, damit man an das glaube, was man nicht sogleich begreift. Man muß die Gesetze dem Volke anpassen, und sich nie mit dessen Bildung übereilen. Verhältnißmäßig hat ein kleiner Staat mehr Kraft als ein großer, und es giebt ein Höchstes an Kraft, von dem man sich durch Vergrößerung entfernt. Jemehr der bürgerliche Verein umfaßt, desto unkräftiger wird er: die Kosten der Verwaltung steigen, die Bürger werden sich untereinander fremd, die Gesetze sind unpassend, oder widersprechend, Empörungen leicht und gefährlich. Eine treffliche Regierung giebt mehr Kraft, als ein großes Land. — Aus Ueberreichen entstehen Tyrannen; aus zu Armen, Vorfechter der Tyrannen. — Nicht jedem Volke gebührt gleiche Gesetzgebung. Die wichtigste Art aller Gesetze, welche nicht mit Buchstaben, aber in das Herz der Bürger geschrieben steht, ist die Sitte, die Gewohnheit, die öffentliche Meinung, welche allmählig an die Stelle der Autorität tritt und die Quelle der Erhaltung und Verjüngung eines Volks wird.

In dem Maaße als die Zahl derer wächst, die an der Regierung Theil haben, wird diese schwächer; die Demokratie paßt nur für ganz kleine Staaten. Es hat nie eine Regierung Aller gegeben; ein Volk von Göttern würde sich demokratisch regieren. Herrschten in der Aristokratie die wahren Weisen, so wäre es

freilich die beste Regierungsform. In der Monarchie wird mit der geringsten Kraft die größte Wirkung erreicht; dagegen tritt aber auch der Wille des Einzelnen in der Regel an die Stelle des allgemeinen. Die meisten Verfassungen sind in Wahrheit gemischter Art, in welcher Form oft das beste Mittel liegt, eine heilsame, mittlere Haltung zu finden. Auf den Gedanken der Repräsentation kann nur ein unfreies Volk gerathen: denn die Souverainität kann so wenig veräußert, als vertreten werden.

Die Aemter aller Art, selbst die königliche Würde sind widerruflich. Die erste Frage, über welche in der gesetzlichen Versammlung des souverainen Volkes jedesmal zu stimmen ist, lautet: gefällt es dem Souverain die jetzige Regierung beizubehalten? die zweite, gefällt es demselben, die Verwaltung in den bisherigen Händen zu lassen?

Unläugbar steht das evangelische Christenthum allen Religionen voran: es ist heilig, erhaben, wahr; die Menschen, Kinder desselben Gottes, erkennen sich alle für Brüder, und selbst der Tod löset das Band nicht auf, welches sie verknüpft. Allein sie löset die Herzen der Bürger vom Staate, statt sie daran zu knüpfen, zeigt sich ungesellig, und eine Gesellschaft wahrer Christen ist nicht mehr eine Gesellschaft von Menschen, sie hat auf Erden kein Vaterland. Dem Christen gilt es gleich ob er in diesem Jammerthale frei, oder Sklave sey: ins Himmelreich zu kommen, ist das Einzige, was Noth thut. Man sollte das Innere frei lassen und ein bloß bürgerliches Glaubensbekenntniß über die Punkte entwerfen und fordern, ohne welche keine Geselligkeit bestehen kann, also: das Daseyn eines allmächtigen, weisen, wohlthätigen, vorsehenden und fürsorgenden Gottes, ein künftiges Leben, Belohnung der Tugendhaften und Bestrafung der Lasterhaften, Heiligkeit des bürgerlichen Bandes und der Gesetze. Ein Bekenntniß, welches den Satz aufstellt: „kein Heil außerhalb unserer Kirche;" müßte verbannt werden, sofern der Staat nicht bloß Kirche und der Herrscher Papst ist."

Der Inhalt einer von Rousseau verfaßten Preisschrift gegen Wissenschaften und Künste, enthält neben einigen gerechten Rügen von Mißbräuchen und Mißverständnissen so viel Einseitiges und Beseitigtes, daß es nicht nöthig ist hier näher darauf einzugehn; wohl aber verdient ein späteres, größeres Werk Rousseaus, Emile ou de l'éducation, genauere Berücksichtigung. Er lehrt: „die Erziehung, erfolgt durch die Natur, die Menschen und die Dinge; bloß die zweite steht in unserer Gewalt. Man hat hiebei nur die Wahl: ob man einen Menschen, oder einen Bürger bilden will; denn die natürlichen und bürgerlichen Einrichtungen sind unvereinbar. Die Wörter Vaterland und Bürger müßten aus den neuern Staaten ausgestrichen werden. Nur der Mensch an sich soll erzogen werden; denn alle unsere Weisheit besteht in knechtischen Vorurtheilen, alle unsere Gebräuche sind nur Zwang, Gêne und Unterwerfung. Der bürgerliche Mensch wird geboren, lebt und stirbt in der Sklaverei. Die Gesellschaft macht den Menschen schwächer, nimmt ihm das Recht auf seine Kräfte, und vermindert diese durch Erhöhung seiner Begierden und Bedürfnisse; in dem Herzen des Naturmenschen findet sich dagegen gar keine ursprüngliche Wurzel des Bösen. Der Mensch ist ein von Natur gutes Wesen, es wohnt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen. Das Gewicht der Gründe für die eine, oder die andere Religion, hängt lediglich von dem Lande ab, wo man sie bekennt; weshalb dem Zögling nur die natürliche Religion einzupflanzen und er in den Stand zu setzen ist, dereinst unter den positiven zu wählen."

Es sey erlaubt vor weitern Mittheilungen aus Rousseaus Schriften, einige kurze Bemerkungen einzuschieben.

Wesentlich und vortheilhaft unterscheidet sich Rousseau von manchem späteren politischen Schriftsteller: daß er nicht eine Normalform der Verfassung vertheidigt, die Mängel der Demokratie einsieht, die Mängel übergroßer Staaten hervorhebt, gemischte Verfassungen annimmt, und die Religion als heilsam

und unentbehrlich bezeichnet. Unter gar vielen Irthümern ziehen wir indeß nur folgende zu näherer Prüfung.:

1) Den Naturstand malt Rousseau so ins Schöne, wie Hobbes ins Häßliche aus, was freilich bei dieser Erfindung gleich erlaubt ist. Aber trotz dieser Verklärung erscheint sein, von allem Positiven entkleideter Naturmensch noch kahler und jämmerlicher als des Diogenes gerupfter Hahn, und obgleich in ihm (laut des Emile) gar keine Wurzel des Bösen ist, geht es ihm doch so schlecht und ungerecht, daß er in den Jammer des bürgerlichen Lebens durch freie Einwilligung eintreten muß. — Woher, da alle Kinder seit Adam vollkommen geboren werden, das Verkehrte in die Menschen hineinkommt, hat Rousseau so wenig erklärt, als Fichte woher er, in einer angeblich durchaus verderbten Zeit, die allervortrefflichsten Erzieher (ohne Beihülfe der Aeltern) für seine großen Erziehungskasernen hernehmen will. — Ganz anders als Rousseau und mit entgegengesetzter Uebertreibung, sagt die (keineswegs Eintracht begründende) Concordienformel: die Erbsünde ist ein so großes Uebel, eine solche Verderbniß des Menschen, daß nichts Gesundes an Leib und Seele übrig bleibt. Durch natürliche Kräfte kann der nicht Wiedergeborne in geistlichen und göttlichen Dingen gar nichts verstehn, glauben, ergreifen, denken, wollen, anfangen, thun, wirken, oder mitwirken; ihm ist nach dem Falle auch nicht ein Fünkchen geistiger Kräfte übrig geblieben; — vielmehr ist der Mensch ein Sklave der Sünde und des Satans, von dem er bewegt wird. Er ist wie eine Salzsäule, wie Lots Weib, wie ein Klotz, oder Stein, ja wie ein todtes Bild das weder Mund, noch Augen, weder Herz noch Sinnen brauchen kann; kein Bitten oder Flehen, kein Vermahnen oder Drohen hilft vor der Wiedergeburt durch den heiligen Geist. —

Wer sich keiner Reihe dieser Fanatiker anschließt, sondern glaubt daß Gutes und Böses von innen und von außen entstehe, wer Gottes Vorsehung und Gnade nicht wie ein neues Monopol einiger Wenigen betrachtet, wird in der Regel von allen jenen Parteien verketzert.

2) Sofern die Lehre von einem Vertrage darauf hinweiset, daß nicht Willkür, sondern Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft herrschen soll, ist sie wohlbegründet. Wer dagegen mit dem Worte **Vertrag** ausdrücken will, Stiftung und Lösung des Staats und der bürgerlichen Ordnung sey etwas lediglich Gemachtes, von der Willkür jedes Augenblicks schlechthin Abhängiges, ohne weiteren Grund und höhere Bürgschaft als das Belieben der einzelnen Menschen, muß nothwendig Alles in Anarchie auflösen.

3) Dasselbe gilt von der Volkssouverainität. Das richtige Gefühl von der Würde und dem Werthe des Volks führt zu Gerechtigkeit und Mäßigung; aber ihm das Geschäft einzelner Organe zuweisen, z. B. das Regieren, ist ebenso unsinnig und unmöglich, als auf dem Kopfe gehn und mit den Füßen denken. Mit Recht sagt Royer Collard: „Diese Volkssouverainität ist nur die der Gewalt. Vor ihr, ungeregelt und unbegränzt, ohne Gewissen und Pflichten, giebt es weder Verfassung noch Gesetze, weder Gutes noch Böses, weder Vergangenheit noch Zukunft. Der Wille von heute, hebt den von gestern auf, ohne sich für morgen zu verpflichten. Die Ansprüche der eigensinnigsten und äußersten Tyrannei gehen nicht so weit, weil sie nicht von aller Verantwortlichkeit entbunden sind.“

Gleich verkehrt ist es, nach der Kopfzahl und bloßem augenblicklichem Belieben Souverainität und Verwaltung umändern, und beide jedesmal (zur Herbeiführung der Anarchie) suspendiren zu wollen; ferner Rousseaus Verwerfen von Ständen und Repräsentation, sein Trennen der Regierung von aller Gesetzgebung u. s. w.

4) Rousseau greift im Emile viel Unnatürliches und Verkehrtes an, stellt aber nicht weniger Erkünsteltes und Unnatürliches auf, ja die wesentlichen Grundsätze sind verwerflich. Aus seiner Entgegensetzung des Menschen und des Bürgers, des Einzelnen und der Gesellschaft, muß Unzufriedenheit und Disharmonie hervorgehn. Erziehung des Menschen soll durch Volk, Klima, Aeltern, Besitz u. s. w. individualisirt, nicht der von

allem Gegebenen, Positiven entkleidete Begriff ausgebildet werden. Wie verkehrt bei diesem Götzendienste mit dem negativ Allgemeinen, in der positivsten Willkür, den Kasteneinrichtungen Sicherheit gegen Mißgriffe zu suchen; wie verkehrt den Staat als ein leidiges Uebel darzustellen und dann (ungerecht und unwahr obenein) zu jammern daß die Worte, „Vaterland und Bürger", itzt keine Bedeutung hätten.

5) Rousseau verwechselt (freilich nicht ohne leidige, vielfache Veranlassung) einseitige und irrige Deutungen des Christenthums mit dem Wesen desselben, betrachtet es (wie den Staat) nur in einem negativen Lichte, und hat seine wesentliche Verschiedenheit vom Heidenthume nicht genügend eingesehn. Wenn das ächte Christenthum auf Liebe gegründet ist und sie erzeugt, wie kann es da ungesellig seyn? Und bedurften nicht selbst die, aus der Welt ausscheidenden Mönche und Nonnen, unter sich eines um so engern, geselligen Bandes? Freilich wenn der Staat (wie Rousseau meint) nichts wäre als ein Uebel, so könnten und sollten weder Christen noch Heiden ihr Herz daran hängen; wenn aber das wahre Christenthum den heidnischen Staat verklärt, so wird es inniger mit dem gereinigten und verklärten verwachsen seyn, als das Heidenthum. Wie irrig sagt Rousseau: „dem Christen ist es gleich, ob er in diesem Jammerthale frei, oder ein Sklave sey." — Das Christenthum will vielmehr daß niemand auf Erden Sklave sey, während die heidnischen Staaten auf Sklaverei der Mehrheit gegründet waren; ja es hat die Menschen nicht bloß äußerlich und bürgerlich, sondern in weit höherem Sinne auch geistig frei gemacht. — An einer anderen Stelle sagt Rousseau: „die stolze Philosophie führt zur Freigeisterei, wie die blinde Frömmigkeit zum Fanatismus"; — aber das Abstraktum seiner Naturreligion hält gewiß nicht die richtige Mitte, und wenn Emile zuletzt doch unter positiven Religionen wählen, die Wahl aber nicht auf ganz äußeren Gründen beruhen soll, so müssen die innern doch hier oder dort stärker, und die Erziehung für und durch das Christenthum, oder wider dasselbe seyn.

65.

Ich gehe heute von dem gefährlichen Staatslehrer Rousseau, über zu dem gefährlichen Romanschreiber Rousseau. In der Vorrede zu seiner vielbewunderten Heloise, oder Briefe zweier Liebenden, sagt er (I, IV) nämlich: „dies Buch kann den Frauen nützlich seyn, welche bei einem regellosen Leben noch einige Liebe zur Ehrbarkeit erhalten haben. Mit den Mädchen ist es etwas Anderes. Niemals hat ein keusches Mädchen Romane gelesen, und ich habe diesem einen so deutlichen Titel gegeben, daß man schon beim Aufschlagen weiß woran man sich zu halten hat. Diejenige Jungfrau welche, ungeachtet jenes Titels wagen sollte auch nur eine Seite zu lesen ist ein verlornes Wesen; sie schreibe aber ihren Untergang nicht dem Buche zu; das Uebel war schon vorher geschehen. Da sie angefangen hat, mag sie nur zu Ende lesen: sie hat nichts mehr zu riskiren!"

Wenn Rousseau ernstlich diese Ueberzeugung hegte, so trifft ihn (ungeachtet der beigefügten, künstlichen Ausflucht) der ernste Vorwurf, ein unheilbringendes Buch geschrieben und veröffentlicht zu haben. Wie groß aber auch zur Zeit Rousseaus, die durch seine Heloise entstehende Gefahr mag gewesen seyn, jetzt hat es damit nicht viel auf sich. Die gesammte Stimmung, die ganze Atmosphäre, die Erregbarkeit hat sich so geändert, daß derlei französische Fliegen nicht mehr ziehen. Ein Heilmittel liegt auch darin, daß wenige Frauen und Mädchen das Buch itzt genau bis zu Ende lesen, sondern schon früher bei Seite legen dürften. Allerdings verläugnet sich an mehreren Stellen nicht Kraft und Glanz seines Styls, und wenn deshalb das Urtheil zu streng erscheint, er verstehe nur den Kanzleistyl der Liebe, so kömmt er doch nicht hinaus über die Rhetorik der Liebe, und zwischen aufgebauschten Erhabenheiten, findet sich ein Abfall in Unanständigkeiten und Unsittlichkeiten, die durch Schönpflästerchen und Gedankenstriche nicht zu veredeln und zu besei-

tigen sind. Episoden über pariser Zustände, Theater, Duelle u. dgl. sind dem Werke eigentlich fremd, vielleicht aber das Lehrreichste; und wenn man läugnet die Heloise sey langweilig, oder unsittlich, so gehört sie doch in die Reihe der kränklichen, oder Krankheit behandelnden Dichtungen. [1])

Diese unläugbare, höchst wichtige, unergründliche Seite der menschlichen Natur, ist in der modernen Welt von den größten Meistern so oft hervorgehoben und dargestellt worden, daß darüber eine allgemeine Bemerkung hier Platz finden mag. Zuerst ergriff Shakspeare in seinem Hamlet diese Aufgabe in solchem Umfange und solcher Tiefe, daß alle späteren Lösungsversuche, nur wie untergeordnete Abzweigungen erscheinen. Darum (ich muß es an dieser Stelle wiederholen) ist Hamlet so unendlich tragisch, weil jeder Mensch einen Kern von Halbheit, Zweifel, Unentschlossenheit, Weisheit und Thorheit in sich trägt, der erschütternd hervorbrechen und ihn zu Grunde richten kann.

In der Heloise ist die Liebe nicht der Brunnquell höherer Thätigkeit und geistiger Entwickelung; sie ist (trotz aller nervösen Erregung) ermattend und kränklich, und findet eine sehr ungenügende Lösung in einem Mischmasch des Erkünstelten und Unsittlichen. — Aehnlich und unähnlich ist Jacobis Woldemar; ein Buch, das unendlich viel zu denken giebt, jetzt aber auch nicht mehr an der Zeit ist. Die mikroskopischen Untersuchungen über Kopf und Herz, das geheime Hinundherberathen

---

1) Walter Scott erklärt rund heraus, die Liebesbriefe der beiden Pedanten seyen uninteressant und langweilig, und Burke sagt: wir sind so unglücklich daß uns diese weit berühmte Geschichte philosophischer Galanterie, erscheint als ein formloses, gemeines, saueres, finsteres, wildes Gemisch von Pedanterie und Liederlichkeit, von metaphysischen Spekulationen und der gröbsten Sinnlichkeit. — Gleich streng urtheilt mit sittlich edelem Zorne, Th. Moore in seinen Rhymes on the road VIII, S. 672. — Byron works VIII, 167. — Der Werth der neuen Heloise ist, von der Seite der Erfindung sehr gering. Die Situationen sind alltäglich, oder unnatürlich. Lessing Dramaturgie I, 68.

über eitele Krankheitszeichen, statt aufrichtig und tüchtig zu handeln, diese gerühmten und doch nicht heilenden Arzneien, finden bei heutigen Lesern so wenig Anklang, daß ihnen das damit verbundene Gute und Lehrreiche fast verschwindet. — Die hohe Vollendung der Form und der psychologischen Entwickelung in Goethes Werther, wird das Buch unsterblich machen, obgleich nicht zu läugnen daß der Held (der kein Held ist) von innen heraus an seiner schwächlichen, aushöhlenden Krankheit unrettbar zu Grunde geht.[1]) Diese Krankheit ist ebenfalls nicht mehr an der Zeit, nicht mehr Mode. Auch die Wahlverwandtschaften sind (trotz ähnlicher Vollendung) wesentlich ein, Kränkliches und Charakterschwaches behandelnder Roman. Sofern er das bloß Persönliche und Tadelnswerthe so darzustellen scheint, als sey es ganz allgemein gerechtfertigt, führt er zu größern Bedenken, und aus nahe liegendem Mißverstehen könnten für die sittliche Gesundheit erhebliche Gefahren entstehen. — Don Quixote ist theilweise verrückt, sonst aber eine durchaus tüchtige und gesunde Natur, so daß Cervantes Werk nicht zu den, Kränkelndes behandelnden Romanen gezählt werden darf.

Es ist nicht unsere Aufgabe alle kleineren Schriften Rousseaus genau durchzugehen: es genügt charakteristische Ansichten und Urtheile in bunter Folge vorüberzuführen. In einem langen, ja allzulangen Briefe an d'Alembert über das Theater, stehen neben gerechtem Tadel der Auswüchse, auch unbegründete Uebertreibungen. In einer anderen Schrift vertheidigt Rousseau die vorzugsweise melodische Musik der Italiener, gegen Rameaus Vorliebe für die Harmonie; geräth aber dabei (wie gewöhnlich) auch in Uebertreibungen, und verwirft z. B. Fugen, Nachahmungen und alle die Kunstmittel, welche richtig angewandt, den Reichthum dieser Kunst unendlich vermehren. An eine, nicht abgeneigte Beurtheilung der Alceste Glucks, knüpft er eine Reihe von Einwendungen, welche der größere Meister leicht widerlegen konnte.

---

1) Siehe Lessings Urtheil 27, 65.

Den Briefen über die genfer Verfassung (Lettres de la Montagne, Band X) sind folgende Stellen entnommen: „Der Aberglaube ist die stärkste Geißel des menschlichen Geschlechts. Er verdummt die Einfachen, verfolgt die Weisen, verknechtet die Völker. — Das Christenthum ist, vermöge der Trefflichkeit seiner Sittenlehre empfehlungswerth, sofern man es aufnimmt als Religion, Empfindung, Meinung, Glaube; aber als politisches Gesetz ist das dogmatische Christenthum eine schlechte Einrichtung. — Die Obrigkeiten, die Könige haben keine Autorität über die Seelen; wenn man nur den bürgerlichen Gesetzen in dieser Welt gehorcht, haben sie sich nicht darum zu bekümmern was in jener Welt aus uns wird. — Beschränkt man die Religionsfreiheit auch den Protestanten, so ziehe ich vor Katholik zu werden. Die harte Rechtgläubigkeit der Protestanten ist selbst eine Ketzerei; sie lag im Geiste der Reformatoren, aber nicht der Reformation. — Kein Gesetz kann vorschreiben etwas zu glauben." —

Die weitläufige Schrift gegen den Erzbischof Beaumont von Paris bezieht sich auf eine von diesem erlassene Verfügung gegen den Emile. Das Buch ward zu gleicher Zeit in Paris und in Genf verbrannt; woraus man auf doppelte Schuld (oder auf Unschuld) schließen könnte. Gewiß ist Bücherverbrennen kein gründliches Mittel wider Irthum. Rousseau sagt in jener Schrift (Band 9): „der Mensch ist von Natur gut, liebt Gerechtigkeit und Ordnung; es giebt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Gemüthe. Die Selbstliebe ist an sich eine gleichgültige Leidenschaft; sie wird nur gut oder schlecht durch Zufall und durch die Verhältnisse unter denen sie sich entwickelt. Hat uns Gott schlecht geschaffen, um das Vergnügen zu haben uns zu strafen? — Der Mensch muß bis auf einen gewissen Grad gebildet seyn, um die Beweise für das Daseyn Gottes zu verstehen. Nur langsam lernt der Mensch seine Vernunft gebrauchen. Die bewundernswerthe Ordnung der Welt fällt nicht jedem in die Augen. Der unachtsamen Menge fehlen die dazu erforderlichen Kenntnisse. Ich erkenne daß ein einziger,

höchster Wille Alles leitet und ausführt. Christus, mein Meister, hat wenig gegrübelt über Dogmen, aber Nachdruck gelegt auf die Pflichten; er hat weniger Glaubensartikel vorgeschrieben, als gute Werke gefordert, und gelehrt: wer seinen Bruder liebt, erfüllt das Gesetz. Ich bemühe mich Gott über Alles zu lieben und meinen Nächsten wie mich selbst (und bin dann ein wahrer Christ) und lasse alle Spitzfindigkeit der Lehre und den Galimathias zur Seite womit die Pharisäer unsere Pflichten verwirren und unsern Glauben verdunkeln. Ich besitze nicht den handfesten Glauben der niemals zweifelt, kurzweg Alles annimmt was man ihm vorlegt, und alle Einwendungen zur Seite wirft, die er zu beantworten außer Stande ist. — Jede Religion die auf Erden herrschte, hat der Menschheit die grausamsten Wunden geschlagen, ihre Mitbrüder gepeinigt und ihrem Gotte blutige Opfer dargebracht. — Sobald man die Pflichten des Menschen aus den Augen verliert und sich nur beschäftigt mit den Meinungen und eitelen Streitigkeiten der Priester, fragt man nicht mehr ob ein Christ Gott fürchtet, sondern ob er rechtgläubig ist. Man legt ihm Formeln vor über die unnützesten und oft unverständlichsten Dinge. Unterschreibt er, so ist Alles gut und man fragt nach nichts Anderem."

An Voltaire schreibt Rousseau (23, 169): „wenn unduldsame Ungläubige das Volk zwingen wollten nichts zu glauben, so würde ich sie nicht weniger streng verurtheilen (bannir), als diejenigen welche es zwingen wollen zu glauben, was ihnen behagt. Denn man sieht aus dem Eifer ihrer Entscheidungen, an der Bitterkeit ihrer Satiren, daß sie, sobald sie Herren wären, die Gläubigen ebenso grausam verfolgen würden, als sie selbst von den Fanatikern verfolgt werden. — Alle Feinheiten der Metaphysik werden mich nicht einen Augenblick zweifeln lassen, an der Unsterblichkeit der Seele, und einer wohlthätigen Vorsehung. Ich fühle sie, glaube sie, will sie, hoffe sie, und werde sie vertheidigen bis zu meinem letzten Athemzuge."

In anderen Briefen sagt Rousseau: „In meiner Kindheit glaubte ich der Autorität, in meiner Jugend aus Gefühl, in

meinem reiferen Alter aus Vernunft. — Ich glaube nicht daß ein Lehrsystem für die Werke nöthig sey, weil es durch das Gewissen vertreten wird. Ohne dies innere Gefühl würde bald keine Spur der Wahrheit auf Erden bleiben, und wir würden nacheinander das Spielwerk der wildesten Meinungen werden. Den Glauben an Gott aus dem Herzen der Menschen reißen, ist jede Tugend zerstören."

„Sokrates erhob sich gegen die Sophisten, Jesus gegen die Priester; doch mit dem Unterschiede daß Sokrates oft seine Gegner nachahmte, und wenn sein schöner und sanfter Tod, sein Leben nicht verklärt hätte, würde er auch für einen Sophisten gelten. Der erhabene Flug den Christi große Seele nahm, erhob ihn über alle Sterbliche, und von seinem zwölften Jahre, bis zu seinem großen Tode, ward er sich niemals untreu."

„Die Wissenschaft des Regierens bezieht sich auf Verknüpfungen, Anwendungen, Ausnahmen (25, 473): nach Zeit, Ort und Umständen. Niemals kann das Publikum deutlich einsehn die Beziehungen und das Spiel von dem Allem. — Ich finde kein erträgliches Mittlere zwischen der strengsten Demokratie und dem äußersten Absolutismus des Hobbes: denn der Kampf zwischen Menschen und Gesetzen versetzt den Staat in einen steten inneren Krieg, und ist die schlechteste aller Verfassungen. — Man muß nicht, um über alle Vorurtheile erhaben zu erscheinen, die Grundlagen der Sittenlehre untergraben."

„Das große Unglück einer Frau die sich ausstellt (qui s'affiche) ist, nur Leute ihres Gleichen zu sehen und an sich zu ziehen, und wahres und bescheidenes Verdienst zu entfernen, welches nicht dahin läuft wo die Menge sich versammelt. (24, 141.) Sie wollten glänzen, voranstehen und geliebt werden; das sind unverträgliche Dinge. Man muß wählen. Es giebt keine Freundschaft ohne Gleichheit, und es giebt niemals Gleichheit unter anspruchsvollen Personen. Um einen Freund zu finden, ist es nicht genug seiner zu bedürfen; man muß auch etwas haben um die Bedürfnisse des Anderen zu befriedigen."

„Bei uns ist d i e Frau am meisten geachtet, welche das

meiste Aufsehn macht, von der man am meisten spricht, die man in der Gesellschaft am häufigsten zeigt, bei der man am öftesten speiset; die da urtheilt, abspricht, entscheidet, den Talenten, Verdiensten, Tugenden Rang und Stelle anweiset, und deren Gunst die demüthigen Gelehrten auf niedrige Weise erbetteln. (IX, 273.)“

„Worin besteht das Wesen der Ehre, oder des sogenannten Ehrenpunktes? In der am meisten ausschweifenden und barbarischen Meinung, die nur jemals in den Köpfen der Menschen Platz gegriffen hat: nämlich, daß alle Pflichten gegen die Gesellschaft erfüllt sind, oder ersetzt werden durch den Muth, die Bravour. Ein Mensch ist nicht mehr Schelm, Betrüger, Verläumder, sondern höflich, menschlich, wohlerzogen, sobald er sich nur zu schlagen, zu duelliren weiß. Sobald man, mit dem Degen in der Hand etwas behauptet, wird die Lüge zur Wahrheit, der Diebstahl gesetzlich, die Falschheit ehrlich, die Untreue löblich. Jede Schmach wird durch einen Degenstoß abgethan, und man hat niemals Unrecht gegen einen Mann — vorausgesetzt daß man ihn tödte! (IX, 321.)“

Nachdem wir uns lange mit den sich selbst erklärenden Licht- und Schattenseiten Rousseaus des Schriftstellers beschäftigt haben, ist es nothwendig uns über seine sonstige Persönlichkeit zu unterrichten. Hier finden wir (so scheint es) in seinen Bekenntnissen (confessions) die sicherste Quelle. Denn wer von sich nicht bloß leichtsinnige, sondern auch schlechte Streiche, ja Verbrechen beichtet, an dessen Aufrichtigkeit kann man unmöglich zweifeln. Und doch bricht die Eitelkeit des Erzählers überall hindurch, und von Demuth und Reue zeigt sich fast nirgends eine ernste Spur. Auch in anderen seiner Schriften spricht er gar zu gern endlos von sich selbst, und an den begeistertsten Stellen finden wir doch nur die glänzende Rhetorik, welche, in anderer Richtung, Bossuet den höchsten Beifall verschaffte.

Allerdings ist Rousseau (wie manchem Anderen, z. B. Voltaire) Unrecht geschehen; aber viele Verfolgungen über die er klagt sind bloße Einbildungen, eitele Erfindungen, und trotz

seines Redens von Bedürfniß und Werth der Freundschaft, hat er sich mit keinem, der ihm wohlwollenden Menschen vertragen.[1]) Am widerwärtigsten erscheint sein Verhältniß als Mann und Vater. Viele Jahre lebt er mit einer leiblich und geistig ganz unbedeutenden Person in wilder Ehe, zeugt mit ihr fünf Kinder und schickt diese ins Findelhaus, ohne auch nur Vorkehrungen zu treffen, eine dereinstige Wiedererkennung möglich zu machen. Mit herzloser Naivität erzählt er (XXXI, 154, 183): „Ich bildete meine Denkungsweise nach dem was ich bei sehr liebenswürdigen und im Grunde honnetten Leuten sah. Ich sagte mir: da das Kinderaussetzen, Landessitte ist, so kann ich (daselbst lebend) ihr folgen. So fand ich den Ausweg, (l'expédient) den ich suchte. Ich entschloß mich munter (gaillardement) dazu und ohne das geringste Bedenken. Nur hatte ich die größte Mühe, Therese (die Mutter) zu vermögen, das einzige Mittel anzunehmen, das ihre Ehre retten konnte. — Diese Maßregel (arrangement) erschien mir so gut, so verständig, so gesetzlich, daß wenn ich mich dessen nicht öffentlich rühmte, es bloß aus Rücksicht auf die Mutter unterblieb. Doch erzählte ich Vielen den Hergang frei, offen, freiwillig; denn ich sah in der That darin nichts Uebeles. Alles erwogen erwählte ich für meine Kinder das Beste, oder was ich dafür hielt. Ich möchte selbst, sowie sie, erzogen und gepflegt seyn."

So spricht über Aeltern- und Kinderpflicht, über Aeltern- und Kinderliebe, ein Mann der ein Buch über Erziehung schrieb und behauptet: er verdiene daß man ihm dafür Ehrensäulen errichte! Aber alle Sophistik des Kopfes und Herzens konnte die Nemesis nicht abhalten, und trotz alles Zornes wird man von theilnehmender Wehmuth ergriffen, wenn der unglückliche Mann von sich selbst schreibt (IX, 192; XXIV, 188): „die Leiden des Körpers erschöpfen den Geist, er verliert seine Kraft.

---

1) The sufferings of Rousseau have deserved laughter rather than pity; they have been partly counterfeited, and partly the consequences of his own perverseness and vanity. Macaulay, Byron 338.

Ein vorübergehender Augenblick von Gährung, trieb einen Schein von Talent hervor: es zeigte sich spät, und erlosch früh. Indem ich meinen natürlichen Zustand wieder ergriff, kehrte ich zurück in das Nichts. Ich hatte nur einen Moment, er ist vorüber; ich bin beschämt mich zu überleben. — Es fehlt mir Jugend, ein ruhiger Geist, ein weniger durch Langeweile und Verdruß erschöpftes Herz, und eine gewisse Kraft des Genius, welche indessen (selbst wenn man sie besitzt) nicht Stich hält gegen die Jahre und gegen Kummer."

Zum Schlusse mögen hier drei Urtheile über Rousseau Platz finden, welche drei, höchst verschiedene Männer aussprachen: ein deutscher protestantischer Professor, ein katholischer Erzbischof, und der berühmteste französische Schriftsteller. Karl von Raumer sagt (Pädagogik II, 242): „Der von mir gegebene Auszug wird es rechtfertigen daß ich den Emil ein ebenso lehrreiches als verführerisches Werk genannt habe. Umgeben von einer in Fäulniß übergegangenen Civilisation, fand der Misanthrop viel Lehrreiches durch bloßes Verwerfen des Gebräuchlichen. Aber Haß bringt nicht in das Wesen der Wahrheit, noch auf den tiefsten Grund des Verderbens der Völker. Das vermag nur die Liebe, sie allein vermag auch nur zu heilen. — Verführerisch wird Rousseau, indem er Wahrheit und Lüge, Heilsames und Heilloses aufs Künstlichste vermischt; so daß nur ein unausgesetzt wachsamer kritischer Leser, das Gute vom Bösen scheidet."

Der Erzbischof Beaumont von Paris klagt: „der Unglaube zeigt sich in allen Gestalten, und weiß sich allen Altern, Charakteren und Ständen anzupassen. Bald leichtsinnig in schmutzigen Romanen, bald sich tiefsinnig gebehrdend, als steige er zu den ersten Prinzipien hinab, bald Toleranz predigend. Bald endlich diese verschiedenen Formen verbindend, vermischt er Ernst und Scherz, reine Maximen und Obscönitäten, große Wahrheiten mit großen Irrthümern, Glauben und Blasphemie; er unternimmt, mit einem Worte, Christus und Belial zu vereinigen. Und gerade dies ist der Zweck, den man beabsichtigt zu haben

scheint in einem neulich erschienenen Werke, dessen Titel Emil. — Aus dem Schoße des Irthums ist ein Mensch hervorgegangen, der nur die Sprache der Philosophie spricht, ohne wahrhaft Philosoph zu seyn, ein Geist mit vielen Kenntnissen, die ihn jedoch nicht aufgeklärt, mit deren Hülfe er aber Andere verfinstert hat, ein Charaktèr voll Paradoxie, in Meinungen wie im Leben, welcher Einfachheit der Sitten, mit Stolz der Gedanken, Eifer für antike Grundsätze mit der Wuth Neuerungen einzuführen, dunkele Zurückgezogenheit mit dem Streben verbindet aller Welt bekannt zu seyn. Man sah ihn die Wissenschaften angreifen, welche er doch betrieb; die Herrlichkeit des Evangeliums rühmen, dessen Lehren er zerstörte, die Schönheiten der Tugenden malen, welche er in der Seele der Leser zerstörte. Er hat sich zum Lehrer des Menschengeschlechts aufgeworfen, um es zu betrügen, zum öffentlichen Warner um alle Welt irre zu leiten, zum Orakel des Jahrhunderts um es vollends zu verderben. In einem Werke über die Ungleichheit der Stände hat er den Menschen zu den Thieren erniedrigt, in einem anderen Werke (der Heloise) hat er das Gift der Wollust beigebracht, während er sie zu verdammen schien; im Emil bemächtigt er sich der ersten Lebensperiode des Menschen, um das Reich der Irreligion zu gründen."

Voltaire (schrieb Rousseau XXI, 342) wenn er scheint an Gott zu glauben, glaubt in Wahrheit nur an den Teufel; denn sein angeblicher Gott ist ein boshaftes Wesen, welches nur Vergnügen daran findet zu schaden. Der Unsinn dieser Lehre ist besonders empörend bei einem Manne der mit Gütern aller Art gesegnet ist und im Schoße des Glückes sitzt.

Voltaire antwortete: „Dem Doktor Jean Jaques Pansoph (dem Allweisen, XXVIII, 293). Was sie auch sagen mögen, Doktor Pansoph, ich bin gewiß nicht die Ursach ihrer Unfälle. Ich bin darüber betrübt, und ihre Bücher verdienen nicht, ihretwegen so viel Lärm und Skandal zu erheben; aber werden sie deshalb kein Verläumder, das wäre das größte Uebel. Ihr Vorwurf: ich glaube nicht an Gott ist so erstaunlich

wie ihr Genie. Doktor Pansoph, ich bin weder im Herzen noch in meinen Schriften ein Gotteeläugner. Die rechtlichen Leute, welche uns beide kennen, sagen: ach der Doktor Pansoph ist boshaft, wie andere Leute; das ist sehr schade.

Sie scharfsinniger Bewunderer der Roheit und Dummheit der Wilden, sie haben ein Geschrei erhoben gegen die Wissenschaften und sich doch mit ihnen beschäftigt. Sie haben Philosophen und Schriftsteller wie Quacksalber, wie Charlatane behandelt, und sind doch selbst Schriftsteller geworden. Sie haben mit der Frömmelei eines Kapuziners wider das Schauspiel geeifert, und doch elende Lustspiele geschrieben. Sie betrachten es als etwas Abscheuliches daß ein Vornehmer, ein Herzog etwas Ueberflüssiges besitze, und lassen sich doch aus diesem Ueberflüssigen ihr Notenschreiben bezahlen. Sie haben einen langweiligen Roman zusammengeschmiert wo ein Pädagog, indem er seine Zöglingin die Tugend lehrt, sie sehr ehrbarer Weise (honnêtement) verführt. Und das bescheidene Mädchen legt sich sehr ehrbarer Weise zum Hofmeister, wünscht von Herzen daß — — —, redet stets von ihrem süßen Freunde, heirathet hierauf einen anderen, den sie nicht liebt, ohne ihm die Wahrheit zu vertrauen u. s. w. Doktor Pansoph, sie haben sich ferner zum Erzieher eines gewissen Emil gemacht, den sie auf eine ganz unmögliche Weise bilden wollen, und um ihn zu einem guten Christen zu machen, zerstören sie das Christenthum. Sie verkündigen überall ihre aufrichtige Anhänglichkeit an die Offenbarung und predigen zugleich den Deismus, und erklären wiederum die Deisten und Philosophen für Gottesläugner! Ich bewundere, wie billig, diese Redlichkeit, diese Richtigkeit des Urtheils; aber erlauben sie mir gnädigst, an Gott zu glauben. Sie können ein Sophist seyn, ein schlechter Schwätzer (raisonneur), und deshalb zum mindesten ein unnützer Schriftsteller, — ohne daß ich ein Gottesläugner bin. Das höchste Wesen wird über uns beide urtheilen; erwarten wir demüthig seinen Ausspruch. Ich glaube mich nach Kräften bemüht zu haben zur

Vertheidigung der Sache Gottes und der Tugend, aber mit weniger Galle und Jähzorn als sie."

So viel aus Voltaires umständlichen Zurechtweisungen Rousseaus. Ich wage es ein allgemeineres Urtheil anzufügen, welches ich schon früher über Rousseau aussprach: Er war ein Mann von Geist, Gefühl, Streben nach Sittlichkeit und Religion; andererseits jedoch übereitel, an Leib und Geist ungemein kränklich, mit sich und der Welt uneinig, Recht und Sitte verletzend, aller Orten nur Mißtöne hörend, und irrig in den Mitteln die Harmonie zu gründen, oder herzustellen. Er verwechselte die Grundsätze der Staatskunst mit den Anfängen der menschlichen Gesellschaft, und wollte ein Linienschiff bauen und lenken, nach der Weise wie die Wilden einen Kahn zimmern; er liebte die Freiheit ohne die wahre zu kennen, und hat zu allen Arten von Tyrannei die Vorwände hergegeben.

66.

Fast über keinen Schriftsteller, ja keinen Menschen, sind so entgegengesetzte Urtheile ausgesprochen worden, als über Voltaire (1694—1778): von der größten, gränzenlosesten Bewunderung, bis zur bittersten Verdammung. Es ist weit das Bequemste und scheinbar Folgerechteste, sich kurzweg auf die eine, oder die andere Seite zu stellen; keineswegs ergreift man aber hiedurch die Wahrheit. Denn beide Parteien legen Beweise, legen unläugbare Thatsachen vor, welche jedenfalls Rücksicht verdienen. Eine genaue, unparteiische Untersuchung ergiebt vielmehr, daß Voltaire in der That so verschiedene Eigenschaften besaß, so mancherlei Gestalten zeigte, und sich wie ein Proteus verwandelte; — weshalb es Mühe kostet, seine wahre Natur, oder einen festen Grund und Charakter aufzufinden. — Die Möglichkeit sich mit Besonnenheit umzugestalten, zeigt von einem großen, vielseitigen Talente; die Nachgiebigkeit sich von Leidenschaften mancherlei Art fortreißen zu lassen, von beklagens-

werther Charakterschwäche. Zwei Naturen bekämpfen sich in Voltaire: er ist milde theilnehmend und bitter hassend, großmüthig und boshaft, freigebig und eigennützig, edel und gemein, Verehrer und Verächter des Heiligen, voll unerschöpflichen Witzes, und voll platten, unwürdigen Spaßes, ein Geschöpf des Ormuzd und des Ahriman.

[Bouterwek VI, 346.]

Lassen wir die Beweise für die Würdigung des Menschen zur Seite, wenden wir uns sogleich zu dem Schriftsteller; so ist und bleibt Voltaire eine der erstaunlichsten Erscheinungen in der Litteraturgeschichte. Sehr Wenige waren so fleißig, besaßen so viel Kenntnisse wie er, und Niemand ist ihm an Vielseitigkeit und Wirksamkeit auf seine Zeitgenossen gleich zu stellen. Denn mag Voltaire auch nach keiner Richtung die allererste Stelle verdienen und einnehmen, den allerhöchsten Meistern nicht ganz ebenbürtig seyn; bleibt er doch überall ausgezeichnet, und keiner seiner Nebenbuhler und Nachahmer hat ihn erreicht. Wenn er andere Zeiten selten vollkommen begreift und Manches in ein falsches Licht stellt; so hat er andererseits nicht minder gekämpft für die verkannte Wahrheit, für das verletzte Recht, und gegen Vorurtheile die man mit Unrecht für heilig hielt.

Es wird nicht unpassend seyn, über einen Hauptpunkt der Anklagen wider Voltaire, nämlich über sein Verhältniß zum Christenthum, schon hier ein Wort beizufügen. Er war (sagt man) kein Christ. — Gewiß kein Christ, wie er gefordert ward; — aber hatte man zu dieser Forderung ein unbestreitbares Recht? Hätte Voltaire denn nicht ein Jude, oder Muhamedaner seyn dürfen? — Ganz anders stellt sich die Frage: ob Voltaire durch den vollkommen berechtigten Kampf gegen Vorurtheile, Irthümer, Thorheiten, Verbrechen, die in der Geschichte aller Religionen unläugbar hervortreten, nicht veranlaßt ward vorzugsweise die Schattenseiten darzustellen, die Lichtseiten aber zu verdecken, oder irrig abzuläugnen, oder mit ungebührlicher Frivolität zu behandeln? — Dies Alles kann man bejahen, zugleich aber ist berichtigend hinzuzufügen, daß sich das Ungebührliche meist in ein-

zelnen Aeußerungen findet, welche sich auf die soeben bekämpften Verkehrtheiten beziehen, womit das Christenthum nur zu oft verunstaltet war, und die für sein Wesen ausgegeben wurden. Wo Philipp II., Alba, Torquemada, die Guisen, Katharina von Medizis für vollkommene Christen galten, wo schändliche Ungerechtigkeiten unter christlicher Firma geübt wurden, wo Calas und andere Opfer inquisitorischer Bosheit und Verblendung, in dem angeblich hochgebildeten und philosophischen Frankreich fielen; — da war es natürlich, daß so gewichtigen Unthaten gegenüber, Voltaires Angriff (oder vielmehr Vertheidigung) nicht die Gränzen bedächtiger Wohlgezogenheit inne hielt, sondern auch dem Besseren und Unschuldigen zu nahe trat. Dies hat dadurch nicht wesentlich, oder dauernd gelitten, aber manche Schlacken sind hoffentlich für immer zu Boden gefallen. Die argen Auswüchse der Revolution, würde Voltaire gewiß mißbilligt haben, und seine ernste Vertheidigung gegen Rousseau (der ihn als Gotteslängner bezeichnete) ergiebt, daß er den Kern aller Religionen zu schätzen wußte. Auch sagt Damiron (Histoire de la Philosophie du 19e siècle I, 35) Voltaire, selon son cœur et dans son amour pour l'humanité, eut des inspirations et des sentimens qui n'allaient pas au matérialisme.

Mithin theilt sich Lob und Tadel, Wahrheit und Irthum; und den Lobrednern der Aufhebung des Edikts von Nantes (Ludwig XIV. und XV., le Tellier, Bossuet, Frau von Sevigné u. A.) trat Voltaire mit vollem Rechte kühn gegenüber, und war selbst in seinen Uebertreibungen nicht so weit von ächter Religion entfernt, als jene Frömmler und Frevler, welche keineswegs bloß mit Worten, sondern mit Galgen, Rad und Holzstoß kämpften. So erklärt sich Voltaires persönliches Benehmen, gutentheils aus der Gesammtanschauung, aus dem Rechte und Unrechte seiner Zeitgenossen. Mögen die leidenschaftlichen Schwankungen nach zwei irrigen Aeußersten sich allmählig vermindern, und eine gemäßigte, jedoch positive Mitte finden lassen! — Diese aus einer allgemeinen Uebersicht hervorgehenden Be-

merkungen und Urtheile, werden sich näher entwickeln und berichtigen, sofern wir jetzt das Einzelne ins Auge fassen. Zuvörderst Voltaires dichterische Werke.

Es giebt kaum eine Art der Dichtung, in welcher sich der vielseitige Mann nicht versucht hätte. Hiebei mitwirkten allerdings die damals über Poesie in Frankreich bereits feststehenden Ansichten; wonach z. B. der rasende Roland höher stand, als die Odyssee, Tassos Jerusalem höher als die Ilias, und Shakspeare als ein Ungeheuer angestaunt und mißverstanden ward. Im Einzelnen berichtigte Voltaire derlei Behauptungen, im Ganzen aber sprach er sie selbst aus, oder trat ihnen bei, und beschränkte dadurch seinen Gesichtskreis und die Weise seiner Thätigkeit. Wenn es einem so hochbegabten Manne wie Voltaire schwer ward die abweichende Dichtungsweise anderer Völker unbefangen zu würdigen, so ist ein Deutscher wohl entschuldigt, wenn er sich für viele lyrische Dichtungen der Franzosen nicht begeistern kann. Der gerühmte Wohllaut der Sprache bleibt ihm zweifelhaft, die Prosodie unvollkommen und eintönig, ja manches als hohe Poesie Empfohlene, erscheint ihm nur als etwas anders construirte Prosa.

[Eschenburg II, 281.]

In den zahlreichen poésies mêlées, epîtres, contes, satires, odes u. s. w. offenbart sich natürlicher, aber auch erkünstelter esprit, welcher jedoch nicht hinreicht Gedichte zur höchsten Vollkommenheit zu erheben, die sich oft von übertriebener Schmeichelei nicht fern halten. Ich gebe Proben aus den, mit dem Titel, Oden, bezeichneten Gedichten (Band 12, édit. Beuchot).

1) An den (übel berüchtigten) Herzog von Richelieu.

O toi mon support et ma gloire,
Que j'aime à nourrir ma mémoire
Des biens que ta vertu m'a fait.

2) An die Markisin von Chatelet.

Charmante et sublime Aspasie
Amante de la vérité,
Ta solide Philosophie

T'a prouvé la divinité.
Ton ame éclairée et profonde
Franchissant les bornes du monde,
S'élance au sein de son auteur.
Tu paraîs son plus bel ouvrage,
Et tu rends lui un digne hommage
Exempt de faiblesse et d'erreur.

3) An Friedrich II.

Est-ce aujourd'hui le plus beau jour de ma vie?
Ne me trompe je point dans un espoir si doux?
Vous regnez. Il est vrai que la Philosophie
Va regner avec Vous.

4) An Maria Theresia.

Fille de ces héros que l'empire eut pour maîtres,
Digne du trône auguste où l'on vit tes ancêtres
Toujours près de leur chute et toujours affermis
Princesse magnanime
Qui jouis de l'estime
De tous les ennemis.

Le Français généreux, si fier et si traitable
Dont le goût pour la gloire est le seul goût durable,
Et qui vole en aveugle où l'honneur le conduit
Inonde ton empire,
Te combat et t'admire,
T'adore et te poursuit.

Par des nœuds étonnans l'altière Germanie
A l'empire français malgré soi réunie
Fait de l'Europe entière un objet de pitié! etc.

5) Ludwig XV.!

Nous l'avons vu ce Roi terrible
Qui, sur des remparts foudroyés,
Présentait l'olivier paisible
A ses ennemis effrayés.
Tel qu'un Dieu guidant les orages,
D'une main portant les ravages,
Et les tonnerres destructeurs,
De l'autre versant la rosée
Sur la terre fertilisée
Couverte de fruits et de fleurs.

Wir besitzen von Voltaire zwei epische Gedichte, ein komisches und ein ernstes, die pucelle d'Orléans und die Henriade. Beginnen wir mit jenem, so fragt sich: ob man es (mit Bezug auf des Aristofanes kühnen Vorgang) für gerechtfertigt halten darf, oder ob hinreichende Gründe vorhanden sind, ein härteres Urtheil zu fällen? Der Kern und Gegensatz des Ganzen (wonach Johanne Gefahren entgeht, und Agnes Sorel ihnen erliegt) könnte man sich als einen sehr zweideutigen, jedoch heiteren Scherz gefallen lassen, träten nicht sehr erschwerende Umstände hinzu. Erstens ist es schlechthin verdammlich daß Voltaire (ein Franzose), die edelste weibliche Gestalt in der französischen, ja vielleicht in der ganzen Weltgeschichte, zum Träger seiner Ungezogenheiten macht; daß er dies thut, während er in anderen Stellen seiner Werke ihren Werth zwar weder geschichtlich, noch dichterisch im ganzen Umfange begreift, jedoch ihre Unschuld und ihr großes Verdienst um ihr Vaterland anerkennt. — Zweitens verletzt Voltaire nicht bloß die gewöhnlichen Gesetze des Anstandes und der Sitte, sondern sein Talent wird von jenem Unkraute ganz überwuchert und sinkt hinab bis zum Widerwärtigen und Eckelhaften. — Drittens endlich kehren ähnliche Ereignisse, Situationen, so oft wieder, und werden in solcher Breite beschrieben, daß das Werk an dem Fehler leidet, welchen Voltaire selbst für den unverzeihlichsten erklärt, — es wird langweilig! — Anders stellen sich Betrachtungen und Urtheile über die Henriade.

Es war ein löblicher Vorsatz des so ehrgeizigen als talentvollen Voltaire, die französische Litteratur, welche keine werthvolle ernste Epopee aufzuzeigen hätte, durch eine solche zu bereichern. Aus seiner Schrift über die epische Dichtkunst geht hervor, daß er sich durch theoretische Forschung und durch Lesen der vorzüglichsten Dichter hiezu gründlich vorzubereiten suchte. Es ist anziehend einige seiner Ansichten und Urtheile vorzulegen.

[Eschenburg V, 290.]

Er sagt: „in den Künsten, welche wesentlich von der Ein-

bildungskraft abhangen, giebt es so viel Revolutionen wie in den Staaten; sie wechseln in tausenderlei Weisen, während man (ohne Erfolg) versucht, sie für immer festzustellen. — Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften hat man die Alten als Muster betrachtet, und ganz Europa zu einer wissenschaftlichen Republik zu vereinigen gesucht; dennoch hat jedes Land seinen eigenthümlichen Geschmack entwickelt. Mögen Vernunft und Leidenschaft überall an sich dieselben seyn, so drücken sie sich doch verschieden aus. Mögen wir deshalb die Alten bewundern; aber die Bewunderung soll nicht zu blindem Aberglauben führen. Wenn die Völker Europas, anstatt sich gegenseitig ungerechterweise zu verachten, die Werke und Sitten ihrer Nachbaren gründlicher kennen lernten; — nicht um darüber zu lachen, sondern daraus zu lernen, so würde vielleicht ein allgemeiner Geschmack hervorgehn, nach dem man bis jetzt vergeblich sucht."

„Homer hat die Götter dargestellt, wie er sie glaubte, und die Menschen wie sie waren. Es ist kein großes Verdienst in der heidnischen Mythologie Thorheiten aufzufinden; aber der ist ganz geschmacklos, der gewisse Fabeln Homers nicht liebt, oder (um gewisser Fehler willen) seine Schönheiten nicht fühlt und alle Empfindung für dieselben in sich erstickt hat. Es giebt nichts Ungeheures und Absurdes, das man nicht im Shakspeare fände; aber er ist auch voller Schönheiten, die um so auffallender sind, da sie wie Blitze aus dunkeler Nacht erscheinen."

„Diejenigen irren, welche den Anfang einer Kunst, für die dauernde Grundregel (principe) der Kunst selbst nehmen. Es ist leichter die Natur zu übertreiben, als ihr zu folgen. Selbst das Wunderbare muß vernünftig (sage) seyn, eine Art von Wahrscheinlichkeit behalten und mit Geschmack behandelt werden."

„Das verlorne Paradies ist ein Werk mehr sonderbar, als natürlich, voller von Einbildungskraft als von Anmuth, von Kühnheit als von Auswahl, ein ideeller Gegenstand der nicht für Menschen geeignet zu seyn scheint. — Unter allen Völkern ist das unsrige am wenigsten poetisch."

So die merkwürdigen Ansichten und Urtheile Voltaires; sehen wir jetzt wie er sie berücksichtigt hat. Was kein französischer Dramatiker wagte, hat Voltaire mit Recht gethan. Der Held der Henriade lebte in naher Vergangenheit und war der größte und liebenswürdigste König Frankreichs. So steht die Henriade den Franzosen näher, als die Aeneis den Römern, und Lukans Gegenstand war keineswegs erfreulich; er führte zu keinem befriedigenden Schlusse. Die Frivolität welche in der Püzelle überall vorherrscht, hat in der Henriade keine Stelle gefunden und die Grundsätze des wahren Christenthums stimmen mit den Versen (II, 18):

Qui prétend sur les cœurs un pouvoir despotique,
Qui veut le fer en main, convertir les mortels,
Qui du sang hérétique arrose les autels,
Et suivant un faux zèle, ou l'intérêt, pour guides
Ne sert un Dieu de paix que par des homicides. —
J'ai vu nos citoyens s'égorger avec zèle
Et, la flamme à la main, courir dans les combats
Pour de vains arguments, qu'ils ne comprenaient pas.

Die erfundene Zusammenkunft Heinrichs IV. mit Elisabeth, ist in diesem Gedichte aus vielen Gründen erlaubter, als die (trotz alles poetischen Glanzes viel unzartere und die Wahrheit sehr entstellende) ebenfalls von Schiller erfundene Zusammenkunft der Elisabeth und Maria Stuart. — Voltaire konnte nicht gut alles selbst erzählen; was er Heinrich IV. in den Mund legt ist lebendig, und manche Charakteristik (z. B. Guises) vortrefflich.

Die Personifikation der discorde, politique u. A. stört nicht oder doch nur wenig; denn sie sind bloß Repräsentanten des Wirklichen, und des in vielen Personen zerstreuten Handelns. — Weit kühner ist allerdings die Vision und Erzählung Ludwigs IX.; ähnlich jedoch der Behandlungsweise anderer Dichter, z. B. des Virgil, Ariost und Camoens. — Das Einflechten der Liebe Heinrichs IV. zur schönen Gabriele erscheint nicht unnatürlich. Es ist indeß hier nicht der Ort alles Lob und allen Tadel der über die Henriade ausgesprochen ward,

umständlich aufzuzählen und zu prüfen: wohl aber darf man behaupten, daß seitdem in Frankreich kein besseres Heldengedicht erschienen ist, und unter allen europäischen Völkern, nur noch die Portugiesen ein ebenfalls patriotisches in den Lusiaden aufzuzeigen haben.

Die dramatischen Werke Voltaires (zu denen wir itzt übergehen) füllen acht Bände, welche wohl nur Wenige noch buchstäblich durchlesen. Denn selbst seine Verehrer stellen die Lustspiele keineswegs hoch; und wenn etliche auch manchen andern nicht nachstehen, scheinen sie doch für Voltaire (von dem man mehr verlangt) zu gering. Diese Erscheinung ist, bei Voltaires außerordentlicher Vielseitigkeit mit Recht aufgefallen, und wohl nur dadurch zu erklären, daß sein reicher Witz allerdings anekdotenartig vieles Ergötzliche nebeneinanderstellen konnte, ihm aber doch Neigung und Geschicklichkeit fehlte, von innen heraus einen Charakter folgerecht aufzufassen, und seine Einheit in mannigfachen Situationen festzuhalten und zu entwickeln.

Hinsichtlich der Trauerspiele durfte Voltaire nicht (wie beim Epos) behaupten, diese Dichtungsart fehle den Franzosen; vielmehr anerkannte er die Vorzüge Corneilles und Racines, so daß seine Aufgabe nur dahin gehen konnte, sich ihnen anzuschließen und doch ihre Mängel eigenthümlich zu verbessern. Gegen diese Mängel war er nicht verblendet, und sagt z. B. von den Helden des sonst hochgerühmten Racine: (temple du goût XII, 354, und ähnlich Dictionn. philos. XXVI, 358)

A peine il distingue leurs traits,
Ils ont tous le même mérite,
Tendres, galans, doux et discrets;
Et l'amour qui marche à leur suite
Les croit des courtisans français.

Voltaires Kritik erstreckt sich auch auf die Tragiker anderer Völker, ohne jedoch den französischen Standpunkt aufzugeben; weshalb er außer Stande bleibt sich an einer wesentlich verschiedenen Begeisterung aufrichtig zu erfreuen. So bemerkt er bei einer Beurtheilung des Sofokles: „ich habe mich nur be-

müht, diejenigen Fehler hervorzuheben, welche es sind für alle Zeiten und alle Orte. Denn Widersprüche, Abgeschmacktheiten, leere Deklamationen, bleiben Fehler in allen Ländern." Wie es hienach dem Shakspeare ergehen mußte, versteht sich von selbst. — An andern Stellen sagt Voltaire: „bisweilen bringen wir nicht vor bis zum Tragischen, aus Furcht dessen Gränzen zu überschreiten. — Es sind die einzelnen Schönheiten (beautés de détail) welche die in Verse geschriebenen Werke aufrecht erhalten und auf die Nachwelt bringen." (II, 357, 361.) — Richtiger, aber schwer zu befolgen ist ein anderer Ausspruch: (III, 154) „man wird niemals gut von der Liebe sprechen, wenn man anderen Schmuck sucht als Einfachheit und Wahrheit."

Da Voltaire von allen Franzosen (ja von den meisten Nichtfranzosen) als ihr dritter großer dramatischer Dichter anerkannt wird, so sollte man sich vielleicht diesem Urtheile kurzweg und bescheiden anschließen; wenn dies jedoch nur aus Bequemlichkeit, oder Furchtsamkeit geschieht, so hat es keinen großen Werth. Deshalb mögen einige gewagte Bemerkungen über etliche Trauerspiele hier Platz finden.

Merope

ist von Lessing in seiner Dramaturgie umständlich beurtheilt worden.

Le fanatisme, Muhamed.

Es ist, wie bei der Jungfrau von Orleans, eine Schmach solch eine weltgeschichtliche Gestalt, als den größten Verbrecher (durch abscheuliche Erfindungen) darzustellen. Voltaire hätte Fanatiker näher in Frankreich finden können.

Rome sauvée, Catilina.

Frau und Kind Catilinas hinzuerfunden. Endloses Gerede von Catilina, Cato, Cäsar, Cicero. — Sallust und Plutarch sind viel lebendiger und dramatischer.

La mort de César.

Cäsar fordert im Senate die Königswürde, die Verschwornen widersprechen lebhaft. Cäsar erweiset hierauf dem Brutus daß dieser sein Sohn sey und hält ihm, da er nicht gehorchen will, eine strenge Strafpredigt. Brutus erzählt Alles den Verschwornen und fragt sie um Rath, was er thun solle? Sie rathen ihm seinen Vater umzubringen. Hierauf versucht Brutus noch einmal dem Cäsar durch Vorstellungen die Herrschlust auszutreiben, und dem Königthume zu entsagen. Vergeblich; und so wird er denn umgebracht, und mit der Rede des Antonius, — schließt das Stück!! — So hat Voltaire Shakspeares Cäsar verbessert!!

Die Triumvirn.

Die Geschichte mißhandelt; ein mißlungenes Werk.

Tancrède.

Zwei Todesfälle herbeigeführt, lediglich durch Schweigen und Mißverständnisse, ohne innere, tragische, großartige Nothwendigkeit.

Oedipe.

Sofokles auf folgende Art (wie oben Shakspeare) verbessert. Hinzuerfunden ein Vertrauter, eine Vertraute und Prinz Philoktet von Euböa, ein alter Liebhaber der Jocaste und angeblicher Mörder des Lajus: Jocaste erbietet sich zum Besten des Volks zu sterben, bekennt aber zugleich daß sie in Philoktet verliebt war und ist, und Oedip nur aus Zwang heirathete. Sie sagt:

Il fallut oublier dans ses embrassemens
Et mes premiers amours et mes premiers serments.
J'étouffai de mes sens la révolte cachée! etc.

Mit Ausnahme der, aus Sofokles entnommenen Stellen, ist Erfindung und Umarbeitung gewiß mißlungen.

Brutus (der ältere).

Hinzuerfunden ein Vertrauter und eine Vertraute, und eine Tochter Tarquins, in welche Titius der Sohn des Brutus verliebt ist. Doch ist diese erfundene Liebe natürlicher, passender und geschickter behandelt als viele andere; ja der Kampf zwischen Liebe und Pflicht ist edel und großartig dargestellt. Das Römerthum kommt hier besser zur Sprache und Haltung, als in den meisten neuern, schwächlichen, oder schwülstigern Trauerspielen.

Zaire.

Die Aehnlichkeit mit Shakspeares Othello ist bloß scheinbar und äußerlich; denn wir finden keine stufenweis fortschreitende, psychologische Entwickelung der Eifersucht.[1]) Vielmehr zeigen sich nur oberflächliche Hindernisse einer genügenden Lösung, welche ohne Mühe und Sorge eingetreten wäre, sobald Zaire ihr wunderliches Schweigen gebrochen und die einfache Wahrheit gesagt hätte. Unbequem ist die Mischung von Liebe und Christenthum, und das Gewicht des letzten, durch die frühern Lebensverhältnisse Zairens kaum genügend erklärt und beglaubigt. Der Fluchtplan ist ganz verkehrt eingeleitet, und für beide Todesfälle keine unbezwingliche, wahrhaft tragische Nothwendigkeit vorhanden. Manches ward wohl vorsätzlich anders erfunden und anders entwickelt als im Shakspeare; nicht zum Vortheil des neueren Trauerspiels.

Alzire.

Meines Erachtens ist Alzire viel gelungener, als Zaire. Jene erscheint viel tüchtiger, als diese; die Verhältnisse sind natürlich, ungekünstelt und dennoch stete Theilnahme erregend und festhaltend. Die großen, unbezwinglichen Beweggründe, die politischen, nationalen Gegensätze werden gut entwickelt und bis zum ächt Tragischen hinangeführt, ohne die Personen in Karikaturen zu verwandeln. Am Schlusse wird das wahre

---

1) Lessing Dramat. I, 118.

Christenthum besser verklärt, als man von Voltaire erwarten konnte.

So ungenügend diese Andeutungen sind, dürften sie doch erweisen, daß man Voltaire, als den dritten, dem Corneille und Racine zugesellen darf; daß ihm aber allerdings die schaffende, erschütternde Begeisterung fehlt, welche die Werke der griechischen Tragiker und Shakspeares auf die höchste Stufe aller Poesie erhebt.

Aus mehreren Gründen könnte man hier sogleich von den prosaischen Dichtungen Voltaires handeln; da sie aber oft bezwecken einen Lehrsatz zu bekämpfen, eine Lieblingsmeinung zu bestätigen, ein Vorurtheil zu verspotten; so wird diese Richtung begreiflicher, wenn wir vorher von anderen, hierauf einflußreichen Werken Voltaires sprechen.

67.

Voltaires geschichtliche Werke, zu denen wir uns jetzt wenden, umfassen 11 Bände, nämlich:

Essai sur les mœurs et l'esprit des nations.	4	Bände.
Siècle de Louis XIV.	2	»
Siècle de Louis XV.	1	»
Histoire des Parlements	1	»
Annales de l'empire	1	»
Histoire de Charles XII.	1	»
Histoire de Pierre I.	1	»
	11	Bände.

[Eschenburg VIII, 2, 393.]

Schon vor diesem Umfang muß man große Achtung haben: denn kein Dichter hat jemals durch angestrengten Fleiß so viel historische Kenntnisse erworben und sie mit Geist dargestellt. Nur etwa mit Ausnahme der eilig gearbeiteten Annales de l'empire kann man das Löbliche und Anziehende der Form nicht

läugnen. Gegen den Inhalt ist jedoch eingewandt worden: Voltaire steht auf dem beschränkten Standpunkte des Zeitalters Ludwigs XIV., und ist deshalb außer Stande andere Zeiten und Völker zu begreifen. Oder wo er sich von jener Zeit entfernt, verfällt er in kritische oder skeptische Betrachtungen, die sich über Bolingbroke, Bayle und Spinoza hinauswagen, und mit bloßen Verneinungen, oder Frivolitäten endigen, welche Veranlassung gaben ihn den verdammlichen Unchristen, ja den Gottesläugnern beizuzählen.

Man kann diese (schon oben erwähnten) Anklagen nicht für ganz unbegründet erklären; doch bedürfen sie einer wiederholten erheblichen Berichtigung. Wenn nämlich Voltaire (wie gesagt) auch keineswegs Anspruch darauf macht ein orthodoxer, rechtgläubiger Christ zu-seyn, ist er doch nichts weniger als ein Verächter aller Religion und ein Gottesläugner. Seine Angriffe richten sich wesentlich gegen offenbare Irthümer und frevelhafte Unduldsamkeit; ja sehr viele der von ihm bekämpften Ansichten, sind seitdem von Andern ebenfalls bestritten und seine Behauptungen angenommen und bestätigt worden, so daß er keineswegs unbedingt als Irlehrer bezeichnet werden darf.

Zu einem unparteiischen, gerechten Urtheile kommen wir am Besten, wenn wir seine geschichtlichen Werke näher ins Auge fassen. Bei weitem das wichtigste bleibt der Essai sur les moeurs. Er ist keineswegs angefüllt mit kleinlichen Krieges- und Hofgeschichten, sondern umfaßt (wie bis dahin keine einzige geschichtliche Darstellung) auch Sitten, Gebräuche, Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft, Staat, Religion, Verfassung und Verwaltung. Das große Verdienst einer wesentlichen, geistreichen Erweiterung des historischen Gesichtskreises kann Voltaire gar nicht abgesprochen werden. Die Art der Auffassung und Behandlung selbst, wird sich aus folgenden Bruchstücken ergeben: natürlich sind aber mehr allgemeine Betrachtungen und Urtheile hervorgehoben, als einzelne Thatsachen.

„Nur ein Blinder (sagt Voltaire) kann daran zweifeln, daß Weiße, Neger, Lappen, Chinesen, Hottentotten, Albinos, Ame-

rikaner, durchaus verschiedene Menschenrassen sind. (Vol. XV., S. 7.) — Die Kenntniß eines schaffenden, belohnenden, strafenden Gottes, ist die Frucht der gebildeten Vernunft (16). — Es ist unsinnig in thörichten Fabeln einen Sinn finden zu wollen, und Vernunft in die Narrheit hineinzulegen. (23.) — Im Allgemeinen war der Mensch immer das, was er noch ist. Immerdar bestand Geselligkeit, und wir waren nie bestimmt zu leben wie die Bären. (31.) — Die Theokratie hat nicht allein lange geherrscht, sondern auch die Tyrannei aufs Aeußerste getrieben, und je mehr sie sich göttlich nannte, desto mehr war sie verabscheuungswürdig. (41.) — Der Ruhm Platons verwundert mich nicht: alle Philosophen waren unverständlich, er aber beredter als die anderen. Doch dürfte er sich jetzt in keiner vernünftigen Gesellschaft so vernehmen lassen, wie z. B. im Timäus. (118.)

Es ist verkehrt anzunehmen, daß der Schöpfer und Herr der Welt, die Weltordnung ändere, zum Besten dieser Welt. (147.) — Es läßt sich berechnen, daß die Juden nach Gottes Befehl, oder in Bürgerkriegen, 239000 der ihrigen todtschlugen. (184.) — Bleiben wir stehen bei der geschichtlichen Wahrheit: der Gesetzgeber der Muhamedaner, ein mächtiger und schrecklicher Mann, begründete seine Lehre durch Muth und Waffen; dennoch ward seine Religion nachsichtig und duldsam. Der göttliche Stifter des Christenthums lebte in Demuth und Frieden, lehrte Vergebung der Beleidigungen; und seine sanfte und heilige Religion, ist durch unsere Wuth geworden die unduldsamste und barbarischte. (344.) — Jesus ist nicht der Urheber der Thorheiten, Verfolgungen und Verbrechen, welche man in seinem Namen begangen hat. Das heutige Christenthum steht meist im Widerspruch mit der ächten Lehre Christi. (46, 215, 217.)

Nur die Unwissenheit, der Fanatismus, der Sklavensinn vieler Abschreiber eines ersten Betrügers, kann in die Reihe der Päpste aufnehmen, Petrus, Linus u. s. w. (349.) — Kaum war die christliche Religion siegreich, so ward ihre Heiligkeit entweiht durch die Rachsucht ihrer Bekenner; — während eben der

Triumph ihnen hätte Friedensliebe einflößen sollen. (371.) Die Religion der Griechen und Römer, welche wir Heidenthum nennen, kannte keine umfassenden Religionsverfolgungen; weil sie keine Dogmen hatten, und ihre Priester, noch weniger die Laien sich versammelten, um darüber zu streiten. (398.)" —

„Rom hat sich stets für die Meinungen ausgesprochen, welche den menschlichen Geist am meisten fesselten und den Vernunftgebrauch beseitigten. (Vol. XVI., S. 69). — Andererseits hat die römische Kirche (ungeachtet aller Unruhen und Skandale), mehr Schicklichkeit und Würde gezeigt, als anderwärts der Fall war. (74.) — Man hat gemeint daß in dem Maße kirchliche Ketten schwerer und drückender wären, die Völker gehorsamer würden: — umgekehrt sie belästigen, geniren die Herrscher, oder dienen sie vom Throne zu stoßen. (92.)"

„Der Ruf Karls des Großen ist einer der größten Beweise, daß der Erfolg arge Ungerechtigkeiten rechtfertigt und Ruhm verschafft. (XV, 401.) Drei Jahrhunderte lang, von Kaiser Friedrich II., bis Alexander VI., sieht man in Italien nur Faktionen, Eifersucht, kleine Unternehmungen einer Stadt gegen die andere, und Tyrannen, welche sich derselben bemächtigen. Ein Bild des alten Griechenlands, aber ein barbarisches. Man übte Künste und Verschwörungen, verstand aber nicht zu kämpfen, wie bei Marathon und den Thermopylen. (XVI, 344.)

Die Jungfrau von Orleans, welche ihren König gerettet hatte, verurtheilte man zum Feuertode! In heroischen Zeiten würde man ihr Altäre errichtet haben, wie Menschen sie ihren Befreiern errichteten. (XVI, 410.)"

Band XVII.

„Der Mangel hinreichend klarer und bekannter Gesetze, und die Veränderlichkeit der Gewohnheiten und Gesetze, hat Frankreich stets charakterisirt. Auch hier nur findet sich diese lächerliche Menge von Edelleuten ohne Geschäfte und wahren Adel; diese herabwürdigende Unterscheidung zwischen dem unnützen

Geadelten, welcher dem Staate nichts bezahlt, und dem nützlichen Bürgerlichen, welcher Abgaben entrichtet.

Im 15. Jahrhundert sind die Völkerschaften Italiens bezeichnet durch Vergiftung, Mord, Aberglauben; sie verstanden sich zu rächen, aber nicht Krieg zu führen, man fand viele Vergifter, aber wenig Soldaten; — ja so war das Schicksal des schönen Landes, seit den Ottonen. Geist, Aberglauben, Atheismus, Maskeraden, Verse, Frömmelei, Gift, Mord, einige große Männer, eine Unzahl geschickter Frevler, — und dennoch unglücklich. So war Italien! (59.) Selbst die natürliche Religion war fast in allen Herrschenden ausgelöscht. Man findet nichts Aehnliches bei Römern, Griechen und Barbaren. Ein Papst (Alexander VI.) und sein Bastard, (den man als Erzbischof gesehn hatte) besudelten Italien mit allen Verbrechen, und ein König von Frankreich (Ludwig XII.), den man Vater des Volks genannt hat, unterstützte beide, und die abgestumpften Völker verharrten in Stillschweigen. (92.)"

„Ariosts rasender Roland steht, aus vielen Gründen, der Odyssee, Tassos Jerusalem, der Ilias weit voran, und die Mandragora des Macchiavelli ist vielleicht besser als alle Lustspiele des Aristofanes. (184.) — Die Religionsstreitigkeiten welche in Deutschland, dem Norden, Frankreich und England die Geister bewegten, haben die Entwickelung der Vernunft verzögert, anstatt sie zu beschleunigen. Der Ruhm des Genies gebührt allein dem damals ruhigen Italien. — Man muß ein Narr seyn (Rousseau) um zu behaupten, daß Kunst und Wissenschaft, der Sittlichkeit nachtheilig wären. (188.)

In Allem was nicht die persönlichen Interessen der Päpste betraf, erließen sie weise, und der Christenheit nützliche Verordnungen. (175.)"

„Wenn so viele Geistliche christliche Staaten regierten, so kam es theils daher, daß die Könige eher einem Priester vertrauten den sie nicht fürchteten, als einem mächtigen Feldherrn; dann aber auch weil jene Männer oft unterrichteter, und für Geschäfte geeigneter waren, als Generale und Hofleute. (178.)"

„Franz I. verband sich mit den deutschen Protestanten, während er die französischen verbrennen ließ. Wie können Geschichtschreiber die Niederträchtigkeit begehen, dies dem frommen Eifer eines Fürsten zuzuschreiben, der wollüstig war und keinen Schatten ächter Frömmigkeit besaß. (213.)“

„Hätte man Luther gesagt: er werde den Katholicismus in halb Europa zerstören, er würde es nicht geglaubt haben; er ging weiter als er dachte. So geht es in allen Streitigkeiten (disputes), ja fast in allen Angelegenheiten. (243.) — Man muß einräumen daß die Geistlichkeit im Allgemeinen durch die Protestanten verbessert ward; so wie jemand durch die wachsame Eifersucht eines Gegners vorsichtiger wird; aber man hat deshalb mehr Blut vergossen, und die Kriege der Theologen, sind Kriege der Kannibalen geworden. (244.)“

„In den Thesen (Streitsätzen) jener Zeit, sieht das Verkehrteste mit dem Tiefsinnigsten gemischt: daher falsche Beschuldigungen, abscheuliche Beleidigungen und Verketzerungen. (248.) Gemeine, widrige Grobheiten (jetzt so eckelhaft), empörten grobe Gemüther nicht, und Luther triumphirte, mit der Gemeinheit eines barbarischen Styles, in seinem Lande über alle römische Höflichkeit. (politesse. 248.)“

„Luther und andere Mönche, welche (dem Staate nützliche) Ehen eingingen, verletzten ihr Gelübde nicht mehr als die, welche Armuth und Demuth angelobt hatten und prächtige Reichthümer besaßen. (253.)“

„Calvin schrieb besser als Luther, und redete schlechter: beide waren arbeitsam und streng, zugleich aber hart und zornig; beide brannten vor Begier sich auszuzeichnen und diejenige Herrschaft über die Gemüther zu erlangen, welche der Eigenliebe schmeichelt und aus den Theologen eine Art von Eroberer macht. (275.) Calvins Lehre ist dem Republikanismus angemessen, und doch besaß er einen tyrannischen Geist. (276.) Neben seiner Härte war er durchaus uneigennützig. (281.)“

„Neuerer sind in der Regel von strengen Sitten. Dieselben Leute, welche einen Staat umstürzen, um eine, oft thörichte

Meinung durchzusetzen, verketzern unschuldige, einer großen Stadt unentbehrliche Vergnügungen (Rousseau) und Künste, welche zum Glanze eines Volks beitragen. (XX, 127.)"

„Man kann nicht läugnen daß es in den Klöstern große Tugenden gegeben hat, und noch jetzt findet sich kaum ein Kloster, welches nicht bewundernswürdige Seelen in sich schließt, die der menschlichen Natur Ehre machen. Nur zu viele Schriftsteller haben sich ein Vergnügen daraus gemacht, die Unordnungen und Laster aufzusuchen, welche bisweilen diese Zufluchtsörter der Frömmigkeit befleckt haben. Gewiß ist das Leben der Laien lasterhafter gewesen, und die größten Verbrechen sind nicht in den Klöstern begangen worden, vielmehr ward Ungebühr (als der Regel widersprechend) nur mehr bemerkt. Allerdings schadete indeß ihre allzu große Zahl. (XVII, 325.)"

„Nicht minder ehrwürdig sind die Stiftungen für Arme und Kranke. Vielleicht giebt es nichts Größeres auf Erden, als das Opfer welches das zartere Geschlecht hier darbringt an Jugend, Schönheit und Geburt. (337.)"

„Niemals ist die menschliche Natur so erniedrigt worden, als wenn abergläubige Unwissenheit durch Macht bewaffnet ward (348). Philipp II. zwang die Niederländer eine große Rolle zu spielen; sein blutiger Despotismus ward Ursach ihrer Größe. (XVIII, 1.). — Es giebt stolze, tiefsinnige Geister, von einer ruhigen, ausdauernden Kühnheit, welche durch Schwierigkeiten aufgereizt werden, so Wilhelm der erste, schweigsame Oranier, und König Wilhelm III. (4.) — Die Hinrichtung der Maria Stuart befleckt das Andenken der Königin Elisabeth; aber es ist ein fanatischer Blödsinn, jene wie eine Märthyrerin der Religion heilig zu sprechen. Sie ward es durch Ehebruch, Ermordung ihres Gatten, sowie durch Unverstand. (54.)"

„Zur Zeit Heinrichs III. war der französische Hof, ein Gemisch von Luxus, Ränken, Galanterien, Liederlichkeit, Verschwörungen, Aberglauben und Atheismus. (99.). — Nach dem Tode Heinrichs IV. sah man, wie sehr Macht, Ansehn, Sitten, Geist eines Volkes, oft von einem Menschen abhängen. Un-

zählige Vortheile gingen schon im ersten Jahre der Vormundschaft der Marie von Medicis verloren. (170.)"

„Nur den großen Begebenheiten in der Geschichte darf man Glauben beimessen; zur Seite aber muß man alle Fabeln werfen, womit Fanatismus, romanhafter Sinn und Leichtgläubigkeit von jeher den Weltschauplatz überladen haben. (473.) — Alles was wesentlich zur menschlichen Natur gehört, gleicht sich auf der ganzen Erde; was von Gewohnheiten abhängt, ist verschieden und nur durch Zufall ähnlich. Das Reich der Gewohnheit (coutume) ist größer als das der Natur, erstreckt sich auf Sitten und Gebräuche, und erzeugt so Mannigfaltigkeit, wie die Natur Uebereinstimmung. Die Grundlage ist dieselbe, aber die Bildung treibt verschiedene Früchte hervor (487.)"

So weit meine Auszüge aus Voltaires umfassendstem Hauptwerke, ich komme zum Siècle de Louis XIV. (Band 19—20). Da ein großer Theil Europas, Ludwig XIV. und sein Zeitalter übermäßig bewunderten, so darf man sich nicht verwundern, oder tadeln, daß ein Franzose in bester Ueberzeugung Alles in das glänzendste Licht zu stellen suchte. Diese Billigkeit der Beurtheilung kann aber den Forscher jetzt nicht abhalten Irriges zu berichtigen und Uebertriebenes zu ermäßigen. Es ist nicht angemessen hier darauf näher einzugehn, wohl aber mitzutheilen, welchen Zweck sich Voltaire beim Entwerfen dieses Buches vorsteckte. Er sagt (XIX, 403): „Die Leser mögen sich erinnern daß sie hier nicht eine bloße Erzählung von Feldzügen finden, sondern vielmehr eine Geschichte menschlicher Sitten. Ganze Bücher sind angefüllt mit den Kleinigkeiten der Kriegsbegebenheiten, und mit allen Einzelnheiten der Wuth und des menschlichen Elends. Der Zweck dieses Versuchs ist, den Charakter der wichtigsten Revolutionen zu malen, und die Menge kleiner Thatsachen zu beseitigen, um nur die wichtigsten ins Licht zu stellen und auch, — wo möglich —, den Geist der sie geleitet hat. — Berichte über häusliche Verhältnisse gefallen blos Neugierigen, und Nachrichten über Schwächen, nur Boshaften. Doch

können sie auch lehrreich seyn, weil Uebel daraus folgten, oder weil Tugenden dieselben beseitigten. (122.)"

Trotz dieser, sich selbst gegebenen Warnung, ist die Zahl der von Voltaire mitgetheilten Anekdoten sehr groß; — ein Beweis des unerschöpflichen Vorraths, einer sich auflösenden Zeit. — Gewiß gab es damals keinen Mann, der obige Aufgabe besser, oder auch nur so gut gelöset haben würde, wie Voltaire."

Le Siècle de Louis XV. (Band 21) enthält eine Darstellung der Geschichte Europas während der Regierung Ludwigs XV., allerdings aus überwiegend französischem Standpunkte; ohne indeß Irthümer, Verkehrtheiten und Schwächen zu verkennen, oder zu verhehlen. Im Ganzen giebt sich Freude kund über die damalige Gegenwart und die bevorstehende Zukunft, das Wachsen der Menschlichkeit, der feinen Sitte, der verständigeren Philosophie, der größeren Religionsduldung. Nur in einzelnen Augenblicken wird Voltaire von der Sorge ergriffen, über die bedenklichen Zeichen der Zeit. So wenn er sagt (431): „es giebt verblendete Geister, welche alle Grundlagen der Gesellschaft untergraben, während sie glauben dieselben zu verbessern. Man ist so närrisch (fou) zu behaupten, das Mein und Dein (das Eigenthum) seyen Verbrechen, man solle die Frucht seiner Arbeit nicht genießen, die Menschen hätten (sich zu einander gesellend) die Ordnung der Natur verdorben, der Mensch sey zur Vereinzelung bestimmt, wie ein wildes Thier, und schon Biber, Bienen, Ameisen brächten durch ihre republikanische Geselligkeit, die Naturgesetze in Unordnung. Derlei Impertinenzen, werth des Tollhauses, sind eine Zeitlang Mode gewesen, wie Affentänze auf den Märkten."

Diese bestimmt, und mit Recht gegen Rousseau gerichteten Vorwürfe, beweisen zunächst daß die beiden berühmtesten Franzosen jener Zeit, in sehr wichtigen Dingen sehr verschiedene Wege einschlugen, ihre Landsleute zu führen, oder zu verführen.

Die Histoire du Parlement (Band 22) hat Voltaire geschrieben weder als Lobredner, noch als Feind desselben; viel-

mehr stehen den Schattenseiten auch Lichtseiten gegenüber, und es war verständig daß man (nach anfänglichem Zweifel) keine amtliche Klage gegen das Buch erhob. Gewiß fehlte es an einer lesbaren Uebersicht dieser verwickelten Geschichten, und es läßt sich nicht läugnen daß Voltaire (trotz einzelner zu erhebender Widersprüche) fleißig studirte und geschickt zusammenstellte. Nur der Schluß des Werks enthält keine volle Wahrheit, oder eingetroffene Weissagung. Voltaire schreibt: „Ludwig XVI. stellte das Parlament mit den nöthigen Einschränkungen wieder her. Sie ehrten den König welcher sie anbefahl, den Minister welcher sie entwarf, das Parlament welches sie annahm; — und so sah Frankreich die Morgenröthe einer weisen, und glücklichen Regierung!!"

Annales de l'Empire (Band 23), eine kurze, unbedeutende Uebersicht; doch zeigt sie daß Voltaire sich auch hier zu unterrichten suchte.

Histoire de Charles XII. (Band 24.)

Fleißiger gearbeitet und anziehender als die Annalen; auch ohne die irrige, lange vorherrschende Verblendung für Karl XII. Voltaire sagt unter Anderem: „zwischen den Tyrannen und den guten Königen, stehen die Eroberer in der Mitte, doch jenen näher als diesen. Sie haben einen glänzenden Ruf, und man wird begierig die geringsten Kleinigkeiten ihres Lebens kennen zu lernen. (13—15.) So ist die erbärmliche Schwäche der Menschen daß sie diejenigen bewundern, welche ihnen auf glänzende Weise Böses zugefügt haben, und daß sie öfter und lieber sprechen von dem Zerstörer, als dem Gründer eines Reiches. — Karl XII. und Peter Alexiewitz sind die sonderbarsten (singuliers) Personen, die seit 20 Jahrhunderten gelebt haben; dieser jedoch ein viel größerer Mann, als jener. Es giebt wohl keinen Herrscher, der Karls Geschichte lesend, nicht von dem Wahnsinn des Eroberers geheilt wird. Jeder König soll daraus lernen, wie eine friedliche und glückliche Regierung mehr werth ist, als alle Glorie. (354.) Karl hat nur Ruinen hinterlassen; Peter ist in jeder Rücksicht ein Stifter und Begründer. (XXV, 26.)"

Histoire de Russie. (Band 25.)

Ueber die welche verletzende Klatschereien bekannt machen, sagt Voltaire wiederholentlich (16): „warum veröffentlichen sie diese Skandale? — Sie antworten: um die Neugier der Leute zu befriedigen, um ihrer Bosheit zu gefallen, um meinem Buche Absatz zu verschaffen; sonst würde es niemand lesen. — Sie sind also nur ein Spötter, ein Verfasser von Schmähschriften, ein Verkäufer von Verläumdungen; — aber kein Geschichtschreiber!“

68.

Voltaire war kein folgerechter, systematischer Philosoph, hatte sich aber sehr fleißig mit allen dahin gehörigen Gegenständen beschäftigt, das Erlernte durchdacht, und verstand darüber verständlicher zu schreiben, als viele Andere. Im Ganzen bewegt er sich, in der kritisch skeptischen Weise von Bolingbroke und Bayle, und wo er dogmatisirt, liegt meist Lockes System zum Grunde.

In allen Schriften Voltaires finden wir philosophische Bemerkungen zerstreut; als Hauptwerk aber dürfen wir das Dictionnaire philosophique (7 Bände) betrachten, welches man in Rom verbot und in Paris verbrannte. Voltaire selbst ward von Gegnern genannt: inconsidéré, dissolu, déréglé, infame, bête féroce. Bevor ich aus diesem Werke mancherlei zusammenstelle, verdient ein Gedicht Erwähnung, la loi naturelle (Band 12) welches darzuthun bezweckt, das Vorhandenseyn einer allgemeinen Moral, unabhängig von jeder offenbarten Religion und von jedem besonderen Systeme über die Natur des höchsten Wesens. Jene Moral

«D'un bout du monde à l'autre, elle parle, elle crie:
Adore un Dieu, sois juste et chéris ta patrie. — — —
Mais dans les profondeurs de cette obscurité,
Si la raison nous luit, qu'avons-nous à nous plaindre?
Nous n'avons qu'un flambeau, gardons-nous de l'éteindre. — — —
Des Chrétiens divisés, les infames querelles

Ont, au nom du seigneur, apportés plus de maux,
Répandu plus de sang, creusés plus de tombeaux
Que le prétexte vain d'une utile balance
N'a désolé jamais l'Allemagne et la France. — — — —
Les vertus des payens étaient, dit-on, des crimes,
Rigueur impitoyable! Odieuses maximes! — — —
Tous les factions à la fin sont cruelles,
Pour peu qu'on les soutienne, on les voit tout oser. — — —
Je vois sans m'alarmer l'éternité paraître,
Et ne puis penser qu'un Dieu qui m'a fait naître,
Qu'un Dieu qui sur mes jours versa tant de bienfaits,
Quand mes jours sont éteints, me tourmente à jamais.»

Diesem kurzen Glaubensbekenntnisse Voltaires, folgen itzt weitere Mittheilungen aus dem philosophischen Wörterbuche.

„Es lästern auf die Philosophie, der steife Lutheraner, der wilde Calvinist, der stolze Anglikaner, der fanatische Jansenist, der regierungslustige Jesuit, der anmaaßliche Sorbonist, — gleichwie einige Närrinnen, welche von jenen geleitet werden. (Philosophie.) Niemals hat ein Philosoph gesagt, er sey von Gott inspirirt; dann hätte er sich in einen Propheten verwandelt. (XXXVII, 39.) — Wer nicht blind ist, muß von der Größe der Weltschöpfung geblendet werden. Dumm (stupide) ist, wer den Urheber nicht anerkennt, ein Narr (fou) der ihn nicht anbetet. (Religion.) — Zeigt mir einen Philosophen, von Zoroaster bis Locke, der einen Aufruhr erregt hätte. Aberglaube setzt die Welt in Flammen, die Philosophie löscht dieselben aus. (Superstition.) Der Fanatismus ist eine geistige, ansteckende Krankheit. Er verbreitet sich weniger durch Bücher, als durch Versammlungen und Reden. Alle fanatischen Sekten sind gleich verblendet, und haben die abscheulichsten Verbrechen begangen. (Fanatisme.)

Der Deismus findet sich in allen Religionen; er ist ein Metall das sich mit allen andern verbindet, und dessen Adern sich unter der Erde bis an die Enden der Welt erstrecken. Alle dogmatischen Sekten sind verschieden, denn sie stammen von Menschen; die Moral ist überall gleich, denn sie stammt von

Gott. (Théisme.) — Duldung ist ein Zubehör der Menschheit! Wir sind Alle durchdrungen von Schwächen und Irthümern; vergeben wir uns gegenseitig unsere Thorheiten, dies ist das erste Gesetz der Natur. Unter allen Religionen sollte, ohne Zweifel, die christliche die meiste Duldung einflößen: und doch sind die Christen, die unduldsamsten aller Menschen. (Tolérance). Alle großen Streitigkeiten gingen Jahrhunderte lang von den byzantinischen Griechen aus. Was würden Homer, Sofokles, Demosthenes, Archimedes gesagt haben, wären sie Zeuge gewesen von diesen spitzfindigen Zänkereien, die so viel Blut gekostet haben! Die Eitelkeit, Haupt einer Sekte zu seyn, ist die zweite in der Welt; die Eitelkeit der Eroberer ist die erste. (Arianisme, XXXVII, 53.)

Die Lehre: es sey ein Gott, zeigt Schwierigkeiten; die entgegengesetzte zeigt Absurditäten. (XXXVII, 296.) Ueberall sehe ich in der Natur, in den Künsten, wichtige Endursachen und Zwecke. Ich glaube daß ein Apfelbaum bestimmt ist Aepfel zu tragen, wie ich glaube daß die Uhr bestimmt ist, die Zeit anzuzeigen. Der Hauptgegenstand, das Hauptinteresse ist nicht metaphysisch zu schlußfolgern, sondern zu erwägen ob es zum gemeinsamen Besten von uns thierischen und denkenden Wesen nöthig sey, einen belohnenden und strafenden Gott anzunehmen, welcher uns zugleich bezähmt und tröstet; oder diesen Gedanken zu verwerfen, und uns unseren Unfällen ohne Hoffnung, und unseren Verbrechen ohne Gewissensbisse hinzugeben. — Sie behaupten: die Religion hat Tausende von Schandthaten erzeugt; — sagen Sie vielmehr der Aberglaube, welcher auf Erden herrscht, und der größte Feind der Anbetung ist, welche wir dem höchsten Wesen schuldig sind. — Freiheit ist Gesundheit der Seele. (XXXVII, 325.) Die Tugend setzt Freiheit voraus, und ohne Tugend keine Religion. Kein Herrscher hat das Recht die Menschen zur Religion zu zwingen.

Die Gewalt der Geistlichen soll nur geistlicher, nicht weltlicher Art seyn. (Droit canonique.) Ein einfältiger Priester wird verächtlich, ein schlechter flößt Abscheu ein; aber ein guter

Priester, milde, fromm, ohne Aberglauben, duldsam, — ist ein Mann den man lieben und ehren soll. (Dieu.)

Es giebt auf Erden weit weniger Uebel, als man sagt und glaubt: das Vergnügen sich zu beklagen und zu übertreiben, ist allzugroß (méchant). — Von der Erbsünde findet sich nichts im Pentateuch, den Propheten, den Evangelien, den Kirchenvätern (péché original). Ebenso findet sich die unverständliche Lehre von der Dreieinigkeit in keiner Stelle der Bibel. Sie enthält den gröbsten und gefährlichsten Irthum, und begünstigt offenbar die Vielgötterei. (Anti-Trinitaire.) — Was sollen wir über diejenigen sagen, welche Andere von dem überzeugen wollen, was sie selbst nicht glauben, und ihre Mitbrüder verfolgen, wegen der demüthig vernünftigen Lehre des Zweifels und des Mißtrauens gegen sich selbst. (croire.)

Wir wissen gewiß daß wir existiren, fühlen, denken. Wollen wir einen Schritt darüber hinausgehn, so fallen wir in einen finsteren Abgrund. Und dennoch haben wir die thörichte Kühnheit zu streiten, ob diese Seele (von welcher wir nicht die geringste Idee haben) vor uns, oder mit uns entstehe, ob sie vergänglich oder unsterblich sey? — Kein Philosoph hat durch eigene Kräfte, den Schleier aufheben können, welchen die Natur über die ersten Grundlagen (principes) der Dinge ausgebreitet hat. Jene disputiren, die Natur handelt. Wir begreifen weder die Erschaffung, noch den Untergang eines Dinges. Es giebt unzählige Meinungen über Zeit und Art der Entstehung der Seelen, keine erhaben über Einwendungen. (ame.)

Je mehr man die Natur studirt, desto mehr erkennt man ihren Urheber. Dieser unaussprechliche Geist offenbart sich im kleinsten Insekt, wie in den Gestirnen. (Athée.) — Die Streitigkeiten über die Art Gott zu lieben, haben hundert Jahre lang den größten Haß entzündet. Sobald der Verfasser des Telemachs (Fenelon, welcher am Hofe Ludwigs XIV. großen Einfluß gewann) verlangte, man solle Gott in einer Weise lieben, die dem Verfasser der Leichenreden, (Bossuet) nicht behagte, so erklärte ihm dieser, der ein großer Raufer war (ferrailleur)

den Krieg, und ließ ihn in der alten Stadt des Romulus verdammen, wo man Gott am meisten liebt; — nächst der Herrschaft, den Reichthümern, dem Müßiggange, dem Vergnügen, dem Gelde!

Die Katholiken und Protestanten haben die Offenbarung Johannis zu ihren Gunsten ausgelegt, und alle haben darin gefunden, was ihren Interessen zusagte. Sie haben insbesondere wunderbare Erklärungen gegeben über das große Thier mit sieben Köpfen und zehn Hörnern, mit dem Felle des Leoparden, den Beinen des Bären, dem Rachen des Löwen, der Kraft des Drachen u. s. w. — Bossuet findet, dieses Thier sey offenbar der Kaiser Diokletian, Grotius glaubte es sey Trajan, ein Geistlicher Chetardie es sey Julian, Jurieu beweiset es sey der Papst, ein anderer Geistlicher es sey Ludwig XIV., ein guter Katholik es sey König Wilhelm III. von England. (Apocalypse.)

Ein Mensch der sich fromm (Frömmler, dévot) nennt, gleicht einem Bürgerlichen, der sich Marquis nennt; er maßt sich eine Eigenschaft an, die er nicht hat; er glaubt mehr zu seyn, als sein Nächster. Man verzeiht diese Thorheit (sottise) den Weibern, ihre Schwäche und Frivolität entschuldigt sie: die armen Geschöpfe gehen von einem Liebhaber, in gutem Glauben zu einem Beichtvater über. Man verzeiht aber den Schelmen nicht welche ihre Unwissenheit mißbrauchen, und den Thron ihres Stolzes gründen auf die Leichtgläubigkeit des weiblichen Geschlechts. Jene bilden sich ein kleines, mystisches Serail, bestehend aus sieben, acht alten Schönheiten, unterjocht durch die Last ihrer Unthätigkeit, und diese Unterthaninnen zahlen ihrem neuen Herrn fast immer Tribut. (dévot.)

Es ist nicht wahr daß Muhamed die Weiber vom Paradiese ausschließe. Wie würde ein so geschickter Mann, sich mit der Hälfte des menschlichen Geschlechts entzweit haben, welche die andere leitet. Er erlaubte die Mehrheit der Frauen, nach der unvordenklichen Sitte des Morgenlandes. Mehr als über alles

Andere bewundere ich ihn, daß er im Stande war Friede unter seinen Frauen zu erhalten. (Alcoran.)

Es gab sehr gelehrte, ja kriegerische Frauen; aber sie waren niemals Erfinderinnen. Der Geist der Geselligkeit und der Annehmlichkeit ist ihr Theil; sie sind geschaffen die Sitten der Männer zu mildern. (adoucir; femme.) — Rousseau hat die Gränzen gewöhnlicher Narrheit überschritten, wenn er die natürliche Liebe der Aeltern zu den Kindern, des Mannes zur Frau, als unnatürlich, oder doch vorübergehend bezeichnet. Ebenso abgeschmackt ist sein Angriff auf das Wesen und die Wohlthat des Eigenthums. (homme.)

Es giebt so viel Arten von Liebe, daß man nicht weiß an welche man sich halten soll, um sie zu definiren. Kühn nennt man Liebe, eine Grille weniger Tage, ein Gefühl ohne Achtung, Affereien des Cicisbeats, eine kalte Angewöhnung, eine romanenhafte Fantasie, eine Verbindung ohne Anhänglichkeit, einen Geschmack dem schnell Widerwille folgt; man ertheilt jenen Namen an tausend Chimeren! — Die Natur giebt den Stoff, die Einbildungskraft schmückt ihn aus. Da die Menschen die Gabe erhalten haben, Alles zu vervollkommnen was ihnen die Natur verleiht, — so haben sie auch die Liebe veredelt. (amour.)"

Manche Aussprüche im philosophischen Wörterbuche beziehen sich auf bestimmte Personen. Ich gebe Proben: „Alexander der Macedonier ist unter allen Eroberern Asiens, der einzige große Mann. — Welch ein Mann ist Aristoteles, der die Grundsätze des Trauerspiels mit derselben Hand verzeichnet, wie die der Logik, Dialektik, Ethik, Politik, und der (so weit er es vermochte) den großen Schleier der Natur emporhob. — Nach allen Grundsätzen einer gesunden Kritik, hat Moses den Pentateuch nicht geschrieben; er ist viel später entstanden. — Wenn ein junger Bauer, David, der Eselinnen sucht, ein Königreich findet, so ist dies nicht gewöhnlich; wenn ein Bauer durch sein Harfenspiel einen König von Wahnsinn heilt, so ist dies noch seltener; daß aber dieser kleine Harfenspieler König wird, weil

ihm ein Dorfpriester in einem Winkel, eine Kruke Olivenöl auf den Kopf wirft, ist unter Allem das Wunderbarste. —

In dem Zeitalter des Verfalls der schönen Künste, in dem Jahrhundert der Paradoxen, der Erniedrigung der Litteratur und der verfolgten Philosophie, nimmt man sich heraus Cicero zu schmähen. Er hat zuerst die Philosophie in Rom eingeführt, seine Tusculanen und seine Schrift über die Natur der Götter, sind beide die schönsten Werke, welche jemals die, nur menschliche Weisheit entworfen hat, und seine Abhandlung von den Pflichten ist das nützlichste Buch über die Sittenlehre. Wie verkehrt also ihn zu verachten. Beklagen wir die, welche ihn nicht lesen, und noch mehr die, welche ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Sie wollen Dante kennen lernen? Die Italiener nennen ihn den Göttlichen, aber es ist eine verborgene Gottheit. Wenige verstehen seine Orakel. Es giebt Erläuterer, Commentatoren seines Werks; vielleicht ein Grund mehr um nicht verstanden zu werden. Sein Ruf wird sich stets befestigen, weil man ihn wenig lieset. Es giebt von ihm etwa 20 Stellen, die man auswendig weiß; dies genügt um sich die Mühe zu sparen, das Uebrige zu prüfen.

Montaigne, ein Landedelmann aus der Zeit Heinrichs III., gelehrt in einem Zeitalter der Unwissenheit, Philosoph unter Fanatikern, der unter seinem Namen unsere Schwächen und Thorheiten zeichnet, ist ein Mann, den man stets lieben wird. (XXXVII, 69.)

Shakspeare, war ein Genie voll Kraft und Fruchtbarkeit, natürlich und erhaben; aber ohne einen Funken guten Geschmacks und ohne die geringste Kenntniß der Regeln. Aber glänzende Stellen erwerben Verzeihung für alle Fehler. (XXXVII, 220, 221.)

Es war eine sonderbare Unternehmung la Mottes, den Homer herabzusetzen, und doch zu übersetzen, — und noch schlimmer ihn zu verkürzen, um ihn angeblich zu verbessern. Anstatt sein Genie zu erwärmen durch den Versuch die erhabenen

Gemälde Homers nachzubilden, will er ihm esprit geben. Dies ist die Thorheit der meisten Franzosen. Eine Art von Spitzen (pointes), ein kleiner Gegensatz, ein leichtes Wortspiel genügt ihnen. Einige wollen immer Einbildungskraft zeigen und ermüden den Leser durch einen verkehrten Ueberfluß gesuchter Bilder (imagination). Wie viele Schriftsteller haben sich durch diese Kindereien verführen lassen, welche jede Beredsamkeit austrocknen und entnerven. Spiele der Einbildungskraft, Feinheiten, Scherze, kleine Sprüche, u. dgl. passen nur für kleine Werke des bloßen Zeitvertreibs. (esprit.) —

Lukan hat viele Fehler; aber starke Gedanken; Reden philosophischen und erhabenen Muthes, finden wir unter den Alten nur bei ihm. — Mitten unter den Schönheiten Miltons, erkennt man, ich weiß nicht welchen Geist des Fanatismus und der pedantischen Wildheit, welche in England zur Zeit Cromwells herrschten, wo alle Engländer die Bibel und ein Pistol in der Hand trugen. (Epopée.)

Ohne Styl kann kein Werk der Beredsamkeit und Dichtkunst gut seyn. Das système de la nature giebt hiefür den Beweis: dies verwirrte Buch enthält viermal zu viel Worte, und dies ist wiederum gutentheils der Grund der Verwirrung. — Die Liebeserklärungen, Eifersüchteleien, Trennungen, Versöhnungen, bilden das Gewebe unserer meisten Theaterstücke, vorzüglich die auf so kleine Mittel gegründeten Trauerspiele Racines. Aber der Styl macht die gemeinsten Dinge eigenthümlich, und giebt Größe dem Einfachsten. (style.)

Das Verderben des Geschmacks folgt gewöhnlich den Jahrhunderten der Vollkommenheit. Die Künstler suchen (um nicht als Nachahmer zu erscheinen) abgelegene Wege, und entfernen sich von der schönen Natur ihrer Vorgänger. Das Publikum, auf Neuigkeiten erpicht, läuft ihnen nach, wird ihrer dann überdrüssig und es folgen Andere, welche (um zu gefallen) sie überbieten; der gute Geschmack geht auf diese Weise unwiederbringlich verloren. — Es giebt Schönheiten aller Zeiten und Völker; aber auch örtliche Schönheiten, die nur hier oder dort ansprechen.

Fast in allen Stücken Corneilles ist die Liebe geschmacklos (insipide); in seinen spätern Stücken sind die Helden nur Schwätzer, die Verse sind hart, dunkel, unharmonisch, ohne Grazie; aber in seinen besseren Trauerspielen erhebt er sich unendlich über Shakspeare (goût).

Leibnitz, der von Allem spricht, hat auch (an Platon sich anschließend) eine Theodicee geschrieben. Ich habe beide mehre Male gelesen, gestehe aber meine Unwissenheit, und da uns das Evangelium nichts über diese Frage offenbart hat, so bleibe ich ohne Gewissensbisse in der Finsterniß. (Bien.)

Descartes, geboren um die Irthümer der Vorzeit zu entdecken, stellte an ihren Platz die seinigen, und ward von dem systematischen Geiste fortgerissen, der die größten Männer verblendet. (XXXVII, 179.) In seiner Physik ist keine einzige Neuheit, die nicht ein Irthum wäre. Sein System war in Frankreich eine bloße Mode und nationaler Eitelkeit halber, glaubte man es gebühre sich dasselbe aufrecht zu halten und zu unterstützen. (Cartésianisme.) Pascal hat die Menschen zu gehässig dargestellt, und schreibt gegen die menschliche Natur, wie gegen die Jesuiten. Ich nehme die Partei jener, wider diesen erhabenen Menschenfeind. (Sublime misanthrope. XXXVII, 37.).

In Montesquieus Werke sind sehr viele Irthümer und falsche Ansichten (welche Voltaire aufzählt und gründlich zu widerlegen sucht). Woher nun dessen großer Ruhm? — Weil das Werk mit vielem Geist geschrieben ist (esprit), und alle übrigen, welche von diesen Gegenständen handeln, langweilig sind. Vor Allem aber, weil es Tyrannei, Aberglauben und Gelderpressungen (maltôte) siegreich angreift, und Fanatiker es verlästerten. (Lois.)"

Ich schließe meine Auszüge aus Voltaires philosophischem Wörterbuche, mit zwei seiner Bemerkungen, welche, wenn nicht in die Geheimlehren der Eingeweihten, doch in die verständlichen ächter Popularphilosophie, Aufnahme verdienen. Voltaire sagt: „war der Mann, welcher sich zuerst Schuh machen ließ, luxuriös;

oder der zuerst ein Hemde anzog? Oder waren es gescheute, betriebsame Leute? (Luxe.) — Mit Arbeit überladene Menschen setzen das Glück in Müßiggang, vergessend daß der schlimmste aller Zustände ist, nichts zu thun zu haben. Hieran reihen sich die Fabeleien von einem unthätigen, faulen, goldenen Weltalter und ähnliche Erfindungen. (Génèse.)"

69.

Ich habe schon bemerkt, daß Voltaires Romane und Erzählungen nicht aus überströmender, schaffender Begeisterung hervorgingen, sondern daß sie ihm hauptsächlich zum Bekämpfen, oder Erweisen gewisser Lehrsätze, Vorurtheile, Ansichten u. dgl. dienten. Zu dem vorgesteckten Zwecke erfand Voltaire mit ungemeiner Kraft des Geistes und Witzes, unzählige Ereignisse und Situationen: das Thema wird endlos variirt und der Reichthum setzt Anfangs in Erstaunen. Allmählig aber findet man diese Atomistik der angeblichen Dichtkunst ungenügend: denn im Hintergrunde erscheint immer wieder der leblose Begriff, und der äußerlichen Mannigfaltigkeit fehlt eine von innen heraus wirkende, einige Kraft; es fehlen selbständig handelnde (nicht bloß durch Ereignisse so, oder anders gewendete) Persönlichkeiten.

Nur selten geht Voltaire darauf aus, sittliche Lehren durch ein einfaches Beispiel zu bekräftigen, so in Jeannot und Colin, wo ein vornehmer, fauler, liederlicher Lebemann, von dem fleißigen, tüchtigen Bürger überflügelt und gerettet wird.

Babouc, ist den lettres persanes nachgebildet, und verspottet europäische, insbesondere parisische Lächerlichkeiten, Verkehrtheiten und Frevel. So heißt es z. B. (12): „nach Tische ging Babouc in einen prächtigen Tempel und setzte sich unter eine Menge von Männern und Frauen, die dahin gekommen waren, um sich die Zeit zu vertreiben. Ein Magier erschien in einer hohen Maschine, und sprach lange von Tugend und Laster.

Er theilte den Gegenstand (der keiner Theilung bedurfte) in viele Theile; er bewies methodisch das, was an sich selbst klar war und lehrte Alles was man schon wußte. Er steigerte sich zu kalter Leidenschaft, und ging schwitzend und athemlos hinweg. Die Versammlung erhob sich jetzt, und glaubte einem belehrenden Unterricht beigewohnt zu haben."

Babouc sagte einem Kaufmanne: sie haben vierzehnmal so viel für diese Waare abgenommen, als sie werth ist. — Sehr wahr (antwortete dieser) und nach einem Monate werden Sie nicht einmal dies eine Zehntheil bekommen. Die vorübergehende Fantasie der Menschen bestimmt den Preis eiteler Dinge, erweckt Industrie, beschäftigt Menschen, vermehrt Geschmack, Geldumlauf und Wohlstand. — Ein Minister gestand dem Babouc: er sey sehr unglücklich. Man halte ihn für reich und er sey arm, für mächtig und er finde überall Widerspruch, er verpflichte nur Undankbare und habe in vierzig Jahren ununterbrochener Arbeit, kaum einen tröstlichen Augenblick gehabt."

Mikromegas erinnert an Swift, und der Gegensatz von übertriebener Größe der Bewohner anderer Welten und der Kleinheit der Erdmenschen, giebt Veranlassung zu allerhand leichtem Witz und Spaß. Curios genug, aber ohne höhere Poesie. — Ebenso wird im voyage de Scarmentado alles Lächerliche lächerlich gemacht.

Ernster beschäftigte Voltaire die Frage über die beste Welt, über den Optimismus. Die philosophischen Untersuchungen in Leibnitzens Theodicee und die Deklamationen Rousseaus (der durch Schriften und Leben, einen Beweis des Mangelhaften und Bösen gab), hatten allerdings das Räthsel nicht gelöset. Zadig, Candide und andere Erzählungen Voltaires sollten nun die Unzulänglichkeit und Abgeschmacktheit jener Lehre darthun. In Wahrheit aber erweisen jene künstlich gehäuften Unfälle, Leiden, Thorheiten, Verbrechen u. s. w., nur, daß sie unter vernünftigen Menschen nicht in solcher Ueberzahl hereinbrechen; aber auch für die vernünftigsten und tiefsinnigsten unergründliche Geheimnisse übrig bleiben.

In diesen Romanen, oder Erzählungen, ergreift Voltaire die Gelegenheit sich beiläufig über viele Dinge auszusprechen; und wenn diese Aussprüche auch keineswegs seine volle Ueberzeugung darlegen, so deuten sie doch Zweifel und Standpunkte an, die von den gewöhnlichen abweichen, oder auf eine vernachlässigte Seite der Wahrheit aufmerksam machen. So heißt es im Candide (302): „es giebt wenig gute Trauerspiele: einige sind wohlgeschriebene und gereimte Idyllen und Gespräche, andere enthalten politische, einschläfernde Betrachtungen und abschreckende Ausführungen (amplifications). Noch andere gleichen Träumen von Besessenen in barbarischem Style, unterbrochene Plane, lange Anreden an die Götter (weil man nicht versteht zu Menschen zu sprechen) falsche Grundsätze, aufgedunsene Gemeinplätze u. s. w.“

Ferner sagt der Besitzer einer Bibliothek im Candide: „man machte mir ehemals glauben, ich erfreute mich durch Lesen Homers; aber die stete Wiederholung ähnlicher Gefechte, Götter die nichts Entscheidendes vollbringen, Helena welche den Krieg veranlaßt und im Stücke kaum mitspielt, Troja welches man belagert und nicht einnimmt, — dies alles verursachte mir tödtliche Langeweile. — Aehnlich wird Virgil und Horaz behandelt. Von Cicero heißt es: was kümmert es mich, daß er für Rabirius und Cluentius gesprochen hat? Eher würde ich mich mit seinen philosophischen Schriften verständigt haben; als ich aber sah daß er an Allem zweifelte, glaubte ich ebenso viel zu wissen wie er, und daß ich keiner Hülfe bedürfte um unwissend zu seyn.“

Wie in den meisten französischen Trauerspielen, ist der Schauplatz voltairischer Romane gewöhnlich ein fremder Welttheil; zuletzt um durch Contrast, oder durchscheinende Beziehungen auf die Heimath, das Ganze anziehender zu machen. Doch ermüden allmählig die wiederkehrenden Gegensätze oder Aehnlichkeiten, und kaum fühlt man für eine der dargestellten Personen lebhafte Theilnahme. Voltaires Romane haben das Schicksal aller derer welche an das Oberflächliche der Geselligkeit geknüpft sind, welche in

Ernst oder Scherz lediglich die bunten Ereignisse der rasch wechselnden Gegenwart erzählen. Ihr Reichthum ist nur scheinbar, und ergreift weder Kopf noch Herz in seinen tiefsten Geheimnissen, oder Offenbarungen!

So hätte ich, in der That bereits umständlicher von den Hauptwerken Voltaires Bericht erstattet, als es für das Maaß dieser Vorträge angemessen ist; und doch könnte ich den Umfang ungemein erweitern, wenn ich auf Voltaires kleinere vermischte Schriften, seine Streitigkeiten, seine Vertheidigung Unschuldiger und auf seinen Briefwechsel 'eingehen wollte. Ich darf aber Voltaires eigenes Wort hier anführen; er sagt: mit so großem Gepäck geht man nicht ein in die Unsterblichkeit! — Jeden Falls hat man Unrecht ihn als einen Haupturheber der französischen Revolution zu bezeichnen; diese entstand aus ganz anderen Gründen, als aus den von mir (ohne Haß, oder Vorliebe) im Auszuge mitgetheilten und beurtheilten Schriften. Die ärgsten Revolutionaire, waren Ludwig XIV. und Ludwig XV.

Fünfte Abtheilung.

70.

So ähnlich auch im Allgemeinen die europäischen Verhältnisse während des 18. Jahrhunderts waren, und so groß die wechselseitige Einwirkung der einzelnen Völker erscheint, hat doch die Litteratur keines derselben ihre Eigenthümlichkeit eingebüßt, oder eine selbständige Richtung ganz verloren. Diese Mannigfaltigkeit erhöht ohne Zweifel den Reichthum und das Interesse der Litteraturgeschichte, obgleich es unpassend wäre an dieser Stelle allzuviele Einzelnheiten vorüberzuführen, oder das Mittelmäßige umständlicher zu behandeln. Ja selbst über Ausgezeichnetes mußte oft eine kurze Andeutung genügen, z. B. über die französischen Denkwürdigkeiten (Mémoires), denen kein anderes Volk gleiche Schätze gegenüber stellen kann.

Andererseits nimmt England durch seine trefflichen Geschichtschreiber (besonders im 18. Jahrhundert) weit den ersten Rang ein. So ist Clarendon zwar der Form nach, nicht den ersten historischen Künstlern beizuzählen, gehört aber ohne Zweifel zu den allerlehrreichsten Geschichtschreibern. Fergusons Geschichte der römischen Republik bleibt eine lesenswerthe Einleitung zu Gibbons Werk; Gillies, Mitford, Thirlwal, und vor Allen Grote haben für die Geschichte Griechenlands Unschätzbares zu Tage gefördert, Roscoe forschte mit Erfolg über Italien; für die englische Geschichte waren mit großem Erfolge thätig Burnet, Lingard, Henry, Hallam, Macaulay, Hughes, Mahon und unzählige Andere, welche genauer zu charakterisiren hier unmöglich ist.

Unter allen englischen Geschichtschreibern werden in der Regel drei hervorgehoben und an die Spitze gestellt (und auch wir müssen uns diesem beschränkenden Gebrauche anschließen): Robertson, Gibbon, Hume!

Vier Werke Robertsons (1722—1793) begründeten seinen Ruhm, die Geschichte Schottlands, Amerikas, Indiens und Kaiser Karls V. Ueberall zeigt sich Gewandtheit und Lebendigkeit der Darstellung, Ernst der Auffassung und Schärfe des Urtheils. Form und Inhalt ist gleich anziehend, so daß man gern immer weiter lieset mit Nutzen und Vergnügen. Robertson übertrifft in den genannten Werken alle Vorgänger, welche dieselben Gegenstände behandelten. — Dennoch hat die Zeit jenen Werken Robertsons Schaden gethan. Es sind seit ihrem Erscheinen so viel Quellen entdeckt, so viel Thatsachen berichtigt, so viele Urtheile umgestaltet, daß man ihn zwar seiner persönlichen Ueberlegenheit und künstlerischen Vollendung halber, nie zur Seite lassen darf, jedoch über das von ihm Dargebotene hinausgehen muß. Insbesondere bedarf Robertsons Ansicht über Elisabeth und Marie Stuart, und noch mehr seine Geschichte Karls V. mancher Berichtigung: z. B. die, in der umständlichen Einleitung ausgesprochene oft irrige Beurtheilung des Mittelalters und die Auffassung mancher Thatsachen. Spanische Quellen sind weniger benutzt und berücksichtigt als französische, und noch weniger konnte Robertson die reformatorischen Bewegungen allseitig würdigen, da er die deutsch geschriebenen Quellen, nicht genügend kannte. Auch für die Geschichte Amerikas sind viele Robertson unbekannte Quellen entdeckt und geschickt (z. B. von Preskot und Bancroft benutzt worden.

[Bouterwek VIII, 426.]

Die unendlich lange, großentheils widerwärtige Geschichte des Untergangs des römischen Reiches, erscheint auf den ersten Anblick als ein sehr ungünstiges Thema; desto bewundernswürdiger ist die Weisheit mit welcher Gibbon (1737—1794) dasselbe behandelt und was er daraus erschaffen hat. Mit größter Kühnheit warf er alles Unbedeutende und Langweilige zur Seite,

ohne wahrhaft Denkwürdiges unpassend zu verkürzen; nirgends zerbröckeln die einzelnen Thatsachen zu zusammenhanglosen Atomen, nirgends reißt eine annalistische Methode das Zusammengehörige auseinander. Von allen Seiten wird das Mitwirkende geschickt herbeigezogen, der geschichtliche Ueberblick durch kunstreiche Anordnung erweitert, und die Mannigfaltigkeit des Vorübergeführten so erhöht, daß man gern überall hinfolgt und dann zur Hauptaufgabe erfrischt und gestärkt zurückkehrt. Mag der Glanz der Darstellung, den bittern Ernst des Inhalts bisweilen zu sehr verdecken; nie aber verliert sich Gibbon in bloßen Schwulst und leere Wortfülle. Ob er zu viel Wendungen der französischen Sprache aufgenommen hat, mögen kritische Engländer entscheiden; für uns Deutsche ist sein englisch, englisch genug; ja mancher deutsche Schriftsteller hätte von ihm für Behandlung seiner Muttersprache lernen können.

[Wonterwol VIII, 430.]

Jedoch nicht bloß in Hinsicht auf die Sprache hat man Gibbon als zu französisch gescholten, sondern auch in Hinsicht auf Kenntnisse und Gesinnung: er sey ein allzu williger Schüler und Nachahmer Voltaires. Ich antworte: Voltaire ist keineswegs so unwissend und oberflächlich wie viele wähnen, die ihn nicht gelesen haben. Gewiß sind aber Gibbons Forschungen so umfassend und gründlich, daß man ihm nach langer Zeit zwar einzelne Irthümer nachgewiesen hat, welche indeß eben nur ganz einzeln stehn und dem hohen Werthe des Werks keinen Eintrag thun. Trotz alles Krittelns lieset man dasselbe immer wieder mit neuem Vergnügen und großer Belehrung.

Die bittersten Einreden wurden gegen Gibbon erhoben, wegen seiner Betrachtung und Darstellung des Christenthums: er sey hier oberflächlich, parteiisch, frivol, heuchlerisch, boshaft. Will man auch nicht alle diese Vorwürfe vielmehr auf seine Gegner zurückwälzen, so wird doch jetzt wohl jeder Unbefangene ihre Einseitigkeit und Heftigkeit anerkennen. Selbst wo Gibbon in Folge seiner Forschungen sich gezwungen sieht von herkömmlichen Ansichten abzuweichen (oder von thörichten, für heilig

ausgegebenen, fanatischen Behauptungen und Streitigkeiten Bericht zu erstatten), verdoppelt er seine Vorsicht, und hütet sich die Würde des Gegenstandes, oder den Anstand zu verletzen. Seine Wahrheitsliebe verleitet ihn nie Andere zu verketzern, und schwerlich wird man jemals die lehrreichen Hauptergebnisse seiner Forschung und Darstellung zu widerlegen im Stande seyn. Bezeugt doch selbst der fromme Hamann (Jacobis Werke IV, 3, 40) meine hier ausgesprochene Ansicht auf eine Gibbon sehr ehrende Weise. Er sagt: Gibbon redet mit Billigkeit und gesundem Urtheil von der Hauptsache des Christenthums, das über alle Religionen gesiegt, 1) durch die überzeugende Evidenz der Lehre, und 2) durch die regierende Vorsehung ihres Urhebers. Auch die Wahrheit der Nebenursachen läßt sich nicht läugnen. Manche schöne Erklärungen und Milderungen aus dem Zusammenhange der damaligen Umstände. Kurz es ist ein großes herrliches Gemälde: ideale Schönheit in den Zeichnungen, in der Zusammensetzung, in Licht und Schatten. Ein außerordentlicher Kopf gehörte immer dazu, aus dem Chaos der Materialien ein solches Meisterstück der Darstellung von einer solchen Epoche hervorzubringen.

71.

Die Gegenstände welche Robertson, Gibbon und Hume behandeln, sind so verschieden als ihre Auffassung und Darstellung: ein löblicher Beweis daß sie kein abstraktes Vorbild nachahmten, sondern ihrer sorgfältig ausgebildeten Natur folgten und an ihrer Eigenthümlichkeit festhielten. Den beiden Erstgenannten gegenüber hat man Hume (1711—1776) trocken, kalt und unempfindlich gescholten, und ihn auch wohl hinsichtlich der Forschung minder gründlich genannt. Nähere Prüfung ergiebt, daß allerdings eine Menge von Thatsachen, (die zum Theil erst später entdeckt wurden) in seiner Geschichte von England unerwähnt bleiben; aber durch umständliche Erzählung derselben,

sind manche jüngere Werke langweilig geworden, weil Kleinigkeiten nur einen scheinbaren Reichthum gewähren, und weder denkwürdig sind, noch sich dem Gedächtniß einprägen. Humes unparteiliche Wahrheitsliebe erzeugt überall zwar kein blendendes Strohfeuer, wohl aber eine nachhaltige Wärme, und das sich gleichbleibende Interesse des Lesers, erweiset die Vorzüglichkeit seiner Darstellung. Es liegt in dieser Einfachheit und Klarheit Humes eine Meisterschaft, die man erst allmählig würdigen lernt und welche nachzuahmen sehr schwer ist, ja bis jetzt von keinem Späteren zu gleicher Vollkommenheit ausgebildet ward. Daß mehrere politische Parteien in England mit Hume unzufrieden waren, erweiset daß er eben kein Parteischriftsteller ist, sondern der durch ernste Studien gewonnenen Ueberzeugung treu blieb.

[Bouterwek VIII, 418.]

Aber nicht bloß als Geschichtschreiber hat sich Hume ausgezeichnet, sondern auch als Philosoph; und in dieser Beziehung sah er sich noch mehr Vorwürfen ausgesetzt, als in jener Eigenschaft. Sie gehen hauptsächlich darauf hinaus, daß er ein Skeptiker, ein übertriebener Zweifler sey, und dadurch der unentbehrlichen Wahrheit und der geheiligten Religion zu nahe trete. Warum soll es aber nicht erlaubt sein, gegen eine vorherrschende philosophische und religiöse Dogmatik Zweifel zu erheben? Auch haben diese Zweifel (wie schon Humes Geschichte von England zeigt) keineswegs ein thörichtes Uebergewicht gewonnen und ihn durch Vorliebe für Erkünsteltes, dem gesunden Menschenverstande entfremdet. Er läugnet keineswegs (wie man ihm wohl vorgeworfen hat) alle Verbindung von Ursachen und Wirkungen; sondern macht nur darauf aufmerksam, daß keineswegs jede Schlußfolge aus wenigen Beispielen, aus einer ungenügenden Induktion hergenommen, volle Beweiskraft habe. Erfahrung und Gewohnheit spielen hiebei eine große Rolle, und es hat allerdings eine ganz andere Gewißheit daß alle Menschen sterben müssen, als daß Badekuren, Revalenta, Apfelwein und Malzextrakt alle Menschen gesund machen.

Wenn Hume glaubt daß menschliche Forschung gewisse (meist

übersinnliche) Fragen, nicht genügend zu lösen im Stande sey (z. B. das Verhältniß göttlicher Allmacht und Allwissenheit zur menschlichen Freiheit, Ursprung und Bedeutung des Uebels, Unsterblichkeit der Seele, Schöpfung der Welt u. dgl.), so ist dies nicht ein frivoles Treiben, sondern eine zur Bescheidenheit hinweisende wohlgemeinte Forschung. Wenn Hume ferner an den, leider zahlreichen Auswüchsen der Religion keinen Gefallen findet, so tritt er dadurch der ächten Religion nicht zu nahe, und wenn seine Ethik nicht die systematische Strenge einiger Schulen zeigt, so ist sie desto praktischer und verständlicher, und er selbst erweiset durch seinen menschenfreundlichen und liebenswürdigen Charakter, seinen durchaus tugendhaften Wandel, daß ächte Sittlichkeit ihn durch das ganze Leben hindurch begleitete und beherrschte. Nie hat er gemeint das letzte philosophische Wort ausgesprochen und Fortschritte unmöglich gemacht zu haben; wohl aber gab er (z. B. für Kant) eine höchst wichtige und folgenreiche Anregung zu weiterer Entwickelung. — Vier Bände seiner Versuche über geschichtliche, philosophische und staatswirthschaftliche Gegenstände, sind in Hinsicht auf die Form von großer und seltener Vollkommenheit, und bleiben auch durch ihren Inhalt nach 100 Jahren noch immer sehr anziehend und lehrreich. Ich gebe einige Auszüge aus denselben.

Band 1.

„Alle menschlichen Angelegenheiten erlauben keine größere Festigkeit, als die sie aus zufälligen Verhältnissen und durch die besonderen Charaktere der Menschen erlangen. — Alle unumschränkte Regierungen sind sehr abhängig von der Art der Verwaltung; und dies ist eben eine, jener Verfassungsform anhangende Unbequemlichkeit. — Zufolge einer oberflächlichen Betrachtung hat eine Wahl des Herrschers, Vorzüge vor jedem Erbrechte; eine genauere Untersuchung zeigt aber die größeren, unaustilglichen Mängel jener Form. Die Besetzung des Throns ist von zu großem und allgemeinem Interesse, als daß das Volk nicht in Parteien zerfallen und fast jedesmal ein Bürgerkrieg entstehen sollte. Der erwählte Fürst muß ein Fremder, oder

Einheimischer seyn. Jener kennt das Volk nicht, beargwöhnt seine neuen Unterthanen und wird von ihnen beargwöhnt, vertraut nur Fremden, und sucht diese zu bereichern. Ein erwählter Einheimischer bringt alle seine Privatfreundschaften und Privatfeindschaften auf den Thron, und wird von den ihm früher Gleichgestellten beneidet. Nicht zu gedenken daß eine Krone, selbst für das Verdienst eine zu große Belohnung ist, und die Bewerber verleiten wird zu Gewalt, Ränken, Bestechungen um die Stimmen zu gewinnen. So daß eine solche Wahl keine größere Wahrscheinlichkeit giebt für das Verdienst des Fürsten, als wenn man allein der Geburt vertraut hätte. Man kann deshalb als einen allgemeinen, politischen Grundsatz aussprechen: ein erblicher Fürst, ein Adel ohne Vasallen, und ein Volk abstimmend durch Repräsentanten, giebt die beste Monarchie, Aristokratie und Demokratie.

Obwohl freie Verfassungen gewöhnlich diejenigen am glücklichsten machen, welche an ihrer Freiheit Theil nehmen, sind sie doch die verderblichsten und drückendsten für ihre (abhängigen) Landschaften. Ein Alleinherrscher betrachtet alte und neue Unterthanen auf dieselbe Weise, und macht zwischen ihnen keine Unterschiede; wohl aber geschieht dies in freien Staaten, bis man lernt den Nächsten lieben wie sich selbst. — Freie Staaten wechseln oft mit den Beamten, was deren Habsucht vermehrt, wie z. B. die römische Geschichte schrecklich erweiset. — Jedenfalls gewährt eine milde Regierung dem Herrscher und den Unterthanen die größte Sicherheit. — Zeiträume, wo sich der größte öffentliche Geist offenbart, sind nicht immer am ausgezeichnetsten durch Privattugenden. (Band I, S. 1—21.)

In einer Republik müssen die sich um Aemter Bewerbenden abwärts blicken, aufwärts hingegen in einer Monarchie. Um auf dem ersten Wege Erfolg zu haben, muß man sich durch Fähigkeit, Kenntnisse, Thätigkeit nützlich machen; im zweiten Falle muß man sich angenehm machen durch Witz, Gefälligkeit und Höflichkeit. Ein starker Geist hat den besten Erfolg in Republiken; ein gebildeter Geschmack in Monarchien. Daher

gedeihen dort am meisten die Wissenschaften, hier die schönen Künste. (130.) —

Die Tugend und die guten Absichten von Cato und Brutus sind höchst lobenswerth; wozu hat jedoch ihr Eifer gedient? Nur den Sturz der römischen Regierung zu beschleunigen, und ihre Todeskämpfe heftiger und schrecklicher zu machen. (26.) — Wenn Menschen in einer Partei, einer Faktion, handeln, sind sie fähig ohne Scham und Gewissensbisse, alle Bande der Ehre und Sittlichkeit zu vernachlässigen, um nur ihren Genossen zu dienen; stützt sich aber die Partei auf einen Rechtssatz, oder Grundsatz, so hält sie mit größter Beharrlichkeit fest an Gerechtigkeit und Billigkeit. (28.) —

Man soll eine alte Verfassung lieben und nach Möglichkeit verbessern, ohne eine Leidenschaft für gefährliche Neuerungen zu begünstigen. (32.) — So sehr man Gesetzgeber und Gründer von Staaten achten und ehren soll, so sehr soll man alle Gründer von Sekten und Faktionen hassen und verabscheuen; denn ihr Treiben ist stets gesetzwidrig. Haben sie einmal Wurzel gefaßt, so sind sie sehr schwer auszurotten, und enden oft mit völliger Auflösung der bürgerlichen Ordnung. Tugend und Sittlichkeit, welche jedem Staate so nöthig sind, entspringen nicht aus den feinsten Lehren der Philosophie und den strengsten Vorschriften der Religion; sondern aus trefflicher Erziehung, weisen Gesetzen und Einrichtungen. (52.) —

Der Hauptzweck aller Vorkehrungen der Verfassung und Verwaltung, ist Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. (33.) — Eigenthum giebt und verschafft Einfluß und Macht, aber nicht immer in gleichem Maße. So überwiegt z. B. viel Eigenthum in einer Hand, dieselbe Menge unter Viele vertheilt. Ebenso giebt die Persönlichkeit eines Königs, oder Ministers, der ihm förmlich zugewiesenen Macht eine größere, oder kleinere Bedeutung. (43—45.) Jede, nicht durch Gesetze anerkannte Autorität ist gefährlich und anerkennt keine Gränzen. (47.) — Wären Heinrich IV., der Kardinal Richelieu, Ludwig XIV. Spanier gewesen, und die Philippe nebst Karl II. Franzosen,

die Geschichte beider Völker würde sich ganz anders entwickelt haben. (114.)

Es giebt ganz thörichte und unverständliche Religionsstreitigkeiten, wo die eine Partei ohne genügenden Grund bejaht, die andere verneint. (56.) Immerdar sind Priester, Feinde der Freiheit gewesen, und ihr Benehmen beruht auf festen Gründen des Interesse und des Ehrgeizes. Freiheit des Denkens und Freiheit des Ausdrucks der Gedanken, ist immer der priesterlichen Gewalt zuwider. (63.) Einräumen muß man jedoch, daß unbegränzte Preßfreiheit gewöhnlich mit gemischten Verfassungen verbunden ist, und die daraus entstehenden Uebel fast unvermeidlich und nicht abzustellen sind. (10.)

Schwäche, Furcht, Trübsinn, Unwissenheit sind die wahren Quellen des Aberglaubens. (71.) Hoffnung, Stolz, Anmaßung, lebhafte Einbildungskraft und Unwissenheit, sind die Quellen der Schwärmerei (Enthusiasm). Aberglaube ist der priesterlichen Gewalt günstig; Schwärmerei steht ihr noch mehr entgegen als gesunde Vernunft und Philosophie. Der Fanatiker legt sich einen heiligen Charakter bei, welcher höher steht als alles was Formen und Ceremonien verleihen können. Religionsbekenntnisse, welche an Schwärmerei Theil haben, sind Anfangs wilder und heftiger, als die auf Aberglauben beruhen; aber sie werden in kürzerer Zeit milde und gemäßigt. —

Haben Priester ihre Gewalt fester gegründet, so werden sie Störer und Tyrannen der menschlichen Gesellschaft, durch endlose Streitigkeiten, Verfolgungen und Religionskriege. Aberglaube ist ein Feind, Schwärmerei (oft) ein Freund der bürgerlichen Freiheit. Die Jesuiten waren Tyrannen des Volks und Sklaven des Hofes; die Jansenisten bewahrten in Frankreich kleine Funken der Freiheitsliebe. (72—76.)

Von jeher beurtheilten Philosophen und Dichter die menschliche Natur auf entgegengesetzte Weise. Einige erheben sie bis zum Himmel und stellen den Menschen dar, wie eine Art von Halbgott, der noch deutliche Spuren seiner hohen Abkunft an sich trägt. Andere legen den Nachdruck auf die dunkeln Seiten

der menschlichen Natur und entdecken nichts als Eitelkeit, worin er die von ihm verachteten Thiere noch übertrifft. Hat ein Schriftsteller Anlage für Rhetorik und Deklamation, so stellt er sich gewöhnlich auf die erste Seite; geht seine Richtung auf Lächerliches und Ironie, so ergreift er das andere Aeußerste. Doch bin ich der Meinung daß die Ansichten derer, welche geneigt sind günstig zu denken von der Menschheit, für die Tugend vortheilhafter sind, als diejenigen welche eine niedrige Meinung über dieselbe verbreiten. (78.)

Der Hauptbestandtheil der Glückseligkeit nach der du strebst, ist Thätigkeit. Jeder Genuß, welchen man nicht durch Fleiß und Anstrengung erlangt, wird bald unschmackhaft und widrig. (158.) — Nichts ist der Entwickelung von Bildung und Gelehrsamkeit nützlicher, als eine Zahl benachbarter, unabhängiger Staaten, die durch Handel und Verkehr verbunden sind. (121.) — Künste und Wissenschaften bedürfen, gleichwie gewisse Pflanzen, eines frischen Bodens: denn wie reich auch das Land, wie künstlich und sorgfältig es bestellt und gedüngt sey; wenn einmal erschöpft, bringt es nichts Vollkommenes mehr hervor. (144.) Umgekehrt: der reichste Genius und das beste Land, wenn unangebaut (uncultivirt), schießt auf in das wildeste Unkraut, und statt Wein und Oliven, zum Nutzen und Vergnügen des Menschen, bringt es dem faulen Eigenthümer die reichste Aernte von Giften. (156.)

Die Behauptung: es gebe keine Regel, kein sicheres Urtheil für den Geschmack, mag nur für geringe, ganz ähnliche Dinge gelten; auf das Vollkommenste angewandt, wird sie parador, oder vielmehr eine handgreifliche Thorheit. (262.) Ein feiner Sinn für Witz und Schönheit, ist eine wünschenswerthe Eigenschaft, und die Quelle der zartesten und unschuldigsten Freuden, deren die menschliche Natur fähig ist. (260.) Wer nicht Gelegenheit hat verschiedene Arten von Schönheit zu vergleichen, ist unfähig über einen einzelnen Gegenstand zu urtheilen. (262.) Ueberhaupt ist diese Fähigkeit selbst in hochgebildeten Zeiten, sehr selten: es gehört dazu starke Einsicht verbunden mit zarter

Empfindung, verbessert durch Uebung, vervollkommnet durch Vergleiche, Befreiung von allen Vorurtheilen. Der Ausspruch eines solchen Kritikers, giebt den rechten Maßstab für Geschmack und Schönheit. (266.)

Eher irrt sich ein Volk in der Wahl eines Lieblingsphilosophen, als eines Lieblingsdichters. (269.) Man soll aber nicht bloß eine Art des Styles und der Auffassung lobpreisen, und alles Uebrige verdammen. Im 20. Lebensjahre mag Ovid der Lieblingsschriftsteller seyn, im 40. Horaz, im 50. vielleicht Tacitus. (270, 271.)

Unter allen menschlichen Erzeugnissen sind die Reden des Demosthenes diejenigen Muster, welche der Vollkommenheit am nächsten kommen. (106.) — Es bleibt für immer lächerlich, daß Petrarka seine geliebte Laura mit Christus vergleicht. (276.) — Ariost gefällt, aber nicht durch seine ungeheuren, unglaublichen Erfindungen, nicht durch seine wunderliche Mischung des ernsten und komischen Styles, nicht durch die stete Unterbrechung seiner Erzählungen; sondern durch die Stärke und Klarheit seines Ausdrucks, die Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Erfindungen, seine natürliche Malerei der Leidenschaften, insbesondere der heiteren und verliebten Art. (258.) Die Philosophie des Descartes für welche die Franzosen eine so große Vorliebe zeigten, fand bei den übrigen Völkern großen Widerspruch, und bald wurden ihre schwachen Seiten aufgefunden. (124.) Zwei berühmte Trauerspiele der Franzosen, Polieukt und Athalia sind durch Bigotterie entstellt. (275.)

Mehr als je ist jetzt ein Uebermaß von Verfeinerung (refinement) zu vermeiden; denn in dies Aeußerste verfällt man am meisten, sobald die Bildung einige Fortschritte gemacht hat und ausgezeichnete Schriftsteller verschiedener Art erschienen sind. Das Bestreben durch Neuheit zu gefallen, führt weit ab von Natur und Einfachheit, zu Künstelei und Ziererei. So artete die attische Beredsamkeit aus zur asiatischen, und das Zeitalter des Claudius und Nero stand dem des Augustus weit nach. (214.) — Der Gegenstand der Beredsamkeit ist zu überzeugen,

der Geschichte zu belehren, der Dichtkunst zu gefallen durch das Mittel der Leidenschaften und der Einbildungskraft. (265.) Angenehm Neues gefällt, unangenehm Neues mißfällt doppelt. (48.) Keine Annehmlichkeiten in der Welt sind ganz rein und unvermischt. So artet die natürliche, schmückende Höflichkeit unserer Zeit oft aus in Tand und Ziererei; und die alte, liebenswürdige Einfachheit in Grobheit und Rohheit; in Possenreißerei und Unanständigkeit. (135.)

Die Ungewißheit ihres Lebens macht die Soldaten muthig, großmüthig, verschwenderisch. Ihre Muße, sowie ihre zahlreichen Gesellschaften in Lagern und Standorten, machen sie geneigt der Galanterie und den Vergnügungen. Durch häufigen Wechsel der Gesellschaft erwerben sie gute Lebensart und ein offenes Benehmen; weil sie gewöhnlich mehr den Leib als den Geist einüben, bleiben sie meist unwissend. (216.)

Die beste Sittenschule ist der Umgang mit tugendhaften Frauen, wo das gegenseitige Bemühen zu gefallen unmerklich das Gemüth bildet, wo das Beispiel weiblicher Sanftheit und Bescheidenheit sich ihren Bewunderern mittheilen muß, und wo das Zartgefühl des weiblichen Geschlechts jeden auf seiner Hut seyn läßt, nicht durch einen Bruch der Schicklichkeit zu verletzen. (140.) — Vernunft und Erfahrung beweisen, daß Barbarei der untrennliche Gefährte der Vielweiberei ist. (201.)

Band 2.

Die Größe eines Staates und das Glück seiner Unterthanen (so unabhängig beide auch in mancher Hinsicht erscheinen mögen) sind doch unzertrennlich von Handel und Verkehr; und sowie Privatpersonen für ihr Besitzthum, von der Macht des Ganzen größere Sicherheit erlangen, so wird dieses kraftvoller im Verhältniß des Reichthums und der Ausdehnung des Handels. (3.) Jede Regierung ist gewaltsam, welche sich durch die Armuth der Einzelnen bereichern will. (9.) Je mehr Arbeit verwandt wird über das bloße Bedürfniß hinaus, desto mächtiger wird ein Staat. (11.) Auswärtiger Handel geht in der Regel einer Verfeinerung einheimischer Manufakturen voran,

und hat einen größeren Reiz der Neuheit. (14.) Je mehr von einem Gegenstande ausgeführt wird, desto mehr wird erzeugt; daher die Verkehrtheit der meisten Ausfuhrverbote. (66.) Die Zunahme von Reichthum und Handel in einem Volke, befördert auch Reichthum und Handel aller Nachbarn, und kaum kann ein Staat in dieser Beziehung Fortschritte machen, wenn die ihn umgebenden Staaten in Faulheit, Unwissenheit und Barbarei versunken sind. (87.) —

Unter allen europäischen Reichen scheint Polen am meisten in Hinsicht aller Künste des Krieges und des Friedens zurückzustehn, und doch herrscht daselbst Bestechlichkeit und Verdorbenheit. Der Adel scheint die Wahlform der Könige nur beibehalten zu haben, um die Krone dem Meistbietenden zuzuschlagen. Dies ist fast die einzige Art des Handels welche dieses Volk kennt. (29.) — Wo Faulheit herrscht, überwiegt eine niedrige, ungebildete Lebensweise, ohne höheren Genuß und edlere Geselligkeit. (34.)

Das Wort Luxus hat keine bestimmte Bedeutung; sie ist löblich, oder tadelnswerth, nach Maßgabe von Land, Reichthum, Alter, Person u. s. w. Oft geht das Urtheil über das richtige Maaß hinaus und während Personen von leichtsinnigen Grundsätzen selbst einen lasterhaften Luxus lobpreisen und ihn betrachten als vortheilhaft für die bürgerliche Gesellschaft, tadeln strenger gesinnte Personen selbst den unschuldigsten Aufwand und stellen ihn dar als die Quelle aller Unordnungen, Bestechungen, Faktionen u. s. w. Diese beiden übertriebenen Ansichten werden widerlegt, erstens durch den Beweis, daß die Zeiten der Verfeinerung und Bildung die glücklichsten und tugendhaftesten waren; und zweitens, daß der Luxus aufhört wohlthätig zu seyn, sobald er aufhört unschuldig zu seyn. (20—21.) — Jedes wahre Vergnügen wird zerstört durch Uebertreibungen und Ausschweifungen. (24.)

Wir können vernünftigerweise nicht erwarten daß ein Stück Tuch in einer Nation vollkommen gewebt werde, die nichts von Sternkunde weiß und die Sittenlehre vernachlässigt. Der Zeit-

geist berührt alle Künste und wenn die Gemüther der Menschen einmal aus ihrer Schläfrigkeit aufgeweckt und in Gährung versetzt sind, so wenden sie sich nach allen Seiten, und verbessern jede Kunst und Wissenschaft. (22.) Jemehr diese fortschreiten, desto umgänglicher und mittheilender werden die Menschen; denn Thätigkeit, Industrie, Kenntnisse, Humanität sind untrennlich verbunden. Gesetze, Ordnung, Zucht, Verwaltung können keine Stufe der Vollkommenheit erreichen, bevor sich die menschliche Vernunft durch Uebung ausgebildet hat, und durch Beschäftigung mit einigen Künsten, wenigstens mit Handel und Gewerbe. Ist eine gut geordnete Verfassung bei einem Volke möglich, welches kein Spinnrad und keinen Webestuhl kennt? — Es ist unwahr daß die Künste, Geist und Leib entnerven, und wenn auf diesem Wege etwas von der frühern Herbigkeit und kühnen Rauhheit verloren geht, so gewinnt das Ehrgefühl (dies stärkere, ausdauerndere, lenksamere Prinzip) frischere Kraft durch die Erhebung des Genius, welche aus Kenntniß und guter Erziehung hervorgeht. — Mehrere Schriftsteller haben mit Unrecht die Unordnungen des römischen Staates dem Luxus und den Künsten zugeschrieben; sie entstanden wesentlich aus ihrer untauglichen Verfassung und ihren gränzenlosen Eroberungen. Fortschritte in der Bildung haben eine natürliche Neigung, freie Verfassungen zu erhalten, wo nicht zu erzeugen. Mithin ist es verkehrt höhere Bildung heftig zu tadeln und als ein Gift für Freiheit und Bürgersinn zu bezeichnen. Die ärgsten Laster finden sich in ungebildeten Zeiten und bei barbarischen Völkern. (23—31.)

Die Behauptung: alle politischen Verbindungen gründeten sich lediglich auf freiwillige Zustimmung und gegenseitige Versprechungen, ist unwahr und unbekannt. Gerühmte, ungeordnete Wahlen, sind keineswegs die allein gesetzliche Begründung für Herrschaft und Treue. Es giebt in der That keine schrecklichere Begebenheit, als gänzliche Auflösung einer Regierung, wo die Entscheidung über neue Einrichtungen in die Hände der Massen geräth. Weise Männer müssen wünschen, daß ein kräftiger

Feldherr sie bald unterwerfe und zur Ordnung zurückführe. Fragt jemand, warum man der Obrigkeit gehorchen müsse? so antworte ich: weil die bürgerliche Gesellschaft sonst gar nicht bestehen kann; und diese Antwort ist klar und aller Welt verständlich. Ein Einbruch in den nothwendigen Gehorsam ist in der Regel verdammlich, und nur die letzte Zuflucht in verzweifelten Fällen, wenn die bürgerliche Gesellschaft von der höchsten Gefahr arger Gewalt und Tyrannei bedroht ist. Denn abgesehn von dem Unglück eines Bürgerkriegs, welcher jeden Aufstand zu begleiten pflegt, führt die Neigung zur Rebellion in den Völkern, zur Tyrannei und gewaltsamen Gegenmaaßregeln der Herrscher. (S. 230—250.)

Band 3.

So glänzend die Gedanken von einer völligen Gleichheit erscheinen mögen, so unpraktisch sind sie in Wahrheit; und wenn sie dies nicht wären, müßte man sie als höchst gefährlich für die bürgerliche Gesellschaft bezeichnen. Mag man alles Besitzthum noch so gleich vertheilen, gewiß wird diese Gleichheit durch Fleiß, Kunst, Sorgfalt, Verstand, sogleich wieder verschwinden; und wenn ihr die Wirksamkeit dieser löblichen Eigenschaften stört und hemmt, so stürzt ihr die bürgerliche Gesellschaft in die äußerste Dürftigkeit, und anstatt Mangel und Bettelei für Wenige abzustellen, wird das Uebel unvermeidlich für Alle. (256.)

Der angenehmste und niemand verletzende Lebenspfad führt durch die Gegenden der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, und wer Hindernisse auf diesem Wege wegräumen und neue Aussichten eröffnen kann, wird ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. — Eine genaue Erforschung der Kräfte des menschlichen Geistes, wird von allzu entfernten und unerkennbaren Gegenständen hinwegführen. Wir müssen uns dieser Anstrengung unterziehen, um nachher desto beruhigter zu leben und eine wahre Metaphysik an die Stelle einer falschen zu setzen. Was man noch nicht sah, nicht hörte, kann begriffen werden; sofern es nicht einen unbedingten Widerspruch in sich schließt. — Gewohnheit ist der große Führer im menschlichen Leben, er macht

die Erfahrung nützlich und läßt uns aus dem Vergangenen richtig auf die Zukunft schließen. (8—17, 31, 46.)

Es ist nicht möglich deutlich zu erklären, wie Gott die mittelbare Ursach aller menschlichen Handlungen seyn könne, ohne Urheber der Sünde und Unsittlichkeit zu seyn. Dies sind Geheimnisse welche die natürliche, ununterstützte Vernunft nicht zu handhaben versteht; denn welches System sie auch ergreift, findet sie sich in unlösbare Schwierigkeiten, ja in Widersprüche verwickelt, welche zu beseitigen noch keiner Philosophie gelungen ist. Möge sie mit gebührender Bescheidenheit, auf ihrem wahren und eigenthümlichen Boden verweilen, und der Untersuchung des gewöhnlichen Lebens (examination of common life) obliegen, wo sie noch Schwierigkeiten genug finden wird um sich anzustrengen, ohne sich zu stürzen in einen unermeßlichen Ocean von Zweifel, Ungewißheit und Widerspruch. (113.)

Ein Wunder, ist eine Verletzung der Naturgesetze, welche durch eine feste und unwandelbare Erfahrung bestätigt sind. Um ein Wunder glaublich zu finden, müßte dafür ein stärkerer Beweis geführt werden. Nun ist aber in der ganzen Geschichte kein Wunder bezeugt worden durch eine hinreichende Zahl Männer von so gutem Sinne, Erziehung und Gelehrsamkeit (learning), daß wir durch sie gegen Täuschung geschützt würden; von so unzweifelhafter Rechtlichkeit, daß sie über allen Verdacht erhaben wären Andere betrügen zu wollen; von solchem Credit und Ruf unter den Menschen, daß sie durch Entdeckung einer Falschheit viel verlieren würden. Wenn sich zu der Liebe des Wunderbaren religiöser Eifer gesellt, geht der gesunde Menschenverstand zu Ende. Ein solcher Schwärmer glaubt zu sehen, was nicht vorhanden ist; er mag wissen seine Erzählung sey falsch, und er beharrt dennoch dabei, um eine angeblich heilige Sache zu fördern. Oder, wenn eine solche Täuschung nicht statt hat, so wirkt entscheidend Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. Die Leichtgläubigkeit der Hörer vermehrt seine Unverschämtheit, und diese erhöht die Leichtgläubigkeit. Eine starke Vermuthung gegen alle übernatürlichen und wunderbaren Erzählungen, gründet sich auch

darauf, daß sie sich hauptsächlich unter unwissenden und barbarischen Völkern finden. (125—130.)

Es ist unmöglich daß ein Mensch jemals ernsthaft glauben sollte, alle Charaktere und Handlungen hätten Anspruch auf ganz gleichen Beifall und gleiche Achtung. Vernunft und Empfindung tragen bei zu allen sittlichen Bestimmungen und Schlüssen. — Die Menschen sind jetzt in Beziehung auf die Naturphilosophie geheilt von der Leidenschaft, für Hypothesen und Systeme; möchten sie bei allen sittlichen Forschungen ähnlich verfahren und jedes, auch das feinste und schärfste System der Sittenlehre verwerfen, welches nicht auf Thatsachen und Beobachtung gegründet ist. (228—238.)

Die Theorie welche jede sittliche Empfindung auf Selbstliebe gründet, ist ungenügend. Wir bedürfen einer allgemeinern Liebe und Triebfeder, und die Interessen der Gesellschaft sind keineswegs gleichgültig für uns. (281.) — Anstand, Achtung vor Alter, Geschlecht, Charakter, bürgerliche Stellung, sind Anderen unmittelbar angenehm und gewinnen Lob und Beifall. Das weibische Benehmen eines Mannes, die rauhen Sitten eines Weibes, sind häßlich, weil dem Charakter unangemessen und abweichend von den Eigenschaften die wir von jedem Geschlechte erwarten. (334.)"

Band 4.

Das Nachstehende ist Humes Geschichte der natürlichen Religion entnommen. „Es hat Völker gegeben die keine Religion kannten, und kaum zwei derselben (ja kaum zwei einzelne Menschen) stimmten über dieselbe ganz überein. Betrachten wir die Fortschritte der Menschheit von rohen Anfängen zu höherer Ausbildung, so muß Vielgötterei die älteste Religion gewesen seyn. Jedes Volk, jedes Land, jeder Ort, jeder Stamm hat seinen eigenen Schutzgott, dessen Wirksamkeit keineswegs immer gewiß und unwandelbar ist. Gebete, Opfer, Gebräuche, Ceremonien, besser, oder schlechter beobachtet, begründen seine Gunst, oder Feindschaft, und erzeugen Glück, oder Unglück. So entstanden die ersten religiösen Gedanken nicht aus einer Betrach-

tung der Werke der Natur, sondern aus Rücksicht auf die Lebensereignisse, und aus Hoffnung und Furcht, welche die menschlichen Gemüther bewegen. (3—9.) Der gewöhnliche Polytheist vergöttert unzählige Naturgegenstände, Sonne, Mond und Sterne; Quellen werden von Nymphen bewohnt, Bäume von Hamadryaden. Selbst Affen, Katzen, Hunde und andere Thiere erscheinen geheiligt in seinen Augen und werden Gegenstände der Verehrung. Und so groß die Neigung der Menschen auch seyn mag unsichtbare geistige Mächte in der Natur anzunehmen, ist ihre Neigung gleich groß ihre Aufmerksamkeit auf sichtbare, sinnliche Gegenstände zu richten, und um diese entgegengesetzten Richtungen zu einigen, verbinden sie eine unsichtbare Macht mit einem sinnlichen Gegenstande. (25.)

Die Lehre von einem höchsten Gotte, dem Schöpfer der Natur, hat bei großen Völkern allgemeinen Eingang gefunden. Wer indeß glaubt, dieser Erfolg beruhe auf der Kraft der unzweifelhaft vorhandenen, unüberwindlichen Gründe, weiß wenig von der Unwissenheit und Dummheit des Volkes, und den unheilbaren Vorurtheilen seines besondern Aberglaubens. Selbst jetzt, und in Europa, fragt Einen aus der Menge, ob er an einen allmächtigen Schöpfer der Welt glaubt? so wird er nie die Schönheit der höchsten Zwecke (final causes) hervorheben (die ihm unbekannt sind); er wird nicht seine Hand ausstrecken und euch bitten zu betrachten die Mannigfaltigkeit und Geschmeidigkeit der Fingergelenke, ihre gleiche Richtung, das Gegengewicht des Daumens, die weichen und fleischigen Theile der innern Hand, nebst all den andern Umständen, welche dies Glied zu dem bestimmten Gebrauch tauglich machen. An dies Alles ist er längst gewöhnt und er betrachtet es mit Gleichgültigkeit und ohne Aufmerksamkeit. Hingegen wird er euch erzählen von Jemandes plötzlichem und unerwarteten Tode, von Fall und Verwundung eines Anderen, von außerordentlicher Dürre dieser, von Kälte und Regen einer anderen Jahreszeit. Dies Alles zuschreibt er, einer unmittelbaren Einwirkung der Vorsehung, und Begebenheiten, welche ernsten Forschern die größten Schwierigkeiten zeigen

einen höchsten Geist anzunehmen, sind ihm hiefür die einzigen Gründe. (30.) Wir dürfen deshalb im Allgemeinen annehmen, daß weil die Menge ihren Gottesglauben meist auf unverständige und abergläubige Gründe stützt, daß sie dazu nicht gekommen ist durch wissenschaftliche Schlußfolgen, sondern durch eine gewisse Richtung der Gedanken, welche ihrer Natur und Fähigkeit mehr zusagt. (32.)

Polytheism, oder Götzendienerei, leidet an dem großen Uebelstande daß auch das Barbarischte und Verderblichste dadurch kann bestätigt werden, was dann Gelegenheit giebt die Leichtgläubigen zu betrügen, bis Sittlichkeit und Menschlichkeit jene Systeme beseitigen. Andererseits hat Vielgötterei den augenscheinlichen Vortheil, daß sie die Macht und den Wirkungskreis der einzelnen Gottheiten beschränkt und wiederum mit einander (ohne Alleinherrschaft) verträglich macht, und gegenseitige Duldung verstattet. (41.)

Mit Recht wird Gott dargestellt als unendlich erhaben über den Menschen; gesellt sich jedoch Aberglauben zu diesem richtigen Glauben, so sinkt der menschliche Geist in die tiefste Knechtschaft und Erniedrigung, und mönchische Tugenden (Kasteiung, Büßerei, Erniedrigung, unthätiges Leiden) werden als allein gottgefällig empfohlen. (46.) Um seine Vernunft gefangen zu nehmen, soll man die unverständlichsten Sophismen glauben, während die meisten Ketzereien auf Seiten der Vernunft stehen. (49—51.) Lehren wie die, daß der Priester den Gott mache und man ihn alsdann aufesse, sind so thöricht, daß man dereinst nicht begreifen wird, wie jemals ein Mensch sie habe annehmen können. (53.)

Aus der strengen Uebung religiöser Gebräuche kann man keinen sichern Schluß auf die Sittlichkeit eines Menschen machen. (74.) Der größte Religionseifer ist verträglich mit Heuchelei; die ärgste Gottlosigkeit ist begleitet mit heimlicher Furcht und Zerknirschung. Die größten theologischen Thorheiten (absurdities) sind bisweilen von den verständigsten und gebildetsten Männern angenommen worden; die strengsten kirchlichen Vor=

schriften von den wollüstigsten und sündlichsten Menschen. (79.)"

In Gesprächen über die natürliche Religion, hat Hume verschiedene, ja entgegengesetzte Ansichten mit ruhiger Klarheit nebeneinander gestellt. Wir können nur einzelne Andeutungen vorlegen.

„Keine Wahrheit ist so gewiß, so einleuchtend als das Daseyn Gottes: die unwissendsten Zeitalter haben es anerkannt, und die scharfsinnigsten Genien haben ehrgeizig danach gestrebt, dafür neue Gründe und Beweise aufzufinden. (83.) Doch bleibt es für den Skeptiker zweifelhaft, ob die gebrechliche menschliche Vernunft, so hohe über alle Erfahrung hinausreichende Gegenstände vollständig zu ergründen im Stande sey. (87.) Es giebt eine geheiligte Dunkelheit, und nächst der Gottlosigkeit Gottes Daseyn zu läugnen, steht die Vermessenheit seine Natur, Wesen, Eigenschaften und Beschlüsse ergründen zu wollen. (99.) Gott ist unendlich erhaben über menschliche Einsicht und Fassungskraft, und mehr Gegenstand der Verehrung in den Tempeln, als des Streites in den Schulen. (101.) Gesunde Philosophie sollte die Täuschungen vertreiben, welche aus Ueberschätzung unserer Natur hervorgehn. (109.) Nur durch den Glauben können wir Vieles ergreifen: so giebt es keinen genügenden Beweis für die Unsterblichkeit der Seele; erst die Offenbarung hat diese Ueberzeugung begründet. (15—25.)"

„Früher war es ein beliebter theologischer Gemeinplatz: das menschliche Leben sey nur Eitelkeit und Elend; jetzt lehren Manche (jedoch mit einigem Zögern) es gebe mehr Güter als Uebel, mehr Freuden als Leiden. (198.)"

Humes Briefe bestätigen den allgemeinen Ruf, er sey ein edler, milder, liebenswürdiger Mann gewesen. In seinem Streite mit Rousseau, war dieser der schuldige Theil, sofern man ihn nicht für unzurechnungsfähig erklären will.

Dem Idealismus Berkeleis, der Skepsis Humes, dem Materialismus mehrerer Franzosen traten diejenigen Männer ent-

gegen, welche man wohl mit dem Namen der schottischen Schule bezeichnet, Hutcheson, Stewart, Reid, Ferguson. Kann man sie auch nicht den tiefsten Denkern gleichstellen, haben sie doch unzweifelhaft große Verdienste, weil sie das Ungenügende und die Gefahren einseitiger Theorien nachwiesen, und für Sittlichkeit und Tugend mit allen Kräften des Geistes und Charakters kämpften.[1])

72.

Die Engländer behaupten, wohl nicht ohne allen Grund, sie besäßen die größten Dichter und Geschichtschreiber; gewiß aber kann kein europäisches Volk streitig machen, daß unter ihnen die größten Redner aufgestanden sind. Den natürlichen Anlagen kamen aber auch eine Menge günstiger Verhältnisse zu Hülfe. Die gerichtliche und die geistliche Beredsamkeit haben einen beschränkten Boden; ja die erste fällt ganz hinweg, solange es keine öffentlichen Gerichtsverhandlungen giebt, und diese entwickelt sich gewöhnlich nur trocken moralisch, oder verdrießlich zürnend. Immer bezieht sich die höchste Beredsamkeit auf die großen öffentlichen Angelegenheiten des Staates und Volkes.

Mit Recht kann man eine natürliche und künstliche Beredsamkeit unterscheiden; das was die letztere hinzuthut ist indeß nur das Geringere; Größe des Geistes und Charakters hingegen das Wichtigere. So hoch begabte Naturen haben kräftig gesprochen zu allen Zeiten, ohne rhetorische Handbücher und Kunstmittel. Doch erscheinen diese in dem Maaße wichtiger und unentbehrlicher als ein Volk an Bildung emporsteigt. Endlich sind die sittlichen Eigenschaften des Redners, sein bürgerlicher und häuslicher Wandel keineswegs gleichgültig; sondern Eindruck und Wirkung steigt, wenn kein Zweifel über Tugend und Rechtlichkeit laut werden kann.

---

1) Umfang und Zweck meiner Mittheilungen erlaubt nicht hievon umständlicher Bericht zu erstatten.

Es ist nicht meine Absicht näher auf die frühere Geschichte der englischen Beredsamkeit einzugehen. Erst seit der Königin Elisabeth erhält sie eine allmählig steigende Bedeutung, und in demselben Verhältnisse wächst die Zahl und Genauigkeit der aufbewahrten Reden. — Einer so ausgezeichneten Frau wie der Königin Elisabeth, konnte natürliche Beredsamkeit nicht fehlen. Ich gebe zur Probe die Anrede, mit welcher sie den Abgeordneten des Parlaments ihren Entschluß kund gab, lästige Monopole abzuschaffen. Sie kann zugleich als Muster dienen, wie ein König Mißverhältnisse zu politischen Körperschaften beseitigen kann.

„Nie hat ein Fürst seine Unterthanen mehr geliebt wie ich, und kein Juwel, kein Schatz, kein Glück irgend einer Art könnte den Werth dieser Liebe aufwiegen. Obgleich Gott mich hoch gehoben, rechne ich es mir doch zur höchsten Ehre daß ich mit Eurer Liebe regiert habe, und danke ihm daß er mich an die Spitze eines so dankbaren Volkes stellte. Was ich von Euch forderte, wenn es die Noth verlangte, habe ich nicht geizig aufgehäuft, sondern für Euch verwandt und selbst mein Eigenthum nicht geschont. Sagt, Herr Sprecher, Allen für ihre Bewilligungen und ihre Treue solchen Dank, wie mein Herz ihn fühlt, meine Zunge aber auszusprechen nicht im Stande ist. — Ihr bedankt Euch bei mir, aber ich habe wohl mehr Grund Euch zu danken; denn ohne Eure Belehrung dürfte ich, bloß aus Mangel richtiger Kenntniß, in Irthum verfallen seyn. Zwar bestätigte ich nie eine Verleihung, die ich nicht im Allgemeinen für gut und nützlich hielt; da sich aber Manches anders gefunden hat, so danke ich den Gliedern des Unterhauses ungemein, daß keine Rücksicht sie abgehalten hat sich offenherzig auszusprechen, und daß sie nichts dulden wollten was meine Ehre, oder die Liebe meiner Unterthanen zu mir hätte vermindern können. — Ich gedenke alle Mißbräuche abzuschaffen und diejenigen zu bestrafen, welche meine Gaben rechtswidrig und zum Drucke ihrer Mitbürger mißbraucht haben; doch wird der Himmel, das hoffe ich, mir Unschuldigen ihre Schuld nicht zur Last legen: denn

überall glaubte ich (des höheren Richters gedenkend, dem ich Rechenschaft ablegen muß) meinem Volke nur Gutes zu erzeigen. Auch wünsche ich nicht länger zu leben, als meine Regierung Allen zum Heile gereicht, und wenn es gleich in England mächtigere und weisere Fürsten gegeben hat, dann doch sonst und künftig keinen, der mehr Sorge und Liebe für die Seinen hegen kann." — Die lauteste Freude und die allgemeinsten Danksagungen folgten dieser Erklärung Elisabeths, und sie sorgte daß ihr Versprechen zur Ausführung gebracht wurde.

Die bürgerlichen Unruhen unter Jakob I. und Karl I., erhöhten die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und veranlaßten eine zum Theil revolutionäre Beredsamkeit. Als Strafford nicht schuldlos, aber doch rechtswidrig und in revolutionärer Weise zum Tode verurtheilt wurde, hielt er eine rührende Rede, der ich Folgendes entnehme: „Es ist hart wenn man auf den Grund eines Gesetzes zur Verantwortung gezogen wird, welches Niemand aufzeigen kann. Wo war denn dies Feuer Jahrhunderte lang verborgen, ohne daß irgend ein Rauch es entdeckte, bis es nun hervorbricht, mich und meine Kinder zu verzehren? Es ist Weisheit für Euch ihr Lords, für Eure Nachkommen und das ganze Königreich, wenn Ihr diese blutige und unbegreifliche Lehre von willkürlich erfundenem und zusammengezählten Verrath zur Seite werft, an dem klaren Buchstaben des Gesetzes festhaltet, und in der Kunst des Verdammens und Tödtens nicht gelehrter seyn wollt, als Eure Vorfahren. Seit 240 Jahren bin ich der erste, dem dies Verbrechen zur Last gelegt wird. Laßt uns nicht diese schlafenden Löwen zu unserer eigenen Zerstörung erwecken, indem wir einige verrottete Papiere aufstöbern, die seit vielen Menschenaltern vernachlässigt und vergessen waren. Fügt nicht zu meinem andern Leiden noch hinzu, daß mein Schicksal als Beispiel und unheilbringendes Vorbild betrachtet werde, und verletzt nicht in meiner Person das wahre Interesse des Staates. Denn obgleich meine Ankläger behaupten, sie sprächen dafür, bin ich es in Wahrheit der dasselbe vertheidigt, und die Uebelstände und

Unfälle nachweiset, die aus jenem Verfahren hervorgehn müssen. Häuft nicht so viel Gefahren und Lasten auf Staatsbeamte, daß kein Mann von Weisheit, Ehre und Wohlstand, mehr mit Lust und Sicherheit dem Vaterlande dienen kann. Denn wenn Ihr Alles übergenau abmeßt, und nach Gran und Skrupeln abwiegt, wird Niemand, der irgend etwas zu verlieren hat, sich künftig den Geschäften widmen." — Der Graf schloß mit den Worten: „durch die Gnade des allmächtigen Gottes bin ich belehrt worden, daß die Leiden dieses Lebens nicht zu vergleichen sind mit der ewigen Glorie, welche nachmals offenbart wird. Und so, Ihr Lords, unterwerfe ich mich frei und mit aller Gemüthsruhe Eurem Urtheile, te Deum laudamus."

Bei den heftigen Angriffen auf die Bischöfe, sagte der Dichter Waller: „die kirchliche und weltliche Verfassung Englands greifen so ineinander, daß man die eine nicht verändern kann, ohne auch auf die andere wesentlich einzuwirken. Warum soll der, so oft angeführte Satz: «wir wollen Englands Gesetze nicht ändern», hier gar nicht mehr erwähnt und betrachtet werden? Etwa weil das Volk sich dagegen ausspricht? Angriffe von dieser Seite her, fordern aber vielmehr zur größten Vorsicht auf; denn wenn sie allein schon genügen Bewilligungen herbeizuführen, was wird man da der Menge noch abschlagen dürfen? Sobald die Kirchenverfassung umgestürzt ist, werden die nächsten Bittschriften vielleicht ein Ackergesetz verlangen, und so wie man jetzo für die Abschaffung der Bischöfe mancherlei Beweise aus der Schrift hernimmt, wird es nicht an biblischen Stellen für eine Gleichheit der Ländereien und Güter fehlen! Und läßt man sich dort gegen die Bischöfe einnehmen, weil irgend ein armer Mann durch sie gelitten hat, werden hier tausend Beispiele zur Hand seyn, daß Unzählige von ihren Landlords hart behandelt wurden. Deshalb müssen wir die Ansichten dadurch berichtigen und regeln, daß wir uns für die Verbesserung, nicht aber für die Abschaffung des bischöflichen Systems aussprechen." — Es ward dennoch abgeschafft, aber nach der Rückkehr Karls II. wieder hergestellt.

Mit seiner Macht, erhöhte sich die Redegeschicklichkeit Cromwells. Als das Parlament ihm als Protektor nicht gehorchen wollte, hielt er am 12. September 1654 eine lange Strafrede, in welcher es unter Anderem heißt: „Ich habe mich selbst nicht zu meiner Stelle gedrängt, sondern eine lange Reihe göttlicher Fügungen und des Volkes Stimme hat mich dazu erhoben, und ich halte diese Rechtstitel und Zeugnisse höher als irgend ein anbrüchiges Erbrecht irgend eines Fürsten. Deshalb werde ich, wenn Gott und das Volk mir nicht meine Gewalt nehmen, mich auf keine Weise von derselben trennen. Was ich gegen das lange Parlament that, war gerecht, nothwendig, und den Wünschen des Volks angemessen; auch hat als ich jenes auflösete, kein Hund deshalb gebellt. Von der Entsagung des zweiten Parlaments wußte ich Nichts, doch ward meine Macht dadurch unumschränkt. Unterdeß arbeiteten mehre Männer, ohne meine Theilnahme, an einer neuen Verfassung, und erst nach langem Weigern entschloß ich mich zur Uebernahme des Protektorats. Vermöge dieser neuen Stellung habe ich das Parlament berufen, es hat meiner Ladung Folge geleistet und ist frei, aber nur den Bestimmungen der neuen Verfassung gemäß. Alle die Naseweisheiten und Empfindlichkeiten da draußen kümmern mich so wenig als Mücken in der Sonne; daß aber das Parlament meine amtliche Stellung in Zweifel ziehen will, da es doch nur unter meiner Autorität versammelt ist, muß mich in großes Erstaunen versetzen. Jede Verfassung bedarf gewisser Grundlagen, eine Art von Magna Charta, welche feststeht und unveränderlich ist. Demgemäß sollen die Parlamentsglieder eine Erklärung unterschreiben: daß sie dem Protektor und der Republik treu seyn, und keine Abänderung der Grundlagen der jetzigen Verfassung vorschlagen und annehmen wollen."

Unter den Rednern, welche sich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auszeichneten, verdient zunächst Erwähnung Robert Walpole. Er stand über zwanzig Jahre lang (1720—1742) an der Spitze der englischen Verwaltung, und trug wesentlich bei zu den Fortschritten seines Vaterlandes und

zur Erhaltung des europäischen Friedens. Lange ward er verkannt, ungerecht angeklagt und verläumbet, bis eine genauere, unparteiische Prüfung, die Urtheile berichtigte. Sein anfangs ungebührlich heftiger Gegner, der ältere Pitt, sagte in spätern Lebensjahren: „je mehr ich über mein ehemaliges Betragen nachdenke, desto mehr tadele ich mich selbst, mich gewissen Maßregeln Walpoles widersetzt zu haben;“ und Burke (gewiß ein vollgültiger Richter) schreibt: „Walpole war kein Bestecher, kein Verschwender der Staatsgelder, wie seine Widersacher behauptet haben. Ohne eben ein Genie ersten Ranges zu seyn, war er ein kenntnißreicher und einsichtsvoller, kluger, gründlicher Minister, und wußte auch anderen, sonst zu Krieg geneigten Staaten, Friedensgesinnungen einzuflößen, und nicht minder dem Könige (Georg II.), der nicht ohne Verlangen nach kriegerischem Ruhm war. Seine Maßregeln waren die Hauptursachen der schnellen und großen Fortschritte welche das englische Volk unter seiner Ministerschaft zur höchsten Stufe des Wohlstandes brachte. (Works VI, 157, andere Ausg. II, 291.)“

Walpole steht zwar als Redner, einigen der späteren Meister nicht gleich, aber durch Inhalt und Form seinen damaligen Gegnern voran.[1]) Ich gebe Auszüge aus zwei Reden, welche er, die heftigsten Anklagen siegreich zurückweisend, im Parlamente hielt. Die erste bei Gelegenheit eines durch Bolingbroke mittelbar herbeigeführten Angriffs und gesteigerten Streites über die Dauer der Parlamente. Walpole sagte, sich vertheidigend, und mit bestimmter Hinweisung auf Bolingbrokes feindliches Benehmen:[2]) (Mahon II, 266.)

„Wenn die Herren so viel sprechen von schlechten Ministern, herrschsüchtigen Ministern, von Ministern die sich höhnisch brüsten, die allen Sinn für Ehre und Tugend verloren haben;

---

1) There have been many more eloquent orators, but never I believe, a more dexterous debator. Mahon Hist. of England I, 101.

2) Bolingbroke sprach später selbst nachtheilig von Walpoles Gegnern. Mahon III, 136.

so könnten andere Männer gewiß mit gleichem, ja größerem Rechte sprechen von Antiministern, Spottpatrioten, die niemals Ehre und Tugend besaßen, und allein angetrieben werden von Neid und Rachsucht. Lassen Sie mich ferner annehmen, es gebe einen Antiminister, der sich hält für einen Mann von so großen und umfassenden Anlagen, so vielen hervorragenden Eigenschaften, daß er der einzige im Königreiche fähige Mann sey die öffentlichen Angelegenheiten zu führen, und der deshalb jeden Anderen der die Ehre hat, damit beschäftigt zu werden, einen Stümper schilt. Nehmen wir ferner an, dieser feine Herr habe (glücklich genug) für seine Partei gewonnen einige Personen von guten Anlagen, alten Familien, großem Reichthum; und wiederum Andere deren verzweifelte Ansichten hervorgehn aus vereitelten Planen und boshaften Herzen. Alle diese Gentlemen werden, in Bezug auf ihr politisches Benehmen, allein von ihm in Bewegung gesetzt; was sie öffentlich, oder in Privatkreisen sagen, ist lediglich eine Wiederholung der Worte die er ihnen in den Mund gelegt und ein Ausspeien des Giftes welches er ihnen eingeflößt hat. Und dennoch wird dieser Anführer nicht einmal von denen geachtet, die ihm blindlings folgen, gehaßt aber von allen übrigen Menschen. Nehmen wir ferner an, dieser Antiminister lebe in einem Lande, in welchem er eigentlich nicht seyn sollte, und wo er nur geduldet wird in Folge zu großer Güte und Gnade; und dennoch bemüht er sich mit aller seiner Macht und Kunst, die Quelle zu zerstören, aus welcher jene Gnade floß. In jenem Lande sucht er immerwährend Freundschaft und Gemeinschaft mit den Gesandten derjenigen Fürsten die seinem Könige am feindlichsten sind. Sollte es sich zutragen, daß einem jener Botschafter daran läge ein Geheimniß zu erfahren, dessen Kundwerdung dem Vaterlande sehr nachtheilig seyn würde, so wendet er sich an den Antiminister und dieser antwortet: ich will es ihnen verschaffen, sagen Sie mir nur was sie wünschen. Hierauf legt er eine, oder zwei Reden in den Mund einiger seiner Kreaturen, oder Neubekehrten; — und was er will wird im Parlamente beantragt. Nehmen wir ferner an, dieser Anti-

minister sey viel gereiset, und an jedem Hofe, wo er sich für den größten Minister hielt, habe er es sich zum Geschäft gemacht die Geheimnisse zu verrathen, und aller Ehre und Treue ledig, jeden Herrn zu betrügen, dem er diente."

Als zweite Probe möge die Rede dienen, womit Walpole einen Antrag auf seine Entlassung, damals mit Erfolg zurückwies. Er sagte: „Sir! Zur Rechtfertigung des Antrags auf meine Entfernung aus dem Ministerium, ist von verschiedenen Gentlemen bemerkt worden, daß wenn er auch angenommen würde, wohl weder mein Leben, noch meine Freiheit, noch mein Gut in Gefahr kommen dürften. Hat denn aber in den Augen dieser höchst geehrten Herrn, mein Charakter und mein guter Name kein Gewicht? Ich verhehle nicht, daß es mir sehr schmerzhaft ist im Parlament als ein Mann genannt zu werden, gegen den man eine Untersuchung anstellen müsse. — Wäre ich der Diener eines schwachen, oder despotischen Fürsten, so würde meine Rechtfertigung seyn, daß ich seinen Befehlen gehorchen mußte. Da mein gutes Glück mich aber in die Dienste eines Fürsten gebracht hat, der keinen bösen Minister bedarf und keinen brauchen will, so fällt also alle Verantwortlichkeit auf mich allein. Und hier bekommt das Bewußtseyn meiner Unschuld ein um so stärkeres Gewicht, wenn man auf die Absichten und Talente meiner Verfolger Rücksicht nimmt. Wäre ich nämlich großer Verbrechen schuldig, so fehlt es ihnen nicht an Willen und Eifer sie ans Licht zu bringen, nicht an Geschicklichkeit sie in den, ihren Absichten gemäßesten Gesichtspunkt zu stellen. Aber sie können es nicht, weil ich keine Verbrechen begangen habe. Ich frage also: welche Triebfedern haben sie gleichwohl zu diesem Angriff wider mich veranlaßt? Die Leidenschaften und Vorurtheile der verschiedenen Parteien!

Den Tories ist mein großes, mein Hauptverbrechen, der lange Besitz meines Postens; meinetwegen können sie nicht zu der Macht, der Ehre, zu allen den Vortheilen gelangen, wonach sie so begierig, so hartnäckig trachten. — Andere meiner Gegner sind Knaben in der Politik, die nichts als Verachtung verdienen

würden, wenn ihre Verwegenheit sie nicht verabscheuungswürdig machte. — Diese Scheinpatrioten maßen sich an, sich ausschließlich das Volk zu nennen, und unter diesem Namen alle Gewalt an sich zu ziehen. Nach ihrem Dünkel sind der König, die Lords, die Gemeinen nur eine Faktion; sie sind die Regierung. Nach solchen Grundsätzen bedrohen sie alle Obrigkeit mit ihrer Vernichtung, und eignen sich ein Recht zu über jeden gesetzmäßigen Obern zu richten, ihm vorzuschreiben, ihm zu widerstehen. Personen der verschiedensten Ansichten und Grundsätze haben alle eine Absicht gemein: Opposition gegen die Regierung!

Die Herren erheben viel Geschrei von ihrem Patriotismus; ein ehrwürdiges Wort wenn es richtig angewandt wird. Aber es thut mir leid sagen zu müssen, es werde seit einiger Zeit so mißbraucht, daß es allen Werth verliert. Der wahre Begriff von Patriotismus ist verloren und das Wort giebt den Vorwand zu den schändlichsten Absichten. — Sir! Patrioten schießen auf wie die Schwämme. Ich könnte ihrer funfzig zwischen vierundzwanzig Stunden schaffen, ich habe viele in einer Nacht geschaffen. Man darf nur jemanden ein unbilliges und trotziges Verlangen abschlagen, plötzlich springt der Patriot hervor. Ich habe mich nie gefürchtet derlei Patrioten zu machen, aber ich verachte alle ihre Bestrebungen. Persönliche Rachsucht und getäuschte Ehrsucht erzeugen diesen vorgegebenen Patriotismus. Es ist nicht ein Einziger unter ihnen dessen besondere Absichten ich nicht zuverlässig weiß, und die Beweggründe warum er sich unter die Schaar der Opponenten begeben hat.

Man sagt: ich hätte die Majorität nur durch Bestechung! Sir, wäre nur ein einziger Fall angeführt, wo ich irgend einem Mitgliede des einen, oder des anderen Hauses eine Belohnung für seine Stimme angeboten, oder irgend einen mit dem Verluste einer Stelle wegen seiner Stimme bedroht hätte, so wäre doch einiger Grund für diese Beschuldigung angeführt. — Ich habe eine zu hohe Meinung von der Scharfsicht meiner Gegner, und schließe daher daß sie sich bewußt sind über Beschwerden zu

klagen, die sie nicht fühlen und daß sie ihr eigenes Interesse und nicht das allgemeine vor Augen haben. — Führten die Herrn wohl ein einziges Beispiel an von übermäßiger Macht die ich mir anmaße? von Einfluß den ich auf alle Klassen des Volkes ausüben soll? von Tyrannei womit ich diejenigen unterdrücke, welche mir widersprechen, von Freigebigkeit womit ich diejenigen belohne, welche mich unterstützen?

Um zum Schluß zu kommen, Sir, ob ich gleich immer auf die Ehre des Zutrauens, daß Sr. Majestät zu mir hat, stolz seyn werde; so werde ich doch immer bereit seyn, mich aus seinem Rathe und von seiner Person zu entfernen, so bald Er es gut findet. Daher würde ich mich um den Ausgang dieser Debatte wenig bekümmern, wäre es nicht wegen des Eingriffs, der durch den Antrag auf die Vorrechte der Krone gethan wird. Ich muß aber der Meinung seyn, daß eine Adresse an S. Majestät um Verabschiedung eines seiner Diener, ohne auch nur ein einzelnes, spezielles Verbrechen gegen ihn anzuführen, einer der größten Eingriffe ist, welche jemals in die Rechte der Krone gethan wurden!“ —

Als sich Walpole zwei Jahre später zurückzog und seine Gegner an das Ruder kamen, gingen die Sachen schlechter, denn zuvor, und sie gestanden das Unrecht ihres früheren Benehmens. (Burke II, 291.)

73.

Von der Mitte des achtzehnten, bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein, finden wir in England bewundernswerthe Staatsmänner und Redner; ich nenne vor Allen die beiden Pitts, Fox, Sheridan und Burke. Es kann nicht die Absicht seyn, über ihre Verwaltung, oder ihre Lebensereignisse hier umständlichen Bericht zu erstatten; es genügt zu bemerken, daß beide Pitts und Burke nicht bloß einen tadellosen, sondern einen durchaus löblichen Wandel führten, wogegen an der Lebensweise von Fox und Sheridan allerdings viel zu rügen blieb. Bevor ich jedoch

diese Männer durch Mittheilungen aus ihren Reden zu schildern suche, ist es rathsam einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Erstens: die im englischen Parlamente beobachteten Formen waren keineswegs immer sehr höflich und human, sondern verletzten oft gar sehr die Regeln der Billigkeit und des Anstandes. Man muß sich daran gewöhnen, ohne Alles musterhaft finden zu können.

Zweitens: es kann sich auf Seiten der Regierung, oder der Opposition ein Uebergewicht von Weisheit und Patriotismus finden; aber es ist gar kein Grund vorhanden, dies löbliche Uebergewicht immer bei der letzten vorauszusetzen. Vielmehr bleibt auch hier das Tadeln leichter, als das Bessermachen, und wer dies wirklich versteht, kommt über kurz oder lang wirklich an die Regierung.

Drittens: die Opponirenden nehmen gewöhnlich alle rhetorischen Kunstmittel zu Hülfe und ihre Reden glänzen durch einzelne Stellen; während die Reden der Regierenden meist inhaltsreicher sind und seyn müssen, und sich deshalb schwieriger durch kurze Auszüge hinreichend charakterisiren lassen.

Der ältere Pitt, nachmalige Graf Chatham (geb. 1708, gest. 1778) ist allgemein anerkannt als einer der uneigennützigsten, beredtesten, kräftigsten, kühnsten, thatenreichsten Männer, die je an der Spitze einer Verwaltung standen. Aus unzähligen, hiefür Zeugniß Ablegenden, will ich nur die Urtheile dreier Männer, eines Deutschen, eines Engländers und eines Franzosen anführen. König Friedrich II. schreibt (III, 260): „Pitts Beredsamkeit und sein erhabenes (élevé) Genie erhoben ihn zum Idol des Volks; er war der beste Kopf Englands. Durch die Kraft seines Wortes hatte er das Unterhaus unterjocht, er herrschte daselbst, er war (so zu sagen) dessen Seele. An die Spitze der Verwaltung gekommen, verwandte er alle Macht seines Genius, sein Vaterland zur Herrin des Meers zu erheben, die Thätigkeit auf dem Festlande zu erhöhen, ja alle Zweige der Verwaltung neu zu beleben."

[Bouterwek VIII, 444.]

Lord Chesterfield erzählt: „Herr Pitt verdankte sein Steigen zu den ersten Stellen und der größten Macht im Königreiche, lediglich seinen Talenten. Sie ersetzten ihm Geburt und Reichthum. Denn als ein jüngerer Bruder aus einem neuen Hause, hatte er jährlich nur eine Einnahme von 100 Pfund Sterling. — Seine Gesundheit versagte ihm gewöhnliche Vergnügungen, sein Genius hielt ihn ab von Zerstreuungen der Jugend: vom 16. Jahre litt er schon an ererbtem Podagra. Sein Privatleben war unbefleckt von Lastern, von irgend einer Niedrigkeit; alle seine Gefühle waren freisinnig und edel. Seine herrschende Leidenschaft war Ehrgeiz. Er zeigte sich stolz, befehlerisch, ungeduldig des Widerspruchs. Sitten und Gewandtheit fehlten ihm keineswegs, doch bemerkte man ein großes Selbstgefühl auf seine überlegenen Talente. Er war höchst angenehm und lebhaft in Gesellschaften; er hatte eine solche Beweglichkeit des Witzes, daß er sich jeder Art des Gesprächs anzupassen wußte. Auch für Dichtkunst besaß er eine sehr glückliche Anlage, machte aber nur selten davon Gebrauch. Er kam jung in das Parlament und zeigte sich bald den ältesten und geschicktesten Mitgliedern gleich. Seine Beredsamkeit war nicht minder groß in der streng begründenden, und der deklamatorischen Weise. Seine schrecklichen Angriffe sprach er aus mit solcher Kraft, Würde und Haltung, daß er selbst diejenigen einschüchterte, die ihm gern entgegen getreten wären. Die Waffen entfielen ihren Händen, und sie sanken zusammen unter dem Uebergewicht seines Genius!“

Der Abt Raynal schreibt: „William Pitt, war seit seiner Jugend der Liebling dreier Königreiche, wegen seiner Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit, Eifer gegen Ausartung, und unverletzbaren Anhänglichkeit an die Interessen seines Vaterlandes. Er hatte eine Leidenschaft für große Dinge, besaß eine unwiderstehliche Beredsamkeit, und einen zugleich unternehmenden und festen Geist. Sein Ehrgeiz war, sein Vaterland über alle Länder der Erde zu erheben und sich mit ihm. Bis auf die Verwaltung Pitts waren alle Unternehmungen der Engländer in

fernen Gegenden unglücklich, denn sie waren schlecht eingeleitet. Er hingegen entwarf seine Plane weise und zweckmäßig, ordnete seine Vorbereitungen rasch, vorsichtig, und dem Ziele angemessen, traf eine kluge Wahl unter den zu vertrauenden Männern; — genug er hob den Muth Englands dergestalt, daß seine Verwaltung eine ununterbrochene Kette von Eroberungen zeigte."

Von den frühern Reden Chathams sind nur sieben unvollständig aufbewahrt worden. In der ersten sagt er: „das Halten eines zahlreichen Heeres ist die Ursach unserer Unzufriedenheit, und unserer Unzufriedenheit halber, hält man ein starkes Heer, welches verhältnißmäßig dreimal so viel kostet wie in Deutschland, oder Frankreich. (Anecdotes I, 21.) Ich glaube drei Viertheile unserer Soldaten haben keine andere Strapatzen ausgehalten als Schmuggler zu fangen und Pöbel auseinander zu jagen." —

Noch lebhafter sprach er sich über eine Bill aus, die Bemannung der Flotte betreffend. „Ein Gesetz, welches Grausamkeiten vorschlägt, wie sie kein wildes Volk kennt, keine Sklaverei geduldet, keine Tyrannei erfunden hat, kann man nicht hören ohne Zorn, nicht daran denken ohne Abscheu. Diese Tyrannen der Verwaltung vertreiben sich die Zeit mit Unterdrückung ihrer Mitbürger, anfallen die Freiheit der schon mit Steuern Ueberbürdeten, plündern zuerst und sperren dann ein, ergreifen jede Gelegenheit die öffentliche Noth zu erhöhen, benutzen das Elend des Kriegs zu neuen Unterdrückungen, sind zu unwissend um furchtbar zu seyn, und verdanken ihre Gewalt nicht ihrer Brauchbarkeit, sondern dem Gelde und zufälligem Glücke."[1]) — In seiner Antwort sagte Horaz Walpole: „Furchtbare Töne, wilde Deklamationen, zuversichtliche Behauptungen, luftige Perioden, mögen auf Junge und Unerfahrne Eindruck machen. Auch hat der ehrenwerthe Gentleman seine Redeweise vielleicht mehr von denen seines Alters angenommen, als von

1) Anecdotes of Chatham I, 35.

solchen die mehr Gelegenheit hatten Kenntnisse zu erwerben, und ihre Empfindungen mit besserem Erfolge vorzutragen u. s. w." Walpole rügte hierauf noch die theatralische Haltung, die Heftigkeit einzelner Ausdrücke, das Uebertriebene der Bewegungen u. dergl.

Pitt erwiederte: „den mir, mit so viel Geist und Zartheit gemachten Vorwurf meiner Jugend, will ich weder entschuldigen, noch läugnen, sondern begnüge mich mit dem Wunsche daß er allmählig abnehme, und daß ich nicht, ungeachtet aller Erfahrung unwissend bleibe. Ob man überhaupt die Jugend jemand zum Vorwurf machen könne, will ich nicht entscheiden; gewiß aber wird das Alter verächtlich, wenn es alle Gelegenheiten ungenutzt vorübergehen läßt, und Laster noch vorzuwalten scheint, nachdem die Leidenschaften aufgehört haben. Der Elende, welcher die Folgen von tausend Irthümern erblickt, und doch fortfährt zu fehlen (blunder), dessen Alter nur Eigensinn zu seiner Dummheit hinzufügt, ist gewiß ein Gegenstand des Abscheus, oder der Verachtung, und verdient nicht daß sein graues Haupt ihn vor Beschimpfung schütze. — Noch mehr aber muß man den verabscheuen, welcher in dem Maaße als er an Alter zunimmt, sich von der Tugend entfernt, lasterhafter wird bei weniger Versuchung, sich preisgiebt für Geld dessen er nicht genießen kann, und den Rest seines Lebens zum Untergange seines Vaterlandes verwendet." (I, 33—43.)

Gleich leidenschaftlich sprach Pitt für die Entlassung Walpoles. Er sagte: „der Minister welcher eine günstige Gelegenheit versäumt die Macht seines Vaterlandes zu befördern, oder den Reichthum zu vermehren, muß als ein Feind seiner Mitbürger betrachtet werden. Welch Verdammungsurtheil ist jedoch über den auszusprechen, welcher ein zum Siege fähiges Heer zum Untergange verräth, das Volk in Armuth stürzt durch Unternehmungen die es hätten bereichern können, und Heere anwirbt um sie durch die Pest umkommen zu lassen? (I, 47.)"

Späteren, weniger leidenschaftlichen und besser begründeten Reden des gereifteren Staatsmanns, über die amerikanischen

Angelegenheiten, ist Folgendes entnommen:[1]) „Der Gedanke, Amerika sey im Unterhause mittelbar (virtually) vertreten, ist der verächtlichste Gedanke, der je in eines Menschen Kopf kam; er verdient keine ernstliche Widerlegung. Amerika hat das Recht sich durch seine Versammlungen selbst zu besteuern. Dies Königreich hat das Recht die Kolonien zu binden hinsichtlich des Handels, der Schiffahrt, der Manufakturen, kurz in Bezug auf jeden Gegenstand; — nur darf man ihnen, ohne ihre Zustimmung ihr Geld nicht aus der Tasche nehmen.“ (I, 430.)

Diese künstliche Unterscheidung Pitts, wonach England den Amerikanern zwar keine direkte Steuern auflegen durfte, wohl aber Handelssteuern, Zölle u. dgl., konnte jenseits des Meeres keinen Beifall finden, während man in England klagte daß Pitt den Aufstand der Amerikaner veranlasse. Er antwortete kühn: „Ich freue mich daß Amerika widersteht! Drei Millionen Menschen, so todt gegen alle Gefühle der Freiheit, daß sie sich freiwillig in Sklaverei begeben, würden Werkzeuge seyn alle Uebrigen zu verknechten. Nicht den Amerikanern schmeichle ich, ich spreche für England! — Man hat viel geredet von Amerikas Macht: in einer guten Sache, auf einem gesunden Boden ist Englands Macht im Stande Amerika zu Atome zu zermalmen. Fiele Amerika für eine gerechte Sache, so würde es fallen wie ein starker Mann, es würde die Säulen des Staates umfassen und die Verfassung mit zu Boden werfen. — Nicht überall haben die Amerikaner mit Klugheit und Mäßigung gehandelt; wollt ihr sie strafen daß sie durch eure Ungerechtigkeit zur Thorheit getrieben wurden? Laßt Klugheit und Mäßigung zuerst von dieser Seite kommen!“ (I, 440—445.)

„Mylords (sagte Pitt ein anderes Mal) ich rathe Amerika milder zu behandeln; denn der Tag ist nicht fern, wo es nicht

---

1) Yet so vivid and impetuous were his bursts of oratory, that they seemed even beyond his own control; instead of his ruling them, they often ruled him. Mahon Hist. of England III, 15. Tauchnitz edit.

bloß in den Waffen, sondern auch in den Künsten mit diesen Königreichen wetteifern kann. Ich werde, wenn gleich mich schwere Krankheit fesselt, diese hochwichtige Angelegenheit nie verlassen; ich will an die Thür des schlafenden und verwirrten Ministeriums klopfen, und es erwecken zu einem Gefühl für diese große Gefahr. (II, 250, 257.) — Straft nicht drei Millionen für das Vergehen von vierzig, funfzig Personen! Macht durch diese ungerechte Strenge die Wunden nicht unheilbar, reizt sie nicht auf zu unlöschbarem Zorn!"

„Wenn ich die Gründlichkeit der Berathungen, die Kraft des Scharfsinns, die Weisheit der Beschlüsse betrachte, und zugleich die Verwickelung der schwierigsten Verhältnisse, so steht kein Volk, keine Körperschaft dem Congresse von Philadelphia voran. Alle Versuche solchen Männern Sklaverei aufzulegen, bei einem so mächtigen, continentalen Volke den Despotismus einzuführen, ist eitel, ist verderblich. Wir werden zuletzt nachgeben müssen, laßt es uns thun, bevor wir gezwungen sind. — Eine Eroberung Amerikas ist ganz unmöglich! Möget ihr alle Ausgaben, alle Anstrengungen vermehren, jeden Beistand anhäufen den ihr kaufen oder borgen könnt, handeln und tauschen mit jedem kleinen, erbärmlichen deutschen Fürsten, der seine Unterthanen zur Schlachtbank eines fremden Herrschers sendet, eure Anstrengungen werden immerdar eitel und ohnmächtig seyn. — Wäre ich ein Amerikaner, wie ich ein Engländer bin, und fremde Mannschaft landete in meinem Vaterlande, ich würde die Waffen nie niederlegen, nie, nie, nie! (II, 269, 293—299, 304.)"

Trotz aller Gründe, Warnungen, Bitten, Drohungen, Weissagungen beharrten Ministerium, Parlament, König hinsichtlich Amerikas auf irriger Bahn, bis man dessen Unabhängigkeit anerkennen mußte. Als Chatham, dessen Verwaltung Großbrittanniens Macht und Ansehn auf dem ganzen Erdenrunde siegreich erhöht hatte, dies nicht mehr hintertreiben konnte, sank er, von Schmerz überwältigt im Parlamente zusammen, und starb bald

nachher auf seinem Landgute Hayes in Kent, den 11. Mai 1778.[1]) (II, 354.)

74.

Wenden wir uns von dem großen Vater, zu seinem mindestens ebenso großen Sohne. William Pitt, der jüngere, ward geboren 1759 zu Hayes in Kent, und starb den 23. Januar 1806, an dem Tage wo er 25 Jahre zuvor ins Parlament eingetreten war. Vom 24. Lebensjahre an, leitete er (mit nur kurzen Unterbrechungen) die Angelegenheiten Großbritanniens, obsiegend über die heftigsten und talentvollsten Gegner.

[Bouterwek VIII, 447.]

Es ist nicht der Ort hier zu entwickeln, ob, und in wie weit die Bewunderer, oder die Gegner der französischen Revolution in größerem Rechte waren, ob Krieg nothwendig, ob sicherer Friede eher erreichbar war. Ganz Europa spaltete sich hienach in große Parteien, die sich mit allen materiellen und geistigen Mitteln bekämpften. Gewiß gehörten Größe des Charakters, Festigkeit des Willens, Uneigennützigkeit und Reinheit des Wandels, umfassende Kenntnisse und erstaunliche Arbeitskraft dazu, eine so unermeßliche Aufgabe, wie die William Pitts zu lösen und weit die Mehrzahl seiner Mitbürger, so viele Jahre lang an seine Fahne zu ketten. Unser Zweck ist jedoch hier zunächst nur, Pitt als Redner kennen zu lernen. Einräumen muß man, daß er sich seltener zu rhetorischen Ergüssen fortreißen ließ, wie Burke, Fox und Sheridan; hingegen sind seine Reden im Durchschnitt weit die geordnetsten und inhaltreichsten, wie es sich für den herrschenden Staatsmann gebührt.

Heftigen, ja fast zügellosen Angriffen gegenüber, vertheidigte er sich indeß mit siegreicher Ueberlegenheit, und nie fehlte es

---

1) Eine Prüfung des gesammten politischen Lebenslaufs Chathams gehört nicht hieher: siehe Macaulays essay.

zur Erhaltung des europäischen Friedens. Lange ward er verkannt, ungerecht angeklagt und verläumbet, bis eine genauere, unparteiische Prüfung, die Urtheile berichtigte. Sein anfangs ungebührlich heftiger Gegner, der ältere Pitt, sagte in spätern Lebensjahren: „je mehr ich über mein ehemaliges Betragen nachdenke, desto mehr tadele ich mich selbst, mich gewissen Maßregeln Walpoles widersetzt zu haben;" und Burke (gewiß ein vollgültiger Richter) schreibt: „Walpole war kein Bestecher, kein Verschwender der Staatsgelder, wie seine Widersacher behauptet haben. Ohne eben ein Genie ersten Ranges zu seyn, war er ein kenntnißreicher und einsichtsvoller, kluger, gründlicher Minister, und wußte auch anderen, sonst zu Krieg geneigten Staaten, Friedensgesinnungen einzuflößen, und nicht minder dem Könige (Georg II.), der nicht ohne Verlangen nach kriegerischem Ruhm war. Seine Maßregeln waren die Hauptursachen der schnellen und großen Fortschritte welche das englische Volk unter seiner Ministerschaft zur höchsten Stufe des Wohlstandes brachte. (Works VI, 157, andere Ausg. II, 291.)"

Walpole steht zwar als Redner, einigen der späteren Meister nicht gleich, aber durch Inhalt und Form seinen damaligen Gegnern voran.[1]) Ich gebe Auszüge aus zwei Reden, welche er, die heftigsten Anklagen siegreich zurückweisend, im Parlamente hielt. Die erste bei Gelegenheit eines durch Bolingbroke mittelbar herbeigeführten Angriffs und gesteigerten Streites über die Dauer der Parlamente. Walpole sagte, sich vertheidigend, und mit bestimmter Hinweisung auf Bolingbrokes feindliches Benehmen:[2]) (Mahon II, 266.)

„Wenn die Herren so viel sprechen von schlechten Ministern, herrschsüchtigen Ministern, von Ministern die sich höhnisch brüsten, die allen Sinn für Ehre und Tugend verloren haben;

---

1) There have been many more eloquent orators, but never I believe, a more dexterous debator. Mahon Hist. of England I, 101.

2) Bolingbroke sprach später selbst nachtheilig von Walpoles Gegnern. Mahon III, 136.

so könnten andere Männer gewiß mit gleichem, ja größerem Rechte sprechen von Antiministern, Spottpatrioten, die niemals Ehre und Tugend besaßen, und allein angetrieben werden von Neid und Rachsucht. Lassen Sie mich ferner annehmen, es gebe einen Antiminister, der sich hält für einen Mann von so großen und umfassenden Anlagen, so vielen hervorragenden Eigenschaften, daß er der einzige im Königreiche fähige Mann sey die öffentlichen Angelegenheiten zu führen, und der deshalb jeden Anderen der die Ehre hat, damit beschäftigt zu werden, einen Stümper schilt. Nehmen wir ferner an, dieser feine Herr habe (glücklich genug) für seine Partei gewonnen einige Personen von guten Anlagen, alten Familien, großem Reichthum; und wiederum Andere deren verzweifelte Ansichten hervorgehn aus vereitelten Planen und boshaften Herzen. Alle diese Gentlemen werden, in Bezug auf ihr politisches Benehmen, allein von ihm in Bewegung gesetzt; was sie öffentlich, oder in Privatkreisen sagen, ist lediglich eine Wiederholung der Worte die er ihnen in den Mund gelegt und ein Ausspeien des Giftes welches er ihnen eingeflößt hat. Und dennoch wird dieser Anführer nicht einmal von denen geachtet, die ihm blindlings folgen, gehaßt aber von allen übrigen Menschen. Nehmen wir ferner an, dieser Antiminister lebe in einem Lande, in welchem er eigentlich nicht seyn sollte, und wo er nur geduldet wird in Folge zu großer Güte und Gnade; und dennoch bemüht er sich mit aller seiner Macht und Kunst, die Quelle zu zerstören, aus welcher jene Gnade floß. In jenem Lande sucht er immerwährend Freundschaft und Gemeinschaft mit den Gesandten derjenigen Fürsten die seinem Könige am feindlichsten sind. Sollte es sich zutragen, daß einem jener Botschafter daran läge ein Geheimniß zu erfahren, dessen Kundwerdung dem Vaterlande sehr nachtheilig seyn würde, so wendet er sich an den Antiminister und dieser antwortet: ich will es ihnen verschaffen, sagen Sie mir nur was sie wünschen. Hierauf legt er eine, oder zwei Reden in den Mund einiger seiner Kreaturen, oder Neubekehrten; — und was er will wird im Parlamente beantragt. Nehmen wir ferner an dieser Anti-

minister sey viel gereiset, und an jedem Hofe, wo er sich für den größten Minister hielt, habe er es sich zum Geschäft gemacht die Geheimnisse zu verrathen, und aller Ehre und Treue ledig, jeden Herrn zu betrügen, dem er diente."

Als zweite Probe möge die Rede dienen, womit Walpole einen Antrag auf seine Entlassung, damals mit Erfolg zurückwies. Er sagte: „Sir! Zur Rechtfertigung des Antrags auf meine Entfernung aus dem Ministerium, ist von verschiedenen Gentlemen bemerkt worden, daß wenn er auch angenommen würde, wohl weder mein Leben, noch meine Freiheit, noch mein Gut in Gefahr kommen dürften. Hat denn aber in den Augen dieser höchst geehrten Herrn, mein Charakter und mein guter Name kein Gewicht? Ich verhehle nicht, daß es mir sehr schmerzhaft ist im Parlament als ein Mann genannt zu werden, gegen den man eine Untersuchung anstellen müsse. — Wäre ich der Diener eines schwachen, oder despotischen Fürsten, so würde meine Rechtfertigung seyn, daß ich seinen Befehlen gehorchen mußte. Da mein gutes Glück mich aber in die Dienste eines Fürsten gebracht hat, der keinen bösen Minister bedarf und keinen brauchen will, so fällt also alle Verantwortlichkeit auf mich allein. Und hier bekommt das Bewußtseyn meiner Unschuld ein um so stärkeres Gewicht, wenn man auf die Absichten und Talente meiner Verfolger Rücksicht nimmt. Wäre ich nämlich großer Verbrechen schuldig, so fehlt es ihnen nicht an Willen und Eifer sie ans Licht zu bringen, nicht an Geschicklichkeit sie in den, ihren Absichten gemäßesten Gesichtspunkt zu stellen. Aber sie können es nicht, weil ich keine Verbrechen begangen habe. Ich frage also: welche Triebfedern haben sie gleichwohl zu diesem Angriff wider mich veranlaßt? Die Leidenschaften und Vorurtheile der verschiedenen Parteien!

Den Tories ist mein großes, mein Hauptverbrechen, der lange Besitz meines Postens; meinetwegen können sie nicht zu der Macht, der Ehre, zu allen den Vortheilen gelangen, wonach sie so begierig, so hartnäckig trachten. — Andere meiner Gegner sind Knaben in der Politik, die nichts als Verachtung verdienen

würden, wenn ihre Verwegenheit sie nicht verabscheuungswürdig machte. — Diese Scheinpatrioten maßen sich an, sich ausschließlich das Volk zu nennen, und unter diesem Namen alle Gewalt an sich zu ziehen. Nach ihrem Dünkel sind der König, die Lords, die Gemeinen nur eine Faktion; sie sind die Regierung. Nach solchen Grundsätzen bedrohen sie alle Obrigkeit mit ihrer Vernichtung, und eignen sich ein Recht zu über jeden gesetzmäßigen Obern zu richten, ihm vorzuschreiben, ihm zu widerstehen. Personen der verschiedensten Ansichten und Grundsätze haben alle eine Absicht gemein: Opposition gegen die Regierung!

Die Herren erheben viel Geschrei von ihrem Patriotismus; ein ehrwürdiges Wort wenn es richtig angewandt wird. Aber es thut mir leid sagen zu müssen, es werde seit einiger Zeit so mißbraucht, daß es allen Werth verliert. Der wahre Begriff von Patriotismus ist verloren und das Wort giebt den Vorwand zu den schändlichsten Absichten. — Sir! Patrioten schießen auf wie die Schwämme. Ich könnte ihrer funfzig zwischen vierundzwanzig Stunden schaffen, ich habe viele in einer Nacht geschaffen. Man darf nur jemanden ein unbilliges und trotziges Verlangen abschlagen, plötzlich springt der Patriot hervor. Ich habe mich nie gefürchtet derlei Patrioten zu machen, aber ich verachte alle ihre Bestrebungen. Persönliche Rachsucht und getäuschte Ehrsucht erzeugen diesen vorgegebenen Patriotismus. Es ist nicht ein Einziger unter ihnen dessen besondere Absichten ich nicht zuverlässig weiß, und die Beweggründe warum er sich unter die Schaar der Opponenten begeben hat.

Man sagt: ich hätte die Majorität nur durch Bestechung! Sir, wäre nur ein einziger Fall angeführt, wo ich irgend einem Mitgliede des einen, oder des anderen Hauses eine Belohnung für seine Stimme angeboten, oder irgend einen mit dem Verluste einer Stelle wegen seiner Stimme bedroht hätte, so wäre doch einiger Grund für diese Beschuldigung angeführt. — Ich habe eine zu hohe Meinung von der Scharfsicht meiner Gegner, und schließe daher daß sie sich bewußt sind über Beschwerden zu

klagen, die sie nicht fühlen und daß sie ihr eigenes Interesse und nicht das allgemeine vor Augen haben. — Führten die Herrn wohl ein einziges Beispiel an von übermäßiger Macht die ich mir anmaße? von Einfluß den ich auf alle Klassen des Volkes ausüben soll? von Tyrannei womit ich diejenigen unterdrücke, welche mir widersprechen, von Freigebigkeit womit ich diejenigen belohne, welche mich unterstützen?

Um zum Schluß zu kommen, Sir, ob ich gleich immer auf die Ehre des Zutrauens, daß Sr. Majestät zu mir hat, stolz seyn werde; so werde ich doch immer bereit seyn, mich aus seinem Rathe und von seiner Person zu entfernen, so bald Er es gut findet. Daher würde ich mich um den Ausgang dieser Debatte wenig bekümmern, wäre es nicht wegen des Eingriffs, der durch den Antrag auf die Vorrechte der Krone gethan wird. Ich muß aber der Meinung seyn, daß eine Adresse an S. Majestät um Verabschiedung eines seiner Diener, ohne auch nur ein einzelnes, spezielles Verbrechen gegen ihn anzuführen, einer der größten Eingriffe ist, welche jemals in die Rechte der Krone gethan wurden!" —

Als sich Walpole zwei Jahre später zurückzog und seine Gegner an das Ruder kamen, gingen die Sachen schlechter, denn zuvor, und sie gestanden das Unrecht ihres früheren Benehmens. (Burke II, 291.)

73.

Von der Mitte des achtzehnten, bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein, finden wir in England bewundernswerthe Staatsmänner und Redner; ich nenne vor Allen die beiden Pitts, Fox, Sheridan und Burke. Es kann nicht die Absicht seyn, über ihre Verwaltung, oder ihre Lebensereignisse hier umständlichen Bericht zu erstatten; es genügt zu bemerken, daß beide Pitts und Burke nicht bloß einen tadellosen, sondern einen durchaus löblichen Wandel führten, wogegen an der Lebensweise von Fox und Sheridan allerdings viel zu rügen blieb. Bevor ich jedoch

diese Männer durch Mittheilungen aus ihren Reden zu schildern suche, ist es rathsam einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Erstens: die im englischen Parlamente beobachteten Formen waren keineswegs immer sehr höflich und human, sondern verletzten oft gar sehr die Regeln der Billigkeit und des Anstandes. Man muß sich daran gewöhnen, ohne Alles musterhaft finden zu können.

Zweitens: es kann sich auf Seiten der Regierung, oder der Opposition ein Uebergewicht von Weisheit und Patriotismus finden; aber es ist gar kein Grund vorhanden, dies löbliche Uebergewicht immer bei der letzten vorauszusetzen. Vielmehr bleibt auch hier das Tadeln leichter, als das Bessermachen, und wer dies wirklich versteht, kommt über kurz oder lang wirklich an die Regierung.

Drittens: die Opponirenden nehmen gewöhnlich alle rhetorischen Kunstmittel zu Hülfe und ihre Reden glänzen durch einzelne Stellen; während die Reden der Regierenden meist inhaltsreicher sind und seyn müssen, und sich deshalb schwieriger durch kurze Auszüge hinreichend charakterisiren lassen.

Der ältere Pitt, nachmalige Graf Chatham (geb. 1708, gest. 1778) ist allgemein anerkannt als einer der uneigennützigsten, beredtesten, kräftigsten, kühnsten, thatenreichsten Männer, die je an der Spitze einer Verwaltung standen. Aus unzähligen, hiefür Zeugniß Ablegenden, will ich nur die Urtheile dreier Männer, eines Deutschen, eines Engländers und eines Franzosen anführen. König Friedrich II. schreibt (III, 260): „Pitts Beredsamkeit und sein erhabenes (élevé) Genie erhoben ihn zum Idol des Volks; er war der beste Kopf Englands. Durch die Kraft seines Wortes hatte er das Unterhaus unterjocht, er herrschte daselbst, er war (so zu sagen) dessen Seele. An die Spitze der Verwaltung gekommen, verwandte er alle Macht seines Genius, sein Vaterland zur Herrin des Meers zu erheben, die Thätigkeit auf dem Festlande zu erhöhen, ja alle Zweige der Verwaltung neu zu beleben."

[Bouterwek VIII, 444.]

Lord Chesterfield erzählt: „Herr Pitt verdankte sein Steigen zu den ersten Stellen und der größten Macht im Königreiche, lediglich seinen Talenten. Sie ersetzten ihm Geburt und Reichthum. Denn als ein jüngerer Bruder aus einem neuen Hause, hatte er jährlich nur eine Einnahme von 100 Pfund Sterling. — Seine Gesundheit versagte ihm gewöhnliche Vergnügungen, sein Genius hielt ihn ab von Zerstreuungen der Jugend: vom 16. Jahre litt er schon an ererbtem Podagra. Sein Privatleben war unbefleckt von Lastern, von irgend einer Niedrigkeit; alle seine Gefühle waren freisinnig und edel. Seine herrschende Leidenschaft war Ehrgeiz. Er zeigte sich stolz, befehlerisch, ungeduldig des Widerspruchs. Sitten und Gewandtheit fehlten ihm keineswegs, doch bemerkte man ein großes Selbstgefühl auf seine überlegenen Talente. Er war höchst angenehm und lebhaft in Gesellschaften; er hatte eine solche Beweglichkeit des Witzes, daß er sich jeder Art des Gesprächs anzupassen wußte. Auch für Dichtkunst besaß er eine sehr glückliche Anlage, machte aber nur selten davon Gebrauch. Er kam jung in das Parlament und zeigte sich bald den ältesten und geschicktesten Mitgliedern gleich. Seine Beredsamkeit war nicht minder groß in der streng begründenden, und der deklamatorischen Weise. Seine schrecklichen Angriffe sprach er aus mit solcher Kraft, Würde und Haltung, daß er selbst diejenigen einschüchterte, die ihm gern entgegen getreten wären. Die Waffen entfielen ihren Händen, und sie sanken zusammen unter dem Uebergewicht seines Genius!"

Der Abt Raynal schreibt: „William Pitt, war seit seiner Jugend der Liebling dreier Königreiche, wegen seiner Rechtlichkeit, Uneigennützigkeit, Eifer gegen Ausartung, und unverletzbaren Anhänglichkeit an die Interessen seines Vaterlandes. Er hatte eine Leidenschaft für große Dinge, besaß eine unwiderstehliche Beredsamkeit, und einen zugleich unternehmenden und festen Geist. Sein Ehrgeiz war, sein Vaterland über alle Länder der Erde zu erheben und sich mit ihm. Bis auf die Verwaltung Pitts waren alle Unternehmungen der Engländer in

fernen Gegenden unglücklich, denn sie waren schlecht eingeleitet. Er hingegen entwarf seine Plane weise und zweckmäßig, ordnete seine Vorbereitungen rasch, vorsichtig, und dem Ziele angemessen, traf eine kluge Wahl unter den zu vertrauenden Männern; — genug er hob den Muth Englands dergestalt, daß seine Verwaltung eine ununterbrochene Kette von Eroberungen zeigte."

Von den frühern Reden Chathams sind nur sieben unvollständig aufbewahrt worden. In der ersten sagt er: „das Halten eines zahlreichen Heeres ist die Ursach unserer Unzufriedenheit, und unserer Unzufriedenheit halber, hält man ein starkes Heer, welches verhältnißmäßig dreimal so viel kostet wie in Deutschland, oder Frankreich. (Anecdotes I, 21.) Ich glaube drei Viertheile unserer Soldaten haben keine andere Strapatzen ausgehalten als Schmuggler zu fangen und Pöbel auseinander zu jagen." —

Noch lebhafter sprach er sich über eine Bill aus, die Bemannung der Flotte betreffend. „Ein Gesetz, welches Grausamkeiten vorschlägt, wie sie kein wildes Volk kennt, keine Sklaverei geduldet, keine Tyrannei erfunden hat, kann man nicht hören ohne Zorn, nicht daran denken ohne Abscheu. Diese Tyrannen der Verwaltung vertreiben sich die Zeit mit Unterdrückung ihrer Mitbürger, anfallen die Freiheit der schon mit Steuern Ueberbürdeten, plündern zuerst und sperren dann ein, ergreifen jede Gelegenheit die öffentliche Noth zu erhöhen, benutzen das Elend des Kriegs zu neuen Unterdrückungen, sind zu unwissend um furchtbar zu seyn, und verdanken ihre Gewalt nicht ihrer Brauchbarkeit, sondern dem Gelde und zufälligem Glücke."[1]) — In seiner Antwort sagte Horaz Walpole: „Furchtbare Töne, wilde Deklamationen, zuversichtliche Behauptungen, luftige Perioden, mögen auf Junge und Unerfahrne Eindruck machen. Auch hat der ehrenwerthe Gentleman seine Redeweise vielleicht mehr von denen seines Alters angenommen, als von

1) Anecdotes of Chatham I, 35.

solchen die mehr Gelegenheit hatten Kenntnisse zu erwerben, und ihre Empfindungen mit besserem Erfolge vorzutragen u. s. w." Walpole rügte hierauf noch die theatralische Haltung, die Heftigkeit einzelner Ausdrücke, das Uebertriebene der Bewegungen u. dergl.

Pitt erwiederte: „den mir, mit so viel Geist und Zartheit gemachten Vorwurf meiner Jugend, will ich weder entschuldigen, noch läugnen, sondern begnüge mich mit dem Wunsche daß er allmählig abnehme, und daß ich nicht, ungeachtet aller Erfahrung unwissend bleibe. Ob man überhaupt die Jugend jemand zum Vorwurf machen könne, will ich nicht entscheiden; gewiß aber wird das Alter verächtlich, wenn es alle Gelegenheiten ungenutzt vorübergehen läßt, und Laster noch vorzuwalten scheint, nachdem die Leidenschaften aufgehört haben. Der Elende, welcher die Folgen von tausend Irthümern erblickt, und doch fortfährt zu fehlen (blunder), dessen Alter nur Eigensinn zu seiner Dummheit hinzufügt, ist gewiß ein Gegenstand des Abscheus, oder der Verachtung, und verdient nicht daß sein graues Haupt ihn vor Beschimpfung schütze. — Noch mehr aber muß man den verabscheuen, welcher in dem Maaße als er an Alter zunimmt, sich von der Tugend entfernt, lasterhafter wird bei weniger Versuchung, sich preisgiebt für Geld dessen er nicht genießen kann, und den Rest seines Lebens zum Untergange seines Vaterlandes verwendet." (I, 33—43.)

Gleich leidenschaftlich sprach Pitt für die Entlassung Walpoles. Er sagte: „der Minister welcher eine günstige Gelegenheit versäumt die Macht seines Vaterlandes zu befördern, oder den Reichthum zu vermehren, muß als ein Feind seiner Mitbürger betrachtet werden. Welch Verdammungsurtheil ist jedoch über den auszusprechen, welcher ein zum Siege fähiges Heer zum Untergange verräth, das Volk in Armuth stürzt durch Unternehmungen die es hätten bereichern können, und Heere anwirbt um sie durch die Pest umkommen zu lassen? (I, 47.)"

Späteren, weniger leidenschaftlichen und besser begründeten Reden des gereifteren Staatsmanns, über die amerikanischen

Angelegenheiten, ist Folgendes entnommen:[1]) „Der Gedanke, Amerika sey im Unterhause mittelbar (virtually) vertreten, ist der verächtlichste Gedanke, der je in eines Menschen Kopf kam; er verdient keine ernstliche Widerlegung. Amerika hat das Recht sich durch seine Versammlungen selbst zu besteuern. Dies Königreich hat das Recht die Kolonien zu binden hinsichtlich des Handels, der Schiffahrt, der Manufakturen, kurz in Bezug auf jeden Gegenstand; — nur darf man ihnen, ohne ihre Zustimmung ihr Geld nicht aus der Tasche nehmen.“ (I, 430.)

Diese künstliche Unterscheidung Pitts, wonach England den Amerikanern zwar keine direkte Steuern auflegen durfte, wohl aber Handelssteuern, Zölle u. dgl., konnte jenseits des Meeres keinen Beifall finden, während man in England klagte daß Pitt den Aufstand der Amerikaner veranlasse. Er antwortete kühn: „Ich freue mich daß Amerika widersteht! Drei Millionen Menschen, so todt gegen alle Gefühle der Freiheit, daß sie sich freiwillig in Sklaverei begeben, würden Werkzeuge seyn alle Uebrigen zu verknechten. Nicht den Amerikanern schmeichle ich, ich spreche für England! — Man hat viel geredet von Amerikas Macht: in einer guten Sache, auf einem gesunden Boden ist Englands Macht im Stande Amerika zu Atome zu zermalmen. Fiele Amerika für eine gerechte Sache, so würde es fallen wie ein starker Mann, es würde die Säulen des Staates umfassen und die Verfassung mit zu Boden werfen. — Nicht überall haben die Amerikaner mit Klugheit und Mäßigung gehandelt; wollt ihr sie strafen daß sie durch eure Ungerechtigkeit zur Thorheit getrieben wurden? Laßt Klugheit und Mäßigung zuerst von dieser Seite kommen!“ (I, 440—445.)

„Mylords (sagte Pitt ein anderes Mal) ich rathe Amerika milder zu behandeln; denn der Tag ist nicht fern, wo es nicht

1) Yet so vivid and impetuous were his bursts of oratory, that they seemed even beyond his own control; instead of his ruling them, they often ruled him. Mahon Hist. of England III, 15. Tauchnitz edit.

bloß in den Waffen, sondern auch in den Künsten mit diesen Königreichen wetteifern kann. Ich werde, wenn gleich mich schwere Krankheit fesselt, diese hochwichtige Angelegenheit nie verlassen; ich will an die Thür des schlafenden und verwirrten Ministeriums klopfen, und es erwecken zu einem Gefühl für diese große Gefahr. (II, 250, 257.) — Straft nicht drei Millionen für das Vergehen von vierzig, funfzig Personen! Macht durch diese ungerechte Strenge die Wunden nicht unheilbar, reizt sie nicht auf zu unlöschbarem Zorn!"

„Wenn ich die Gründlichkeit der Berathungen, die Kraft des Scharfsinns, die Weisheit der Beschlüsse betrachte, und zugleich die Verwickelung der schwierigsten Verhältnisse, so steht kein Volk, keine Körperschaft dem Congresse von Philadelphia voran. Alle Versuche solchen Männern Sklaverei aufzulegen, bei einem so mächtigen, continentalen Volke den Despotismus einzuführen, ist eitel, ist verderblich. Wir werden zuletzt nachgeben müssen, laßt es uns thun, bevor wir gezwungen sind. — Eine Eroberung Amerikas ist ganz unmöglich! Möget ihr alle Ausgaben, alle Anstrengungen vermehren, jeden Beistand anhäufen den ihr kaufen oder borgen könnt, handeln und tauschen mit jedem kleinen, erbärmlichen deutschen Fürsten, der seine Unterthanen zur Schlachtbank eines fremden Herrschers sendet, eure Anstrengungen werden immerdar eitel und ohnmächtig seyn. — Wäre ich ein Amerikaner, wie ich ein Engländer bin, und fremde Mannschaft landete in meinem Vaterlande, ich würde die Waffen nie niederlegen, nie, nie, nie! (II, 269, 293—299, 304.)"

Trotz aller Gründe, Warnungen, Bitten, Drohungen, Weissagungen beharrten Ministerium, Parlament, König hinsichtlich Amerikas auf irriger Bahn, bis man dessen Unabhängigkeit anerkennen mußte. Als Chatham, dessen Verwaltung Großbrittanniens Macht und Ansehn auf dem ganzen Erdenrunde siegreich erhöht hatte, dies nicht mehr hintertreiben konnte, sank er, von Schmerz überwältigt im Parlamente zusammen, und starb bald

nachher auf seinem Landgute Hayes in Kent, den 11. Mai 1778.[1]) (II, 354.)

74.

Wenden wir uns von dem großen Vater, zu seinem mindestens ebenso großen Sohne. William Pitt, der jüngere, ward geboren 1759 zu Hayes in Kent, und starb den 23. Januar 1806, an dem Tage wo er 25 Jahre zuvor ins Parlament eingetreten war. Vom 24. Lebensjahre an, leitete er (mit nur kurzen Unterbrechungen) die Angelegenheiten Großbritanniens, obsiegend über die heftigsten und talentvollsten Gegner.

[Bouterwek VIII, 447.]

Es ist nicht der Ort hier zu entwickeln, ob, und in wie weit die Bewunderer, oder die Gegner der französischen Revolution in größerem Rechte waren, ob Krieg nothwendig, ob sicherer Friede eher erreichbar war. Ganz Europa spaltete sich hienach in große Parteien, die sich mit allen materiellen und geistigen Mitteln bekämpften. Gewiß gehörten Größe des Charakters, Festigkeit des Willens, Uneigennützigkeit und Reinheit des Wandels, umfassende Kenntnisse und erstaunliche Arbeitskraft dazu, eine so unermeßliche Aufgabe, wie die William Pitts zu lösen und weit die Mehrzahl seiner Mitbürger, so viele Jahre lang an seine Fahne zu ketten. Unser Zweck ist jedoch hier zunächst nur, Pitt als Redner kennen zu lernen. Einräumen muß man, daß er sich seltener zu rhetorischen Ergüssen fortreißen ließ, wie Burke, Fox und Sheridan; hingegen sind seine Reden im Durchschnitt weit die geordnetsten und inhaltreichsten, wie es sich für den herrschenden Staatsmann gebührt.

Heftigen, ja fast zügellosen Angriffen gegenüber, vertheidigte er sich indeß mit siegreicher Ueberlegenheit, und nie fehlte es

---

1) Eine Prüfung des gesammten politischen Lebenslaufs Chathams gehört nicht hieher: siehe Macaulays essay.

ihm bei Behandlung wichtiger Gegenstände an Scharfsinn der Einsicht, und Wärme des Gefühls. Als Burke schon im Jahre 1782 eine seiner Reden verspottete und sie ein Gemisch von Heuchelei, Widersprüchen und Thorheit nannte (Speeches I, 17) erwiederte Pitt: „Der gegenwärtige Augenblick erfordert Ernst, nicht Scherz. Die heiteren Blumen einer glänzenden Fantasie haben ihre geeignete Jahreszeit zu Lust und Erholung. Alsdann würde ich glücklich seyn Theil zu nehmen, an den Freuden der fruchtbaren Einbildungskraft, welche so lange die Lust und das Wunder dieses Hauses waren, aber ich kann nicht einstimmen, mich nicht hergeben zu der Bewunderung «der schönen Mücken welche in den Sonnenstrahlen spielen»; wenn mein Geist mit den ernsten und wichtigen Gegenständen beschäftigt ist, welche jetzt dem Hause vorliegen; noch kann ich die Unangemessenheit (indiscretion) des Witzes billigen, welcher so unverständig mit dem guten Sinn und dem gesetzten Urtheile des ehrenwerthen Herrn davon rannte. — Ich bin aufgestanden um das Haus zu Nüchternheit und Ernst zurückzubringen und ihm zu sagen, daß weder die Zeit geeignet, noch der Gegenstand passend ist, für Ausstellungen einer bunten Fantasie, und muthwillige Reize theatralischer Bezauberung. Vielmehr ist es ihre Aufgabe und ihre Pflicht, den Stab des Zauberers zu zerbrechen, die Wolken (so schön sie auch sind) welche man über ihren Häuptern gesammelt hat, zu zerstreuen, und ernst und feierlich die sehr gefährliche Lage des Vaterlandes zu betrachten und sich zu bemühen durch die Kraft vereinter Weisheit, Geschicklichkeit und Erfahrung, das Königreich aus so vielen Schwierigkeiten zu befreien durch das Abschließen eines ehrenvollen Friedens."

Auf einen ähnlichen Angriff Sheridans antwortete Pitt (I, 22): „Niemand bewundert mehr als ich, des ehrenwerthen Herrn Geschicklichkeiten (abilities), seine eleganten Einfälle, die heiteren Ergüsse seiner Fantasie, seine dramatischen Wendungen, seine epigrammatischen Spitzen; und wenn sie für die rechte Bühne aufgespart würden, müßten sie allgemeinen Beifall ge-

winnen. Hier ist aber nicht der rechte Ort für Ausstellung von derlei Elegantien, und ich muß um Erlaubniß bitten, die Aufmerksamkeit des Hauses zur ernsten Betrachtung des vorliegenden, wichtigen Gegenstandes hinzulenken."

In derselben Weise wies Pitt Angriffe von Fox zurück (I, 25) und fügte hinzu: „Nie werde ich mich in politische Feindschaften einlassen, ohne politischen Grund und ohne öffentliche Zustimmung. Der besonnene und dauerhafte Triumph der Vernunft, über schwachen und gemeinen Wankelmuth der Parteileidenschaften, der stete Triumph der Tugend, über bloßen Erfolg, möge der meine seyn, jetzt und für mein ganzes Leben. Niemals soll ihn ein Wechsel der Grundsätze beflecken."

Durch die Verbindung von Fox mit Lord North kam jener eine Zeitlang zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Seine Bill über die neue Verwaltung Indiens fand aber den größten Widerspruch, weil sie die königliche Macht wesentlich zu verringern, und die Befugnisse der, bisher urkundlich Berechtigten, übermäßig zu verletzen schien. Nachdem Fox gezwungen war deshalb abzutreten, und Pitt wiederum Haupt des Ministeriums ward, verwarf dennoch das Unterhaus die von ihm über jenen Gegenstand eingebrachte Bill. Pitt legte aber sein Amt nicht nieder (wie man erwartete und forderte) sondern lösete das Parlament auf, und bekam durch die neuen Wahlen ein ganz entschiedenes Uebergewicht. Ich theile Proben aus den Reden mit, welche er über diese Angelegenheiten hielt.

„Der sehr ehrenwerthe Herr (Fox) dessen Talente und Beredsamkeit auch dem Ungestalteten Grazie verleihen würden, hat sich an ihre Leidenschaften gewendet, und den traurigen Zustand der unglücklichen Einwohner Indiens an ihr Herz gelegt: — ein Zustand den jeder tief bedauern und zu verbessern bestrebt seyn muß. Sollte aber der ehrenwerthe Herr zum Schutz der in Asien Bedrückten dadurch vorgehn, daß er die Unterdrückung in Europa beispiellos vermehrt? (I, 61.) — Ich habe mich gegen das Haus und die ganze Welt verpflichtet zu zeigen, welche furchtbare Richtung diese Bill einschlägt gegen Alles was einem

Engländer theuer und heilig ist; ihren feindlichen Einfluß darzuthun, welchen sie auf die Verfassung und die Freiheiten des Landes hat, und durch unläugbaren Augenschein zu erweisen, daß die Grundsätze auf denen sie beruht falsch und gefährlich sind."

„Ich hoffe, daß man meine Bill (welche ich der von Fox entgegen aufstelle) redlich und unparteiisch prüfen und am wenigsten verwerfen wird, ehe man ihren Inhalt kennt. Ich biete minder gewaltsame und doch wirksame Maßregeln, welche unsere östlichen Besitzungen sichern, ohne das Eigenthum der ostindischen Gesellschaft einzuziehen und die mangelhafte Verwaltung verbessern, ohne urkundliche Rechte zu vernichten. Ich vertraue man wird meinen Plan nicht mißbilligen weil er minder gewaltsam ist und ihm fehlen jene Eil, jene umsichgreifenden Grundsätze, jener ungeheure Einfluß, jener maßlose Ehrgeiz, jene verfassungswidrigen Tendenzen der Bill meines Gegners. (I, 71.)"

Als Pitts Bill dennoch verworfen ward, fügte er hinzu: „weder unbegründete Verläumdung, noch ungemäßigte Beleidigungen werden mein Gemüth außer Fassung bringen, und ich bin es meiner Würde schuldig jetzt weder auf rasche Verläumdungen, noch auf bescheidene Fragen zu antworten." (I, 90.) — „Keine Mehrzahl (sagte er bald darauf) hat ein Recht dem Ministerium vorzuschreiben, was es unter gegebenen Verhältnissen thun solle. Dies Haus hat kein Recht die königlichen Rechte zu beaufsichtigen. Vielmehr ist jeder Zweig der gesetzgebenden Macht eingesetzt, die gesetzliche und verfassungsmäßige Uebung der Rechte aller andern zu sichern. Ich hoffe deshalb, Niemand werde behaupten, der König müsse zur Ernennung von Pairs, oder zum Wechseln seiner Minister, erst die Erlaubniß des Unterhauses einholen. (I, 191.) — Kann man mir beweisen, daß die Niederlegung meines Amtes, Frieden und Glück des Landes befördern würde, so bin ich augenblicklich dazu bereit. Ich will aber meine Stelle nicht aufgeben, um mich der Gnade des ehrenwerthen Herrn (Fox) zu unterwerfen. Er

nennt mich einen Minister bloß dem Namen nach, eine bloße Puppe geheimen Einflusses. Sir, weil ich nicht bloß ein Namenminister von der Ernennung dieses Herrn, weil ich keineswegs seine Puppe werden will, entsage ich nicht; verächtliche Ausdrücke werden mich nicht dazu vermögen; nie werde ich meiner Ehre, meinem Rufe entsagen. Ich läugne daß ich auf dem Boden geheimen Einflusses stehe; ich will meinen eigenen Boden nicht aufgeben, um mich unter seinen Schutz zu begeben, um von seiner Hand eine Ernennung zu empfangen, um zu werden ein sich selbst verdammender, hülfloser, unnützer Minister in seinem Gefolge; ein Minister, dem Herrn vielleicht brauchbar, aber ganz unbrauchbar für meinen König und mein Vaterland.“

„Man spricht vielleicht die gehässige Beschuldigung gegen mich aus, ich sey der Minister und Freund der königlichen Prärogative. Aber trotz der Vorwürfe mit welchen ich deshalb bestürmt werde, scheue ich mich nicht zu gestehen: ich bin ein Freund der gesetzlichen Rechte des Königs! Sie sind auch ein Theil der Rechte des Volks, und nie war das Volk bereiter für sie eifersüchtig zu wachen und sie zu vertheidigen. Hat dies Haus eine Negative bei Ernennung der Minister, so übertragt ihr ihm die vollziehende Gewalt. (I, 91—100.)“

Ich habe schon bemerkt, daß neue Parlamentswahlen Pitt (und man darf sagen mit Recht) ein entschiedenes Uebergewicht verschafften, welches er nie wieder verlor. Ueber die wichtige Frage, die Abschaffung des Sklavenhandels betreffend, sagte Pitt: „Ich wünsche dem Hause, dem Lande, der Welt Glück, daß dieser Handel nunmehr verdammt, daß seine Verurtheilung ausgesprochen ist, daß dieser Fluch der Menschheit im rechten Lichte betrachtet wird, daß die größte Schmach unseres Nationalcharakters künftig dahinfällt. Und (was noch wichtiger ist) die ganze Menschheit wird von dem größten praktischen Uebel befreit, das sie bedrückte, von dem härtesten und ausgedehntesten Unglück, dessen die Geschichte erwähnt. Doch dürfen wir die Frage nicht bloß nach theoretischen Grundsätzen und begeisterten Gefühlen

entscheiden, sondern müssen auch die praktische Ausführbarkeit ins Auge fassen, und wie der Zweck in der kürzesten Zeit und auf die sicherste Weise zu erreichen ist. (I, 364.) — Warum will man den Sklavenhandel langsam, allmählig abschaffen? Ist er eine entsetzliche, unheilbare Ungerechtigkeit, warum will man auch nur um eine Stunde zögern? Das Uebel entspringt unter uns selbst; wir können unsere Gewissen nicht beruhigen, wenn wir, irreligiös und gottlos, die Lösung der Frage weiter hinaus schieben. Welch größeres Uebel könnte eintreten, als das eben schon vorhandene? daß jährlich 70—80,000 Menschen aus ihrem Vaterlande hinweggeschleppt werden, durch eine Verbindung der gebildetsten Völker, welche den erleuchtesten Theil der Erde bewohnen; — vor Allem aber unter der Sanktion der Gesetze eines Volks, welches sich das freiste und glücklichste nennt!"

„Wären die elenden Sklaven auch Verbrecher (was keineswegs erwiesen und erweislich ist), sollen wir uns so weit erniedrigen ihre Henker zu seyn? Veranlassen wir nicht Krieg, Raub, Plünderung, Menschendiebstahl in Afrika? Senden wir nicht Mittel und Waffen zu all diesen Freveln? Uebersteigen diese nicht alle Gränzen der Einbildungskraft? — Denkt denn niemand auch an das Schicksal der in Afrika Zurückbleibenden? Verwandtschaft, Freunde, jede Anhänglichkeit, jeder Trost des Lebens wird zerrissen. Statt jenen Welttheil zu bilden, zu erziehen, haben wir entsetzliches Elend dahingebracht durch falsche Handels- und Regierungsgrundsätze, durch Vernachlässigung aller Pflichten! Wie sollen wir dies unermeßliche Uebel wieder gut machen? Wie können wir auf Vergebung des Himmels hoffen, wenn wir nicht von all den Mitteln Gebrauch machen, welche uns die Vorsehung noch in ihrer Gnade gelassen hat, die Schuld und Schande fortzuschaffen, welche uns jetzt überdeckt! Wir müssen die Tage und Stunden zählen, hiefür Genugthuung und Ersatz zu geben, und uns selbst zu ehren, indem wir den Einwohnern Afrikas den Rang freier menschlicher Wesen wiedergeben und ihn gebührend anerkennen." (I, 381—387, 391—395.) — Nach langem Zögern und vielen Schwierigkeiten ward

der Plan Wilberforces, Pitts und ihrer Gleichgesinnten endlich durchgesetzt.

Wollte ich aus den Reden, welche Pitt in vielen Jahren über die Verhältnisse zu Frankreich und die französische Revolution gehalten hat, auch nur sehr kurze Auszüge vorlegen, so würde ich das mir vorgesteckte Maaß weit überschreiten; und dies um so mehr, weil bei Erwähnung der anderen englischen Redner, davon nochmals die Rede seyn muß. Es möge also nachstehende Probe genügen. Am ersten Februar 1793, nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. und der Kriegserklärung Frankreichs gegen England, sagte Pitt: „Ich muß die Aufmerksamkeit vor Allem hinlenken auf das unglückselige Ereigniß, auf die furchtbare Verletzung aller Grundsätze der Religion, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, welches ein allgemeines Gefühl des Zornes und Abscheus im ganzen Lande hervorrief, und ohne Zweifel in jedem gebildeten Volke erzeugte. — Es ist unsere Pflicht feierlich zu bezeugen daß, nach allen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Ehre, jene That die schändlichste und gräßlichste ist von denen, welche die Geschichte bezeugt. — Wir sehn in diesem Falle zusammengedrängt die Wirkung von Grundsätzen, welche Alles auflösen das durch göttliche und menschliche Gesetze zeither geheiligt war. Anmaaslich sich stützend auf betrügerische und zerstörende Theorien, haben sie alle Wohlthaten verworfen welche hervorgehn aus Vernunft, Erfahrung und Offenbarung. — Wir müssen Grundsätze bekämpfen und zerstören, welche jedes Glück, jeden Segen dessen wir genießen, aufs Aergste bedrohen. Wir danken dieses Glück, diesen Wohlstand (dem nichts in der Weltgeschichte gleich kam) unserer gemischten Verfassung. Es ist unsere erste Pflicht dieselbe zu verehren und aufrecht zu halten, welche, aus weisen und gerechten Gründen, die Unverletzlichkeit des Monarchen anerkennt. Zu gleicher Zeit sind wir durch die Verantwortlichkeit der Verwaltung, durch ein regelndes System weiser Gesetze, durch eine Mischung aristokratischer und demokratischer Gewalt bei der Gesetzgebung und Rechtspflege, geschützt gegen den Mißbrauch unumschränkter Gewalt, und ebenso gegen die noch weit

gefährlichere Ansteckung der Zügellosigkeit des Volkes. Die Billigkeit unserer Gesetze, die Freiheit unseres politischen Systems, wurden von allen unseren Nachbarn beneidet. In unserem Lande ist niemand durch Reichthum und Rang über die Gesetze erhaben, und wiederum steht der Aermste und Geringste unter ihrem Schutze. Es sey erlaubt unsere Lage zu vergleichen mit der gemäßigten Zone, welche durch die Gunst der Vorsehung bewohnbar und erfreulich ist, entfernt von polarischen Frösten, und der furchtbaren Hitze der tropischen Gegenden. Der Wechsel der Jahreszeiten und die Mannigfaltigkeit des Klimas tragen bei zur Kraft und Gesundheit der Einwohner und zur Fruchtbarkeit des Bodens; Pest, Hungersnoth, Erdbeben u. dgl. und alle ihre schrecklichen Folgen sind unbekannt.

So ist die Lage, die glückliche Lage Großbritanniens! Welch einen glänzenden Contrast bildet es im Vergleiche mit dem Lande, welches ausgesetzt ist den entsetzlichen Folgen des unerträglichen, empörerischen, zerstörenden Geistes, der, wohin er auch dringe, Untergang und Trostlosigkeit mit sich führt. Diese Ansteckung kann in unserem glücklichen Lande nicht stattfinden, wenn sie nicht vorsätzlich und künstlich eingeschleppt wird. Jene Grundsätze sind kein natürliches Erzeugniß Großbritanniens, und es ist unsere erste Pflicht, unser hauptsächlichster Zweck, ihr Entstehen, ihre Fortschritte in diesem Lande, ja bei allen Völkern Europas zu hemmen. (I, 399—401.)"

Eine der größten, nach vielen Widersprüchen im Jahre 1801 glücklich durchgeführte Unternehmung Pitts, ist die engere Vereinigung Irlands mit Großbritannien; sowie im Jahre 1706 die Vereinigung Schottlands mit England zu Stande gekommen war. Bei dieser Gelegenheit erörterte man sehr viele wichtige Fragen des Staatsrechts, wie schon folgende kurze Mittheilungen aus den Reden Pitts ergeben.

„Ich weiß nicht welche Ideen der ehrenwerthe Herr (Fox) hegen mag, oder was er hofft und welche Hülfe er von der Lehre erwartet: daß nämlich das Parlament in dieser Angelegenheit zu berathen und zu beschließen nicht befugt sey. — Ich

weiß, diese Lehre führt unmittelbar zu dem Systeme des allgemeinen Stimmrechts, wonach ein jeder durch Wahl seiner Vertreter an der Regierung Theil haben soll. Und dies führt zurück zu dem gesammten Systeme des Jacobinismus, von dem ich hoffte es werde in ganz Europa verworfen werden, sobald man es nur näher kennen lernt. Läugnet ihr, an dieser Stelle, jene Befugniß des Parlaments (welches das ganze Volk des Landes frei und vollständig vertritt) so hat es ein Ende mit aller Autorität und Obrigkeit."

„Es wird niemand läugnen, daß bei einer so wichtigen Frage, welche man geneigter ist durch Leidenschaft als durch Vernunft zu entscheiden, wo ein mißverstandener Nationalstolz einwirkt, daß da viel Mißverstand und Mißdeutung unvermeidlich ist. — Dennoch glaube ich die Maaßregel beruhe auf so klaren, erweisbaren Gründen des Nutzens, sey so berechnet die Stärke und Macht des gesammten Reichs zu vermehren, bringe insbesondere Irland so viele Vortheile, daß zur schließlichen Annahme derselben nichts nöthig ist, als eine deutliche, gemäßigte, vollständige Darlegung, und eine vorurtheilsfreie, leidenschaftslose Prüfung. — Irlands Volk wird stolz seyn uns zur Seite zu stehen, in dem großen Kampfe den wir auszufechten haben. Nämlich der Kampf der Freiheit gegen Despotismus, des Eigenthums gegen Plünderung und Raub, der Religion und Ordnung, gegen Gottlosigkeit und Anarchie."

„Es ist eine grobe Umkehrung der ächten Grundsätze politischer Weisheit, daß neben jeder vorhandenen Regierung, im Volke eine ruhende Souverainität vorhanden sey, welche man bei jeder Gelegenheit (oder vielmehr unter jedem Vorwande) wecken, und für Parteizwecke in Thätigkeit setzen könne. In diesen falschen Grundsätzen liegt der Samen zu allem Elend, Zerstörung, Untergang, welche sich jetzt über einen so großen Theil der Erde verbreitet haben. — Wann der höchsten Gewalt (in welchen Händen sie sich auch befinde), nicht mehr zu gehorchen sey, ist eine der schwersten Fragen, und von der höchsten Verantwortlichkeit. Das falsche und gefährliche Blendwerk von

der Souverainität des Volks, bleibt in Wahrheit ein Hauptbestandtheil des Jakobinismus, eine der beliebtesten Betrügereien den Verstand zu mißleiten, den Leidenschaften zu schmeicheln und die Massen zu entflammen, welche nicht geeignet sind die Dinge zu prüfen und gründlich einzusehen. Bei jeder Gelegenheit und in welcher Gestalt diese Lehre erscheine, muß jeder Freund bürgerlicher Ordnung ihr widerstehn und sie bekämpfen, zum Frieden und zum Glücke der Menschheit."

Schon im 47. Lebensjahre erlag Pitt den rastlosen Anstrengungen, und auch wohl den Schmerzen über das Mißlingen seiner, mit der größten Ausdauer verfolgten Lebenspläne. Erst sieben Jahre später erreichten seine, auf gleicher Bahn beharrenden Nachfolger, das glänzende Ziel: den Sturz der französischen Weltherrschaft. Wie man auch über die von William Pitt eingeschlagenen Mittel und Wege denke, kein Unbefangener wird im Allgemeinen läugnen können, er sey einer der größten Redner und Staatsmänner gewesen, von denen die neuere Geschichte berichtet.

75.

Ich erwähne unter Pitts Gegnern zuerst Sheridan (geb. 1751, gest. 1816). Er war ohne Zweifel ein Mann von großen Anlagen, die ihn auch befähigten zwei der besten (wenn gleich an die Karikatur streifenden) Lustspiele: die Nebenbuhler und die Lästerschule, zu schreiben. Bald aber vernachlässigte er diese ästhetische Laufbahn, weil Ehrgeiz, Eitelkeit und Gewandtheit ihn zur politischen hintrieben. Auch gewann er hier bald sehr großen Beifall, durch Scharfsinn, Gegenwart des Geistes, Bitterkeit der Angriffe, Witz und Lebendigkeit der Darstellung. Hingegen fehlte es ihm an Fleiß, Ausdauer, erschöpfender Kenntniß, unbefangener praktischer Betrachtung der Gegenwart, und richtigem Einblick in die Zukunft. Hiezu kam leider ein unwürdiger Lebenswandel, der ihn allmählig so sinken ließ, daß selbst

seine besten Freunde ihn nicht rechtfertigen und retten konnten. Unzählige kurze Reden und Bemerkungen eignen sich hier zu keiner Mittheilung. Die gerühmteste und längste dauerte $5^1/_2$ Stunde und betraf den Nabob von Oude, ist jedoch nicht ganz aufbewahrt worden. Der Gegenstand liegt uns so fern, der Einzelnheiten und der hiedurch herbeigeführten ähnlichen Scheltworte und rhetorisirenden Wiederholungen sind so viele, daß ich mich beschränke zum Beweise Nachstehendes auszuheben.

„Der sehr ehrenwerthe Herr (W. Pitt) hat sich heute nicht allein mit der äußersten Heuchelei und Gemeinheit benommen, sondern auch so beleidigend (insulting) und parlamentswidrig gesprochen, wie ich es nie gehört habe. (Speeches I, 62.) — Vergeudet das Parlament seine Zeit, wenn es Untersuchungen anstellt über die Unterdrückungen, welche gegen Millionen unglücklicher Personen in Indien geübt wurden? Wenn es den kühnen Verbrecher, welcher der ärgsten Thaten, entsetzlicher Tyrannei und habsüchtigster Plünderung schuldig ist, zur verdienten und exemplarischen Strafe zieht? — Es liegen Beweise vor von den schwärzesten Verbrechen, der schändlichsten und überlegtesten Tyrannei, der offenbarsten und schamlosesten Bestechung, der härtesten und zermalmendsten Unterdrückung, der ärgsten und beispiellosesten Grausamkeit. — Herr Hastings ist schuldig der gewaltsamsten und unersättlichsten Habsucht, der kalten und überlegten Verrätherei, der nutzlosen und unveranlaßten Unterdrückung, des unverantwortlichen und niedrigen Treubruchs, der unmännlichen und unbarmherzigen Grausamkeit. — Sie können nicht sehen das Schlagen der Herzen, das Beben der Lippen, das Träufeln der Thränen, die laute und zugleich zitternde Freude von Millionen, welche ihre heutige Abstimmung für immer retten wird, von der Grausamkeit einer verderbten Gewalt. Wenn sie aber auch nicht die unmittelbaren Wirkungen sehn können, ist aber der wahre Genuß ihres Wohlwollens nicht dadurch erhöht, daß dieser Segen ungesehn ertheilt wird? Wird nicht die Allmacht Britanniens zum Wunder der Völker erwiesen, indem es seinen kräftigen Arm über die Tiefe ausstreckt

und durch sein Wort, sein fiat, entfernte Millionen vom Untergange errettet? Der Dank des erretteten Volkes, wird sich nicht in leerer Luft zerstreuen! Nein, wir werden (wenn ich das Bild wagen darf) den Himmel selbst zu unserem Bevollmächtigten (proxy) einsetzen, um für uns die Segnungen ihrer frommen Erkenntlichkeit und die Gebete ihrer Dankbarkeit zu empfangen. — Also, Herr, mit Zuversicht mache ich den Antrag: Warren Hastings werde angeklagt und zur Untersuchung gezogen! (I, 224—228, 241.) (impeached.)"

76.

Charles James Fox (geb. 1748, gest. 1806) war weit der bedeutendste Gegner Pitts, aber wesentlich von ihm verschieden: jener geboren zum herrschen, dieser zum opponiren. Jener voll der begründetsten Sachkenntniß, aus einem Stück, ein Fels in Ungewittern, siegreich durch Vollendung der Form und reichen Inhalt seiner Reden, uneigennützig, edel und würdig im öffentlichen, wie im Privatleben. Fox hingegen thätig nach verschiedenen Richtungen, geistreich, liebenswürdig, wohlwollend, ein eifriger Beförderer dessen was er für recht und gut hielt, tiefsinnig und oberflächlich, ernst und leichtsinnig; verführt durch Fantasie und Leidenschaft, bis zur Uebung des Ungebührlichen und zur Vertheidigung des Unmöglichen oder Schädlichen. Er war kein Demokrat, kein Freund gewaltsamen Umsturzes; aber nicht selten mit den edelsten Absichten begeistert für täuschende Ideale, und geblendet durch den Schein plötzlicher erstaunlicher Weltverbesserung. Das, was Fox für die Lichtseite, für das Lebensprinzip der Dinge hielt; war in der That oft nur die Kehrseite. Seine abweichende Richtung und Betrachtungsweise erhöhte aber die Einsicht der Unbefangenen und den Widerstand unter ihrem mächtigen Führer Pitt. Ohne diesen Widerstand würde aus einer Herrschaft von Fox, für die öffentlichen Angelegenheiten und für ihn selbst wohl große Gefahr entstanden

seyn: denn auf revolutionairer Bahn, sehen sich oft die Edelsten zu dem fortgerissen, was sie Anfangs gar nicht bezweckten, sondern mißbilligten. Bleiben wir indeß bei unserer Aufgabe, Fox als oft improvisirenden, sehr talentvollen Redner kennen zu lernen; — denn als Geschichtschreiber ist er hinter der Erwartung zurückgeblieben.

Ueber die amerikanischen Angelegenheiten, sagte er im Jahre 1778: „der Krieg gegen Amerika ist ein Krieg der Leidenschaft; er wird dort von den mächtigsten Tugenden gestützt, Liebe der Freiheit und des Vaterlandes. Und zu gleicher Zeit von denjenigen Leidenschaften des menschlichen Herzens, welche Muth, Stärke und Ausdauer geben: nämlich den Geist der Rache für das jenen von euch angethane Unrecht, der Vergeltung für erlittene Bedrückungen, des Widerstandes gegen die von euch ausgeübte Gewalt. Alles vereint sich, sie für diesen Krieg zu beleben, und solch ein Krieg ist endlos: denn was irgend Begeisterung und Hartnäckigkeit dem Menschen eingeben kann, findet ihr jetzt in Amerika. Es kommt nicht darauf an woraus diese Begeisterung entspringt, ob durch den Namen der Religion, oder der Freiheit; die Wirkungen sind dieselben. Dieser Geist ist nicht zu bezwingen, er ist bereit Schwierigkeiten, Druck, Gefahren zu ertragen! (Speeches I, 137.)“

Als Fox im Jahre 1782 gezwungen war aus dem Ministerium auszutreten, sagte er, mit nicht verhehltem Zorne: „Ich hege keine Feindschaft wider die im Amte bleibenden Personen, aber ihr Benehmen ist, meines Erachtens, in hohem Grade tadelnswerth und verwerflich. Sie besitzen eine Seelengröße, welche die gewöhnlichen Gefühle der Menschen weit überragt; denn sie denken nicht an Versprechungen die sie gaben, nicht an Verbindungen welche sie eingingen, noch an Grundsätze die sie aufrecht hielten, noch an das System welches sie aufgestellt hatten. Sie sind Leute die kein Versprechen bindet, kein Grundsatz der Ehre festhält: sie würden funfzig Grundsätze der Ehre, um der Macht willen aufgeben, funfzig Versprechungen vergessen, sobald sie nicht mehr für ihre Zwecke nöthig sind.“ (II, 75.)

Als sich aber Fox bald nachher sehr unerwartet mit seinem vieljährigen von ihm arg geschmähten Gegner, Lord North, verband und wieder in das Ministerium eintrat, suchte er dies sehr getadelte Benehmen folgendergestalt zu rechtfertigen. „War es jemals an der Zeit früheren Groll zu vergessen, alte Vorurtheile aufzugeben, so geschieht dies jetzt mit Recht. Die Lage des Landes erfordert eine Verbindung, eine Coalition der Parteien. Wo so viel auf dem Spiele steht, ein so großer Zweck zu erreichen ist, bin ich bereit selbst meinen Gegnern die Hand zu reichen und eine Verwaltung zu bilden, auf welche das Land mit Hoffnung und Vertrauen blicken kann. (Speeches II, 153.)" — Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung, und in Folge seiner indischen Bill, kam Pitt an das Ruder. Zur Vertheidigung der ihr entgegengesetzten Vorschläge sagte indeß Fox unter Anderem: „meine Bill bezweckt die ärgste Tyrannei zu vernichten. Daß nämlich eine Hand voll Menschen (obgleich selbst frei) den niedrigsten und verabscheuungswürdigsten Despotismus über Millionen ihrer Mitbrüder ausüben; daß Unschuld ein Opfer der Unterdrückung wird; daß Industrie arbeitet für Räuber; daß der harmlose Landmann schwitzen soll, nicht zu seinem eigenen Besten, sondern für den Luxus und die Habsucht von Tyrannen; mit einem Worte, daß dreißig Millionen Menschen, von der Vorsehung mit den Gaben der Menschheit versehen, unter einem System von Despotismus stöhnen sollen, wie es in der Geschichte nie dagewesen ist." (II, 238.)

„Was ist der Zweck aller Regierung? Gewiß das Glück der Untergebenen. Andere mögen eine andere Ueberzeugung hegen; dies ist die meine, ich erkläre es laut. Was sollen wir von einer Regierung denken, deren Glück aus dem Elend ihrer Unterthanen entspringt, deren Vergrößerung emporwächst aus dem Jammer der Menschen? So ist die Regierung der ostindischen Gesellschaft, über die Eingebornen von Hindostan, und der Sturz dieser schändlichen Regierung ist der Hauptzweck meiner Bill! — Der sehr ehrenwerthe Herr Pitt sagt: er setze seinen Charakter zum Pfande daß sie gefährlich sey. Ich ergreife

jenes Wort und setze Charakter, gegen Charakter. Ich wage mein Alles für die Vortrefflichkeit dieser Bill, ich wage Alles was mir theuer ist, was die Menschen am Höchsten schätzen: den Charakter der Rechtschaffenheit, der Talente, der Ehre, des gegenwärtigen Rufes, des künftigen Ruhmes. Ich wage dies und Alles sonst mir Werthe, für die constitutionelle Sicherheit, die verbesserte Verwaltung, die Billigkeit, die Weisheit dieser Maaßregel. (I, 261.) — Die Dinge sind jetzt zu einer Crisis gekommen, welche es unmöglich macht ohne Wärme zu sprechen. Zartheit und Rückhalt sind verbrecherisch, wo die Interessen Englands auf dem Spiele stehen. Die streitigen Punkte treffen das Herz, und es wäre kleinmüthig und unmännlich Gegenstände in sanfte und betrügerische Farben einzuwickeln, die das Haus und das Land mit Zorn und Schrecken erfüllen sollen." (II, 266.) — Die Geschichte dieser, sowie vieler Angelegenheiten erweiset, daß nur das Mögliche, Ausführbare, für den Staatsmann das Rechte ist: „le meilleur est l'ennemi du bien."

Bei einer andern wichtigen Frage gingen die Ansichten ähnlicherweise auseinander: nämlich ob man die Beschränkungen der Dissenter und Katholiken mindern, oder ganz aufheben solle?[1]) — Fox sagte bei dieser Gelegenheit: „kein Grundsatz kann dem gemeinen Menschenverstande, der Vernunft und Gerechtigkeit angemessener seyn, als daß die Menschen sollen beurtheilt werden nach ihren Handlungen, und nicht nach ihren Meinungen. Handlungen muß man abwarten, und nicht sie vermuthen als mögliche Folgen bekannter Gesinnungen. Wäre das Gegentheil dieses Grundsatzes jemals wie eine Maxime der Regierung angenommen, würde es den Samen von Eifersucht und Mißtrauen aussäen, der Privatbosheit Raum geben, die Gemüther der Menschen gegeneinander aufreizen, zum Errathen von Meinungen anfeuern, hieraus arge Folgerungen ziehen lassen, um endlich

1) Da der König dem Antrage ganz entgegen war, so würde Pitts Zustimmung, seine Entlassung nach sich gezogen haben. Der rechte Augenblick war noch nicht gekommen. Hughes III, 35.

zu erweisen daß Beschränkungen und Fesseln nöthig seyen. (IV, 3.)"

„Man hat die Mäßigung der Kirche gepriesen; hievon giebt es aber viele Ausnahmen, obgleich Mäßigung und Duldung das Glück aller Menschen und die Sicherheit der Kirche befördern. Niemand kann über die religiösen Ueberzeugungen eines Andern besser urtheilen, als dieser selbst. Zur Unterstützung einer herrschenden Religionsansicht, zur Vertilgung aller abweichenden hat man (jede Duldung verwerfend) Folter und Tod angewandt. Und doch gründet sich Duldung auf dem breiten und freisinnigen Boden der Vernunft und Philosophie. Sie besteht in einem gerechten Mißtrauen in unsere eigenen Meinungen, und empfiehlt Nachsicht und Liebe gegen alle Welt. Sobald die Kirche als eine Partei handelte und sich in Politik mischte, wirkte sie immer nachtheilig und oft gefährlich für die Verfassung. Indem sie Eide, Ceremonien, Kirchenbesuch u. dgl. vorschrieb, erzeugte sie nur unermeßliche Heuchelei." (IV, 5, 10, 57, 64, 151, 421.)

Daß die französische Revolution, gleichwie ganz Europa, so auch die größten Männer Englands entzweite, werde ich bald nachher erzählen.

77.

Edmund **Burke** (geboren in Dublin 1730[1]), gestorben 1797), war einer der außerordentlichsten Männer unserer, ja aller Zeiten. Selbst diejenigen, welche, einen anderen Standpunkt einnehmend, ihn aufs Heftigste angriffen und herabwürdigten, können die Größe seines Geistes und Charakters nicht läugnen. *Einige* seiner Lehren und Ansichten theilten sämmtliche Parteien, keine theilte sie *alle*: schon daher entstand Lob und Tadel. Burkes unabhängiger Geist war nicht geeignet sich irgendwie geduldig einer unbedingten Abhängigkeit zu unterwerfen,

1) Oder 1728. Mahon V, 153.

und in dem Maaße als seine, durch Gedanken, Gefühl und Fantasie übermächtige Beredsamkeit, Viele zur höchsten Bewunderung fortriß, fanden sich talentreiche und geistesarme Gegner gleich sehr verletzt. Ehe wir von dem wichtigsten Theile seines Lebens, von Burkes politischer Wirksamkeit reden, müssen wir seine merkwürdige Jugendschrift erwähnen: „philosophische Untersuchung über den Ursprung und die Ideen des Erhabenen und Schönen." — Sie enthält nicht dunkele, abstruse Untersuchungen über die letzten Gründe philosophischer Aesthetik; aber sie ist desto verständlicher und behandelt Gegenstände, welche ganz vernachlässigt waren, in mannigfaltiger vieles Einzelne lehrreich hervorhebender Weise. Ich theile Einiges im Auszuge mit.

„Bei einer oberflächlichen Betrachtung scheinen wir untereinander sehr weit abzuweichen in unseren Gedanken (reasonings), wie in unseren Vergnügungen. Aber ungeachtet dieser Verschiedenheit (welche ich mehr für scheinbar, als für wirklich halte) ist es wahrscheinlich daß Maaß und Regel der Vernunft und des Geschmacks, für alle Menschen dieselbe sey. Wenigstens wird dies für Wahrheit und Falschheit anerkannt. Nicht so einig ist man über allgemeine und feste Grundsätze, welche den Geschmack betreffen. Gewöhnlich setzt man voraus, diese zarte, ätherische Fähigkeit sey zu flüchtig, als daß man sie mit Regeln und Definitionen fesseln könne. Hätte wirklich der Geschmack keine festen Grundsätze, wäre die Einbildungskraft von keinen gewissen, unwandelbaren Gesetzen beeinflußt, so müßte man unser Unternehmen als unnütz und thöricht verurtheilen, Regeln für Willkür aufzustellen, und Gesetzgeber seyn zu wollen für Einfälle und Grillen.

Ich verstehe unter Geschmack, die Fähigkeit, oder die Fähigkeiten des Geistes, über Werke der Einbildungskraft und der schönen Künste und Wissenschaften zu urtheilen. Ich behaupte daß es allgemeine Regeln für eine solche Beurtheilung giebt, so parador dies auch erscheint bei einer oberflächlichen Betrachtung, der großen Verschiedenheit der Geschmacksurtheile. — Die

Einbildungskraft ist unfähig etwas durchaus Neues hervorzubringen; sie kann bloß die Anordnung der Ideen verändern, welche sie durch die Sinne empfangen hat. Doch ist die Einbildungskraft das ausgedehnteste Land für Freuden und Leiden, die Region für Hoffnung und Furcht, und für alle damit verbundenen Leidenschaften.

Manche Menschen haben ein so stumpfes Gefühl, ein so kaltes und pflegmatisches Temperament, daß man kaum sagen kann, sie wären in ihrem ganzen Leben einmal aufgewacht. Auf derlei Leute machen die ergreifendsten Gegenstände nur einen schwachen und dunkeln Eindruck. Andere sind unaufhörlich bewegt durch grobe und bloß sinnliche Vergnügungen, oder so beschäftigt mit den niedern Plackereien des Geizes, oder so erhitzt durch die Jagd nach Ehre und Auszeichnung, daß ihre Gemüther (abgenutzt durch die steten und heftigen Stürme dieser Leidenschaften) kaum durch die zarten und verfeinerten Spiele der Einbildungskraft in Bewegung zu setzen sind. Diese Menschen werden (nur durch eine verschiedene Ursache) ebenso einfältig und unempfindlich, als jene ersten.

Unser Geschmack wird ebenso verbessert, wie unser Urtheil: durch Mehrung der Kenntnisse, stete Aufmerksamkeit und häufige Uebung. Wer diese Bildungsmittel verabsäumt, wird rasch aburtheilen, nicht vermöge höherer Erleuchtung, sondern in Folge oberflächlicher Anmaßung.

Was irgendwie geeignet ist die Gedanken von Noth (pain) und Gefahr hervorzurufen, das heißt was in irgend einer Weise schrecklich ist (terrible), oder mit schrecklichen Gegenständen in Verbindung steht, oder dem Schrecken analog wirkt, ist eine Quelle des Erhabenen; das heißt es bringt die stärkste Erregung hervor, welche der Geist zu fühlen fähig ist. Ich sage die stärkste Erregung (emotion), weil ich glaube die Eindrücke von Sorge und Pein sind mächtiger, als die des Vergnügens.

Menschen handeln oft richtig nach ihren Gefühlen, welche nachmals aus Grundsätzen nur schlecht raisonniren. Man sollte erwarten, auf diesem Boden würden Künstler die besten Führer

seyn; sie sind aber meist zu sehr mit der Praxis beschäftigt, und die Philosophen haben nur wenig gethan, oder nur mit Bezug auf ihre eigenen Entwürfe und Systeme. Kritiker endlich, suchen in der Regel die Gesetze für die Kunst an unrechter Stelle. Oft giebt die leichte Beobachtung der gewöhnlichsten Dinge das beste Licht; während der größte, diese Beobachtung vernachlässigende Scharfsinn, uns im Dunkeln läßt, oder was noch schlimmer ist uns durch falsches Licht in die Irre führt. — Die höchste Wirkung des Erhabenen ist Erstaunen (astonishment); geringere Stufen sind Bewunderung, Verehrung, Achtung. — Die Ideen der Ewigkeit und Unendlichkeit gehören zu den ergreifendsten; und doch begreifen und verstehen wir wohl nichts so wenig, als Ewigkeit und Unendlichkeit.

Von allen Eigenschaften Gottes, macht seine Allmacht den größten, unmittelbarsten Eindruck. Es gehört schon einiges Nachdenken, einiges Vergleichen dazu, uns über seine Weisheit, Gerechtigkeit und Güte zu verständigen. Die Ueberzeugung von der Wirksamkeit dieser Eigenschaften, kann den Schrecken nicht ganz überwinden, welcher natürlich vor einer Gewalt entsteht, der nichts zu widerstehen im Stande ist.

Die Lehre von Verhältnissen, Proportionen, genügt nicht um festzustellen was schön sey; denn bei gleichen Proportionen, sind Gegenstände schön, oder häßlich. — Die Menschen haben eine unglückliche Neigung sich selbst, ihre Ansichten, ihre Werke, zum Maaßstabe der Vortrefflichkeit aller Dinge zu machen. Die Natur entschlüpft aber ihrer Zucht und ihren Fesseln.

Die Schönheit ist kein Werk unserer Vernunft, bezieht sich nicht auf etwanigen Nutzen, weicht oft ab von unseren Maaßen und Regeln; sie ist meist eine Eigenschaft körperlicher Dinge, welche durch Vermittelung der Sinne, mechanisch auf den menschlichen Geist wirken. Erhabene Gegenstände sind ihrer Ausdehnung nach groß, schöne verhältnißmäßig klein. Schönes soll sanft und geglättet seyn; das Große ist meist rauh und vernachlässigt; das Schöne vermeidet die gerade Linie, oder weicht doch unmerklich von ihr ab, das Große liebt in vielen

Fällen die gerade Linie, oder erwählt starke Abweichungen; das Schöne soll nicht dunkel seyn, das Große ist oft finster und düster; das Schöne zeigt sich leicht und zart, das Große fest und gediegen."

Einer Schrift Burkes über den Zustand des Volkes, entnehme ich das Folgende: „Dieselbe Sonne, welche die ganze Natur vergoldet, die ganze Schöpfung erheitert, scheint nicht über getäuschten Ehrgeiz. Hier ist etwas, das Dunkelheit verbreitet, und Traurigkeit und Trübsinn einflößt. In diesem beklagenswerthen Zustande des Gemüths, finden die Menschen einen Trost darin, Andere mit dieser Milzsucht anzustecken. Auch gereicht ihnen ein gewöhnliches Vorurtheil zum Vortheil, daß nämlich die am lautesten über öffentliche Verhältnisse Klagenden, am Besorgtesten seyen für das allgemeine Wohl. Können derlei Personen für sich Erleichterung und Nutzen gewinnen, so sind sie leichtlich ganz sorglos über die Mittel und die Folgen."

In einer anderen Schrift, über die gegenwärtige Unzufriedenheit, sagt Burke: „Es ist eiu, bis auf einen gewissen Grad bedenkliches Unternehmen, die Ursachen öffentlicher Unordnungen zu prüfen. Denn gelingt eine solche Untersuchung nicht, so hält man den Urheber für schwach und einen Phantasten; berührt er wahrhafte Beschwerden, so kommt er Personen von Gewicht und Einfluß nahe, welche über die Entdeckung ihrer Irthümer eher erzürnt sind, als dankbar für die Gelegenheit dieselben zu verbessern. Sollte er verpflichtet seyn die Günstlinge des Volks zu tadeln, so wird er betrachtet wie ein Werkzeug der Mächtigen; tadelt er diese, so schilt man ihn das Werkzeug einer Partei. Doch, bei allen Pflichtübungen muß man etwas wagen. In Augenblicken von Unruhe und Tumult, bekleidet unser Gesetz gewissermaßen einen jeden, mit obrigkeitlicher Gewalt. Sollte jemand so glücklich seyn die Ursachen öffentlicher Uebelstände alsdann zu entdecken, so mag er vielleicht den Herrschern des Tages mißfallen, aber er wird gewiß der Sache der Regierung nützen. — Gewiß hat es zu allen Zeiten Klagen und übelge-

launte Stimmungen gegeben; aber politischer Scharfsinn unterscheidet eine Klage, welche bloß im Allgemeinen die menschliche Schwäche bezeichnet, von denen welche Symptome sind einer besondern Unordnung in unserer Luft und Jahreszeit.“ —

„Ich bin keineswegs der Meinung, daß das Volk niemals Unrecht habe; vielmehr hat es oft und sehr arg Unrecht gehabt in diesem, und in anderen Ländern. Doch meine ich, daß in allen Streitigkeiten zwischen demselben und den Herrschern, die Voraussetzung, die Präsumtion für das Volk mindestens gleich steht. — Selten irren die Menschen in ihren Gefühlen über öffentliche Mißleitung; selten ergründen sie richtig die Ursachen der Uebelstände.“

„Obgleich Ehrgeiz im Allgemeinen an denselben Gesichtspunkten festhält, bedient er sich doch nicht immer derselben Mittel, und hat im Einzelnen nicht dieselben Zwecke. Ein großer Theil der Ausstattung alter Tyrannei ist zu Lumpen abgetragen und das noch Uebrige aus der Mode gekommen. Auch sind wenige Staatsmänner so plump und ungeschickt in ihren Geschäften, daß sie in dieselben Schlingen verfallen sollten, welche ihren Vorgängern Unglück brachten. — Jedes Zeitalter hat seine eigenen Sitten, und seine Politik ist davon abhängig. So werden gegen eine reife und vollständig ausgebildete Verfassung nicht dieselben Angriffe gemacht werden, wie gegen eine die noch in der Wiege liegt und deren Wachsthum man schon in ihrer Kindheit hemmen möchte.“

„Bevor Männern hohe Staatsämter anvertraut werden, sollten sie durch ihr Benehmen einen solchen Grad von Achtung ihrer Mitbürger erlangt haben, daß darin eine Art von Pfand und Sicherheit läge, sie würden jene Stellung nicht mißbrauchen. — Wer den politischen Himmel zu durchforschen versteht, wird einen bevorstehenden Sturm an einer am Rande des Horizonts stehenden Wolke erkennen, die nicht größer ist als eine Hand; er wird in den nächsten Hafen einlaufen. Für bürgerliche und politische Weisheit lassen sich keine bestimmten Regeln aufstellen; diese Gegenstände unterliegen keiner scharfen Definition. Obgleich

indeß Niemand durch einen festen Strich, die Gränze von Tag und Nacht feststellen kann; so sind Licht und Finsterniß doch im Ganzen hinreichend unterscheidbar. Desgleichen ist es für einen Fürsten nicht unmöglich eine solche Art der Regierung aufzufinden, und solche Personen für die Verwaltung, daß das Volk in hohem Maaße befriedigt werde; — und dies ohne ein ängstliches und mühseliges Suchen nach einer abstrakten, allgemeinen Harmonie, welches oft die Mittel für gewöhnliche Zufriedenheit vernachlässigt, die ohne Grübeln zu Gebote stehen. — Alle unpraktische Tugend ist unächt, und eher wage man es in Fehler zu verfallen, indem man einen Weg einschlägt der zu kräftigem wirksamen Handeln führt, als wenn man seine Tage, ohne Tadel und Nutzen vertrödelt."

„Die Regierung ist ein praktisches Ding, eingesetzt für das Glück der Menschen; nicht um ein Schauspiel ganz allgemeiner Einförmigkeit zu geben, und die Plane fantastischer Politiker zu verwirklichen. — Fragt man mich: was eine freie Verfassung (government) sey, so antworte ich: für einen praktischen Zweck diejenige, welche das Volk (in seinen Verhältnissen) dafür hält. Es giebt Leute welche die Lehre von einer freien Verfassung so spalten und zerlegen, als wäre es eine abstrakte Frage über metaphysische Freiheit und Nothwendigkeit, und nicht eine Frage sittlicher Klugheit und natürlichen Gefühls. — Bürgerliche Freiheit ist nicht, wie Manche euch haben überreden wollen, ein Ding was verborgen läge in den Tiefen unverständlicher Wissenschaft. Sie ist ein Segen und eine Wohlthat, nicht eine abstrakte Spekulation; sie erlaubt verschiedene Gestalten und Abstufungen, nach Maßgabe der Stimmung und der Verhältnisse jeder Gemeine. Das sogenannte Aeußerste der Freiheit ist nirgends und soll nirgends seyn; es zerstört Tugend und Genuß. Um besessen zu werden, muß Freiheit beschränkt seyn. — Es liegt im Interesse der Regierung daß Besserungen bei Zeiten eintreten, im Interesse des Volkes daß sie gemäßigt sind. Denn nur das Gemäßigte hat Dauer und Kraft zum Wachsthum. Was Männer, mehr eifrig als besonnen, bei überheißen Aenderungen wohl bezeichnen als

reinen Tisch machen (making clear work), ist im Ganzen gewöhnlich so roh, hart und unverdaut, gemischt mit so viel Unklugheit und Ungerechtigkeit, so zuwider der menschlichen Natur und menschlichen Einrichtungen, daß die hiefür Anfangs so eifrige Menge, zuerst einen Widerwillen gegen das Gethane bekommt. Dann wird ein Theil der abgestellten Beschwerden aus der Verbannung zurückgerufen, um ein Besserungsmittel gegen die Verbesserungen zu werden. (Biographical introduction LV, LVI.)"

In Bezug auf die amerikanischen Angelegenheiten trat Burke nicht bloß der Opposition bei, gegen die Maßregeln der Regierung; sondern machte auch scharfsinnige Vorschläge für Besserung und Versöhnung, die aber (gleich allen anderen) von der Mehrheit des Parlaments verworfen wurden, bis die Amerikaner ihrerseits zu spät gemachte Anträge zurückwiesen. Ich muß mich begnügen aus vielen Reden und Verhandlungen, nur das Folgende mitzutheilen. „Was in der Welt (sagte Burke) steht der bewundernswerthen amerikanischen Entwickelung gleich? Lassen wir alles Andere zur Seite, betrachten wir nur wie das Volk von Neuyork neuerlichst den Wallfischfang betrieben hat. Während wir ihnen zu den stürzenden Eisbergen folgen, und sehen wie sie in die fernsten gefrornen Theile der Hudsonsbai und der Davisstraße vordringen; hören wir daß sie auch die entgegengesetzte Region polarer Kälte erforschen, daß sie bei den Antipoden, der gefrornen Schlange des Südens verkehren. Die Falklandsinseln (welche für nationalen Ehrgeiz allzu fern zu liegen schienen) sind nur eine Stufe und ein Ruheplatz für weitere, siegreiche Unternehmungen. Und die äquinoktiale Hitze schreckt sie so wenig zurück, als der verdoppelte Winter beider Pole. In jedem Meere sieht man ihre Schiffe, jedes Klima ist Zeuge ihrer Anstrengungen. Weder die Ausdauer Hollands, noch die Thätigkeit Frankreichs, noch der gewandte und sichere Scharfsinn englischer Unternehmungen, hat diese höchst gefährliche Weise harter Betriebsamkeit so weit getrieben wie dies junge Volk, das noch nicht zu den Jahren fester Mannheit

gekommen ist. (Introduction LXVI.) — Nichts in der Geschichte der Menschheit kommt diesen Fortschritten gleich. Wenn ich ein Auge werfe auf ihren blühenden Handel, auf ihre gebildete und bequeme (commodious) Lebensweise, so scheinen mir diese Amerikaner alten Völkern anzugehören welche zur Vollkommenheit kamen, durch eine lange Reihe glücklicher Begebenheiten, durch einen Zug erfolgreicher Betriebsamkeit, durch Jahrhunderte dauernde Anhäufung von Reichthümern; — nicht aber Kolonien von gestern, welche tausend Meilen von aller Bildung, mehr hinausgestoßen, als weggesandt an die kahle, unfruchtbare Küste einer trostlosen Wildniß. (On american taxation.)"

„Alle Anwendung von Gewalt wirkt nur kurze Zeit. Sie kann einen Augenblick lang unterjochen, beseitigt aber nicht die Nothwendigkeit nochmals zu bezwingen, und ein Volk wird nicht regiert, wenn man es immer wieder erobern muß. (Conciliation with America.) Mißlingt Gewalt, so bleibt keine Hoffnung der Versöhnung. Gewalt und Ansehn wird bisweilen durch Güte gewonnen; sie können aber nicht als Almosen erbettelt werden, von einer verarmten und geschlagenen Macht."

Mehrere seiner besten Lebensjahre verwandte Burke mit höchster Anstrengung zur Erforschung der ostindischen Angelegenheiten und zur Führung des Prozesses wider Warren Hastings. Es ist aber in dieser Sache so erstaunlich viel gesprochen und geschrieben worden, und es hält so schwer sich in asiatische Verhältnisse und Ereignisse hineinzudenken, und ihren Gang dem Gedächtnisse einzuprägen, daß ich es mir versagen muß längere Auszüge mitzutheilen. Als Probe von der Lebendigkeit und Kraft burkescher Schilderungen möge nur die Erzählung vom ersten Feldzuge Hyder Alis hier Platz finden.

„Als Hyder Ali zuletzt fand, daß er mit Männern zu thun hatte, die entweder keine Verträge eingehn, oder vollzogene nicht halten wollten und entschlossene Feinde gegenseitigen menschlichen Verkehrs waren (?), so beschloß er in der dunkelen Einsamkeit

seines für solche Dinge fähigen Geistes, das ganze Carnatik in ein dauerndes Denkmal seiner Rache zu verwandeln, und ewige Verwüstung als eine Schranke zwischen sich und denen hinzustellen, gegen welche die Heiligkeit der, die Welt zusammenhaltenden sittlichen Grundsätze, keinen Schutz gewährten. Er gewann zuletzt solch Vertrauen zu seiner Macht und den gesammelten Mitteln, daß er von seinem schrecklichen Beschlusse gar kein Geheimniß machte. Nachdem er alle Streitigkeiten mit Feinden und Nebenbuhlern beigelegt hatte (sie begruben ihren gegenseitigen Groll in dem gemeinsamen Abscheu gegen die Fremden), so zog er von allen Seiten herbei was wilder Zorn seinen neuen Anfängen in der Kunst des Zerstörens hinzufügen konnte. Er vereinte allen Stoff der Wuth, der Verheerung, des Elends in eine schwarze Wolke, welche eine Zeit lang an den Abhängen der Berge hing. Während die Urheber all dieser Uebel müßig und einfältig nach dem drohenden Meteor, das ihren ganzen Gesichtskreis verdunkelte, hinschauten, platzte es plötzlich und ergoß seinen gesammten Inhalt über die Ebene des Carnatik. Nun erfolgte eine Scene des Elends, wie sie kein Auge gesehen, kein Herz empfunden, keine Zunge angemessen ausgesprochen hat. Alle Gräuel früherer Kriege, die man kannte und von denen man hörte, waren milde im Vergleiche mit dieser Zerstörung. Ein Sturm allgemeinen Feuers verbrannte jedes Feld, verzehrte jedes Haus, zerstörte jeden Tempel. Die elenden Einwohner, fliehend aus ihren brennenden Häusern, wurden zum Theil niedergehauen; andere ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter, ohne Ehrfurcht vor Rang, oder geheiligten Beruf; Väter losgerissen von den Kindern, Männer von den Frauen, eingehüllt in einen Wirbelsturm der Reiterei, und zwischen den stachelnden Speeren der Treiber, und dem Stampfen verfolgender Pferde, hingeschleppt als Sklaven in ein unbekanntes, feindliches Land! Wem es gelang diesem Sturme zu entgehn, rettete sich in umwallte Städte, aber entkommend dem Feuer, dem Schwerte, der Verbannung, fiel er in die Klauen der Hungersnoth. (Introduction LXX.)“

Da nach vieljährigem, durch die weitläufigen Formen und andere äußere Gründe hingeschlepptem Prozesse, Hastings freigesprochen ward, so ist man geneigt Burkes und seiner Genossen ganzes Bestreben für verkehrt, leidenschaftlich und unnütz zu halten. Gewiß war Hastings ein Mann, dem verläumderisch und unwahr viel zur Last gelegt ward, der geschichtlich nicht mit dem für kleine Leute passenden Maßstabe gemessen und beurtheilt werden darf: er war ein Herrschergeist wie Alexander, Cäsar, Karl der Große, Cromwell, Peter I., Bonaparte. Nächst Clive hat er, mit erstaunlich geringen Mitteln, viele, durch verdammliche Anarchie und Tyrannei, der Auflösung entgegen gehende elende Staaten besiegt, und in bewundernswerther Weise ein neues großes Reich gegründet, welches weiterhin zu beherrschen die Engländer nicht verschmäht haben und nicht verschmähen konnten. In diesem kühnen Sinne sagte Hastings am Schlusse seiner Vertheidigungsrede (Hughes Hist. of England III, 128): „Dem Hause der Gemeinen Englands, in deren Namen ich angeklagt bin die indischen Landschaften verwüstet zu haben, wage ich zu antworten, daß dieselben (wie ihre Abgeordneten beharrlich bezeugen) unter allen Staaten Indiens die blühendsten sind. Und ich habe sie dazu gemacht! Den Werth dessen was Andere erwarben habe ich erhöht und Eurer dortigen Herrschaft erst Gestalt und Festigkeit gegeben. Ich sicherte dieselbe; ich sandte zugleich wirksam und sparsam, Heere durch unbekannte und feindliche Gegenden, zur Unterstützung Eurer Besitzungen, zum Abhalten von Unehre und Erniedrigung, oder zum Schutze gegen völligen Verlust. Kriege die nicht ich, sondern Ihr und Andere veranlaßtet, habe ich mit Erfolg geführt, indische Fürsten gewonnen durch zeitgemäße Begünstigung, durch Ueberraschung, durch Unterhandlungen, und den Frieden siegreich hergestellt. Alles gab ich Euch, und Ihr habt es gelohnt durch Gütereinziehung, Schmach und peinliche Anklagen."

So hoch wir aber auch Hastings, und die in Indien ähnlich wirkenden Häupter anschlagen, so berechtigt wir sind ihn in die Reihe der oben genannten Männer aufzunehmen; bleibt doch

Burken ein wesentliches Verdienst. Jenem Verkleinerungsmaßstabe gegenüber, treibt nämlich umgekehrt eine sich anmaßend hinstellende Partei, Götzendienst mit dem bloßen Talente, verlangt einen Cultus des angeblichen Genius, und betet die vollendete Thatsache an, ohne alle Rücksicht auf Recht, Sitte, Tugend und Religion. So einseitigen Uebertreibungen widersprechend ward Burkes Rechtsgefühl, seine Begeisterung (ja seine Leidenschaft) für das als recht Erkannte, ein sehr heilsamer Wegweiser (zunächst für Hastings Nachfolger), eine sehr nützliche Hemmung des unsittlichen Uebermuths, eine Bestätigung des richtigen Lehrsatzes daß schlechte Mittel nicht zu vorgeblich guten Zwecken anzuwenden sind, und selbst die höchsten Gaben der Menschen einer Regelung, Verklärung und Heiligung bedürfen, wenn sie nicht nach kurzem Glanze, in dunkele, verderbliche Nacht hinabsinken sollen.

Weit mehr und furchtbarer als von den indischen Angelegenheiten, ward die europäische Menschheit von der französischen Revolution ergriffen; allein weder im Allgemeinen noch im Einzelnen auf dieselbe Weise. Man konnte indeß vermuthen daß Männer wie Burke und Fox, die in wichtigen Dingen lebenslang einstimmig gewirkt und sich gegenseitig aufs Höchste geachtet hatten, hierüber gleiche Ansichten ergreifen und festhalten würden. Tiefer liegende Gründe führten indeß zu einem entgegengesetzten Ergebniß.

Burke hatte von Fox gesagt: „zu dem ausgezeichnetsten Verstande gesellt sich bei ihm der höchste Grad natürlicher Mäßigung. Er hat ein äußerst kunstloses, aufrichtiges, offenes, wohlwollendes Gemüth, ist durchaus uneigennützig, milde und versöhnlich bis zum Fehlerhaften; in seiner ganzen Constitution findet sich kein Tropfen von Galle.“ — Fox bezeugte über Burke: „wenn ich alle politische Einsicht die ich aus Büchern und durch Wissenschaft lernte und was ich der Kenntniß der Welt und der öffentlichen Angelegenheiten verdanke; wenn ich dies Alles in eine Wagschale lege, und in die andere das, was ich durch meines Freundes Unterricht und Umgang erwarb, so

weiß ich nicht wohin sich das Uebergewicht neigt. Ich habe von diesem Freunde mehr gelernt, als von allen anderen Menschen mit denen ich jemals verkehrte. (Fox speeches IV, 46, 52.)"

Während Fox, voll Bewunderung für die französische Revolution, sich den glänzendsten Hoffnungen hingab, ward Burke von Abscheu durchdrungen und ergriffen von den furchtbarsten Besorgnissen. Seine Betrachtungen über die französische Revolution und die im Parlamente von ihm und Fox gehaltenen Reden, enthüllten täglich mehr welche unausfüllbare Kluft beide trennte, und Sheridan äußerte nach seiner rhetorisch übereilten und verletzenden Weise: Burke sey ein Verräther der guten Sache und ein Vertheidiger des Despotismus. Als Fox verkündete: die neue Verfassung Frankreichs sey das erstaunlichste und glorreichste Gebäude der Freiheit, was jemals auf dem Grunde menschlicher Rechtlichkeit (integrity) in irgend einer Zeit, oder in irgend einem Lande sey errichtet worden (IV, 199); — kam es im Parlamente zu offenem Bruche zwischen ihm und Burke. Fox meinte zwar, die hervortretende Verschiedenheit der Ansichten, thue der Freundschaft keinen Eintrag, aber Burke erwiederte: ich kenne den Preis meines Benehmens, ich habe meine Pflicht gethan für ein großes Opfer, für den Verlust meines Freundes. — Thränen stürzten Fox aus den Augen, er konnte nicht Fassung finden zum Reden; gleich erschüttert war Burke. — Für ernste und gefühlvolle Männer war dies kein gemeiner, unnützer Zank, sondern eine herzzerreißende Scene, eine tiefsinnige, tragische Offenbarung, wie so lang Vereintes und Verwachsenes, durch die entsetzliche Macht der Weltbegebenheiten unvermeidlich auseinandergerissen werde, und nach verschiedenen Zielen strebe. Beide Männer, Burke und Fox, bewegten sich seitdem auf entgegengesetzten Bahnen; und nur in einzelnen Augenblicken, z. B. nach der Hinrichtung Ludwigs XVI., stimmten sie überein im Verabscheuen des heillosen Frevels.

Als viele der früheren Freunde Burkes sich von ihm in verletzender Weise öffentlich lossagten, schrieb er seine Berufung von den neuen, an die alten Whigs, aus welcher ich Nach-

stehendes mittheile. — „Es giebt eine Faktion, welche keinen Zweifel läßt, über die Natur und die Ausdehnung des Uebels, welches sie hervorbringen will. Sie erklären es offen und entschieden, ihre Absichten sind nicht zweideutig. Sie empfehlen und befördern den Umlauf höchst abscheulicher und verrätherischer Schmähschriften, gegen Alles was zeither von unserem Volke geliebt und geehrt wurde. Widerspricht es der Pflicht eines guten Unterthans solch Verfahren zu verdammen? Ist es Unrecht das Volk von England aufmerksam zu machen, wieviel es leiden würde, wenn eine so gottlose Faktion in diesem Lande dieselbe Macht bekommen sollte, welche sie in dem benachbarten so treulos an sich gerissen, und so abscheulich mißbraucht haben? Ich läugne daß die jetzige Gestaltung der Dinge in Frankreich irgendwie den ehrwürdigen Namen einer Republik verdiene. Es ist nur ein wilder Versuch die Anarchie methodisch einzurichten, Unordnung festzustellen und zu verewigen. Es ist ein schnödes, gottloses, ungeheuerliches Treiben ganz außerhalb einer sittlichen Entwickelung. Es ward erzeugt durch Verrath, Betrug, Falschheit, Heuchelei und unveranlaßten Mord. Durch das Schrecken solcher Ermordungen hat man eine große Zahl der Reichstagsabgeordneten vertrieben, um den falschen Schein einer Mehrzahl hervorzubringen. Diese erkünstelte Majorität hat eine Verfassung fabricirt, welche die größte Tyrannei in sich schließt, und deren Bewunderer nicht Freunde der Freiheit sind, sondern der niedrigsten Sklaverei."

„Die englischen Bewunderer der 48,000 Republiken, welche den französischen Bund bilden, preisen sie nicht für das, was sie sind, sondern was sie werden sollen. Jene sprechen nicht wie Politiker, sondern wie Propheten. Ich bin kein Feind von Republiken und habe ihr Wesen sorgfältig erforscht. Das Ergebniß meiner Forschung ist jedoch daß weder England noch Frankreich, ohne unendlichen Schaden, in die Form einer Republik zu bringen sind; daß vielmehr jeder republikanische Bestandtheil, der sich mit Sicherheit einführen ließe, auf Monarchie gegrün-

det seyn muß. Alle republikanisch Gesinnte haben keinen anderen Punkt der Vereinigung, als die Krone."

„Zu sagen: die Revolutionaire haben Geist, — ist nichts gesagt zu ihrem Lobe. Der ungemäßigte Geist der Thorheit, Blindheit, Unsittlichkeit, Gottlosigkeit verdient keine Empfehlung. Wer sein Haus in Brand steckt, weil seine Finger angefroren sind, kann nicht für einen tüchtigen Lehrer in der Methode gelten, unsere Wohnungen mit angenehmer und heilsamer Wärme zu versehen."

„Nehmen wir nicht frühere Studien kluger und erfahrner Männer zu Hülfe, so bleiben wir immerdar Anfänger. Alle Menschen müssen wo und wie lernen; aber diese neuen Lehrer möchten uns die gesammte Weisheit aller Menschen rauben, um uns zu blinden Schülern ihrer besonderen Anmaßung zu machen. Sie wissen nichts von dem sehr frühen Daseyn und der uralten Widerlegung all ihrer Narrheiten."

Noch im Jahre 1796 gab Burke eine Schrift heraus: wider den königsmörderischen Frieden mit Frankreich, worin es heißt: „Täuschen wir uns nicht! Wir sind erst am Anfange großer Kämpfe! Es giebt eine muthige Weisheit; aber auch eine falsche, kriechende Klugheit, das Ergebniß nicht der Klugheit, sondern der Furcht. Die Regeln und Definitionen der Klugheit sind selten genau, niemals ganz allgemein. Ich läugne nicht daß in kleinen, schwachen Staaten ein zeitgemäßer Vergleich mit dem Mächtigern, ein Mittel, ja das einzige Mittel gewesen ist, ihr schwächliches Daseyn hinzuhalten: aber ein großer Staat wird zu sehr beneidet, zu sehr gefürchtet, als daß er in Erniedrigung Sicherheit finden könnte. Macht, Ansehn, Vorrang sind Dinge, die sich nicht erbetteln lassen, und wer bei Anderen um Gnade bittet, wird nie Gerechtigkeit durch sich selbst erlangen. — Es ist eine unabänderliche Einrichtung der Dinge, daß niemand groß handeln kann, der nicht Kraft hat groß zu leiden."

„Ich nenne diejenige Regierung königsmörderisch, welche es als ein festes Naturgesetz, als ein Grundrecht des Menschen hinstellt, daß jede Verfassung die nicht Demokratie sey, eine

Usurpation sey, daß hienach alle Könige im Unrecht sind, und schon deshalb sollten umgebracht werden mit ihren Weibern, Familien und Anhängern. — Ich nenne Atheismus durch Veranstaltung (by establishment), wenn man das Daseyn Gottes und eine sittliche Weltregierung nicht anerkennt, wenn man allen Gottesdienst verwirft, wenn man das Christenthum durch förmliche Gesetze abschafft, wenn man alle Geistlichen verfolgt mit kalter, steter, schonungsloser Grausamkeit, mit jeder Art von Gütereinziehung, Gefängniß, Verweisung und Tod; wenn die Kirchen geschlossen und niedergerissen werden, wenn die etwa übrig bleibenden nur benutzt werden zu einer heillosen Vergötterung von Ungeheuern, deren Laster und Verbrechen unter Menschen nicht ihres Gleichen haben; wenn an die Stelle der Religion geselligen Wohlwollens und persönlicher Selbstverläugnung, sie ruchlose, gotteslästerliche, unanständig theatralische Gebräuche einführen zur Ehre ihrer verdorbenen, geschändeten Vernunft; wenn sie Altäre errichten ihrer verdammlichen, blutigen Republik, wenn sie Schulen und Seminarien auf öffentliche Kosten gründen, um die Menschen von Geschlecht zu Geschlecht mit den schrecklichen Grundsätzen ihrer Gottlosigkeit zu vergiften; — so nenne ich dies durch Anordnungen gegründeten Atheismus. — Hiezu kommt ihr praktischer Kannibalismus. Sie verschlangen, als Nahrung ihrer Wildheit, Theile des Körpers der von ihnen Ermordeten, tranken das Blut ihrer Opfer, und zwangen die Geopferten, das Blut der vor ihren Augen umgebrachten Verwandten zu trinken. Unter Kannibalismus verstehe ich auch alle die namenlosen, unmännlichen, abscheulichen Beschimpfungen der Leichname ihrer Schlachtopfer."

„Diese sogenannten Philosophen sind Fanatiker, mit durch und durch erkälteten Herzen; sie betrachten bei ihren Versuchen die Menschen nicht anders als Mäuse in einer Luftpumpe, oder in einem mit tödtlichem Gase angefüllten Gefäße. Einer der Hauptpropheten dieser Art ist der Abt Sieyes. Er hat ganze Nester voll Verfassungen fertig, bezettelt, sortirt und numerirt, jeder Jahreszeit, jedem Einfalle angemessen. Einige wo das

Unterste oben, einige wo das Oberste unten steht, einige einfarbig, andere geblümelt, einige ausgezeichnet durch Einfachheit, andere durch Verwickelung, einige mit Blut, andere mit boue de Paris befleckt, einige mit andere ohne Direktoren, einige mit Räthen von Alten andere mit Räthen von Jungen, andere ohne allen Rath; einige wo die Wähler die Repräsentanten, andere wo die Repräsentanten die Wähler ernennen; einige in langen Röcken, andere in kurzen Mänteln, einige mit Pantalons, andere ohne Hosen, einige mit fünf Schilling Vermögen, andere ohne alles Vermögen: — so daß kein Constitutionskrämer unbefriedigt von seiner Bude geht, vorausgesetzt daß er Muster liebt von Plünderung, Unterdrückung, willkürlichen Verhaftungen, Confiskationen, Verweisungen, revolutionairen Gerichten und gesetzlich, bedächtig beschlossenem Mord, und zwar dies in allen Gestalten in die es gebracht werden kann."

Es mögen hier noch einige zerstreute, lehrreiche Aeußerungen Burkes Platz finden. „Es giebt nur einen Beruf um die Menschen zu regieren, und das ist Weisheit und Tugend. Jedem, der Macht in irgend einem Grade besitzt, kann der Gedanke nie lebendig und heilig genug vor dem Sinne schweben, daß er nur ein anvertrautes Gut verwaltet, und von seiner Verwaltung, dem großen Machthaber, dem einzigen Herrn, Stifter und Gründer aller Gesellschaft, ernste Rechnung abzulegen hat. Neigung zum Erhalten und Geschicklichkeit zum Verbessern, sind die beiden Elemente deren Vereinigung den großen Staatsmann bildet. Niemand soll die Verbrechen des Staates anders als mit schüchterner Hand enthüllen, oder seine Verbesserung mit seiner Zerstörung beginnen; sondern jeder Bürger zu dessen Fehlern nahen, wie man zu den Wunden eines Vaters tritt, mit frommer Zärtlichkeit und zitternder Besorgniß. Wir sollen die unnatürlichen Kinder des Vaterlandes verabscheuen, die mit rascher Hand ihren alten Vater in Stücke zerhacken und in den Zauberkessel verruchter Schwarzkünstler werfen, um durch giftige Kräuter und wilde Zauberformeln das väterliche Leben verjüngt wieder herzustellen, und den entflohenen Geist zurückzurufen."

„Ein Staat dem es an allen Mitteln der Veränderung fehlt, entbehrt auch der Mittel der Erhaltung; doch fühle ich eine unüberwindliche Abneigung, meine Hand zum Zerstören irgend einer bestehenden Regierungsangelegenheit zu bieten, um irgend einer noch so scheinbaren Theorie willen. Daß die höchste Gewalt in der Majorität liege, und diese in jedem Augenblicke das Recht habe zu thun, was ihr beliebt, ist ein Grundirthum. Wo nur noch ein Funke von Religion ist, von natürlicher, oder geoffenbarter, laßt uns ihn lieben, dulden, anblasen, daß er sich zur heiligen Flamme entwickele. Das stärkt den Bund gegen die Knechte der Finsterniß, welche Alles zerstören möchten, was Gott in Schönheit und Ordnung gegründet hat."

Ich habe es bis zuletzt verspart, von Burkes Betrachtungen über die französische Revolution zu sprechen. Es ist dem Umfange nach das größte, dem Inhalte nach das wichtigste, der Form nach das beredteste seiner Werke. Mehr als irgend eine andere Schrift, hemmte es den gefährlichen, sittenlosen Strom der Revolution; und wenn Burken vorgeworfen ward, er hebe zornig und leidenschaftlich nur die Schattenseiten hervor, und nicht die Gründe weshalb, nicht das Gute, was daraus, oder daneben entstanden sey, so darf man antworten: er war nicht der Geschichtschreiber der Revolution, sondern der Demosthenes wider dieselbe, und Demosthenes behält für alle Zeiten seinen unübertrefflichen Werth, obgleich Philipp bei Chäronea siegte. Jenes Werk Burkes ist zwar bekannter, als andere seiner Reden und Schriften; ich darf jedoch nicht unterlassen, wenigstens eine mit Recht bewunderte Hauptstelle, zum Beweise seiner außerordentlichen Beredsamkeit mitzutheilen. Sie handelt von den Ereignissen des 5. und 6. Oktobers 1789. Er sagt:

„Ich bin überzeugt, daß sehr viele von den Mitgliedern der Nationalversammlung, selbst von denen die zur Majorität gehören, trotz dem Zujauchzen der Revolutionsgesellschaft so empfinden wie ich. — Unglücklicher König! Unglückliche Versammlung! Welch ein geheimes Grauen mußte Alle, die noch Menschlichkeit und Mäßigung kannten, anwandeln, als sie einige ihrer Ge-

fährten einen Tag, vor dem die Sonne am Himmel scheu zurückzutreten schien, «einen schönen Tag (Bailly)» nennen hörten! Was mußten sie fühlen als Andere (Mirabeau) sich erkühnten zu versichern, «daß das Fahrzeug des Staats jetzt rascher als je an das Ziel seiner Wiedergeburt gelangen würde», wenn sie bedachten daß der rauhe schneidende Wind des Mordes und Hochverraths, der jenen Triumph ankündigte, dieses Fahrzeug beflügeln sollte. — Was mußten sie fühlen, als sie mit anscheinender Ruhe und innerem Abscheu, von der Hinrichtung unschuldiger Edelleute, in ihren Schlössern sagen hörten: (Barnave) «daß das Blut welches man vergossen hatte, nicht das reinste seyn möchte!» — Was mußten sie fühlen, als sie sich genöthigt sahen, ihren gefangenen König in einer Neujahrsadresse zu bitten, daß er die stürmische Periode des vergangenen Jahres in Rücksicht auf alles das Gute, welches er seinem Volke stiften würde, vergessen möchte? Als sie ihm in dieser merkwürdigen Adresse versicherten, daß sie ihm, wenn nur alles dieses Gute erst erreicht seyn würde, auch treu und ergeben seyn, das heißt, daß sie ihm gehorchen wollten, wenn er gar nicht mehr würde befehlen können! — Wahrlich wer auf solche Weise getröstet wird, wie dieser unglückliche König, muß tief gefallen seyn. Wenn der schmerzstillende Trank der Vergessenheit mit derlei Bestandtheilen vermischt wird, dann dient er gerade dazu, eine quälende Schlaflosigkeit zu erzeugen, und die eiternde Wunde einer nagenden Rückerinnerung zu nähren. So dem verzweifelten Kranken den Opium reichen, nachdem man ihn mit allen Bitterkeiten des Spottes und der Verachtung gewürzt hat, heißt, ihm statt des Balsams verwundeter Gemüther, den Becher menschlichen Elends, voll bis an den Rand an seine Lippen halten, und ihn gewaltsam bis auf die Hefen austrinken lassen."

„Freilich wird sich der König von Frankreich, aus Bewegungsgründen die ebenso dringend sind, als die in der Neujahrsadresse mit so vieler Feinheit berührten, Mühe geben jene Begebenheiten und diese Adresse zu vergessen. Aber die Geschichte,

die ihr dauerndes Protokoll über gute und böse Thaten führt, und ihr furchtbares Censuramt auf Herrscher aller Art ausdehnt, die Geschichte wird weder jene Begebenheiten noch die Epoche dieser merkwürdigen Verfeinerung in allen menschlichen Verhältnissen vergessen. Die Geschichte wird es aufbewahren: daß am Morgen des sechsten Oktobers 1789 der König und die Königin von Frankreich nach einem Tage voll Verwirrung, Schrecken, Gräuel und Blutvergießen sich niedergelegt hatten, um unter dem Panier ausdrücklich verpfändeter Sicherheit, die ermattete Natur durch wenige Stunden der Erholung und einer fieberhaften melancholischen Ruhe zu erquicken. Aus diesem Schlafe schreckte die Königin die Stimme des Wächters an der Thür auf, der ihr zuschrie daß sie sich retten sollte, daß dies der letzte Dienst wäre den er ihr leisten könnte, daß er seinen Tod vor Augen sähe, daß er jetzt unterläge. — Augenblicklich ward er niedergehauen! Eine Rotte heilloser Räuber und Mörder brach, triefend von Blut in das Zimmer der Königin ein, und durchstach mit hundert Bajonetten und Dolchen das Bette, von welchem diese verfolgte Frau nur soeben geflohen war, um auf Wegen, welche die Kannibalenbande nicht kannte, ihre letzte Zuflucht zu den Füßen eines Königs und eines Gemahls zu nehmen, der sein eigenes Leben nicht einen Augenblick in Sicherheit sah."

„Nachdem dieses vollbracht war, zwangen sie diesen König und diese Königin, und ihre zarten Kinder (die sonst der Stolz und die Hoffnung eines großen, edelmüthigen Volkes gewesen wären) das Heiligthum des glänzendsten Palastes der Welt, schwimmend in Blut, besudelt durch Mörderfußtapfen, mit zerstückelten Gliedern und verstümmelten Leichnamen besäet, zu verlassen. Von hier führte man sie in die Hauptstadt ihres Reiches. Zwei junge Edelleute von den besten Familien waren ausgesondert worden, als das Mordschwert, ohne Veranlassung und ohne Ansehen, unter den braven, treuen, schuldlosen Leibwächtern des Königs gewüthet hatte. Diese beiden unglücklichen Jünglinge wurden mit allem Pomp einer gerichtlichen Execution,

öffentlich zu Block geschleppt, und im großen Schloßhofe barbarisch enthauptet. Ihre Köpfe auf Spieße gesteckt, eröffneten den Zug, und die königlichen Gefangenen, die ihnen folgten, wurden langsam dahergezogen, mitten unter dem schmetternden Gejauchze und dem gellenden Zetergeschrei, und den scheußlichen Tänzen, und den niedrigsten Schmähworten und den wüthendsten Verwünschungen höllischer Furien, die die lügenhafte Gestalt der verworfensten Weiber angenommen hatten. — Nachdem sie so, auf der langsamen Folter einer Reise von drei Meilen, die in sechs grausame Stunden ausgereckt wurde, alle Qualen des nahen Todes, und mehr als die Bitterkeit des Todes geschmeckt, Tropfen für Tropfen geschmeckt hatten, wurden sie unter einer Leibwache von denselben Soldaten, welche die Anführer dieses unglaublichen Triumphs gewesen waren, in eins der alten Schlösser von Paris eingesperrt, das nunmehr in eine Bastille für Könige war verwandelt worden."

„Ich höre, und ich bin froh zu hören (denn wer wünscht nicht, die, welche bestimmt sind zu leiden, mit Würde leiden zu sehen) daß die edle Frau welche der zweite Gegenstand des unmenschlichen Triumphs war, jenen Schreckenstag und alle folgenden Tage, und die Einschränkung ihres Gemahls und ihre eigne Gefangenschaft und die Verbannung ihrer Freunde, und den Schimpf der Adressen, und die ganze Last ihres gehäuften Elends mit heiterer Geduld trägt, so erträgt, wie es sich für ihren Rang und ihre Abkunft, wie es sich für die Tochter einer Herrscherin schickt, die durch Muth und Standhaftigkeit berühmt geworden ist; daß sie den edelen Stolz dieser Mutter geerbt hat; daß die Gesinnungen einer römischen Matrone in ihrer Brust wohnen; daß sie in der letzten Noth wenigstens der letzten Schmach entrinnen wird."

„Es sind jetzt sechszehn oder siebenzehn Jahre, als ich die Königin von Frankreich (damals noch des Dauphins Gemahlin) zu Versailles sah: und nie hat wohl dieser Erdkreis, den die leichte Göttergestalt kaum zu berühren schien, eine holdere Erscheinung begrüßt. Ich sah sie, nur soeben über dem Horizont

aufgegangen, der Schmuck und die Wonne der erhabenen Sphäre in der sie jetzt zu wandeln begann, — funkelnd wie der Morgenstern, voll von Leben und Schönheit und Hoffnung! O! welch eine Verwandelung! Und welch Herz müßte ich haben, um in schnöder Unempfindlichkeit eine solche Erhebung und einen solchen Fall anzusehen. Damals, als sich zu allen ihren Ansprüchen auf schwärmerische, stumme, anbetende Liebe, der Anspruch auf Verehrung eines Volkes gesellte, damals hätte ich mir wohl nicht träumen lassen, daß sie je genöthigt seyn würde das scharfe Gegengift der Schmach in ihrem Busen zu verstecken: damals konnte ich wohl nicht ahnden daß ich es erleben sollte, in einer Nation, die sonst der Hauptsitz der Ehre, der Galanterie und der Rittertugenden gewesen war, solche Unglücksfälle über eine solche Frau ausbrechen zu sehen. Ich hätte geglaubt zehntausend Schwerter müßten aus ihren Scheiden fahren, um einen Blick zu bestrafen, der sie zu beschimpfen drohte!"

Dieser begeisterte Hymnus ist läppisch, lächerlich, abgeschmackt, unwürdig, sklavisch gescholten worden! — So weit hat man es gebracht, alles Persönliche zu verachten, alles Lebendige, alle Theilnahme zu ertödten, um leblose, eiskalte Begriffe ausschließend zu verehren. Pietät, Anhänglichkeit, Aufopferung ist so Gesinnten verschwunden; sie betrachten einen König wie eine unbedeutende, wo möglich ganz zu entbehrende Einzelnheit unter vielen Millionen, eine Königin wie ein Weib, dem freigesinnte Männer keine Achtung bezeigen dürften. Folgerecht sind alsdann eure Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Kinder, auch nur bedeutungslose Einzelnheiten, deren zweifelhafter Werth erst zu erforschen ist, um zu wissen ob sie von Rechts, oder Beliebens wegen, Anspruch machen können auf Liebe, Achtung, Sorgfalt, Gehorsam. — Wie trocken, kahl, gemüthlos wird eine solche Welt! Einem Walde vergleichbar, wo alle Blätter, Blüten und Zweige der Bäume abgeschlagen, verdorrt, verbrannt sind, um dem gefällten, rinden- und schmucklosen Stamme, einen

kopflosen Hut aufzusetzen, und als Symbol neu erkannter Freiheit und Liebesbegeisterung götzendienerisch anzubeten.

Blicken wir jetzo noch einmal zurück auf die vorübergeführten britischen Redner und Staatsmänner:

Walpole,	geb. 1676,	gest. 1743,	alt 69	Jahre.
Chatham,	— 1708,	— 1778,	— 70	—
Burke,	— 1730,	— 1797,	— 67	—
Sheridan,	— 1751,	— 1816,	— 65	—
Fox,	— 1748,	— 1806,	— 58	—
W. Pitt,	— 1759,	— 1806,	— 47	—

Bei diesem Rückblick ergreift uns zunächst ein tiefes Gefühl tragischer Wehmuth. Walpole ward von Leuten verläumdet und verdrängt, die nicht im Stande waren ihn zu ersetzen. Chatham (dessen Ruhm die ganze Erde umfaßte) konnte durch wohlbegründeten, beredten Widerspruch, eine spätere Verwaltung nicht auf den rechten Weg zurückbringen, und erlag dem Schmerze daß die Kolonien, welche er von französischer Herrschaft befreit hatte, für England verloren gingen. Sein großer Sohn, W. Pitt, erlitt ein ähnliches Schicksal, und trat in einem Augenblicke vom Schauplatze ab, wo alle seine Plane und Hoffnungen vereitelt schienen. — Sheridan grub sich selbst die Grube, in welcher sein schönes Talent leider zu Grunde ging. — Fox, von Natur und durch Verhältnisse zum Opponiren hingedrängt, sah zuletzt (an die Spitze der Regierung gestellt) daß seine irrigen Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, und er die Bahn seines großen Gegners einschlagen mußte. — In dem Maaße als Burkes Warnungen begründeter erschienen und seine Weissagungen eintrafen, ward er mehr angegriffen, verkannt und in und außerhalb des Parlaments von Leuten verhöhnt, die nicht werth waren ihm die Schuhriemen aufzulösen. Auch er erlag dem Schmerze über die Wendung der öffentlichen Angelegenheiten und dem Verlust seines einzigen, hoffnungsvollen Sohnes.

So eitel, so nichtig, so kummervoll (möchte man schließen) ist das Leben, Denken, Wirken, selbst der größten Männer! —

Was bleibt übrig als bejammern, entsagen, verzweifeln! — — Nein, und abermals Nein! Jene Heroen fielen nicht durch fremde Gewalt, ein nutzloses Opfer auf blutigem Altar; sie opferten sich selbst damit aus ihrer Asche der Phönix einer neuen Zeit erstehe. Ihre Leiden und Schmerzen haben Früchte getragen, sie haben erzogen, ermuthigt, verklärt, beglückt. Sie zerstreuten arge Irthümer, verhinderten heillose Unordnung, bekräftigten wichtige Wahrheiten. Sie sind wegweisende Feuersäulen für spätere Nachfolger, Märtyrer für die Entwickelung der Menschheit, Propheten der Zukunft! — Gehet hin und thut desgleichen!

78.

Wir sind auf unserem litterarischen Spatziergange in eine höchst ernsthafte Gegend gekommen, wo die größten Männer, die mächtigsten Staaten, einer finstern Allgewalt des unwiderstehlichen Schicksals zu erliegen schienen. Es ergreift uns ein Gefühl, als sey es unmöglich, mindestens unwürdig, nach einem so erhabenen Trauerspiele, auf irgend etwas Geringeres überzugehen. — Wo finden wir denn aber einen richtigen Maaßstab für das, was wir bedeutend und unbedeutend, erhaben oder gering nennen können, ja nennen sollen? Darf die Zeit, welche einem großen Trauerspiele folgt, ohne Inhalt bleiben, in Unthätigkeit hingebracht werden? Oder müssen Einzelne, wie Völker, mit verdoppelter Anstrengung neue Standpunkte, neue Lebensbahnen aufsuchen und muthig auf denselben fortschreiten? Zum Ernste soll sich heiterer Muth gesellen, und das Erhabene, durch das Schöne dem Menschen näher gebracht und für ihn verständlicher werden.

Deshalb wollen wir die erfreuliche Gegend der Dichtkunst wieder betreten, die wir lange zur Seite ließen. Bleiben wir zunächst in England, dessen Reichthum hinsichtlich dieser edlen Entwickelung des menschlichen Geistes, auch für die neuere Zeit,

anzuerkennen ist. Doch müssen wir uns auf das Wichtigste beschränken.

Es sey erlaubt die Bemerkungen, welche ich bereits an einigen Stellen über den Roman machte, theilweise zu wiederholen, dann aber noch Einiges hinzuzufügen. Den in Versen abgefaßten Romanen des früheren Mittelalters (welche man auch Epopeen nannte) folgten noch viel längere und breitere in Prosa, wo gränzenlose Willkür für die höchste Poesie galt und alles Natürliche und Verständige gemein und trivial hieß. Wunder, Riesen, Zauberer u. dgl. spielten die Hauptrolle, und Ritter, Prinzen, Prinzessinnen u. s. w. dachten, fühlten, lebten, handelten ganz außerhalb dessen, was für wirkliche Menschen möglich und nützlich ist. Diesen luftigen, haltungslosen Bau (gleichwie die langweiligen, allegorischen Romane), stürzte der Don Quixote des Cervantes. — In Spanien folgte nun eine Reihe von Bettlern und Spitzbubenromane, das volle Gegentheil des frühern Ueberschwenglichen. Natürlich aber konnte dies Allzugeringe, auf die Dauer den ästhetischen Bedürfnissen der Menschen ebenso wenig genügen.

Ganz andere Romane entstanden zur Zeit Ludwigs XIV. Sein Hof mit vielen Gesetzen der Etikette, des erkünstelten Anstandes, der plattirten Sittlichkeit, lag all diesen Werken zum Grunde; die spanischen Bettler u. s. w. wurden von Prinzen und Prinzessinnen verdrängt und die endlosen, langweiligen Liebesgeschichten spielten im Oriente, der wesentlich aussah wie das bunt illuminirte Paris. Diese Prinzen und Prinzessinnen kamen aber mit Recht bald aus der Mode, gleichwie die Zauberer, Riesen, Betteleute und Spitzbuben. — Es war ein Bedürfniß, ein Fortschritt daß die englischen Romanschreiber, der wirklichen Welt ihr Recht widerfahren ließen, und Familie und Bürgerthum zu Ehren brachten. Dem verdienten Beifalle folgten aber Zweifel. Durch einen Ueberschwall von Worten und Mangel an Ereignissen und Thaten, wurden Richardsons bürgerliche Romane ermüdend, und das Uebermaaß des allzu Populairen in Fielding, erzeugte den Vorwurf der Plattheit und Frivolität.

Angenommen aber diese Zweifel und Vorwürfe seyen ganz unbegründet, so blieben doch die Nachahmer dieser beiden Behandlungsarten, hinter den Erfindern derselben weit zurück, und Sterne stand so originell und vereinzelt da, daß Versuche ihm nachzufolgen noch mehr mißlingen mußten. — Wenn nun alle diese bezeichneten Richtungen verbraucht waren, welche konnte und sollte man einschlagen? Darüber war man trotz vielen Hinundherredens keineswegs ins Klare gekommen: man bedurfte eines Columbus um das Ei auf die Spitze zu stellen; — dieser Columbus war Walter Skott! (1771—1832).

[Walter Skott von Eberty.]

Er ist der Schöpfer des historischen Romans in einer neuen, eigenthümlichen Form. Das Geschichtliche ward nach einem größeren Maaßstabe behandelt, nahm neue Dimensionen an, bildete einen bedeutenden Hintergrund, oder gab den wesentlichen Inhalt zu einer fortlaufenden Entwickelung. Mit windiger Fantasie erfundenen, in Wahrheit unmöglichen Wesen, ward keine Stelle eingeräumt, und ebenso wenig Kreaturen die zu gering sind um auf dem Boden der Poesie einheimisch zu werden. Wirkliche Könige und Königinnen treten auf den Schauplatz, und ihre edlen, oder verdammlichen Umgebungen, ja alle vorgeführten Personen, sind nicht eingehüllt in langweiligen Wortschwall, sondern scharf charakterisirt, und durch eigenthümliches Handeln eingreifend in den Gang des Ganzen.

Kein Wunder, daß Werke den größten Beifall erhielten, welche Wahrheit und Dichtung zu einem bisher ungekannten Ganzen zu verbinden suchten, welche eine Reihe merkwürdiger Personen und einen Reichthum von Situationen und Ereignissen vorüberführten, wogegen das Wunderbarste der Ritterromane lächerlich, die Pinselei der Liebesromane widrig, das schwatzende Bürgerthum langweilig erschien.

Der Bewunderung Walter Skotts folgte jedoch in unseren Tagen eine ungerechte Vernachlässigung, und das schlechtere Neue wird mehr gelesen, als das ältere Gute. Gewiß sind nicht alle Werke Skotts von gleichem Werthe, und beklagens-

werthe Unfälle trieben ihn in späterer Zeit zu übereilten Arbeiten. Dennoch bleibt er ein wahrer Dichter von seltenen Eigenschaften. Er weiß das Verwickeltste lichtvoll zu ordnen, seinen Personen Leben einzuhauchen, und selbst dem schöpferisch Hinzugefügten, Ungeschichtlichen, die Kraft der Wahrheit so zu verleihen, daß man vergißt dasselbe von wirklichen Thatsachen, durch anatomische, oder chemische Aesthetik zu sondern. Skott bleibt oft überraschend ohne Künstelei, anziehend trotz mancher Länge; und obgleich der Verfasser fast nirgends selbst hervortritt, fühlt man hindurch daß er ein sittlicher, harmonisch gebildeter Mann ist. Diese Harmonie des eigenen Seyns hindert nicht in den Werken auch die herbesten Dissonanzen anzuschlagen, dann aber kunstgemäß aufzulösen; ja für alle Töne, Rhythmen, Abstufungen der menschlichen Gedanken und Gefühle finden sich Beispiele in Skotts Romanen, vom heitersten Scherze, durch alle Arten der Sentimentalität und Nichtsentimentalität, bis zum furchtbar Erhabenen, Herzzerreißenden; und dann wiederum zur reinen, erquickenden, beglückenden Schönheit.

Es ist hier nicht der Ort, die leicht aufzufindenden, oft ausgesprochenen Mängel Skotts herzuzählen; gewiß finden sie sich in ungleich höherem Maaße, und durch neue vermehrt, bei vielen seiner schwächeren Nachahmer. Wenn aber einer der geschicktesten, wenn Manzoni sein eigenes gelungenes Werk, die Verlobten[1]), selbst verwarf, weil die ganze Aufgabe des geschichtlichen Romans irrig und zweckwidrig sey, so verdient diese eigenthümliche Ansicht, eine kurze Prüfung.

Schon die Benennung: geschichtlicher Roman, weiset hin auf eine große, kaum zu überwindende Schwierigkeit. Die geschichtliche unantastbare Wahrheit, soll verbunden, verschmolzen, verquickt werden, mit der dichterischen Erfindung. Kein Theil soll durch dies Bestreben leiden, jeder soll verbessert, veredelt, verklärt werden, unbeschadet seiner Eigenthümlichkeit. — Ist dies möglich? — Befragen wir die Erfahrung, so möchte man es

1) Raumer, Italien I, 118.

verneinen. Wenn Walter Scott (der Meister) z. B. gar viel erfand, das dem Charakter des Königs Richard Löwenherz nicht geradehin widerspricht, so ist das Erfundene doch ganz ungeschichtlich. Auch Manzoni behauptet für seinen ausgezeichneten Roman: das Geschichtliche und Erfundene wachse nirgends lebendig zusammen, sondern falle auseinander.

Gewiß bleibt es fraglich: ob auch dem Geschichtschreiber freistehe Poetisches zu Hülfe zu holen, um seinem Werke mehr Reiz und Leben zu verleihen? Und sobald man dies verneint, liegt die Folgerung nahe daß der Dichter auch nicht berechtigt sey, für seine willkürlichen Zwecke, die Wahrheit der Geschichte zu verletzen.

Wenn jedoch Zweie dasselbe thun (sagt das Sprichwort) ist es nicht dasselbe; und verwandt damit ist der Vers: wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun! — Deren giebt es nur zu viele, beiderlei Geschlechts. — So redt' ich wenn ich Christus wär', sagt Bahrt bei Goethe: — und so müssen denn Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, Dichter, Bildhauer, Maler, Musiker, Naturforscher u. s. w. denken, fühlen, reden, schreiben, handeln, Liebschaften anknüpfen und auflösen, heirathen und Kinder in die Welt setzen, und dergleichen mehr, — wie es den bärtigen oder unbärtigen Romanschreibern beliebt. Sie verfahren mit einer unglaublichen Kühnheit und Anmaßung, und das Alles verschlingende Publikum bestärkt sie auf dieser Bahn zu verharren und sich in Schnellgeburten zu überbieten. Denn trotz scheinbarer Mannigfaltigkeit wird diese Fabrikwaare über dieselbe Schablone zusammengeflickt, oder zusammengeschmiert. Der Sinn für ächte Geschichte, für biographische Wahrheit geht ganz verloren: beide gelten für langweilig, inhalts- und bedeutungslos, so lange ihnen nicht die Schminkpflästerchen dieser neuen Dekorationsmalerei aufgeklebt worden; — ja das Aufgeklebte wird dargeboten als die eigentlich höhere, geschichtliche Wahrheit, oder als das Ideal einer Biographie, wie sie seyn sollte. Die natürliche Form der Erzählung, ist von derlei sich breit machen-

den Kunststücken fast ganz verschwunden. Aufgelöset in kurze, dialogische Zeilen, in endlose Gespräche, füllet das einen Band, was sonst kaum Stoff gäbe für wenige Seiten, und die meisten Leser vergessen, daß dieser angeblich poetische Heckerling, aus Stroh und Unkraut geschnitten und mundrecht gemacht wird.

Für diese Mängel unzähliger, schwächerer Nachfolger, ist Walter Skott so wenig verantwortlich, als Michel Angelo und Bethoven für die ihrigen; — aber ebenso wenig genügt die Berufung auf große Männer, um die eigenen Irthümer und Blößen zu verdecken.

79.

Sowie Walter Skott einerseits viele Nachfolger fand, so wurden andere Schriftsteller dagegen abgeschreckt, auf derselben Bahn einen Wettkampf zu beginnen. Schwer aber blieb es einen neuen, eigenthümlichen, ansprechenden Weg aufzufinden und mit Erfolg zu betreten. Thomas Moore verlegte den Schauplatz mit kühner Hand in den Orient. Was die Romane des Mittelalters und aus der Zeit Ludwigs XIV. für morgenländisch ausgaben, war ganz willkürlich erfunden und ohne alle geschichtliche und geographische Grundlage; oder es erwuchs fabelhaft auf dem Boden europäischer Höfe und Zustände. Moore suchte durch fleißige Studien das Morgenland kennen zu lernen, und im Denken und Fühlen sich dorthin zu verpflanzen. Zu Hülfe kam ihm das fast allgemeine Vorurtheil: Asien sey für die Dichtkunst ein weit günstigerer Boden, als Europa. Hier erscheine Alles abgeschwächt, erkältet, farblos, prosaisch, im Vergleiche mit dem dort Mächtigern, Glühendern, Glänzenden, Poetischen. Man dürfe sich dies nur aneignen, um jedes europäische Gedicht zu übertreffen. Als nun aber die sogenannten größten arabischen, persischen, türkischen Dichter zugänglich gemacht und dem Publikum vorgelegt wurden, entstanden bei manchem Unbefangenen erhebliche Zweifel über die Wahrheit

jener Lobpreisungen. — Ich glaube die ausgesprochenen Zweifel und Bedenken sind vollkommen begründet, doch ist hier nicht der Ort sie zu erörtern und die großen Vorzüge der europäischen Dichtkunst zu beweisen.

Moore hatte schon Gedichte mancherlei Art herausgegeben, als er ein großes orientalisches Werk, Lalla Rookh, zu schreiben unternahm. Aber ehe es geschrieben war, bot man ihm (in Rücksicht auf seinen bereits erlangten Dichterruhm) sogleich 3000 Guineen[1]), und das Werk erlebte mehr als 20 Auflagen, ward in mehre Sprachen übersetzt und bei glänzenden Hoffesten zum Grunde gelegt. Gegen Zeugnisse solcher Art erscheinen Einwendungen thöricht, oder abgünstig. Dennoch darf ich sie nicht verschweigen. Das Werk hat zuvörderst keine organische Einheit, es zerfällt vielmehr in einzelne, gesonderte Theile. Der erste heißt, der verschleierte Prophet. Dieser, seiner entsetzlichen Häßlichkeit halber verschleierte Prophet Mokanna, ist ein religiöser und politischer Betrüger, der viele Männer und Weiber an sich zieht. Ja eine, Namens Zulika, unterwirft er sich durch einen Eid dergestalt, daß sie ihren wiederkehrenden frühern Liebhaber, Azim zurückweiset. In einem drauf folgenden Kriege wird Mokanna erschlagen, Zulika behängt sich mit seinem Schleier, wird von Azim für Mokanna gehalten und erstochen. — Der wesentliche Inhalt der ganzen Erzählung erscheint unschön, unpoetisch, und ist durch gar vieles, unnützes Hinundherreden obenein langweilig.

Im zweiten Theile: die Peri und das Paradies betitelt, wird jener (um wieder in das Paradies zu kommen) von einem Engel aufgegeben, die Gott angenehmste Gabe aufzusuchen. Wir können um so weniger die vielfachen, meist vergeblichen Bemühungen der Peri aufzählen, jene poetisch theologische Aufgabe zu lösen; da die ganze Geschichte nur eine Nebensache ist, während die Hauptsache ihren eigenen Gang geht. Lalla Rookh, welche nämlich den König der Bucharei heirathen soll, verliebt

1) Milton erhielt für sein verlornes Paradies fünf Pfund Sterling.

sich auf der langen und langweiligen Reise, in den Erzähler Feramorz, und dieser folgt (keineswegs zurückbleibend) ihrem Beispiele. Jetzt beginnt (da der Vorsatz der Lalla ihren Liebhaber nicht wieder zu sehen, bald hintangestellt wird) der dritte Theil, oder die dritte Erzählung, von den Feueranbetern.

Die vierte Erzählung beschreibt das Rosenfest von Kaschemir und Nurmahals Schicksal. Neben manchen Vorzügen findet sich auch hier eine unruhige Häufung und verwirrende Pracht der Bilder (welche Aehnlichkeiten und Wiederholungen nur schwach verdeckt) und ein Wortreichthum der mehr in die Breite, als in die Tiefe geht. So könnte man folgende Verse aus Lalla Rookh wohl auf den Verfasser selbst anwenden:

Shining on, shining on, by no shadow made tender,
Till Love falls asleep in its sameness of splendour. (VII, 19.)

Durch Spontinis Musik ist die Dichtung von Nurmahal auf eine höhere Stufe gehoben worden. — Zur großen Freude der Lalla Rookh ergiebt sich (wie ein kurzer prosaischer Anhang berichtet) daß Feramorz, ihr Geliebter, zugleich ihr Bräutigam und eben der König der Bucharei ist.

Alles zu Allem gerechnet hat der gesammte morgenländische, von einem talentvollen Dichter benutzte Prachtapparat, kaum bis in die europäische Region der Dichtkunst hinangeführt, und mancher Leser dürfte die anspruchsloseren Dichtungen Moores, über Lalla Rookh hinaufsetzen.

Wenn seine Satiren auch nicht überall gerecht sind, so halten sie sich doch fern von menschenfeindlicher Bitterkeit, und auf die Bemerkung daß die Briefe der Familie Fudge aus Frankreich und Paris, dem sentimental journey Sterne's weit nachstehen, läßt sich erwiedern, daß zu einem solchen Vergleiche keine Veranlassung vorliegt und Moore gar keine Nachahmung bezweckte. Das Gedicht über die Liebe der Engel wird bei denen wenig Beifall finden, welchen alle Allegorien mißfallen; viele der kleineren Gedichte Moores (insbesondere unter den irischen Melodien) sind dagegen von der größten Zartheit und Innig-

keit; unbeschadet der Heiterkeit, ja der Kühnheit, welche alle pedantische Zierrerei verschmäht.

80.

Kein einziger der großen Dichter (nur vielleicht Camoens ausgenommen) erlebte so mannigfaltige Schicksale als Lord Byron; — und diese Schicksale hatten wiederum den größten Einfluß auf Form und Inhalt seiner Werke. Daher muß ich ausnahmsweise einiges über sein Leben (zur Verständigung) mittheilen.

[Leben Byrons von Moore und Eberty.]

Byron ward am 22. Januar 1788 in London geboren. Sein Vater stammte aus einem alten Geschlechte, war aber durch unordentliche Wirthschaft so heruntergekommen, daß er Miß Catharine Gordon heirathete, hauptsächlich um seine Umstände zu verbessern. Nachdem er binnen kurzer Zeit auch ihr Vermögen durchgebracht hatte, trennten sich beide Eheleute, und ihr einziger Sohn blieb bei der Mutter, die ihn abwechselnd verhätschelte, oder (in fast wahnsinnigem Jähzorne) mißhandelte. So fehlte es dem zugleich gutmüthigen und heftigen Knaben an aller wahren Erziehung, an allen herzlichen Familienverhältnissen, und an einer wahren Heimath. Auf der Schule las er viel durcheinander, gehörte aber keineswegs zu den fleißigen, ordentlichen Schülern. Doch mochte ihn auch manche Pedanterie des Unterrichts zurückschrecken. Jugendliche Gedichte (meist elegischen Inhalts, oder Uebertragungen und Nachahmungen alter Schriftsteller) welche Byron drucken ließ, fanden im edinburger Review eine unbillig harte Beurtheilung, ja es ward ihm jede dichterische Anlage abgesprochen. Hierüber gerieth er in den höchsten Zorn und schrieb eine Satire: „englische Dichter und schottische Recensenten", — welche sein Talent (jedoch nur in einer untergeordneten, einseitigen Richtung) offenbarte. Neben Gelungenem enthält die Schrift auch Ungerechtes, Ueberheftiges, welches Byron später selbst tadelte.

sich auf der langen und langweiligen Reise, in den Erzähler Feramorz, und dieser folgt (keineswegs zurückbleibend) ihrem Beispiele. Jetzt beginnt (da der Vorsatz der Lalla ihren Liebhaber nicht wieder zu sehen, bald hintangestellt wird) der dritte Theil, oder die dritte Erzählung, von den Feueranbetern.

Die vierte Erzählung beschreibt das Rosenfest von Kaschemir und Nurmahals Schicksal. Neben manchen Vorzügen findet sich auch hier eine unruhige Häufung und verwirrende Pracht der Bilder (welche Aehnlichkeiten und Wiederholungen nur schwach verdeckt) und ein Wortreichthum der mehr in die Breite, als in die Tiefe geht. So könnte man folgende Verse aus Lalla Rookh wohl auf den Verfasser selbst anwenden:

Shining on, shining on, by no shadow made tender,
Till Love falls asleep in its sameness of splendour. (VII, 19.)

Durch Spontinis Musik ist die Dichtung von Nurmahal auf eine höhere Stufe gehoben worden. — Zur großen Freude der Lalla Rookh ergiebt sich (wie ein kurzer prosaischer Anhang berichtet) daß Feramorz, ihr Geliebter, zugleich ihr Bräutigam und eben der König der Bucharei ist.

Alles zu Allem gerechnet hat der gesammte morgenländische, von einem talentvollen Dichter benutzte Prachtapparat, kaum bis in die europäische Region der Dichtkunst hinangeführt, und mancher Leser dürfte die anspruchsloseren Dichtungen Moores, über Lalla Rookh hinaufsetzen.

Wenn seine Satiren auch nicht überall gerecht sind, so halten sie sich doch fern von menschenfeindlicher Bitterkeit, und auf die Bemerkung daß die Briefe der Familie Fudge aus Frankreich und Paris, dem sentimental journey Sterne's weit nachstehen, läßt sich erwiedern, daß zu einem solchen Vergleiche keine Veranlassung vorliegt und Moore gar keine Nachahmung bezweckte. Das Gedicht über die Liebe der Engel wird bei denen wenig Beifall finden, welchen alle Allegorien mißfallen; viele der kleineren Gedichte Moores (insbesondere unter den irischen Melodien) sind dagegen von der größten Zartheit und Innig-

keit; unbeschadet der Heiterkeit, ja der Kühnheit, welche alle pedantische Zierevei verschmäht.

80.

Kein einziger der großen Dichter (nur vielleicht Camoens ausgenommen) erlebte so mannigfaltige Schicksale als Lord Byron; — und diese Schicksale hatten wiederum den größten Einfluß auf Form und Inhalt seiner Werke. Daher muß ich ausnahmsweise einiges über sein Leben (zur Verständigung) mittheilen.

[Leben Byrons von Moore und Oberty.]

Byron ward am 22. Januar 1788 in London geboren. Sein Vater stammte aus einem alten Geschlechte, war aber durch unordentliche Wirthschaft so heruntergekommen, daß er Miß Catharine Gordon heirathete, hauptsächlich um seine Umstände zu verbessern. Nachdem er binnen kurzer Zeit auch ihr Vermögen durchgebracht hatte, trennten sich beide Eheleute, und ihr einziger Sohn blieb bei der Mutter, die ihn abwechselnd verhätschelte, oder (in fast wahnsinnigem Jähzorne) mißhandelte. So fehlte es dem zugleich gutmüthigen und heftigen Knaben an aller wahren Erziehung, an allen herzlichen Familienverhältnissen, und an einer wahren Heimath. Auf der Schule las er viel durcheinander, gehörte aber keineswegs zu den fleißigen, ordentlichen Schülern. Doch mochte ihn auch manche Pedanterie des Unterrichts zurückschrecken. Jugendliche Gedichte (meist elegischen Inhalts, oder Uebertragungen und Nachahmungen alter Schriftsteller) welche Byron drucken ließ, fanden im edinburger Review eine unbillig harte Beurtheilung, ja es ward ihm jede dichterische Anlage abgesprochen. Hierüber gerieth er in den höchsten Zorn und schrieb eine Satire: „englische Dichter und schottische Recensenten“, — welche sein Talent (jedoch nur in einer untergeordneten, einseitigen Richtung) offenbarte. Neben Gelungenem enthält die Schrift auch Ungerechtes, Ueberheftiges, welches Byron später selbst tadelte.

Zu diesen aufregenden Ereignissen trat manches Andere hinzu, was seine schlafenden Leidenschaften zum gewaltsamen Ausbruch führte, und ihn, trotz aller sinnlichen Genüsse, vereinzelte und verstimmte. Von Natur, oder durch anfängliche Vernachlässigung, bekam er einen verunstalteten Fuß, was ihn (bei sonstiger Schönheit und Eitelkeit) lebenslang ärgerte und quälte. Im Oberhause fand Byron so wenig Theilnahme, daß er bald von einer politischen Laufbahn zurückgeschreckt ward.

Byrons sehr ungeordneter Lebenswandel konnte ihn wohl eine Zeit lang zerstreuen, aber einem von Natur reichen Gemüthe nicht genügen. Schon im 22. Lebensjahre entwarf er auf seiner ersten Reise zwei meisterhafte Gesänge des Child Harold, und schrieb gleichzeitig an Hodgson: (I, 322) „Sie werden mich sehr verändert finden. Ich meine nicht dem Leibe, sondern den Sitten nach; denn ich fange an einzusehen, daß nichts als Tugend in dieser verd— Welt ausdauert. Des Lasters (das ich in seiner angenehmen Mannigfaltigkeit gekostet habe) bin ich ziemlich überdrüßig und will, nach der Rückkunft von meiner Reise, alle meine zuchtlosen Bekanntschaften aufgeben, und ohne Wein und Weiber leben.“ — Dieser löbliche Vorsatz kam allerdings nicht zur Ausführung, weshalb hier insbesondere etwas von seinem Verhältniß zu den Frauen gesagt werden muß.

„Die Frauen (berichtet Moore sein Biograph [I, 137]) waren von Anfang bis zu Ende, die herrschenden Sterne seines Schicksals.“ —

Dieser Text bedarf eines Commentars. Daß Byron nie von einer einzigen, treuen, lebenslänglichen Liebe beherrscht ward, versteht sich von selbst, und ebenso daß der Wechsel ihn jetzt zu Edlem und Würdigen, dann aber auch zu Gemeinem und Unwürdigen führte. Sein dichterischer Geist verwandelte oft (aber nicht immer) das letzte, bald aber kam die Wahrheit an den Tag.

Andere große Dichter, die auch am Wechsel Gefallen fanden, beherrschten ihre verschiedenen Geliebten und wurden ihnen

nie unterthan; sie verstanden derlei Verhältnisse geschickt anzuknüpfen, und abzubrechen sobald sie ihrer überdrüßig waren. Byron hingegen besaß nichts von dieser aushelfenden Gewandtheit: er stürzte sich meist unbesonnen in seine Liebeleien und blieb abhängig, hingegeben, bis der durch ihn selbst erzeugte, schnell verschwindende Zauber, meist in sehr unangenehmer, widerwärtiger Weise zerbrochen ward. — Eine unglückliche Jugendliebe wirkte wohl auf diese späteren Lebensereignisse; denn noch wenige Monate vor seinem Tode sagte er: (I, 255) „mag mein Herz still stehen, da es Andere nicht mehr bewegen kann, und wenn ich auch nicht geliebt werde, laßt mich noch lieben."

Anders war freilich Byrons Stimmung als er an Hodgson schrieb: „ich habe noch eine Bitte, nämlich, erwähnen Sie in Ihren an mich gerichteten Briefen, niemals eine Frau, vermeiden Sie jede Anspielung auf das andere Geschlecht. Ja ich mag kein Wort mehr lesen, das weiblichen Geschlechts ist." (II, 118). — Ein Gefühl, daß kein Verhältniß zu einem weiblichen Wesen, den Mann seinem Berufe entfremden solle, brachte wohl Byron zu dem Geständnisse: „selbst in Gesellschaft des geliebtesten Wesens, sehne ich mich oft allein zu seyn. Etwas nach Form und Inhalt erschaffen, gewährt das innigste Leben." (VIII, 135.) — Andere Stimmungen ergeben sich aus folgenden Aeußerungen. „Die Gegenwart von Frauen sänftigt mich: sie üben einen sonderbaren Einfluß. Ich kann dies um so weniger erklären, da ich sonst von dem zweiten Geschlechte keine hohe Meinung habe (III, 7). Ich bemühte mich zeitlebens mein Herz zu verhärten, noch ist es mir aber nicht ganz gelungen. (III, 87.) Es bleibt ein Unglück, daß wir weder mit, noch ohne Weiber leben können. (II, 233.) Und doch müssen wir zuletzt mit einer Heirath enden! (II, 235.)"

Und so geschah es! Byrons Freunde glaubten (und er glaubte es zum Theil selbst) daß eine Heirath das beste, ja vielleicht einzige Mittel sey, seiner wilden, ungeordneten Lebensweise ein Ende zu machen. Alle täuschten sich. Miß Milbank war (nach Byrons eigenem Geständnisse, III, 204; IV, 219)

schön, wohlerzogen, geistig begabt, tugendhaft, liebenswürdig in jeder Beziehung; — aber nicht geeignet (und kein weibliches Wesen hätte es damals vermocht) diesen verwilderten Pegasus zu regeln und zu zähmen. — Als ich Lady Byron 21 Jahre später mehre Male sah und mit ihr nach den, löblicher Weise durch sie gegründeten Schulanstalten fuhr, war ihre Unterhaltung sehr verständig, und ihr Aeußeres noch einnehmend (z. B. schöne Augen, Hände, Füße) und ihre an Lord King verheirathete Tochter Ada ein zartes, edles Wesen.

Schon am Hochzeittage (2. Januar 1815) hätte Lord Byron gern die Heirath rückgängig gemacht: er brachte es nicht einmal bis zu einer höflichen Anhänglichkeit, viel weniger bis zu einer dauernden Verehrung der Vorzüge seiner Gattin. (III, 140.) Doch ging (zufolge der gewöhnlichen Erzählung) die Trennung nicht von ihr aus, sondern von ihren Aeltern. (III, 199.) Hiefür braucht man weder geheime Gründe vorauszusetzen, noch allen erfundenen Anklagen wider Byron Glauben beizumessen. Gewiß war er ein schlechter Ehemann, wofür umständlichere Beweise vorzulegen, hier nicht passend erscheint. Zu erwähnen ist jedoch, daß seine Gattin eine reiche Erbtochter, er aber dergestalt verschuldet war, daß man ihm seine Sachen und Bücher abpfändete und verkaufte; ja er wäre selbst eingesperrt worden, wenn ihn nicht seine Lordschaft gegen Gefängniß geschützt hätte. Es stand also in Aussicht, er werde seiner Frau Vermögen ebenso durchbringen, wie sein Vater das seiner Mutter.

Sonderbar daß Byron um diese Zeit noch den Großmüthigen spielte, und weder von seinem Verleger, noch aus dem Vermögen seiner Frau Geld annehmen wollte; beide Vorsätze wurden aber bald beseitigt. (III, 287.)

Diese, auf Moores Forschungen gegründete Darstellung, bedarf jedoch einer erheblichen Berichtigung, da wir keinen Grund haben die, von der durchaus ehrenwerthen Lady Byron dagegen erhobenen Einwendungen zu bezweifeln. Sie erzählt nämlich im Wesentlichen (VI, 278): „meine Aeltern wußten wenig, oder

nichts von meinem Mißverhältnisse zu Lord Byron, und blieben schon deshalb weit entfernt eine Auflösung unserer Ehe zu wünschen. Sein Gemüthszustand, sein Benehmen war indeß von der Art, daß man eine geistige (vielleicht bis zum Selbstmorde führende) Krankheit voraussetzen durfte. Mit Zustimmung der Verwandten Byrons, beobachtete ihn ein tüchtiger Arzt, Baillie, und ich schrieb ihm (dessen Weisung folgend) einen milden, beruhigenden, später mißgedeuteten Brief. Erst jetzt unterrichtete ich meine Aeltern von diesen Besorgnissen, und diese, welche Byron immer mit der größten Freundlichkeit und Zartheit behandelt hatten, hofften und wünschten natürlich seine Herstellung und die Fortdauer unserer Ehe. Als nun aber weitere Beobachtung ergab daß Lord Byron nicht irre, sondern für sein Benehmen völlig zurechnungsfähig sey, erklärte ich (aus zureichenden Gründen), daß ich mich niemals wieder in seine Gewalt zurückbegeben würde. Meine Aeltern und befreundete Rechtskundige, welche ich jetzt mit allen Verhältnissen und Thatsachen bekannt machte, billigten meinen Entschluß." —

Der früheren Vergötterung des Dichters Byron, folgte jetzt eine so bittere Anklage und Verdammung, daß er sich entschloß England zu verlassen und neue Reisen anzutreten. Ein schwächerer Geist wäre an dem Allem zu Grunde gegangen, seine Kräfte wurden dagegen in Wahrheit gesteigert, und zwei ursprüngliche, unvertilgbare Richtungen (Melancholie des Denkens und Ausgelassenheit des Handelns) wirkten mit fast beispielloser Gewalt. Einerseits entwarf er nämlich, in kurzer Frist, mannigfaltige, dichterische Werke; andererseits ergab er sich (besonders in Venedig) einem höchst anstößigen, ausschweifenden Leben. Dies mußte aber bald trübe Unzufriedenheit mit sich und der Welt, und eine Sehnsucht nach besseren Verhältnissen herbeiführen. (IV, 112, V, 96.) Zu dieser Erlösung trug wesentlich die Gräfin Guiccioli bei, welche durch Geist und Herz allerdings die Schaar seiner Tagesliebschaften überragte, und ihn auf Jahre hinaus festhielt. Allein dies ganze Verhältniß, die Mißhandlung ihres nur allzu gutmüthigen Mannes, die daraus folgende

schön, wohlerzogen, geistig begabt, tugendhaft, liebenswürdig in jeder Beziehung; — aber nicht geeignet (und kein weibliches Wesen hätte es damals vermocht) diesen verwilderten Pegasus zu regeln und zu zähmen. — Als ich Lady Byron 21 Jahre später mehre Male sah und mit ihr nach den, löblicher Weise durch sie gegründeten Schulanstalten fuhr, war ihre Unterhaltung sehr verständig, und ihr Aeußeres noch einnehmend (z. B. schöne Augen, Hände, Füße) und ihre an Lord King verheirathete Tochter Ada ein zartes, edles Wesen.

Schon am Hochzeittage (2. Januar 1815) hätte Lord Byron gern die Heirath rückgängig gemacht: er brachte es nicht einmal bis zu einer höflichen Anhänglichkeit, viel weniger bis zu einer dauernden Verehrung der Vorzüge seiner Gattin. (III, 140.) Doch ging (zufolge der gewöhnlichen Erzählung) die Trennung nicht von ihr aus, sondern von ihren Aeltern. (III, 199.) Hiefür braucht man weder geheime Gründe vorauszusetzen, noch allen erfundenen Anklagen wider Byron Glauben beizumessen. Gewiß war er ein schlechter Ehemann, wofür umständlichere Beweise vorzulegen, hier nicht passend erscheint. Zu erwähnen ist jedoch, daß seine Gattin eine reiche Erbtochter, er aber dergestalt verschuldet war, daß man ihm seine Sachen und Bücher abpfändete und verkaufte; ja er wäre selbst eingesperrt worden, wenn ihn nicht seine Lordschaft gegen Gefängniß geschützt hätte. Es stand also in Aussicht, er werde seiner Frau Vermögen ebenso durchbringen, wie sein Vater das seiner Mutter.

Sonderbar daß Byron um diese Zeit noch den Großmüthigen spielte, und weder von seinem Verleger, noch aus dem Vermögen seiner Frau Geld annehmen wollte; beide Vorsätze wurden aber bald beseitigt. (III, 287.)

Diese, auf Moores Forschungen gegründete Darstellung, bedarf jedoch einer erheblichen Berichtigung, da wir keinen Grund haben die, von der durchaus ehrenwerthen Lady Byron dagegen erhobenen Einwendungen zu bezweifeln. Sie erzählt nämlich im Wesentlichen (VI, 278): „meine Aeltern wußten wenig, oder

nichts von meinem Mißverhältnisse zu Lord Byron, und blieben schon deshalb weit entfernt eine Auflösung unserer Ehe zu wünschen. Sein Gemüthszustand, sein Benehmen war indeß von der Art, daß man eine geistige (vielleicht bis zum Selbstmorde führende) Krankheit voraussetzen durfte. Mit Zustimmung der Verwandten Byrons, beobachtete ihn ein tüchtiger Arzt, Baillie, und ich schrieb ihm (dessen Weisung folgend) einen milden, beruhigenden, später mißgedeuteten Brief. Erst jetzt unterrichtete ich meine Aeltern von diesen Besorgnissen, und diese, welche Byron immer mit der größten Freundlichkeit und Zartheit behandelt hatten, hofften und wünschten natürlich seine Herstellung und die Fortdauer unserer Ehe. Als nun aber weitere Beobachtung ergab daß Lord Byron nicht irre, sondern für sein Benehmen völlig zurechnungsfähig sey, erklärte ich (aus zureichenden Gründen), daß ich mich niemals wieder in seine Gewalt zurückbegeben würde. Meine Aeltern und befreundete Rechtskundige, welche ich jetzt mit allen Verhältnissen und Thatsachen bekannt machte, billigten meinen Entschluß." —

Der früheren Vergötterung des Dichters Byron, folgte jetzt eine so bittere Anklage und Verdammung, daß er sich entschloß England zu verlassen und neue Reisen anzutreten. Ein schwächerer Geist wäre an dem Allem zu Grunde gegangen, seine Kräfte wurden dagegen in Wahrheit gesteigert, und zwei ursprüngliche, unvertilgbare Richtungen (Melancholie des Denkens und Ausgelassenheit des Handelns) wirkten mit fast beispielloser Gewalt. Einerseits entwarf er nämlich, in kurzer Frist, mannigfaltige, dichterische Werke; andererseits ergab er sich (besonders in Venedig) einem höchst anstößigen, ausschweifenden Leben. Dies mußte aber bald trübe Unzufriedenheit mit sich und der Welt, und eine Sehnsucht nach besseren Verhältnissen herbeiführen. (IV, 112, V, 96.) Zu dieser Erlösung trug wesentlich die Gräfin Guiccioli bei, welche durch Geist und Herz allerdings die Schaar seiner Tagesliebschaften überragte, und ihn auf Jahre hinaus festhielt. Allein dies ganze Verhältniß, die Mißhandlung ihres nur allzu gutmüthigen Mannes, die daraus folgende

werthe Unfälle trieben ihn in späterer Zeit zu übereilten Arbeiten. Dennoch bleibt er ein wahrer Dichter von seltenen Eigenschaften. Er weiß das Verwickeltste lichtvoll zu ordnen, seinen Personen Leben einzuhauchen, und selbst dem schöpferisch Hinzugefügten, Ungeschichtlichen, die Kraft der Wahrheit so zu verleihen, daß man vergißt dasselbe von wirklichen Thatsachen, durch anatomische, oder chemische Aesthetik zu sondern. Skott bleibt oft überraschend ohne Künstelei, anziehend trotz mancher Länge; und obgleich der Verfasser fast nirgends selbst hervortritt, fühlt man hindurch daß er ein sittlicher, harmonisch gebildeter Mann ist. Diese Harmonie des eigenen Seyns hindert nicht in den Werken auch die herbesten Dissonanzen anzuschlagen, dann aber kunstgemäß aufzulösen; ja für alle Töne, Rhythmen, Abstufungen der menschlichen Gedanken und Gefühle finden sich Beispiele in Skotts Romanen, vom heitersten Scherze, durch alle Arten der Sentimentalität und Nichtsentimentalität, bis zum furchtbar Erhabenen, Herzzerreißenden; und dann wiederum zur reinen, erquickenden, beglückenden Schönheit.

Es ist hier nicht der Ort, die leicht aufzufindenden, oft ausgesprochenen Mängel Skotts herzuzählen; gewiß finden sie sich in ungleich höherem Maaße, und durch neue vermehrt, bei vielen seiner schwächeren Nachahmer. Wenn aber einer der geschicktesten, wenn Manzoni sein eigenes gelungenes Werk, die Verlobten[1]), selbst verwarf, weil die ganze Aufgabe des geschichtlichen Romans irrig und zweckwidrig sey, so verdient diese eigenthümliche Ansicht, eine kurze Prüfung.

Schon die Benennung: geschichtlicher Roman, weiset hin auf eine große, kaum zu überwindende Schwierigkeit. Die geschichtliche unantastbare Wahrheit, soll verbunden, verschmolzen, verquickt werden, mit der dichterischen Erfindung. Kein Theil soll durch dies Bestreben leiden, jeder soll verbessert, veredelt, verklärt werden, unbeschadet seiner Eigenthümlichkeit. — Ist dies möglich? — Befragen wir die Erfahrung, so möchte man es

1) Raumer, Italien I, 118.

verneinen. Wenn Walter Scott (der Meister) z. B. gar viel erfand, das dem Charakter des Königs Richard Löwenherz nicht geradehin widerspricht, so ist das Erfundene doch ganz ungeschichtlich. Auch Manzoni behauptet für seinen ausgezeichneten Roman: das Geschichtliche und Erfundene wachse nirgends lebendig zusammen, sondern falle auseinander.

Gewiß bleibt es fraglich: ob auch dem Geschichtschreiber freistehe Poetisches zu Hülfe zu holen, um seinem Werke mehr Reiz und Leben zu verleihen? Und sobald man dies verneint, liegt die Folgerung nahe daß der Dichter auch nicht berechtigt sey, für seine willkürlichen Zwecke, die Wahrheit der Geschichte zu verletzen.

Wenn jedoch Zweie dasselbe thun (sagt das Sprichwort) ist es nicht dasselbe; und verwandt damit ist der Vers: wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun! — Deren giebt es nur zu viele, beiderlei Geschlechts. — So redt' ich wenn ich Christus wär', sagt Bahrt bei Goethe: — und so müssen denn Kaiser und Kaiserinnen, Könige und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen, Dichter, Bildhauer, Maler, Musiker, Naturforscher u. s. w. denken, fühlen, reden, schreiben, handeln, Liebschaften anknüpfen und auflösen, heirathen und Kinder in die Welt setzen, und dergleichen mehr, — wie es den bärtigen oder unbärtigen Romanschreibern beliebt. Sie verfahren mit einer unglaublichen Kühnheit und Anmaßung, und das Alles verschlingende Publikum bestärkt sie auf dieser Bahn zu verharren und sich in Schnellgeburten zu überbieten. Denn trotz scheinbarer Mannigfaltigkeit wird diese Fabrikwaare über dieselbe Schablone zusammengeflickt, oder zusammengeschmiert. Der Sinn für ächte Geschichte, für biographische Wahrheit geht ganz verloren: beide gelten für langweilig, inhalts- und bedeutungslos, so lange ihnen nicht die Schminkpflästerchen dieser neuen Dekorationsmalerei aufgeklebt worden; — ja das Aufgeklebte wird dargeboten als die eigentlich höhere, geschichtliche Wahrheit, oder als das Ideal einer Biographie, wie sie seyn sollte. Die natürliche Form der Erzählung, ist von derlei sich breit machen-

den Kunststücken fast ganz verschwunden. Aufgelöset in kurze, dialogische Zeilen, in endlose Gespräche, füllet das einen Band, was sonst kaum Stoff gäbe für wenige Seiten, und die meisten Leser vergessen, daß dieser angeblich poetische Heckerling, aus Stroh und Unkraut geschnitten und mundrecht gemacht wird.

Für diese Mängel unzähliger, schwächerer Nachfolger, ist Walter Skott so wenig verantwortlich, als Michel Angelo und Bethoven für die ihrigen; — aber ebenso wenig genügt die Berufung auf große Männer, um die eigenen Irthümer und Blößen zu verdecken.

79.

Sowie Walter Skott einerseits viele Nachfolger fand, so wurden andere Schriftsteller dagegen abgeschreckt, auf derselben Bahn einen Wettkampf zu beginnen. Schwer aber blieb es einen neuen, eigenthümlichen, ansprechenden Weg aufzufinden und mit Erfolg zu betreten. Thomas Moore verlegte den Schauplatz mit kühner Hand in den Orient. Was die Romane des Mittelalters und aus der Zeit Ludwigs XIV. für morgenländisch ausgaben, war ganz willkürlich erfunden und ohne alle geschichtliche und geographische Grundlage; oder es erwuchs fabelhaft auf dem Boden europäischer Höfe und Zustände. Moore suchte durch fleißige Studien das Morgenland kennen zu lernen, und im Denken und Fühlen sich dorthin zu verpflanzen. Zu Hülfe kam ihm das fast allgemeine Vorurtheil: Asien sey für die Dichtkunst ein weit günstigerer Boden, als Europa. Hier erscheine Alles abgeschwächt, erkältet, farblos, prosaisch, im Vergleiche mit dem dort Mächtigern, Glühendern, Glänzenden, Poetischen. Man dürfe sich dies nur aneignen, um jedes europäische Gedicht zu übertreffen. Als nun aber die sogenannten größten arabischen, persischen, türkischen Dichter zugänglich gemacht und dem Publikum vorgelegt wurden, entstanden bei manchem Unbefangenen erhebliche Zweifel über die Wahrheit

jener Lobpreisungen. — Ich glaube die ausgesprochenen Zweifel und Bedenken sind vollkommen begründet, doch ist hier nicht der Ort sie zu erörtern und die großen Vorzüge der europäischen Dichtkunst zu beweisen.

Moore hatte schon Gedichte mancherlei Art herausgegeben, als er ein großes orientalisches Werk, Lalla Rookh, zu schreiben unternahm. Aber ehe es geschrieben war, bot man ihm (in Rücksicht auf seinen bereits erlangten Dichterruhm) sogleich 3000 Guineen[1]), und das Werk erlebte mehr als 20 Auflagen, ward in mehre Sprachen übersetzt und bei glänzenden Hoffesten zum Grunde gelegt. Gegen Zeugnisse solcher Art erscheinen Einwendungen thöricht, oder abgünstig. Dennoch darf ich sie nicht verschweigen. Das Werk hat zuvörderst keine organische Einheit, es zerfällt vielmehr in einzelne, gesonderte Theile. Der erste heißt, der verschleierte Prophet. Dieser, seiner entsetzlichen Häßlichkeit halber verschleierte Prophet Mokanna, ist ein religiöser und politischer Betrüger, der viele Männer und Weiber an sich zieht. Ja eine, Namens Zulika, unterwirft er sich durch einen Eid dergestalt, daß sie ihren wiederkehrenden frühern Liebhaber, Azim zurückweiset. In einem drauf folgenden Kriege wird Mokanna erschlagen, Zulika behängt sich mit seinem Schleier, wird von Azim für Mokanna gehalten und erstochen. — Der wesentliche Inhalt der ganzen Erzählung erscheint unschön, unpoetisch, und ist durch gar vieles, unnützes Hinundherreden obenein langweilig.

Im zweiten Theile: die Peri und das Paradies betitelt, wird jener (um wieder in das Paradies zu kommen) von einem Engel aufgegeben, die Gott angenehmste Gabe aufzusuchen. Wir können um so weniger die vielfachen, meist vergeblichen Bemühungen der Peri aufzählen, jene poetisch theologische Aufgabe zu lösen; da die ganze Geschichte nur eine Nebensache ist, während die Hauptsache ihren eigenen Gang geht. Lalla Rookh, welche nämlich den König der Bucharei heirathen soll, verliebt

1) Milton erhielt für sein verlornes Paradies fünf Pfund Sterling.

sich auf der langen und langweiligen Reise, in den Erzähler Feramorz, und dieser folgt (keineswegs zurückbleibend) ihrem Beispiele. Jetzt beginnt (da der Vorsatz der Lalla ihren Liebhaber nicht wieder zu sehen, bald hintangestellt wird) der dritte Theil, oder die dritte Erzählung, von den Feueranbetern.

Die vierte Erzählung beschreibt das Rosenfest von Kaschemir und Nurmahals Schicksal. Neben manchen Vorzügen findet sich auch hier eine unruhige Häufung und verwirrende Pracht der Bilder (welche Aehnlichkeiten und Wiederholungen nur schwach verdeckt) und ein Wortreichthum der mehr in die Breite, als in die Tiefe geht. So könnte man folgende Verse aus Lalla Rookh wohl auf den Verfasser selbst anwenden:

Shining on, shining on, by no shadow made tender,
Till Love falls asleep in its sameness of splendour. (VII, 19.)

Durch Spontinis Musik ist die Dichtung von Nurmahal auf eine höhere Stufe gehoben worden. — Zur großen Freude der Lalla Rookh ergiebt sich (wie ein kurzer prosaischer Anhang berichtet) daß Feramorz, ihr Geliebter, zugleich ihr Bräutigam und eben der König der Bucharei ist.

Alles zu Allem gerechnet hat der gesammte morgenländische, von einem talentvollen Dichter benutzte Prachtapparat, kaum bis in die europäische Region der Dichtkunst hinangeführt, und mancher Leser dürfte die anspruchsloseren Dichtungen Moores, über Lalla Rookh hinaufsetzen.

Wenn seine Satiren auch nicht überall gerecht sind, so halten sie sich doch fern von menschenfeindlicher Bitterkeit, und auf die Bemerkung daß die Briefe der Familie Fudge aus Frankreich und Paris, dem sentimental journey Sterne's weit nachstehen, läßt sich erwiedern, daß zu einem solchen Vergleiche keine Veranlassung vorliegt und Moore gar keine Nachahmung bezweckte. Das Gedicht über die Liebe der Engel wird bei denen wenig Beifall finden, welchen alle Allegorien mißfallen; viele der kleineren Gedichte Moores (insbesondere unter den irischen Melodien) sind dagegen von der größten Zartheit und Innig=

keit; unbeschadet der Heiterkeit, ja der Kühnheit, welche alle pedantische Zierrei verschmäht.

80.

Kein einziger der großen Dichter (nur vielleicht Camoens ausgenommen) erlebte so mannigfaltige Schicksale als Lord Byron; — und diese Schicksale hatten wiederum den größten Einfluß auf Form und Inhalt seiner Werke. Daher muß ich ausnahmsweise einiges über sein Leben (zur Verständigung) mittheilen.

[Leben Byrons von Moore und Oberty.]

Byron ward am 22. Januar 1788 in London geboren. Sein Vater stammte aus einem alten Geschlechte, war aber durch unordentliche Wirthschaft so heruntergekommen, daß er Miß Catharine Gordon heirathete, hauptsächlich um seine Umstände zu verbessern. Nachdem er binnen kurzer Zeit auch ihr Vermögen durchgebracht hatte, trennten sich beide Eheleute, und ihr einziger Sohn blieb bei der Mutter, die ihn abwechselnd verhätschelte, oder (in fast wahnsinnigem Jähzorne) mißhandelte. So fehlte es dem zugleich gutmüthigen und heftigen Knaben an aller wahren Erziehung, an allen herzlichen Familienverhältnissen, und an einer wahren Heimath. Auf der Schule las er viel durcheinander, gehörte aber keineswegs zu den fleißigen, ordentlichen Schülern. Doch mochte ihn auch manche Pedanterie des Unterrichts zurückschrecken. Jugendliche Gedichte (meist elegischen Inhalts, oder Uebertragungen und Nachahmungen alter Schriftsteller) welche Byron drucken ließ, fanden im edinburger Review eine unbillig harte Beurtheilung, ja es ward ihm jede dichterische Anlage abgesprochen. Hierüber gerieth er in den höchsten Zorn und schrieb eine Satire: „englische Dichter und schottische Recensenten“, — welche sein Talent (jedoch nur in einer untergeordneten, einseitigen Richtung) offenbarte. Neben Gelungenem enthält die Schrift auch Ungerechtes, Ueberheftiges, welches Byron später selbst tadelte.

Zu diesen aufregenden Ereignissen trat manches Andere hinzu, was seine schlafenden Leidenschaften zum gewaltsamen Ausbruch führte, und ihn, trotz aller sinnlichen Genüsse, vereinzelte und verstimmte. Von Natur, oder durch anfängliche Vernachläßsigung, bekam er einen verunstalteten Fuß, was ihn (bei sonstiger Schönheit und Eitelkeit) lebenslang ärgerte und quälte. Im Oberhause fand Byron so wenig Theilnahme, daß er bald von einer politischen Laufbahn zurückgeschreckt ward.

Byrons sehr ungeordneter Lebenswandel konnte ihn wohl eine Zeit lang zerstreuen, aber einem von Natur reichen Gemüthe nicht genügen. Schon im 22. Lebensjahre entwarf er auf seiner ersten Reise zwei meisterhafte Gesänge des Child Harold, und schrieb gleichzeitig an Hodgson: (I, 322) „Sie werden mich sehr verändert finden. Ich meine nicht dem Leibe, sondern den Sitten nach; denn ich fange an einzusehen, daß nichts als Tugend in dieser verd— Welt ausdauert. Des Lasters (das ich in seiner angenehmen Mannigfaltigkeit gekostet habe) bin ich ziemlich überdrüßig und will, nach der Rückkunft von meiner Reise, alle meine zuchtlosen Bekanntschaften aufgeben, und ohne Wein und Weiber leben.“ — Dieser löbliche Vorsatz kam allerdings nicht zur Ausführung, weshalb hier insbesondere etwas von seinem Verhältniß zu den Frauen gesagt werden muß.

„Die Frauen (berichtet Moore sein Biograph [I, 137]) waren von Anfang bis zu Ende, die herrschenden Sterne seines Schicksals.“ —

Dieser Text bedarf eines Commentars. Daß Byron nie von einer einzigen, treuen, lebenslänglichen Liebe beherrscht ward, versteht sich von selbst, und ebenso daß der Wechsel ihn jetzt zu Edlem und Würdigen, dann aber auch zu Gemeinem und Unwürdigen führte. Sein dichterischer Geist verwandelte oft (aber nicht immer) das letzte, bald aber kam die Wahrheit an den Tag.

Andere große Dichter, die auch am Wechsel Gefallen fanden, beherrschten ihre verschiedenen Geliebten und wurden ihnen

nie unterthan; sie verstanden derlei Verhältnisse geschickt anzuknüpfen, und abzubrechen sobald sie ihrer überdrüßig waren. Byron hingegen besaß nichts von dieser aushelfenden Gewandtheit: er stürzte sich meist unbesonnen in seine Liebeleien und blieb abhängig, hingegeben, bis der durch ihn selbst erzeugte, schnell verschwindende Zauber, meist in sehr unangenehmer, widerwärtiger Weise zerbrochen ward. — Eine unglückliche Jugendliebe wirkte wohl auf diese späteren Lebensereignisse; denn noch wenige Monate vor seinem Tode sagte er: (I, 255) „mag mein Herz still stehen, da es Andere nicht mehr bewegen kann, und wenn ich auch nicht geliebt werde, laßt mich noch lieben."

Anders war freilich Byrons Stimmung als er an Hodgson schrieb: „ich habe noch eine Bitte, nämlich, erwähnen Sie in Ihren an mich gerichteten Briefen, niemals eine Frau, vermeiden Sie jede Anspielung auf das andere Geschlecht. Ja ich mag kein Wort mehr lesen, das weiblichen Geschlechts ist." (II, 118). — Ein Gefühl, daß kein Verhältniß zu einem weiblichen Wesen, den Mann seinem Berufe entfremden solle, brachte wohl Byron zu dem Geständnisse: „selbst in Gesellschaft des geliebtesten Wesens, sehne ich mich oft allein zu seyn. Etwas nach Form und Inhalt erschaffen, gewährt das innigste Leben." (VIII, 135.) — Andere Stimmungen ergeben sich aus folgenden Aeußerungen. „Die Gegenwart von Frauen sänftigt mich: sie üben einen sonderbaren Einfluß. Ich kann dies um so weniger erklären, da ich sonst von dem zweiten Geschlechte keine hohe Meinung habe (III, 7). Ich bemühte mich zeitlebens mein Herz zu verhärten, noch ist es mir aber nicht ganz gelungen. (III, 87.) Es bleibt ein Unglück, daß wir weder mit, noch ohne Weiber leben können. (II, 233.) Und doch müssen wir zuletzt mit einer Heirath enden! (II, 235.)"

Und so geschah es! Byrons Freunde glaubten (und er glaubte es zum Theil selbst) daß eine Heirath das beste, ja vielleicht einzige Mittel sey, seiner wilden, ungeordneten Lebensweise ein Ende zu machen. Alle täuschten sich. Miß Milbank war (nach Byrons eigenem Geständnisse, III, 204; IV, 219)

schön, wohlerzogen, geistig begabt, tugendhaft, liebenswürdig in jeder Beziehung; — aber nicht geeignet (und kein weibliches Wesen hätte es damals vermocht) diesen verwilderten Pegasus zu regeln und zu zähmen. — Als ich Lady Byron 21 Jahre später mehre Male sah und mit ihr nach den, löblicher Weise durch sie gegründeten Schulanstalten fuhr, war ihre Unterhaltung sehr verständig, und ihr Aeußeres noch einnehmend (z. B. schöne Augen, Hände, Füße) und ihre an Lord King verheirathete Tochter Ada ein zartes, edles Wesen.

Schon am Hochzeittage (2. Januar 1815) hätte Lord Byron gern die Heirath rückgängig gemacht: er brachte es nicht einmal bis zu einer höflichen Anhänglichkeit, viel weniger bis zu einer dauernden Verehrung der Vorzüge seiner Gattin. (III, 140.) Doch ging (zufolge der gewöhnlichen Erzählung) die Trennung nicht von ihr aus, sondern von ihren Aeltern. (III, 199.) Hiefür braucht man weder geheime Gründe vorauszusetzen, noch allen erfundenen Anklagen wider Byron Glauben beizumessen. Gewiß war er ein schlechter Ehemann, wofür umständlichere Beweise vorzulegen, hier nicht passend erscheint. Zu erwähnen ist jedoch, daß seine Gattin eine reiche Erbtochter, er aber dergestalt verschuldet war, daß man ihm seine Sachen und Bücher abpfändete und verkaufte; ja er wäre selbst eingesperrt worden, wenn ihn nicht seine Lordschaft gegen Gefängniß geschützt hätte. Es stand also in Aussicht, er werde seiner Frau Vermögen ebenso durchbringen, wie sein Vater das seiner Mutter.

Sonderbar daß Byron um diese Zeit noch den Großmüthigen spielte, und weder von seinem Verleger, noch aus dem Vermögen seiner Frau Geld annehmen wollte; beide Vorsätze wurden aber bald beseitigt. (III, 287.)

Diese, auf Moores Forschungen gegründete Darstellung, bedarf jedoch einer erheblichen Berichtigung, da wir keinen Grund haben die, von der durchaus ehrenwerthen Lady Byron dagegen erhobenen Einwendungen zu bezweifeln. Sie erzählt nämlich im Wesentlichen (VI, 278): „meine Aeltern wußten wenig, oder

nichts von meinem Mißverhältnisse zu Lord Byron, und blieben schon deshalb weit entfernt eine Auflösung unserer Ehe zu wünschen. Sein Gemüthszustand, sein Benehmen war indeß von der Art, daß man eine geistige (vielleicht bis zum Selbstmorde führende) Krankheit voraussetzen durfte. Mit Zustimmung der Verwandten Byrons, beobachtete ihn ein tüchtiger Arzt, Baillie, und ich schrieb ihm (dessen Weisung folgend) einen milden, beruhigenden, später mißgedeuteten Brief. Erst jetzt unterrichtete ich meine Aeltern von diesen Besorgnissen, und diese, welche Byron immer mit der größten Freundlichkeit und Zartheit behandelt hatten, hofften und wünschten natürlich seine Herstellung und die Fortdauer unserer Ehe. Als nun aber weitere Beobachtung ergab daß Lord Byron nicht irre, sondern für sein Benehmen völlig zurechnungsfähig sey, erklärte ich (aus zureichenden Gründen), daß ich mich niemals wieder in seine Gewalt zurückbegeben würde. Meine Aeltern und befreundete Rechtskundige, welche ich jetzt mit allen Verhältnissen und Thatsachen bekannt machte, billigten meinen Entschluß." —

Der früheren Vergötterung des Dichters Byron, folgte jetzt eine so bittere Anklage und Verdammung, daß er sich entschloß England zu verlassen und neue Reisen anzutreten. Ein schwächerer Geist wäre an dem Allem zu Grunde gegangen, seine Kräfte wurden dagegen in Wahrheit gesteigert, und zwei ursprüngliche, unvertilgbare Richtungen (Melancholie des Denkens und Ausgelassenheit des Handelns) wirkten mit fast beispielloser Gewalt. Einerseits entwarf er nämlich, in kurzer Frist, mannigfaltige, dichterische Werke; andererseits ergab er sich (besonders in Venedig) einem höchst anstößigen, ausschweifenden Leben. Dies mußte aber bald trübe Unzufriedenheit mit sich und der Welt, und eine Sehnsucht nach besseren Verhältnissen herbeiführen. (IV, 112, V, 96.) Zu dieser Erlösung trug wesentlich die Gräfin Guiccioli bei, welche durch Geist und Herz allerdings die Schaar seiner Tagesliebschaften überragte, und ihn auf Jahre hinaus festhielt. Allein dies ganze Verhältniß, die Mißhandlung ihres nur allzu gutmüthigen Mannes, die daraus folgende

Trennung u. s. w. widersprachen so sehr dem, was Sitte und Anstand mit Recht fordern, daß auch hier keine ungetrübte Heiterkeit ungestört vorherrschen konnte. Gewiß fühlte Byron (trotz aller Vorliebe für die Guiccioli) sehr wohl das Unsichere, Drückende, ja Unwürdige seiner Lage.

Daher schrieb er an Hoppner (IV, 275, 277): „meine Anhänglichkeit (an die Guiccioli) hat weder die Blindheit des Anfangs, noch die mikroskopische Genauigkeit des Schlusses solcher Verbindungen. Zeit und Stunde muß entscheiden, was ich thue. — Ich werde hart eingeschult, um zu lernen wie man einen Shawl zusammenfaltet, und werde gelobt wenn ich nicht die unrechte Seite auswärts lege. Bisweilen bringe ich einen falschen, oder zwei statt eines; was alle Diener verwirrt bis jeder sein Eigenthum wieder erhält. Ravenna ist eine schrecklich moralische Stadt. Ihr dürft keines Menschen Frau ansehen, ausgenommen die eures Nachbars; geht ihr eine Thür weiter, so werdet ihr gescholten und geltet für treulos. Eine sogenannte Freundschaft soll fünf bis funfzehn Jahre dauern, und unterliegt unzähligen, mühevollen Gesetzen. Der Mann wird in der That ein Stück weiblichen Eigenthums."

Zu dieser gerechten Mißstimmung Byrons über mangelhafte, ungenügende häusliche Verhältnisse, kam die Ueberzeugung daß sein dichterischer Ruhm sinke. „Ich bin, schreibt er, (VI, 14, 42), so heruntergekommen an Beliebtheit und Verkauf meiner Werke, wie irgend ein Schriftsteller. Lebe ich indeß noch zehn Jahre, so werden Sie sehen daß es mit mir nicht aus ist. Ich denke nicht an Litteratur, denn das ist nichts und war wohl niemals mein Beruf. Ich werde ganz etwas Anderes leisten, wenn Zeit und Glück es begünstigen."

Diese neue Bahn konnte nur eine politische seyn, und da Versuche einer italienischen Revolution mißlangen, trieb ihn all das Angedeutete, sowie geschichtliche Begeisterung und Hoffnung unwiderstehlich nach Griechenland. Obgleich sich bald ergab, daß auf einer politischen Bahn noch mehr Täuschungen obwalten und Hindernisse eintreten, als auf der litterarischen, blieb Byron

Byron seinen Planen und Zwecken getreu. Er stellte, um Griechenlands willen, alle sonstigen Neigungen und Leidenschaften bei Seite: er opferte Besitzthum, Dichterruhm, Gesundheit, Leben. Wer kann mehr thun? Wer hat nur so viel gethan? Er starb in Missolunghi den 19. April 1824, im 36. Lebensjahre. Raphael lebte 37, Mozart 35 Jahre. Man darf Byron diesen beiden Meistern, als einen dritten zugesellen, und muß erstaunen welche Zahl unübertrefflicher, unsterblicher Werke sie bei so kurzer Lebensdauer zu Stande brachten!

Wenden wir uns jetzt nach diesen Andeutungen über das fast romanhafte Leben Byrons, zu seinen dichterischen Werken, so sind diese von der größten Mannigfaltigkeit, lyrischen, dramatischen und epischen Inhalts. Schon in den lyrischen Gedichten Byrons erkennt der unbefangene Leser, ein bedeutendes Talent. Uebersetzungen und Nachahmungen der Alten (des Anakreon, Euripides, Catull, Tibull, Virgil) zeigen Fleiß und löbliche Theilnahme; und in den eigenen Gedichten offenbart sich schon früh, der nie ganz verschwindende, melancholische Zug Byrons; z. B. wenn es heißt:

Oh! when shall the grave hide for ever my sorrow?
Oh! when shall my soul wing her flight from this clay?
The present is hell, and the coming to morrow
But brings, with new torture, the curse of the day. (VII, 33.) —

Und:

Few are my years, and yet I feel
The world was never design'd for me; — — —
I loved, but those I loved are gone;
Had friends — my early friends are fled;
How cheerless feels the heart alone
When all its former hopes are dead. (VII, 174.) — Und:

My heart is sad, my hopes are gone,
My blood runs coldly through my breast;
And when I perish, thou alone
Wilt sigh above my place of rest! (VII, 298.)

Spätere lyrische Gedichte Byrons an seine Frau und Schwester, an Napoleon u. A. zeigen tiefes Gefühl neben ernster Kraft.

und die hebräischen Melodien sind in ihrer Art noch nicht übertroffen.

Eine andere Reihe von Schriften Byrons hat man als satirische bezeichnet. Dahin gehört die schon erwähnte: „englische Dichter und schottische Recensenten, hints from Horace, the Waltz und curse of Minerva. (Vol. IX.)" Die letzte enthält, nach einer glänzenden Beschreibung der Lage Athens, einen sehr heftigen Angriff auf Lord Elgin, wegen Hinwegführung der Bildwerke des Parthenon. Zu seiner Vertheidigung ist gesagt worden, dieselben seyen dadurch von völligem Untergange gerettet worden. Der schon öfter erwähnte Einwand: daß Satiren in der Regel, weder den bessernden Ernst der Sittenlehre, noch die schöne Heiterkeit der Dichtkunst zeigen und erreichen, läßt sich auch hier nicht zurückweisen.

Die Besorgniß Byrons, daß sein Dichterruhm sinke, bezog sich auf den vielfachen Tadel der über seine dramatischen Werke ausgesprochen ward. Dies hing zusammen mit den von ihm befolgten, theoretischen Grundsätzen. Er läugnete nicht die große Begabung Shakspeares, behauptete indeß, dieser Meister sey das schlechteste, nie nachzuahmende Vorbild. Hingegen verehrt Byron die Dichter aus der Zeit der Königin Anna und erhebt Pope bis in den Himmel, als den ersten aller englischen Dichter. Faßt man dies und Aehnliches ins Auge, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren: Byron habe eingesehn er könne Shakspeare nicht übertreffen, und deshalb einen ganz anderen Weg, als den besseren angepriesen und eingeschlagen. (XIII, 56, 59.) Daher seine Verehrung des angeblich regelrechten Dramas und der sogenannten Einheiten, welche doppelt verkehrt und thöricht erscheint, da er seine Dramen gar nicht zur Aufführung bestimmte. (V, 203.) Mit großem Rechte sagte deshalb Shelley: „wir sprachen gestern Abend viel über Poesie, und waren wie gewöhnlich verschiedener Meinung, — ja ich glaube mehr als je. Er stellt sich (affects) ein System der Kritik zu beschützen, welches allein zum Hervorbringen des Mittelmäßigen taugt, und obgleich alle seine besseren Gedichte

trotz jenes Systems und in Widerspruch mit demselben erzeugt sind, erkenne ich doch die gefährlichen Folgen desselben in dem Dogen von Venedig. Wenn Byron von jenem Systeme nicht abläßt, so werden seine künftigen Bestrebungen beschränkt und eingeengt bleiben. (V, 218.)"

Das erste nach jenen Grundsätzen zugeschnittene Trauerspiel war Marino Faliero, der Doge von Venedig. (XII.) Die Handlung ist mühselig auf 24 Stunden zusammengedrängt, und eben dadurch unvollständig, ja unbegreiflich. Denn nur frühere Thatsachen und eine allmählige Entwickelung (von der wir nichts sehen, sondern nur beiläufig hören), können des Dogen Entschluß erklären und entschuldigen. So abgerissen hingestellt, erscheint er thöricht, ja ungerecht; so daß man sich weder für ihn, noch für die geringhaltigen Verschwörer, noch für die herben Sieger von Herzen interessiren kann. Allgemeine moralische Betrachtungen, rhetorisch glänzende Kunstmittel, reichen nicht aus um begeisterte Theilnahme zu erwecken und die Leidenschaften aristotelisch zu reinigen. Auch sind mehrere Scenen zu einer ermüdenden Länge ausgedehnt, ohne daß die Entwickelung angemessen und ächt dramatisch fortrückte.

Ein zweites Trauerspiel Byrons, Sardanapal (geschrieben 1821) leidet zwar auch noch an den Folgen jenes irrigen Systems, und ist durchzogen von undramatischen Gesprächen; aber die Charaktere des Sardanapal, Salemenes und der Myrrha sind eigenthümlich aufgefaßt und löblich durchgeführt.

Ich übergehe einige andere dramatische Versuche Byrons, welche wenig, oder nichts beitrugen seinen Dichterruhm zu vermehren, oder auch nur zu erhalten; wogegen sein Manfred (trotz aller etwa aufzufindenden Mängel), ein Werk ist was jeden tiefer Denkenden und Fühlenden aufs Mächtigste ergreift und zu neuen Offenbarungen führt. Diese Melancholie zeigt sich nicht bloß verneinend, unfruchtbar, unerzeugend; ja die finsterste Nacht hebt für den rechten Leser, nicht den Glauben und das Wissen vom Lichte auf. Unmöglich kann man sich weiter von all den götzendienerisch verehrten Lehren und Regeln für die

Dramatik, von den fesselnden Einheiten entfernen, als es hier geschieht, und gern erkennt man in dem freien Fluge wiederum den wahren Dichter. Ganz eigenthümlich, ja fast einzig ist Manfreds Verhältniß zu Geistern und bösen Wesen. Er hat sich ihnen nicht hingegeben, nicht verschrieben (wie in allen ähnlichen Fabeln) sondern ist ihrer Herr geworden durch Anstrengung und Kraft seines Geistes. Sie sind ihm, er nicht ihnen unterthan; Alles wächst von innen heraus; Sorge, Hoffnung, Noth, Strafe, Untergang ist sein eigenes Werk.

Man hat es vielfach getadelt daß Byron einen solchen Charakter wie Manfred aufgestellt habe. Ich kann diesem Vorwurfe nicht beistimmen. Manfred ist ja nicht ein heiteres Musterbild empfohlen zur Nachahmung; sondern ein Beweis daß auch in edelen Naturen ein Keim von Krankheiten verborgen liegt, der bis zur Zerstörung des Geistes hinanwachsen kann, sobald er nicht zur rechten Zeit mit sittlichen und religiösen Mitteln bekämpft wird. Es giebt so viele Trauerspiele, wesentlich herbeigeführt durch äußere Verhältnisse; warum soll nun eine mögliche, ja wirkliche psychologische Entwickelung für unerlaubt gelten? Vielmehr hat Byron auf diesem ungewöhnlichen Wege, eine tragische Reinigung der Leidenschaften bezweckt und erreicht.

Wenn Manfred als ein psychologisches Trauerspiel zu bezeichnen ist, dann Cain als ein metaphysisches: allerdings hat aber eine Verschmelzung des Poetischen und Metaphysischen sehr große Schwierigkeiten. Dieser Umstand hat die Beurtheiler keineswegs nachsichtig und milde gemacht, sondern ihren Zorn erhöht und ihre Anklagen vermehrt. Der Dichter ist indeß gerechtfertigt (V, 313), wenn er einen jeden seinem Charakter gemäß reden und handeln läßt, und Byron behauptete mit Recht, Lucifer könne nicht predigen wie ein rechtgläubiger Bischof von London. So weit es die Aufgabe erlaubt, vertreten Abel, und besonders Adah, die fromme Seite, und gewiß wird niemand durch Lucifers und Cains lange Erörterungen auf falsche Wege verlockt. Wohl aber kommt etwas sehr

Wichtiges an den Tag: daß nämlich dem menschlichen Geiste gewisse Gränzen gesetzt sind, welche er weder überschreiten kann, noch soll. Die Fragen über Wesen und Zulassung des Bösen und des Unglücks, über menschliche Freiheit, Nothwendigkeit, Vorherbestimmung, Weltregierung, Schöpfung und Ewigkeit u. dgl. können (wie wir schon öfter bemerken mußten) niemals vollständig und genügend beantwortet und gelöset werden; und das letzte Ergebniß aller Verhandlungen im Cain, ist ein sittliches zur Demuth und Gottesfurcht hinweisendes Ergebniß.

Wenden wir uns jetzt zu den Werken Byrons, welche man am bequemsten als epische bezeichnen kann, so treten uns zuerst vier Gesänge von Childe Harold's pilgrimage entgegen, welche seinen Dichterruhm sogleich bis zur höchsten Stufe steigerten. Und in der That waren diese Gesänge so eigenthümlich, daß man in der Litteraturgeschichte bis dahin nichts Aehnliches gesehn hatte. Glänzende Naturschilderungen, tiefsinnige Betrachtungen, scharfe geschichtliche und politische Urtheile, stehen in dieser Reisebeschreibung verträglich und wohlgeordnet nebeneinander. Alle Robinsonaden und Wundergeschichten angeblich Reisender erscheinen dagegen unbedeutend, und ohne persönliches Leben. An Childe Harold schließt sich eine lange Reihe anderer Gedichte an, welche, bei aller Verschiedenheit, doch den hochbegabten Geist zeigen, hier aber als bekannt nicht näher zu schildern und zu beurtheilen sind.

Erst am Schlusse bietet uns Byron wieder ein umfangreicheres Werk, den Don Juan. Gern hat man auch hier das sehr große Talent des Dichters anerkannt, ihm aber vorgeworfen, daß neben vielem Schönen, leider zahlreiche unschöne Zweideutigkeiten und Unanständigkeiten das Werk entstellen. Byron hat hierauf geantwortet: daß sich deren, bei andern geduldeten, ja gepriesenen Dichtern, noch mehrere fänden, und allein der Prozeß der Königin von England dem Publikum viel ärgere vorgelegt habe. Nicht minder anstößig als das Gerügte ist das willkürliche, und schon deshalb tadelnswürdige Um-

springen vom Edelsten, zum Gemeinsten, das übermüthige Vernichten oder untereinander Aufheben des einen und des anderen. Auch ist der Uebermuth oft wohl nur der einer kalten Bitterkeit und Verzweiflung, und eben deswegen unpoetisch, ja unsittlich. Die Bemerkung: dies Verfahren sey satirischer Zwecke halber nothwendig geworden und dadurch gerechtfertigt, erscheint ganz ungenügend.[1])

Leider ergiebt sich also, daß diesem hochbegabten Manne, diesem Dichtergeiste ersten Ranges, doch im Leben und in seinen Werken, die höchste Harmonie der Verklärung mangelt, welche über widerwärtige Gegensätze erhebt, alle Dissonanzen auflöset und segensreich nach allen Richtungen wirkt. Und wenn bei dem

1) Es sind Gründe vorhanden Byrons Don Juan aufs Höchste zu loben und aufs Bitterste zu tadeln; — ein Beweis daß er nicht den vollkommenen Dichterwerken beigezählt werden kann. Die Lobredner heben hervor: die Lebendigkeit, den Glanz, die Innigkeit, die Furchtbarkeit vieler Schilderungen; sie finden den heiteren Uebermuth Byrons besser, als den Ingrimm Juvenals und Swifts; sie behaupten es sey kein Grund vorhanden Byron härter zu beurtheilen, als viele andere hochgerühmte Schriftsteller; auch nehme das als unsittlich Bezeichnete, in dem großen Werke nur einen kleinen Raum ein, u. s. w.

Man entgegnet: wahrhaft große Dichter würden solch einen Stoff, solch eine Persönlichkeit für ein umfassendes Werk nicht gewählt, sondern zornig zurückgewiesen, oder doch anders behandelt haben. Ueberall herrscht Willkür, nirgends eine poetische und verständige Organisation. Kein Plan, kein Ebenmaaß der Theile, überlange, ungehörige Episoden, die trotz aller Reiz- und Kunstmittel unangenehm und langweilig erscheinen. Sittenlosigkeit wird als natürlich, ja als nothwendig, berechtigt und geistreich hingestellt; Tugend und höhere Begeisterung dagegen kaum im Hintergrunde angedeutet oder vielmehr als unwahr, lächerlich und thöricht dargestellt.

Legt man den glänzenden Schmuck aufgetragener Poesie zur Seite, so sinkt nur zu Vieles in die Region der Gemeinheit hinab. Byrons Heiterkeit ist nicht heiter, sein scheinbarer Ernst nicht ernst genug, und unbefangene Beurtheiler müssen finden, daß man Heuchelei und Ziererei, nicht durch Frechheit bekämpfen und überbieten soll. Der einzige tragische, im Hintergrunde stehende, zu bejammernde Charakter, ist der unglückliche, unharmonische Dichter selbst. Dieser Mangel einer höheren, in sich einigen Verklärung und Versöhnung, giebt sich auch kund in den bitteren, ungerechten Ausfällen gegen Mutter, Frau, Bekannte, Dichter, Feldherrn und Staatsmänner.

Meister das Licht den Schatten weit überwiegt, so hat sich ihm eine Reihe kleinerer Geister angeschlossen, sich einseitig nach ihm gebildet. Anstatt durch Lernen, Erkennen, Handeln, eine feste und würdige Stellung in der bürgerlichen und litterarischen Welt zu erwerben und vollgültig zu behaupten, hat man unthätige Kopfhängerei, Weltschmerz, Europamüdheit, und ähnliche plattirte Fratzen, als Beweis und Kennzeichen einer, über alle Umgebungen erhabenen Natur anmaaslich geltend gemacht. Das in solcher Weise Geleistete, oder Versuchte, entbehrte jedoch höherer Lebenskraft; und nach kurzem, unangenehmen Geräusch, sind diese Raketen und Schwärmer, in die dunkele Nacht der Vergessenheit hinabgesunken.

So wurden wir allerdings gezwungen Einzelnes zu rügen, was uns auf der langen Bahn der Litteraturgeschichte als mangelhaft entgegen trat. Indeß sind (wie wir wiederholen müssen) diese Mängel, Leiden, Abwege, Rückschritte u. s. w., doch weit weniger verletzend und betrübend, als auf der Bahn der politischen Geschichte: — und während die Schöpfungen der Krieger und Gesetzgeber allmählich in den Hintergrund treten, oder ganz verschwinden, wirken große Dichter, Redner, Philosophen, Geschichtschreiber mit fast unverminderter Kraft, und belehren, erfreuen, befeuern zahlreiche Geschlechter bis in die spätesten Zeiten!

Sechste Abtheilung.

81.

Wir haben gesehen in wie betrübender Weise die deutsche Litteratur Jahrhunderte lang nicht fortschritt, und weniger Muster des Vortrefflichen, als Beweise der Mattigkeit und Ausartung darbot. Man mußte sich freuen daß Opitz und die schlesische Schule in den gräulichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, Zeichen erwachenden Lebens gaben, und obgleich der vielbesprochene Streit zwischen Gottsched, Bodmer, und den Schweizern sich nur in niedern Regionen der Poesie bewegte, lagen doch in ihm Keime fortschreitender Entwickelung. Ja diese trat in einem solchen Maaße und solcher Schnelligkeit ein, wie sie niemand vorhersehen und weissagen konnte.

[Bouterwek XI, 21—38.
Monnard Gesch. der Schweiz II, 7.]

Scharfsinnige Männer haben löblicher Weise nach den Ursachen einer so erstaunlichen Erscheinung geforscht; doch reichen alle äußeren Verhältnisse nicht hin zur vollen Begründung und Erklärung; sondern entscheidend ist (wie ich zu wiederholen so oft gezwungen bin) das Geheimniß einer höheren Fügung, welche bisweilen den Völkern und Zeitaltern, Genien ersten Ranges versagt, bisweilen in größerer Zahl zu unerwarteter Verherrlichung schenkt.

Klopstock steht an der Spitze dieser neuen Entwickelung deutscher Dichtkunst, und überragt (trotz der bereits gerügten Mängel) durch Sprache, Umfang des Geleisteten, Adel der Auffassung und Gesinnung, weit alle seine Vorgänger. Seine

Einwirkung war eine heilsame und folgenreiche. Daß sie aber nicht alleinherrschend und durch Einseitigkeit schädlich, sondern zu dem großen Bau ein viel mannigfaltiger, mehr umfassender Grund gelegt wurde, dies Verdienst haben Männer, deren Anlagen und Richtung von denen Klopstocks wesentlich verschieden waren.

[Bouterwek XI, 68.]

82.

Drei Männer treten uns zunächst als die begabtesten und einflußreichsten entgegen: Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781), Johann Gottfried Herder (1744—1803) und Christoph Martin Wieland (1733—1812). Beginnen wir mit Lessing als den am frühsten Gebornen, und zu früh Verstorbenen. Wir finden ihn in sehr verschiedenen Richtungen thätig, rasch übergehend von einem Gegenstande zum anderen, und seine Zeit und Kraft zersplitternd; — worauf seine äußeren Verhältnisse unläugbar wesentlichen Einfluß hatten. Dennoch wird unsere obige Behauptung von der entschiedenen Wichtigkeit einer hohen persönlichen Begabung hiedurch keineswegs widerlegt; vielmehr ist bewundernswürdig daß Lessing (wohin er auch Kraft und Neigung wandte) sich überall zur Meisterschaft emporarbeitete und siegend und schaffend einwirkte, auf Dichtkunst, Kritik, Alterthumswissenschaft, Philosophie, Theologie und Geschichte. Sehr natürlich stieß er hiebei auf Widersprüche mancherlei Art, und ward in Streitigkeiten verwickelt, die von beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit geführt wurden; von der seinen jedoch mit entschiedener Ueberlegenheit der Sprache und Darstellung, der Gelehrsamkeit, des Scharfsinns, und Witzes. Wie eigenthümlich er jedoch hierüber dachte, zeigen folgende Worte: „die Wahrheit gewinnt bei jedem Streite. Dieser hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehn in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz, hat die beschränkte Unwahr-

heit verhindert sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen.“ (X, 107.) — Lessing war überzeugt, daß was seinen Geist vorzüglich erhebe, auch durch ihn der Welt am meisten nützen werde. (II, IX.)

[Bouterwek XI, 128.]

Noch tiefsinniger und lehrreicher offenbart sich Lessings ganzes Wesen in folgender Stelle: (V, 146) „Nicht die Wahrheit in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeint, sondern die aufrichtige Mühe welche er angewandt hat hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine innere wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit (obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren), verschlossen hielte, und spräche zu mir, wähle! Ich fiele in Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“

Gehn wir nach dieser allgemeinen Andeutung über zur Betrachtung seiner einzelnen Werke, und zwar zunächst der poetischen, so hat Lessing sich selbst, mit übergroßer Strenge, fast alle Fähigkeit dazu abgesprochen. Er sagt: „ich bin weder Schauspieler, noch Dichter. Man beweiset mir zwar mannichmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe.[1]) Ich fühle die lebendige Quelle nicht

1) „Nicht jeder Liebhaber ist Kenner. — Man hat keinen Geschmack,

in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. (XXV, 376.)"

Mit großer Bescheidenheit übergab Lessing seine Gedichte dem damals als Kritiker überschätzten Ramler, welcher sie nach seiner Weise änderte und angeblich verbesserte. Dennoch legte Lessing kein Gewicht auf diese früheren Versuche (Lieder, Oden, Erzählungen). Sie sind nicht ohne Beweise seines Geistes, zeigen jedoch mehr Scharfsinn, als Begeisterung; obwohl auch diese Richtung eine eigenthümliche Art von Gedichten erzeugen kann. Unter den Sinngedichten sind einige unbedeutend, viele gedrängt und treffend. In seiner Abhandlung über das Epigramm sagt Lessing: „es zerfällt in zwei Theile, in deren erstem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzelnen Gegenstand gereizt wird; und in deren anderem Theile unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet. (I, 102.) Am schicklichsten nennt man die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufschluß. (I, 110.) Eins ohne das Andere giebt kein vollkommenes Sinngedicht. Ebenso wenig sind Inschriften und Ueberschriften, welche bloß allgemeine Lehrsätze enthalten, oder Thatsachen erzählen, wahre Sinngedichte. (I, 113.) Die Fabel bietet mit der Erwartung sogleich auch den Aufschluß, macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedener Eindrücke fähig. (I, 130.)" —

Es giebt elegantere, umständlicher erzählte und verzierte Fabeln als die Lessings; aber keine in so gedrängter Kürze le-

---

wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet." (Dramat. I, 15.)

bendig zeichnende und belehrende. Gleich scharfsinnig ist in ihrer Art seine kritische, gelehrte Abhandlung über das Wesen der Fabel.

Wenden wir uns itzt zu Lessings dramatischen Werken so erscheint Miß Sara Sampson gewissermaßen nur wie eine Vorübung zu einem vollkommneren Trauerspiele, galt aber damals für das beste unter den in Deutschland erschienenen. Die Reden sind viel zu lang, und das vollste Gegenstück zu dem griechischen Wechsel, Vers um Vers. Obgleich Gründe genug ausgesprochen sind sich für die Personen zu interessiren, steigert sich die Theilnahme doch nicht bis zu einer wahrhaft tragischen und erschütternden. Daß sich der erbärmliche Mellefort zuletzt ersticht, ist keine genügende Nemesis und erhebende Katastrophe. Die zweideutige Marwood hätte ihren Zorn eher an ihm auslassen können und nicht ungestraft bleiben sollen. Für eine Tragödie im höheren Sinne, erscheinen die Personen zu gering, zu ordinair; auch Goethe hat seiner Stella durch einen tragischen Schluß nicht in eine höhere Region hinaufhelfen können.

In Emilia Galotti ist Sprache, Handlung, Verwickelung, Charakterzeichnung sehr viel vollendeter, als in Miß Sara Sampson. Hingegen ist die Katastrophe, die Tödtung Emiliens, nicht genügend motivirt, und was in Rom (Lessing wollte erst eine Virginia schreiben) unter ganz anderen Verhältnissen als einzige Rettung erscheinen konnte, wird hier einem kleinen Prinzen gegenüber eine Thorheit, ja fast ein Verbrechen.[1]) Und was Emilie über ihre Verführbarkeit sagt, erhöht unsere Zweifel und Vorwürfe. Setzen wir diese jedoch bei Seite, und folgen willig dem ganzen Gange des Stücks, so bleibt es spannend und ergreifend. Meisterhaft ist der Charakter Marinellis gezeichnet und gehalten, und wie viel großartiger erscheint Orsina, als die Marwood.

---

1) Ein schärferes Urtheil bei Claudius I, 130, und in Engels Philosophen für die Welt.

Sowie man Miß Sara Sampson als Vorstudie zu Emilia Galotti betrachten kann, so Lessings Lustspiele als Vorstudien zu Minna von Barnhelm, welches Werk nicht bloß in Preußen, sondern überall seine Lebenskraft erweisen und behaupten wird.

Im nächsten Verhältniß zu den dichterischen Werken Lessings, stehn die kritischen und antiquarischen. Seine Dramaturgie widersprach siegreich den falschen Auslegungen des Aristoteles, und erlösete die Deutschen von den französischen Fesseln, in welche sie sich (gutmüthig und thöricht zugleich) hatten schlagen lassen. Sie eröffnete ihnen den Blick in die bis dahin fast unbekannte Wunderwelt Shakspeares; sie verdient durch Form und Inhalt daß man sie immer wieder lese, und nur den Kritiken A. W. Schlegels und L. Tiecks gebührt eine ähnliche Berücksichtigung.

Der einzelne Inhalt der antiquarischen Briefe (Streitigkeiten mit Klotz) hat an Interesse verloren, während die Form noch immer durch ihre Gewandtheit und Schärfe anzieht. Gegen den, über die letzte ausgesprochenen Tadel, sagt Lessing (XI, VII): „wenn die Wage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu sehr überschlägt, so muß man sich aus aller Leibeskraft auf die andere Seite legen, um das Gleichgewicht, oder wo möglich das Uebergewicht des Rechts wieder herzustellen."

Gleichwie die antiquarischen Briefe, beweiset auch der Laokoon (oder über die Grenzen der Malerei und Poesie) Lessings Scharfsinn, Gelehrsamkeit, und das löbliche Bestreben, Mißverständnisse, sowie falsche Theorie und Praxis zu bekämpfen. Es ist hier nicht der Ort das Einzelne des Werks vorüberzuführen; es genügt einige merkwürdige Aussprüche mitzutheilen. — „Alles Stoische (IX, 20) ist untheatralisch; aber Gebrauch und Gefühl wie der Schmerz auszudrücken sey, verschieden bei verschiedenen Völkern. — Den Alten war die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste. Was sich mit ihr nicht verträgt, muß gänzlich weichen, oder doch untergeordnet werden. (29, 30.) —

Der Künstler soll die Gränzen kennen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. (36.) Die Gesetze der Malerei, der epischen und dramatischen Dichtkunst sind verschieden. (51.) Körper sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei, fortschreitende Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie. (222.) Raum ist das Gebiet des Malers, Zeitfolge das Gebiet des Dichters. (250.) — Reiz ist Schönheit in Bewegung und darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. (300.) Reiz am unrechten Orte ist Affektation und Grimasse. (Dramat. I, 35.) — Die höchste körperliche Schönheit existirt nur in dem Menschen, und auch in diesem nur vermöge des Ideals. (X, 5.)"

Auf gewissen Kunstausstellungen sehen wir alles Mögliche gemalt, Könige, Prinzen, Minister, Ordensritter, Räuber, Bettelleute, Lumpengesindel, Röcke, Kragen, Kleider aller Art, Atlas, Pelze, Gold, Edelstein, u. s. w.; — aber nichts in höherem Sinne Schönes, keinen menschlichen und zugleich idealisirten Körper. Nur die Bildhauerei hat hiefür noch Sinn und Verstand, Theorie und Praxis.

Lessings Neigung das Zweifelhafte zu untersuchen, das Angegriffene zu vertheidigen, veranlaßte ihn wohl Aufsätze zu schreiben über die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Dreieinigkeitslehre. Auch seine Rettungen des Rufes hart angeklagter Männer entstanden nicht zur Beschönigung des Verdammlichen, oder aus bloßem Kitzel des Widerspruchs. Vielmehr zeigt Lessing strenge Gerechtigkeitsliebe und seltene Unbefangenheit des Urtheils, verbunden mit Scharfsinn der Auffassung und lebendiger siegreicher Darstellung. Schon hier findet man in Hinsicht auf Religion kühne Unparteilichkeit, Empfehlung der Duldung, Einsicht in das Wesen, die Vorzüge und die Mängel der verschiedenen Bekenntnisse, — ganz im Widerspruche mit einseitigen theologischen Auffassungen. „Ich kann mir (sagt Lessing) keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen und die falschen Verklei-

sterungen ihrer Schwächen aufzulösen. — Auch dem Teufel muß man nicht zuviel thun. (III, 13, 58, 194.)“

Lessings Anstellung als Bibliothekar in Wolfenbüttel gab Veranlassung zu einer Reihe gelehrter Arbeiten, die jedoch (gleichwie die antiquarischen Briefe) jetzt vorzugsweise der Sachverständigen Theilnahme erwecken. So veröffentlicht er ein unbekanntes Werk des Berengarius Turonensis über die Abendmahlslehre. Hiebei hatte Lessing die seinem Charakter zusagende Freude, einen ungerecht Angeklagten zu vertheidigen; auch ruft er in diesem Sinne aus: „das Ding, das man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch der wenigstens mit seinen eigenen Augen sehen will. (XIII, 12.)“

Andererseits fühlte Lessing daß derlei Beschäftigungen für seinen reichern Geist nicht paßten. Er schreibt an Ramler: „mein böser Geist lockt mich mit Berengariis und solchen Lumpereien in das weite Feld. Kaum daß ich mir noch zutraue, etwas Besseres bearbeiten zu können, als solchen Bettel.“ — (XXVII, 34.) In einer verschiedenen und doch auch verwandten Stimmung schreibt Lessing an Nicolai: „beim Niederschreiben des Berengar habe ich das meiste Vergnügen gehabt und ist mir die Zeit am wenigsten lang geworden. Warum soll ich mich mit andern Dingen lieber martern, und doch am Ende nichts Rechtes herausbringen. Mein Spartakus soll darum doch noch eher fertig werden, als wir in Deutschland ein Theater haben. (XXVII, 320.)“ Und an Heyne: „Sie prophezeiten mir einmal daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu stehn kommen werde; indem es mir an solchen Untersuchungen Geschmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und sich nur selten belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieser Prophezeiung! Wenn Sie so gütig sind und glauben, daß ich wohl etwas Besseres hätte schreiben können, so vergessen Sie nicht daß ein Bibliothekar nichts Besseres schreiben soll. Der bin ich einmal, und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach seyn. (XXIX, 438.)“

Die Gespräche über die Freimaurerei (Ernst und Falk) entstanden wohl ebenfalls nicht ohne äußere Veranlassung. Wie bei der Theologie, hat sich Lessing auch hier nicht gescheut an dies noli me tangere Hand anzulegen. Wie auch Eingeweihte darüber denken mögen, die Vollendung der Form dürfte keiner läugnen. Unter Anderem sagt Lessing: „das Totale der Glückseligkeit aller Glieder, ist die Glückseligkeit des Staats. Mehrere Staaten sind natürlich, nothwendig und in keinem lassen sich Uebel ganz vermeiden. Doch kann man die Staaten deshalb nicht abschaffen wollen, wodurch nur größere Uebel hereinbrechen würden. Vielmehr kommt es darauf an die Gegensätze, die Verschiedenheiten auszugleichen, wodurch die Menschen sich fremd werden. Dies bezwecken die Freimaurer, welche Männer aufnehmen ohne Rücksicht auf Vaterland, Religion, Stand u. s. w."

Die Freimaurerei würde also nur dann der Kirche (und mit Recht) entgegentreten, wenn diese, statt Frieden zu stiften, selbst Trennung, Haß und Feindschaft hervorriefe. Die Freimaurerei ist aber, in verschiedenen Ländern, in ähnliche Irrthümer und Irrwege verfallen.

Großen Beifall erhielt Lessings Schrift über die Erziehung des Menschengeschlechts. Sie widerspricht der unwahren Lehre von stetem Rückschritte, und der langweiligen Lehre von stets gleichartigen Umtrieben. Sie erklärt lehrreich die Vergangenheit, und weiset tröstlich hin auf weitere Fortschritte. Doch kann man fragen: warum rückte die Erziehung so langsam fort? warum umfaßte sie nur einen so kleinen Theil der Erde, warum zeigt sich so wenig Fähigkeit und guter Wille erzogen zu werden?[1]) Daß Lessing Confucius und Buddha nicht erwähnte, sondern nur Judenthum und Christenthum, ist begreiflich; die Muhamedaner könnten aber klagen, daß er ihre einfache Dogmatik (welche auch viele Völker erzog) weder lobend erwähnte, noch tadelnd beseitigte. In der Rettung des Car-

1) Mendelssohns Widerspruch, Jerusalem II, 45.

danus findet sich dagegen eine geistreiche Zusammenstellung aller Religionen.

Lessings Schriften über Religion und Theologie sind von der größten Wichtigkeit. Erstens durch die Lebendigkeit und Ueberlegenheit der Sprache und Form: denn wer schrieb damals mit solcher Klarheit, Präcision und Gewandtheit. Hat ihn doch seitdem kaum Einer erreicht, niemand ihn übertroffen.

[Eschenburg VIII, 1, 262.]

Zweitens durch die Kühnheit des Inhalts, und die bis auf den heutigen Tag fortdauernde Wirkung.[1]) Pedantische Fesseln wurden zerbrochen, und etwanige Irthümer und Uebertreibungen Lessings, fanden damals und später ihre Berichtigung und ihr Gegengewicht. Mit der Heftigkeit und den unwissenschaftlichen Verfolgungsversuchen seiner Gegner, steigerte sich die Schärfe seiner Antworten; aber trotz vieler ihm bereiteten Leiden, konnte er am Schlusse mit Recht sagen: (17, 362) „ich muß es vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereut hat, die berüchtigten Fragmente herauszugeben.“[2]) Diese Fragmente des Reimarus (über den Zweck Jesu und seiner Jünger) welche Lessing damals herausgab, waren der Mittelpunkt aller Streitigkeiten. Es ist nicht der Zweck ihren Inhalt hier umständlich mitzutheilen, oder in die genaue Prüfung der Erzählungen von Christi Auferstehung einzugehn. In Wahrheit fragt der Gläubige nach keinen Beweisen, und dem wissenschaftlichen Zweifler erscheinen alle ungenügend. Folgende Stellen aus Lessings hieher gehörigen Schriften dürften zu seiner näheren Charakteristik dienen.

---

1) L'Evangile n'est pas une lettre morte, que rien ne change et ne modifie. S'il en était ainsi, un jour ou l'autre il cesserait d'être compris, faute d'analogie avec les idées nouvelles, amenées par le cours des siècles et des évènements: c'est plutôt une pensée vivante, active et admirablement propre au mouvement et au progrès: — c'est le livre de tous les temps, parceque ce n'est pas un livre qui ait parlé une fois pour toutes. Damiron Hist. de la Philos. I, 138.

2 Siehe Strauß, Reimarus.

„Ist der Name Christ nicht weitläufig, nicht bezeichnend genug? Wir sind Christen, biblische vernünftige Christen. Den wollen wir sehen, der unser Christenthum des geringsten Widerspruchs mit der gesunden Vernunft überführen kann. (V, 13.) — Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Es mag von ihr noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit auf ihr beruhen. (19.) — Man hat sich kein Gewissen daraus gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesläugner herabgewürdigt. (21.) — Es giebt, leider, der Männer genug, welche itzt die Religion so vertheidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. (24.) — Ob eine Offenbarung seyn kann und seyn muß, und welche von so vielen die darauf Anspruch haben, es wahrscheinlich sey, kann nur die Vernunft entscheiden. (26.) — Die Gefangennehmung, oder Ergebung der Vernunft, ist nur das Bekenntniß ihrer Gränzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung überzeugt ist. (30.) — Wer die Gottheit Christi nicht mit ins neue Testament bringt, wer sie nur aus dem neuen Testament holen will, dem ist sie bald abdisputirt. (VI, 63.) — Wer gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, bezweifelt deshalb die Sache selbst nicht. (82.) — Ich bin Liebhaber der Theologie, nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. (83.) — Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sey. Das mündlich offenbarte Christenthum, ist weit früher gewesen als das aufgeschriebene. (84, 89, 100.) — Ich dächte nur das müßte zum Christenthume gehören, was den Katholiken und Protestanten gemein ist. (113.) — Die Schwächen der Bibel, halte ich nicht für Schwächen der Religion. (138.) — Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. (143.) — Dürfen unsere lutherischen

Pastores, unserem Forschen und der Mittheilung des Erforschten Schranken setzen, so bin ich der Erste der die Päpstchen mit dem Papste vertauscht. (163.) — Wenn man der evangelischen Kirche verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle fremdartige Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal ebenso weit hinter dem Papstthume seyn, als sie jemals noch vor ihm gewesen. (17, 369.) — Nachdem ich viele Bücher zur Vertheidigung der christlichen Religion gelesen, suchte ich ebenso begierig jede neue Schrift wider die Religion auf und schenkte ihr eben das geduldige, unparteiische Gehör, das ich sonst nur den Schriften für die Religion schuldig zu seyn glaubte. Je bündiger mir der Eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der Andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu halten. (17, 73.) — Ich schreibe über eine Hypothese: die Evangelisten bloß als menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Die Religion Christi ist mit den deutlichsten Worten, in den Evangelisten enthalten. Die christliche (das allmählig entstandene Dogma) hingegen ist so ungewiß und vieldeutig, daß es schwerlich eine einzige Stelle giebt, mit welcher zwei Menschen, so lange als die Welt steht, den nämlichen Gedanken verbunden haben. (86.) — Die beste geoffenbarte, oder positive Religion, ist die, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt. (17, 301.)" — Diese Unterscheidung festhaltend erklärt Lessing: „ich verstehe unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind. (VI, 29.)"

Gewiß ist Lessing (zufolge sehr bestimmter Erklärungen) oberflächlichen und zugleich unduldsamen Aufklärern ebenso abgeneigt, als hochmüthigen, verfolgungssüchtigen Theologen. Ueberall aber sucht er Licht und Geist in die Gegenstände hineinzubringen und herauszudeuten, das Unverständige und Triviale

zur Seite schiebend. Wie sehr, bei äußerer, scharfer Ueberlegenheit, Lessing der innern Tiefe und Milde nicht entbehrte, zeigen (neben dem liebevollen, rührenden Testamente Johannis) viele Stellen seiner Werke, insbesondere die folgenden. (V, 298.)

„Habe ich meine Muße (sagt Lessing) nicht zum Besten angewandt: was thut das? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meinung wirken kann und soll. Vielleicht soll sie nicht soviel wirken, als sie wirken könnte. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beißen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich genießen können. — Ist das: so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo sie sich ergießen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm Dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen: so sind Deine Goldkörner unverloren!“

Wer wagt es, nach so demüthigem Bekenntnisse, Lessing die Lossprechung zu verweigern?

In den Briefwechsel Lessings sind viele unbedeutende Antworten seiner Freunde aufgenommen und durch Nicolais lange Noten noch verwässert. Doch erläutern sie das litterarische Treiben jener Zeit, und sind keineswegs von Hause aus für den Druck bestimmt, — was das eigenthümliche Wesen eines Briefwechsels aufhebt. Es mögen einige charakteristische Stellen hier Platz finden.

„So lange der Virtuose (sagt Lessing) Anschläge macht, Ideen sammelt, wählt, ordnet, in Plane vertheilt, so lange genießt die sich selbst belohnende Freude der Empfängniß. Aber so bald er einen Schritt weiter geht, und Hand anlegt seine Schöpfung auch äußerlich darzustellen, sogleich fangen die Schmerzen der Geburt an, welchen er sich selten, ohne alle Aufmunterung unterzieht. (18, 8.)“

(Ich finde die Freude des Ausarbeitens und Gestaltens noch

größer, als die des Sammelns; aber nach der Geburt tritt oft, wo nicht Mißfallen über das Kind, doch Gleichgültigkeit gegen dasselbe ein.)

„Nimm meinen brüderlichen Rath an und gieb den Vorsatz ja auf vom Schreiben zu leben. (XXX, 39.) — Es ist leichter (im Drama) zum Mitleiden zu bewegen, als lachen zu machen. Man lernt eher, was Glück und Unglück, als was sittlich und unsittlich, anständig und lächerlich ist. (42.) Studire fleißig Moral, lerne dich gut und richtig ausdrücken und kultivire deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten, dramatischen Schriftsteller denken. (55.) Du hast zu wenig Philosophie und arbeitest viel zu leichtsinnig. Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studirstube sehr lange ernsthaft gewesen seyn. Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt. Du hättest dich einer ernsthaften bürgerlichen Beschäftigung widmen sollen; auch die glücklichste Autorschaft, ist das armseligste Handwerk. Ich stecke hier in Schulden bis über die Ohren und sehe schlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren wegkommen will. (68, 82, 83.) Ich rathe dir sehr weniger zu schreiben, das ist weniger drucken zu lassen, und desto mehr für Dich zu studiren. (98.)“

„Was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordert, was ich mehr aus mir selbst ziehen muß, als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich fühle es, daß mir schon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit kosten wird, als der ganze Bettel werth ist. (99.) — Wenn Dir um sonst nichts bange ist, als daß ich mich durch das schale Lob der Theologen dürfte verführen lassen, mich mehr mit ihren Quisquilien und Ungereimtheiten zu beschäftigen, so kannst Du meinetwegen ganz ohne Sorgen seyn. (128.) Ich hasse alle Leute welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irthum, sondern der sektirische Irthum, ja sogar die sektirische Wahrheit, machen das Unglück der Menschen, oder würden

es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte. (310.)"[1])

„Es ist recht gut eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren, aber sich darin vergraben ist eine Raserei. (238.) — Das Theater wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger. (151.) Ich habe weder in Wolfenbüttel, noch in Hamburg, über keine Zeile meiner Tragödie eine Seele können zu Rathe ziehen: gleichwohl muß man wenigstens über seine Arbeit mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigene Kritik uns gewährt, daß man auf dem eigenen Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat. (167.) Wer hat Lust nach Empfindungen in der Ferne umherzujagen, wenn er in der Nähe nichts um sich sieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte? Ich habe gearbeitet, mehr als ich sonst zu arbeiten gewohnt bin, aber lauter Dinge, die (ohne mich zu rühmen) auch wohl ein größerer Stümper ebenso gut hätte machen können. (214.) Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. (224.)"

Lessing mag (wie jeder Mensch) Einzelnes verschuldet haben, aber welche Reihe unverschuldeter Leiden traf den edelen Dulder! Drückende Nahrungssorgen, das Verdienstlichste am herbesten bekrittelt, überall angegriffen und verläumdet von Gegnern, einsam unter gleichgültigen Nebenwohnern, kaum begriffen und verstanden von seinen Freunden; — Alle verkannten daß der Kern seines Lebens, auf Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit beruhte.

Frau und Kind (die Freude seines gestörten Lebens) werden ihm rasch entrissen, und sein großartiger Schmerz durchbricht erschütternd den mannhaften Versuch ihn zu unterdrücken. Er schreibt an Mendelssohn: „mit mir ist es aus, und jeder dich-

---

1) Aehnlich Herder. Werke zur Theologie I, VIII.

terische Funken (deren ich ohnedies nicht viele hatte) ist in mir erloschen!" (27, 43.) — Und seine letzten Worte (an denselben gerichtet): „auch ich war einst ein gesundes, schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorriger Stamm! Ach lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!" — Welch eine Tragödie!

Wie verschieden sind Richtungen und Schicksale der Menschen, der Gelehrten, der Schriftsteller. Man vergleiche Dante und Petrarka, Spinoza und Leibnitz, Lessing und Goethe! Dieser, Goethe, im Schoße des Glücks, sorgenfrei (ja allgenugsam) ohne Leiden und Schmerzen (er müßte diese sich denn selbst bereiten) allgemein anerkannt und bewundert in der Nähe, wie in der Ferne, in großen Kreisen waltend und herrschend wie ein Fürst! — Und Lessing?!

Eine Dornenkrone hat sich Lessing selbst geflochten! Die zeitlichen Dornen verschwinden, die Krone bleibt so hoch gestellt daß alte leidenschaftliche Angriffe und neue Kritteleien sie ihm nicht entreißen können. Nathan ist nicht blos ein durchaus eigenthümliches, in sich vollendetes Werk der schönen Litteratur, er ist auch eine That, welche auf diesem Boden nicht ihres Gleichen hat.

Wenn Lessing sagt (XXX, 505: „es kann wohl seyn, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, was wohl nie geschehn wird;" — so dachte er wahrscheinlich daß unduldsame Eiferer es verhindern würden. Sonst war die Besorgniß ohne Grund; denn wie könnte ein so ergreifendes Werk, wie könnten so scharf gezeichnete, lebendige Personen, in so anziehenden, spannenden Verhältnissen, nicht darstellbar, nicht theatralisch seyn? Die Erfahrung hat das volle Gegentheil bewiesen.

Aber (wendet man ein) das Ganze ist zu lehrhaft, mithin unpoetisch. — Lehrhaft, ja; unpoetisch, nein! Und was hat Nathan gemein mit langweiligen Lehrgedichten?

Lessing (sagt man weiter) hat das Christenthum unbillig behandelt, seine großen, alle andern Religionen überflügelnden

Vorzüge nicht in das rechte Licht gestellt, und dadurch irrige und gefährliche Urtheile hervorgerufen. —

Ich glaube nicht, daß durch das Lesen, oder Darstellen des Nathan, ein einziger Christ jemals Jude, oder Muhamedaner geworden ist. Die Verherrlichung des Christenthums war keinesweges der Zweck Lessings; sie war mit seinem Zwecke in demselben Drama durchaus nicht zu vereinigen, und ein vollkommener Christ erscheint ihm als ganz untheatralisch. (Drama I, 18.) Deshalb läßt er, hier mit Recht, den Werth oder Unwerth jeder Dogmatik (der einfachen, wie der verwickelten) ganz zur Seite; er zeigt dagegen (ihm das Wichtigste) die Möglichkeit, die Pflichtmäßigkeit, die Würde der Tugend und Sittlichkeit, für alle Religionen. Dem Standpunkte Lessings unter den Christen gemäß, mußte er aber, ganz natürlich, schärfer aussprechen und darstellen, wie weit ihre Ansichten und ihr Thun sich nur zu oft vom wahren Christenthum entfernten. — Saladin, Nathan, die Erzählung von den Ringen waren geschichtlich gegeben, an schlechten heuchlerischen Patriarchen fehlte es damals leider nicht, und auch nicht an Tempelherrn geringer als der von Lessing dargestellte. Die Bevorzugung einer Religion hätte die Erzählung von den Ringen und den Zweck des Werkes vernichtet. Andere mögen an anderer Stelle thun, was ihnen löblich und nöthig erscheint.

Lessing hat meisterhaft, in einem zugleich künstlichen und natürlich einfachen Drama erwiesen, daß Eitelkeit, Eigenliebe, Hochmuth, Aberglaube, Haß und Verfolgungssucht in angeblich religiösen Dingen überall verdammlich sind; daß Juden, Muhamedaner und Christen hievon gleich überzeugt seyn können und sollen; daß nicht bloß Philipp II., Torquemada und Alba, sondern auch Luther und Calvin, nebst ihren Anhängern, aus dem Nathan lernen könnten und sollten.

Nathan vereinigt die Begeisterung der siegreichen Vernunft, des edelen Gemüths, der Gerechtigkeit und Friedensliebe, der ächten Milde und des löblichen Zornes, der weltgeschichtlich tiefen Einsicht, mit der seltenen Kraft lebendige Menschen zu

schaffen. Ich wiederhole es: Nathan ist Poesie im höchsten Sinne des Worts, er ist zugleich eine weltgeschichtliche That, Bahn brechend und beruhigend fortwirkend durch alle Zeiten!

83.

Herders Vielseitigkeit geht schon daraus hervor, daß seine Werke in drei große Abtheilungen zerfallen, für Religion und Theologie, für Philosophie und Geschichte, für schöne Litteratur und Kunst. Es ist nicht unsere Aufgabe, Herder in die Tiefe dieser Wissenschaften zu folgen und zu beurtheilen, sondern nur Einiges behufs seiner Charakteristik als Schriftsteller vorzulegen. [Bouterwek XI, 478.]

Zuvörderst verdienen zwei seiner frühern Werke Erwähnung: vom Geiste der ebräischen Poesie, und die älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Beide erweisen einen seltenen Sinn für das Morgenland und die Dichtungsweise verschiedener Völker; beide haben wesentlich dazu beigetragen, den Werth der damals oft gering geschätzten Bibel zu erkennen. Sprache und Darstellung entfernen sich aber weit von der einfachen Klarheit Lessings. Dies falsche Streben dichterische Prosa zu schreiben, führt zum Gesuchten, Schwülstigen, Unverständlichen; Herder glaubt sich zu erheben, wenn er auf Stelzen einhergeht. Daher wagte ich in meiner Spreu zu sagen: „es giebt keinen größeren Gegensatz als zwischen dem bestimmten, scharf gezeichneten, gedankenreichen, zum Ziele treffenden, sonnenhellen Style Lessings und der Darstellung Herders, welcher den, ohnehin unbestimmten Kern, mit allerlei farbigen Wolken, mit Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen, mit Schnitzwerk und Gekräusel aller Art umhüllt und vermeintlich schmückt. (183.)“

Später minderten sich diese Uebel bei Herder, indeß leidet ebenfalls daran eine spätere Schrift: „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Menschheit.“ Die Fantasie überflügelt das hier erforderliche strenge Denken, und mit Unrecht werden dichterische

Gebilde über ein goldenes patriarchalisches Zeitalter, wie geschichtliche Thatsachen aufgeführt, geschichtliche Zeiten hingegen übermäßig in Schatten gestellt. Im Style noch immer mehr Worte und Gefühle, als fester Inhalt, zu viel sforzato, zu viel Accente und punktirte Noten; schon das Uebermaaß des gesperrt Gedruckten, hebt die bezweckte Wirkung auf. Ich gebe eine Periode zur Probe.

„Sowie nun das, bei dem großen Vorrathe von Kräften und Fähigkeiten, den wir entwickelt vor uns finden, bei dem schnellern Laufe unserer Säfte und Regungen, Lebensalter und Gedankenplane, wo Eins das Andere wie eine Wasserblase, die andere zu verfolgen und zu zerstören eilt, bei dem so oft mißhelligen Verhältnisse zwischen Kraft und Besonnenheit, Fähigkeit und Klugheit, Anlage und gutem Herzen, die ein Jahrhundert des Verfalls immer bezeichnen — wie's bei dem Allem Absicht und abwägende Weisheit scheint: eine große Masse kindischer Kräfte, durch kurze, kraftlose Dauer des Lebensspiels zu mäßigen und zu sichern; gehörte nicht auch allein jenes erste, stille, ewige Baum- und Patriarchenleben dazu, um die Menschheit in ersten Neigungen, Sitten und Einrichtungen zu wurzeln und zu gründen. (II, 243.)"

Mit Recht werden Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit als sein, am Besten gedachtes und geschriebenes Hauptwerk bezeichnet. Man hat ihn und Heeren getadelt, daß sie das Wort Ideen zum Titel ihrer Werke wählten. Gewiß haben sie und ihre Leser, den bezweckten Sinn und die Bedeutung des Worts genauer und leichter verstanden, als Platon und dessen Erklärer. Bei aller Aehnlichkeit sind jene beiden Werke sehr verschieden. Neuere Forschungen und Entdeckungen haben Vieles im Herder näher bestimmt, oder auch widerlegt; während vorsichtigere und gründlichere Behauptungen Heerens nicht selten bestätigt wurden.

Herder liebt es gewisse Sätze als überaus wichtig hervorzuheben und an die Spitze zu stellen; sie sind aber nicht selten

leere Allgemeinheiten, deren weitere wortreiche Erläuterung, trotz der Fantasie und des poetisirenden Schmuckes, ohne scharfe Gestaltung, zuweilen ermüdet und die Aufmerksamkeit schwer fesselt. Herder legt die Naturgeschichte, der Menschengeschichte zum Grunde und befaßt in dieser Vieles, was frühere Historiker mit Unrecht verschmähten. Erst Voltaire erweiterte geistreich, aber nicht immer unbefangen den Gesichtskreis, und das deutsche Werk steht ihm in deutscher Weise löblich erregend und belehrend gegenüber. Hier durften Teleologie, Psychologie, Lebenskräfte, Religion u. s. w. nicht fehlen, und die Eigenthümlichkeit der Auffassung und Richtung giebt sich gleich Anfangs kund, wenn Herder sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft meiner, Gott nachahmenden Vernunft, seinem Plane nachzugehen, und mich der himmlischen Vernunft zu fügen. Auf der Erde werde ich also keine Engel des Himmels suchen, deren keinen mein Auge je gesehn hat; aber Erdenbewohner, Menschen werde ich auf ihr finden wollen, und mit Allem vorlieb nehmen, was die große Mutter hervorbringt, trägt, nährt, duldet, und zuletzt liebreich in ihren Schoß aufnimmt.“ —

„Die Kraft die in mir denkt, ist, ihrer Natur nach, eine so ewige Kraft, als jene die Sonnen und Sterne zusammenhält. — Der Bau des Weltgebäudes sichert den Kern meines Daseyns, mein inneres Leben, auf Ewigkeiten hin. Wo und wer ich seyn werde, werde ich seyn der ich jetzt bin, eine Kraft im System aller Kräfte, ein Wesen in der unabsehlichen Harmonie einer Welt Gottes. (III, 6—8.)“ — Wir fahren fort in unsern Auszügen.

„Das Menschengeschlecht auf Erden, ist eine und dieselbe Gattung. (IV, 70.) — Es giebt eine lebendige, organische Kraft; ich weiß nicht woher sie gekommen, noch was sie in ihrem Innern sey. Aber daß sie da sey, daß sie lebe, daß sie organische Theile sich aus dem Chaos einer homogenen Materie zueigne, das sehe ich, das ist unläugbar. (96.)“

„Die Weltgegend verändert die Bildungen aller Völker äußerst langsam; durch die Vermischung mit fremden Nationen,

verschwinden dagegen in wenigen Geschlechtern alle mongolischen, sinesischen, amerikanischen Züge. (103.) — Oberägypten ist (zufolge jeder vernünftigen Geogenie) eher bewohnt gewesen, als das untere Aegypten. (V, 113.) — Kein europäisches Volk hat einen weiteren, schöneren Weltstrich, als diese Griechen bepflanzt. (142.) Alles hing bei den Griechen an der kühnen Idee, daß Götter mit ihnen verwandte, höhere Menschen, und Helden niedere Götter seyen; diesen Begriff aber hatten ihre Dichter gebildet. (164.) — Das delphische Orakel, wie großen Nutzen hat es in Griechenland gestiftet. (172.) — Das Geschlecht der Weiber, so schöne Muster jeder Tugend es auch in Griechenland hervorgebracht hat, blieb nur ein untergeordneter Zweck des männlichen Lebens; die Gedanken edler Jünglinge gingen auf etwas Höheres hinaus. (174.) — Die reine Vernunft und Wissenschaft hat durch Aristoteles so gewonnen, daß er in ihrem Gebiete, als ein Monarch der Zeiten dasteht. (193.) — In der Geschichte der Menschheit ist Homer der einzige seiner Art, und der Unsterblichkeit würdig, wenn etwas auf Erden unsterblich seyn kann. (152.)"

„Mit Karthago fiel ein Staat, den die Römer nie zu ersetzen vermochten. (262.) Rom ist nicht mehr, und auch bei seinem Leben, mußte es jedem edeln Manne seine Empfindung sagen, daß Fluch und Verderben sich mit allen diesen ungeheuern, ehrsüchtigen Siegen auf sein Vaterland häufte. (268.) Der Kriegsgeist Roms mußte sich zuletzt selbst verderben und das Schwert in seine Eingeweide kehren, das er so oft auf unschuldige Städte und Nationen gezückt hatte. (279.) Fester und größer ist nie ein Kriegsstaat gewesen, als es der Staat der Römer war; seine Leiche ward aber je durch Jahrhunderte hindurch, schrecklicher zu Grabe getragen. (281.)"

Herders Darstellung des Christenthums würden Manche itzt wohl den Vorwurf machen, sie sey zu rationalistisch. Sie beginnt mit den Worten: „Siebenzig Jahre vor dem Untergange des jüdischen Staates, ward in ihm ein Mann geboren, der sowohl in dem Gedankreich der Menschen, als in ihren

Sitten und Verfassungen eine unerwartete Revolution bewirkt hat, Jesus! Arm geboren ob er wohl vom alten Königshause seines Volkes abstammte, u. s. w. (VI, 51.)"

„Um den Ketzereien und Systemen zu entkommen (fährt Herder fort), wählte man das schlimmste Mittel: Kirchenversammlungen und Synoden. Wie viele derselben sind eine Schande des Christenthums und des gesunden Verstandes! Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen, Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Uebermacht, Willkür, Trotz und Kuppelei, oder ein Zufall, die unter dem Namen des heiligen Geistes für die ganze Kirche, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden. (VI, 63.)"

„Vielleicht giebt es kein öderes Feld der Litteratur, als die Geschichte der christlichen Wort- und Schwertübung, die dem menschlichen Verstande seine eigene Denkkraft, den Urkunden des Christenthums ihre klare Ansicht, der bürgerlichen Verfassung ihre Grundsätze und Maßregeln dergestalt geraubt hatte, daß wir zuletzt andern Barbaren und Saracenen danken müssen, daß sie durch wilde Einbrüche die Schande der menschlichen Vernunft zerstörten. (93.)"

„Woher kommt es daß in den Schriften der Kirchenväter sich so wenig reine Moral, und oft das Beste mit dem Schlechtesten, das Gold mit Unrath vermischt findet? Woher daß man in diesen Zeiten auch von den vortrefflichsten Männern, die noch so viele griechische Schriftsteller zu ihrem Gebote hatten, kein Buch nennen kann, das, ohne alle Rücksicht auf Composition und Vortrag, bloß in der Moral und dem durchgehenden Geiste des Werks, Einer Schrift der sokratischen Schule an die Seite zu setzen wäre? Woher daß selbst die ausgesuchten Sprüche der Väter, so viel Uebertriebenes und Mönchisches an sich haben, wenn man sie mit der Moral der Griechen vergleicht? Durch die neue Philosophie war das Hirn der Menschen verrückt, daß sie statt auf der Erde zu leben, in Lüften des Himmels wandeln lernten; und wie es keine größere Krankheit geben kann, als diese, so ists wahrlich ein beweinenswerther

Schade, wenn sie durch Lehre, Ansehn, Institute fortgepflanzt und die lauteren Quellen der Moral, auf Jahrhunderte hindurch trübe gemacht wurden." (96.)

„Gewiß hat der Bischof von Rom für die christliche Welt viel gethan: er hat, dem Namen seiner Stadt getreu, nicht nur durch Bekehrung eine Welt erobert, sondern sie auch durch Gesetze, Sitten und Gebräuche, länger, stärker und inniger als das alte Rom die seine regiert. Gelehrt hat der römische Stuhl nie seyn wollen; er überließ dies Vorrecht andern: aber auch die gelehrtesten Stühle unter sich zu bringen, und nicht durch Philosophie, sondern durch Staatsklugheit, Tradition, kirchliches Recht und Gebräuche, die Welt zu regieren, das war seyn Werk und mußte es seyn, da er selbst nur auf Gebräuche und Tradition beruht." (116.)

„Weder Mönche noch Krieger nähren ein Land, und da bei jener Einrichtung für den erwerbenden Stand so wenig gesorgt war, daß vielmehr Alles in ihr dahin ging, Bischöfen und Edeln die ganze Welt leibeigen zu machen; so sieht man, daß damit dem Staate seine lebendigste Triebfeder, der Fleiß der Menschen, ihr wirksamer, freier Erfindungsgeist auf lange geraubt war." (195.)

„Amerika raucht noch von dem Blute seiner Erschlagenen, denn Christi Kreuz ward dahin als Mordzeichen getragen. — Und ihr, zahllosen Opfer der Inquisition im südlichen Frankreich, in Spanien und in andern Welttheilen, eure Asche ist entflogen, eure Gebeine sind vermodert; aber die Geschichte der an Euch verübten Gräuel, bleibt eine ewige Anklägerin der in Euch beleidigten Menschheit." (219.)

„Das Reich der Araber hatte keine Constitution; das größte Unglück für den Despoten sowohl, als für seine Sklaven. (253.) Muhameds Religion hat durch das Verbot des Weins, der Völlerei und dem Zanke zuvorkommen, durch das Verbot unreiner Speisen, Gesundheit und Mäßigung fördern wollen. Desgleichen hat sie den Wucher, das gewinnsüchtige Spiel, auch mancherlei Aberglauben untersagt, und mehrere Völker aus einem

rohen und verdorbenen Zustande auf einen mittleren Grad der Cultur gehoben; daher auch der Moslem den Pöbel der Christen in seinen groben Ausschweifungen, insonderheit in seiner unreinen Lebensweise tief verachtet. Die Religion Muhameds prägt den Menschen eine Ruhe der Seele, eine Einheit des Charakters auf, die freilich ebenso gefährlich als nützlich seyn kann, an sich aber schätzbar und hochachtungswürdig bleibt; — dagegen die Vielweiberei, die sie erlaubt, das Verbot aller Untersuchungen über den Koran, und der Despotismus den sie im Geistlichen und Weltlichen feststellt, schwerlich andere, als böse Folgen nach sich ziehen mögen." (258.)

„Wenn in der Menschengeschichte keine Vernunft herrscht, wenn tolle Unternehmungen gleich klugen, ungerechte Handlungen den gerechten gleich, oder mehr als sie gelten; warum lesen und sprechen wir von der Geschichte?" (VII, 53.)

„Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben, verlieren Thoren das Gegenwärtige. Warum kann man das künftige Leben nicht ebenso ruhig abwarten, als einen künftigen Tag? (58.) Nicht die Wissenschaft des Zukünftigen und die Spekulation über dasselbe, ist die Lektion meines Lebens, sondern der Gebrauch des Gegenwärtigen. Dazu habe ich Mittel und Kräfte. (61.) Doch lernt selbst der Ungläubige einsehn, wie nothwendig dem Menschengeschlechte, Glaube an eine fortgehende Zukunft sey, selbst sogar den Fall gesetzt, daß diese nicht vorhanden wäre. (72.) Glaube muß die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode allein bleiben, demonstrirte Wissenschaft kann sie nie werden. (74.) Die Perfektibilität ist keine Täuschung, sie ist Mittel und Endzweck zur Ausbildung alles dessen, was der Charakter unseres Geschlechts, Humanität verlangt und gewährt." (135.)

„Die Religion Christi, die er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst. Nichts anders als sie; sie aber auch im weitesten Inbegriff, in der reinsten Quelle, in der wirksamsten Anwendung. Christus kannte für sich selbst keinen

edleren Namen, als daß er sich den Menschensohn, das ist, einen Menschen nannte." (133.)

„Je gegründeter ein Staat in seinen Prinzipien, je geordneter, heller und stärker er in sich selbst ist, desto weniger läuft er Gefahr vom Winde jeder Meinung, von jedem Pasquill eines aufgebrachten Schriftstellers bewegt und erschüttert zu werden. Um so mehr wird derselbe auch Freiheit der Gedanken und (mit einiger Einschränkung, nach seiner Situation und Lage) Freiheit der Schriften gönnen, bei der die Wahrheit am Ende doch gewinnt. Nur Tyrannen sind argwöhnisch, nur geheime Bösewichter furchtsam. Ein offener Mensch der recht thut und auf seinen Grundsätzen fest ist, läßt Alles über sich sagen. Er wandelt am Tage und nutzt selbst die ärgsten Lügen seiner Feinde." (361.)

Obgleich Herders Ansichten und Lehren nicht minder kühn und vom Herkömmlichen abweichend waren, als die des vorsichtigen Gibbon und des gereizten Lessing, ist er doch nie so verketzert worden, wie diese. Theils hatten sich die Ansichten geändert, theils überzeugte man sich daß die Vertheidigung der angegriffenen Punkte zweckmäßiger in anderer Weise zu führen sey.

Wir kommen itzt zur dritten Abtheilung der herderschen Werke, für schöne Litteratur und Kunst. Herder war kein schaffender Dichter ersten Ranges, es gelang ihm nicht poetisch lebendige Personen zu erschaffen. Seine dramatischen Versuche sind schwach, wenn wir vergleichen seine Alceste mit der des Euripides, seinen Prometheus mit Aeschylus (und Goethe), seinen Brutus mit Shakspeares Cäsar, oder seine lange Aurora mit Bürgers kurzem ergreifenden Sonett „grauer Tithon". Auch die Paramythien enthalten meist nur antike Scenen modernisirt und sentimentalisirt.

[Eschenburg I, 301, IV, 227.]

Herders Talent zu reflektiren ist größer als das zum erzählen und darstellen; fast nie ist er ein eigenthümlich erzählender Historiker. Seine kritischen Arbeiten hatten zu ihrer Zeit erheb-

lichen Werth und brachten Nutzen; jetzt sind Bücher und Streitigkeiten meist veraltet und können (in solcher Breite verhandelt) nicht mehr interessiren. Auch möchte gegen manche Urtheile mit Recht nicht Weniges einzuwenden seyn. Mit der größten Geschicklichkeit und Zartheit der Empfindung machte dagegen Herder Dichtungen anderer Zeiten und Völker den Deutschen zugänglich, und traf aus vielen Legenden eine zweckmäßige Auswahl. Allen voran stehen die trefflichen Romanzen vom Cid.

Die kritische Philosophie, welche die Aufmerksamkeit fast aller ausgezeichneten Zeitgenossen auf sich zog, hat auch Herdern lebhaft angeregt, ja in Zorn gesetzt. Seine Metakritik und Kalligone, zwei weitläufige, unbequem geschriebene Werke, sind lediglich gegen Kant gerichtet: „sie protestiren gegen jedes, der Vernunft und Sprache, ebenso unkritisch, als unphilosophisch aufgedrängte Satzungenpapstthum; sie protestiren gegen die dialektischen Rebelkünste der Hägsa (dieser bösen Hexen) (Metakritik I, 25.)“

Es ist begreiflich und auch wohl zu entschuldigen daß Herder (welchem man seit Lessings Tode fast die erste Stimme in allen kritischen Beurtheilungen zugestanden hatte) durch die, ohne alle Rücksicht auf ihn, von so Vielen angestimmten Triumphgesänge, verletzt ward. Seine heftigen (nicht bloß gegen anmaßende und thörichte Anhänger Kants gerichteten), sondern fast jedes Verdienst des Meisters selbst läugnenden Angriffe, fanden schon damals gleich heftige Widersprüche, und noch jetzt behaupten Sachverständige, daß Herder, der schweren Aufgabe welche er sich gesteckt, keineswegs gewachsen war.[1])

Von Herders sehr zahlreichen Predigten sind nur wenige gedruckt, es sey daß er selbst sie nicht für bedeutend hielt, oder das Publikum sie gleichgültig aufnahm.[2]) Und doch zeichnen sie sich aus durch edle Einfalt der Gedanken und des Styls, welcher

1) Auch gegen Heeren zeigte sich Herder unbillig.

2) Proben deutscher Kanzelberedsamkeit von Mosheim, Jerusalem, Spalding und Zollikoffer. Eschenburg VIII, 2, 609.

keine Spur des Aufgebauschten, falsch Poetischen, Ueberschwänglichen an sich trägt. Wir geben Proben.

„Die Zeiten sind vorbei, da man das Christenthum fast allen Geschäften und Ständen der Welt entgegensetzte. Die Zeiten sind vorbei, da man lebendig zum Himmel fuhr und auf Erden zu wohnen vergaß, da man der menschlichen Gesellschaft und den Pflichten des Vaters, der Mutter, des Freundes, des Menschenfreundes entsagte, um nur in Zellen und Klöstern, in Wüsten und Einöden, in den und jenen Kleidern, ein Heiliger, — und auch leider nichts als ein Heiliger zu werden. Es ist jetzt offenbar daß die christliche Religion eigentlich keinen Stand mache, oder aufgebe, und selbst die Sitten keiner Lebensart eigentlich verändere; sondern nur überall so geistig eindringe, daß sie allenthalben Wärme ausbreiten, und jedem Stande die Sitten reinigen, und jedem Charakter das Herz veredeln könne, ohne deswegen Stand und eigenthümlicheu Charakter im Mindesten aufzuheben. (II, 30.) — Kirche, Gottesdienst und andächtiges Hören der Predigt, soll keine unthätige, schläfrige Gewohnheit seyn. Unser Leben soll kein schlaftrunkener Taumel von Gefühlen werden, welche die Seele nur zerstreuen, oder langweilig beschäftigen; hiezu soll der Gottesdienst keineswegs hinwirken. Wir müssen hören, denken, empfinden, fassen, — um zu thun." (43.)

„Keine Tugend, kein Gutes darf lediglich nach einer einzigen, sehr eigensinnigen Form hingestellt und angebildet werden. (54.) Wir müssen bei aller Bildung unserer selbst und Anderer nach Vorbildern, ja nicht bloß auf das Fremde, Seltene, auf das Uebergroße sehen, sondern auf das Gegentheil, auf das Nahe, auf das Natürliche und uns näher Andringende, auf das Wahre." (58.)

„Keine Thorheit der Menschen ist so groß, und doch giebt es kaum eine häufigere Thorheit, als nie das zu seyn, was sie sind; sondern immer etwas seyn zu wollen, was sie nicht sind, was sie nicht seyn können. Unter Hunderten (sagt man) ist keiner recht auf seiner Stelle, und unter Tausenden (könnte man

hinzusetzen) keiner, der auf seiner Stelle seyn will. Wir haben Alle fast immer ein fremdes Ideal, ein für uns ungehöriges Muster im Kopf: dem beneiden wir dies, jenem das; in diesem wünschen wir uns hier-, in jenem dorthin; auf der Stelle wollen wir die, auf jener, jene Tugend ausüben; — nur eben auf unserer, üben wir keine aus.“ (66.)

„Das Lob des empfindsamen Herzens, des feinen Gefühls, ist fast das Einzige, das Höchste, was sich gewisse müßige Menschen, in unserem weichen, müßigen Jahrhundert erstreben. (73.) Kopf und Herz sind für einander da, und sollen zusammen wirken. Sonst ermattet man binnen kurzer Zeit, unter allem Schönen; man eckelt und schwindelt unter all dem süßen Wohlgeruch, und die ganze Menschheit erschlafft. Empfindsame Herzen! und schlechte Menschen in Handlungen! Vielwisser, Lautpreiser schöner Handlungen, — und selbst Nichtsthuer! — Wir sind hier auf der Erde, nicht bloß zu bewundern und uns mit schönen Empfindungen zu speisen, sondern zu thun, zu handeln.“ (74.)

„Ueberall wo der Mensch sieht, muß er auch urtheilen, lieben, oder hassen, bewundern oder verachten; er ist immer Richter und Beurtheiler fremder Handlungen, als ob er selbst dächte, selbst handelte. Da liegt nun aber gleich auch ein tiefer Quell zu falschen Urtheilen, zu Anmaßungen, zu Ungerechtigkeiten.“ (112.)

„Zwei Wege führen zu nichts Gutem: jener, an aller Tugend zu verzweifeln; dieser, trotz aller Vernunft und Empfindung, die seinige für die einzige zu erkennen. (118.) — Religion ist das beste, das edelste Hülfsmittel zur Tugend, aber noch nicht die Tugend selbst. (134.) — Es giebt keine Furie, die dem Wachsthume der Menschen an wahrer Vollkommenheit und Thätigkeit schädlicher werden könnte, als die Grübelei, das Hirngespinnst unnützer Spekulationen und Befehdungen über die Tugend. Wenn ein Mensch es einmal so weit gebracht hat, über die heiligsten Pflichten, über die wärmsten Thätigkeiten, als über bloße Theorien mit dem kältesten Blute zu raisonniren;

was läßt sich da je ausraisonniren, und was läßt sich wieder rein weggrübeln! Neunundneunzig Gründe auf einer, neunundneunzig auf der andern Seite, — und in der Mitte bleibt Nichts!! — Die Seele ermattet, wird irre, thut nichts!" (138.)

„Wir alle sind Christen; wir bekennen also mit diesem Namen schlechthin, daß wir eine Offenbarung Gottes durch Jesum annehmen; daß wir mit dem bloßen Lichte der Natur in Allem nicht so weit kommen können, als wir zu unserer Beruhigung bedürfen; daß wir die Bibel für eine Vollfüllung, ein Supplement dieses Lichts ansehen, daß wir (was sie sagt) durchweg für göttlich erkennen, es also glauben, ihm also gemäß uns betragen, und durch die Versprechungen, welche uns dieses göttliche Buch für dieses und ein zukünftiges Leben mittheilt, gewiß und fürwahr glücklich zu werden erwarten." (IV, 337.)

„Wie elend ist unser Grübeln und Zweifeln darauf gewandt, wenn wir über den Ursprung der Welt aus Nichts und zu Etwas, über Zeit und Ewigkeit, wie sie sich trennen und ineinanderfließen, über den Untergang und das Weltende, über die Dreieinigkeit in Gott und seiner Wirkung außer sich, über das Wesen der menschlichen Seelen und aller Geister grübeln wollen, und uns darüber zanken und verketzern, und daraus die Schrift bestreiten, oder radbrechen! Da wir vielmehr bekennen sollten, von dem Allem nichts zu wissen, nichts zu begreifen." (348.)

„Es ist kein Grundsatz der Religion, dem Denken abzusagen; es ist vielmehr ihr Verfall und der wahre Verfall der Menschheit. (356.) — Laßt uns zum Lesen des göttlichen Wortes volle Aufrichtigkeit und ein gutes Herz mitbringen: dies gehört mehr dahin, als ein außerordentlicher Verstand, oder eine glühende Einbildung. — Niemand bringe zur Bibel ein Herz das mit Vorurtheilen behaftet ist, es sey nun gegen die Bibel, oder für diesen und jenen Lehrbegriff seiner Kirche; denn sonst wird er freilich bloß sehen, was er sehen will, und wohl gar ärger werden als er war, mit sehenden Augen nicht sehen, mit füh-

lendem Herzen sich verhärten. (367.) — Es ist leider unter den Menschen so üblich geworden, Andacht und Seelenschlaf, Frömmigkeit und Gedankenlosigkeit zu verwechseln." (368.)

„Wenn Stunden eintreten, da ich an allen Diugen der Welt meinen Geschmack verloren, wenn ich in Verlegenheit und Angst des Herzens bin, dann soll mich das Wort Gottes trösten, was so Viele getröstet hat, so vielen Elenden Balsam auf ihre Wunden, Trost in den Stunden ihres Kummers gab. Das soll auch mein Herz leicht machen, mich die Menschen lieben lehren, mich näher mit meinem Gott verbinden, mich zufrieden und guter Dinge machen; es sey ein Licht auf meinem Wege." (371.)

Wenn man Herders Schriften lieset, so kommt man zu der Ueberzeugung er habe stets ein heiteres, zufriedenes, glückliches Leben geführt; — es wird aber behauptet, ja erwiesen, daß dem nicht so war. Dies zwingt uns zu der unabweisbaren Annahme, daß die Gründe seiner Unzufriedenheit und Mißstimmung von innen heraus kamen, und wir deshalb das deutsche Volk und die deutschen Regierungen nicht anklagen dürfen.

84.

Ueber Wieland sind unzählige Urtheile ausgesprochen worden, vom begeistertsten Lobe, bis zum bittersten Tadel, so daß man verzweifeln möchte die mittlere Wahrheit aufzufinden. Weit die beste Hülfe scheinen diejenigen darzubieten, welche scharfsinnig und mit gründlicher Unparteilichkeit das Lobenswerthe vom Tadelnswerthen sondern, und nach Beseitigung des Letzten, Wieland darstellen und überreichen, — wie er seyn sollte. — Nach anfänglicher Freude, geräth man aber bei diesem Verfahren in neue Noth. Der Anatom, welcher mit seinem Messer das Verwerfliche herausschneidet, der Chemiker, welcher durch aufgegossene Säuren, das Fremdartige und Ungehörige ausscheidet, der Scharfsichtige, welcher durch sein Mikroskop Unge-

sehenes zu Tage fördert, kommen ohne Zweifel zu sehr lehrreichen Ergebnissen; allein das Eigenthümlichste ist oft entflohen und das Uebrigbleibende nur ein todtes Präparat. Statt des lebendigen und Leben erschaffenden Künstlers, sieht man lediglich die Glieder des grausam zerstückelten Dichters, membra disjecti poetae, welche schwerlich in einem Kessel der Medea zu neuem Leben und größerer Einheit herzustellen sind. Hiezu kommt, daß jeder der so gesinnten Kritiker, sich anderer Messer und Säuren bedient, wodurch die Metzelei noch schrecklicher wird. Mit Beseitigung der Anatomie, Chemie und des Mikroskops, wollen wir (unserer einseitigen Natur gemäß) versuchen uns mit Wieland, wie mit einem ganzen lebendigen Menschen zu verständigen, und seine zu einander gehörigen Eigenschaften theilnehmend zu begreifen. Es ist nicht unseres Amtes ihn umzuarbeiten und seine Haut zu wandeln. Den Tadel jedoch, daß wir selbst die soeben ausgesprochenen Grundsätze nicht überall befolgen, müssen wir als gerecht anerkennen.

[Bouterwek XI, 99.]

Der erste und wichtigste aller ihm gemachten Vorwürfe betrifft seine Sittenlehre. Man sagt: Unfähig, oder abgeneigt höhere, tiefsinnige, heilige Grundsätze und Ansichten zu begreifen, erhebt er sich nicht über die gemeinste Genußlehre und ist ein bloßer Eudämonist. — Da wir weiter unten mehre Male unabweisliche Veranlassung haben, diesen Tadel schärfer zu prüfen, so bemerken wir hier nur vorläufig, daß es sehr erhebliche Gründe giebt, ihm nicht kurzweg beizustimmen. Wir legen indeß kein großes Gewicht auf unsere persönliche Meinung, und werden deshalb vielmehr Wieland selbst sprechen und sich vertheidigen lassen.

Daß Wieland, nach anfänglicher Täuschung, zur rechten Selbsterkenntniß über seinen schriftstellerischen Beruf kam, gereicht ihm zum Lobe; auch berücksichtigen wir demgemäß nur die ihm wahrhaft zugehörigen, ihm eigenthümlichen Werke; — jedoch nicht nach der Zeitfolge ihrer Entstehung, sondern nach ihrem poetisch litterarischen Zusammenhange. Beginnen wir mit

den prosaischen Schriften, die Romane voranstellend. Der erste, Don Sylvio von Rosalva erschien im Jahre 1764. Wie Don Quixote durch Ritterromane, ist Don Sylvio durch Feenmärchen, der Wirklichkeit entrückt worden, und wie jenem Sancho Pansa, ist diesem Pedrillo zugesellt. Allerdings steht die Copie, oder Variation, weit hinter dem Originale zurück; doch erlaubte dieses eine Art von Nachahmung, und die Belesenheit Wielands in den Feenmärchen, führte zu mancher Eigenthümlichkeit. Auch gab es im Jahre 1764, schwerlich in Deutschland einen nach Form und Inhalt vorzüglicheren Roman.

Die Abderiten.

So hoch auch manche Kenner dies Werk stellen, ist doch der Zweifel ausgesprochen worden, ob dasselbe (neu aufgelegt in Taschen= oder Lexikonformat) viele ausdauernde Leser finden würde? Eine gewisse Quantität Narrheit läßt sich jeder gefallen, der bei Verstande ist, oder es zu seyn glaubt; im Uebermaaße aufgetischt vergeht der Appetit, und die Anfangs am Begierigsten zugriffen, rufen zuletzt: toujours perdrix! Hiezu kommt daß ein abgeschlossenes, folgerechtes Narrenthum, oder Schlaraffenland am leichtesten Eingang und Beifall findet; eine Mischung aus Fabelei und angeblicher Geschichte aber schwer zusammenwächst und Bedenken erregt. So z. B. wenn Demokrit, Hippokrates und Euripides (historische Charaktere) unter die abderitischen Narren versetzt werden und endlos mit ihnen verkehren. Es mag Wahrheit und Dichtung seyn, hält aber schwerlich die rechte, lebendige Mitte.

An die Abderiten reihen sich viele Schriften an, welche sich wesentlich auf griechischem Boden bewegen, ohne daß indessen Wieland jemals die Absicht hatte, alle Beziehungen und Hindeutungen auf andere Länder und Völker ganz zu vermeiden. Noch weniger kann man behaupten, Wieland sey nur ein Nachahmer der Franzosen, deren Auffassung und Behandlung ganz verschieden erscheint; — wie denn überhaupt Schlegels Bericht, von dem über Wieland verhängten Concurs, als Scherz gut

genug, geschichtlich hingegen unwahr, oder doch höchst einseitig ist, da Wieland mehr schöpferische Kraft und Originalität besitzt, als seine Tadler und Nachahmer.

Wieland betrachtete den Agathon als eins seiner wichtigsten Werke, und verbesserte dasselbe unermüdlich in mehreren Ausgaben. (1766—1794.) Dennoch versichern Mehrere: er habe hier eine gemeine Genußlehre, mit Zurücksetzung der Tugend aufgestellt und angepriesen. Wir möchten vielmehr behaupten: er habe aus übergroßer Besorgniß vor Mißverständnissen dieser Art, das Gegentheil fast zu oft und zu breit eingeschärft. Wir sind verpflichtet, jenen Anklägern gegenüber, Beweise vorzulegen.

„Bei vernünftigen und ehrlichen Lesern (sagt Wieland, Agathon I, 19) kann kein Zweifel eintreten, daß ich den Sophisten Hippias für einen schlimmen und gefährlichen Mann, und sein System (insofern, als es den ächten Grundsätzen der Religion und Rechtschaffenheit widerspricht) für ein Gewebe von Trugschlüssen ansehe, welches die menschliche Gesellschaft zu Grunde richten würde, wenn es moralisch möglich wäre, daß der größere Theil der Menschen darin verwickelt würde. — Die Sophisten lehrten die Kunst, die Leidenschaften anderer Menschen zu erregen; Sokrates die Kunst seine eigenen zu dämpfen. Jene lehrten, wie man es machen müsse, um weise und tugendhaft zu scheinen, dieser lehrte wie man es sey. (I, 2, 1, 64.) — Hippias hatte Redner gebildet, die durch eine künstliche Vermischung des Wahren und Falschen, und den klugen Gebrauch gewisser Figuren, einer schlimmen Sache den Schein und die Wirkung einer guten Sache zu geben wußten; Staatsmänner, welche die Kunst besaßen mitten unter den Zujauchzungen eines bethörten Volkes, die Gesetze durch die Freiheit, und die Freiheit durch schlimme Sitten zu vernichten, um ein Volk welches sich der heilsamen Zucht des Gesetzes nicht unterwerfen wollte, der willkürlichen Gewalt ihrer Leidenschaften zu unterwerfen: — kurz, er hatte Leute gebildet, die sich Ehren-

säulen dafür aufrichten ließen, daß sie ihr Vaterland zu Grunde richteten.“ (I, 2, 1, 70.)

Diese Stellen erweisen hinreichend, welche sittlichen Grundsätze Wieland für die höchsten hielt; was ihn jedoch nicht hindern durfte, das System des Hippias und der Sophisten von ihrem Standpunkt aus zu entwickeln. Die Frage, ob er neben diesen allgemeinen Beurtheilungen, dasselbe in einzelnen Thatsachen zu verlockend und verführerisch darstellte, oder sich in den Gränzen des Schönen und Erlaubten hielt, wird nach Maaßgabe, der Strenge oder Nachsicht der Leser, verschieden beantwortet werden.

Daß Wieland platonischen Schwärmereien und Träumereien nicht gewogen ist, hat keinen Zweifel; räumt er denn aber der natürlichen Sinnlichkeit jemals so viel Recht ein, als wenn Platon Gemeinschaft der Weiber empfiehlt, oder doch duldet, und wenn er jungen Männern, zum Lohne ihrer Trefflichkeit und im Verhältniß derselben, mehrere Mädchen zuweiset? — Durch die Art wie der Dichter, des Pythagoreers Archytas Lehre und Thun lobend darstellt, bezweckt er ohne Zweifel den höchsten Werth der Tugend nochmals darzulegen. Ja ein Grübler könnte fragen: ob denn auf die Liebschaft Agathons mit der Danae, nicht ein zu tadelndes Gewicht gelegt sey; oder als ob Werth und Unwerth eines, höherem Berufe zugewiesenen Mannes, auf derlei Geschlechtsgeschichten beruhe?

Lange Romane (z. B. Clarissa) drehen sich ermüdend um ähnliche Keuschheitsfragen; und selbst in Jakobis so geistigem Woldemar, bilden sie den nie verschwindenden, unangenehm störenden Hintergrund.

In dem angeblichen Nachlaß des Diogenes von Sinope, konnte Wieland diesen nicht füglich zur Bestätigung seiner Lebensansichten gebrauchen. Er mußte also gemildert werden, wobei aber des Cynikers Folgerichtigkeit in Gefahr geräth. Wieland legt ihm z. B. Nachstehendes in den Mund: „Jede öffentliche, oder Privattugend hat zum Gegenstand etwas Gutes

zu befördern, oder etwas Böses zu verhindern; — und analysirt ihr dieses Gute und Böse, so löset sich immer jenes in Schmerz, dieses in Vergnügen auf. (XIII, 144.) — Wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würde ich ihm nichts eifriger empfehlen, — als sein Volk in gute Laune zu setzen. Kurzsichtige Leute sehen nicht, wieviel auf diesen einzigen Umstand ankömmt. Ein fröhliches Volk thut Alles was es zu thun hat, munterer und mit besserem Willen, als ein dummes und schwermüthiges, und (unter uns gesagt, ihr Hirten des Volkes) es leidet zwanzigmal mehr, als ein anderes. (146.) — Wenn wir die Musen und Grazien aus unseren Gränzen verbannen, was für Ergötzungen wollen wir an die Stelle der ihrigen setzen? In Kurzem wird Euer Witz plump, Eure Gemüthsart rauh und ungesellig, Eure Tugend wild, spröde nnd menschenfeindlich seyn. — Ihr werdet aus lauter Langerweile anfangen die Regierung nach falschen Begriffen zu bekritteln, Intrigen anzuzetteln und Staatsveränderungen zu träumen.“ (154.) — So läßt Wieland den Diogenes denken und sprechen; beruhigen wir uns dabei, ohne historisch-kritische Einwendungen zu machen.

Bei Entwerfung des Peregrinus Proteus hatte Wieland wohl eine doppelte Absicht, nämlich ihn gegen ungerechte Anklagen in Schutz zu nehmen, und zugleich gegen alle Schwärmerei eine Anklage zu erheben. Dahin deutet gleich Anfangs folgende Stelle: „Keine Thorheit, wie unschuldig sie auch scheinen mag, kann einen Freibrief gegen den Spott verlangen, der beinahe das einzige wirksame Verwahrungsmittel gegen ihren schädlichen Einfluß ist. (XXVII, 35.) — Manche Meinung, die kein guter Mensch ihrer selbst wegen verfechten würde, wird durch den thörichten Gebrauch, welchen alberne, oder brennende Köpfe von ihr machen, belachenswürdig. (36.) — Wer zum Menschen geboren wurde, kann nichts Edleres, Größeres und Besseres seyn, als ein Mensch, und wohl ihm wenn er weder mehr noch weniger seyn will.“ (37.)

Daß Wieland durch Erfahrungen und Thorheiten seiner Zeit, mit zu dieser, und einigen nachher zu erwähnenden Schriften

veranlaßt ward, hat keinen Zweifel; seine Andeutungen sind jedoch nicht ungebührlich verletzender Art. Ob Wieland an anderen Stellen seiner Werke, Peregrinus anders auffaßte, giebt keinen Grund zum Tadel; im Roman war er dazu vollkommen berechtigt.

Agathodämon hat den Zweck Apollonius von Tyana gegen manche (wie Wieland glaubt) ungerechte Beschuldigungen zu vertheidigen. Nächstdem aber wird das ächte Christenthum aufs Höchste gepriesen, seine Ausartung streng angeklagt, für seine unerschöpfliche, unzerstörbare Lebenskraft aber Zeugniß abgelegt.

Menander und Glycerion ist ein kleiner Roman in wohlgeschriebenen Briefen, voller Liebe und Liebelei. Mit großem Rechte hat Wieland den Menander nicht als einen sehr ernsthaften, melancholisirenden Mann dargestellt, sondern als einen Lustspieldichter, der (wie die Ueberreste seiner Werke im Terenz zeigen) sich um die Grundsätze einer strengen Sittenlehre wenig kümmerte. Aehnlich gesinnt sagt seine Freundin Glycera: „Ich kenne nichts Mühseligeres, als aus Schonung gegen Andere, Liebe heucheln zu müssen, wenn die Trunkenheit bei dem einen, und die Täuschung bei dem anderen Theile schon lange aufgehört hat.“ (95.) — Und Glyceras Freundin Leontion, schreibt ihr über Menanders Untreue: „Wie kann dich das wundern? Ist er nicht ein Mann und ein Dichter? Giebt es eitlere Geschöpfe unter der Sonne als die Männer, und etwas eitleres unter den Männern als die Dichter?“ (107.)

Krates und Hipparchia. Sonderbar daß man Wieland so oft vorgeworfen hat: er ziehe das Edle zum Gemeinen hinab, und stelle das Sinnliche hinauf über das Geistige. — Umgekehrt bemüht er sich oft, gegebene Charaktere so sehr zu veredeln als es nur irgend möglich ist; so z. B. die beiden Hauptpersonen dieses kleinen, ungemein eigenthümlichen, wohlgeschriebenen Romans. Ueberhaupt schreibt Wieland in späteren Lebensjahren weit bessere Prosa als zuvor, und die überlangen, allzuverwickelten Perioden sind ganz verschwunden.

Die Fabel (oder die Wahrheit) daß ein junges, schönes, reiches, gebildetes Mädchen, einen älteren, häßlichen Mann aufrichtig liebt und heirathet, ist so ungewöhnlich, so unwahrscheinlich, daß sie zur Beglaubigung einer sehr kunstreichen psychologischen Entwickelung bedurfte, und durch Wieland gefunden hat. Ich enthalte mich aller nahe liegenden Erörterungen über leibliche und geistige Beziehungen, über Regeln und Ausnahmen, über Ausdauer und Wandelbarkeit, Glück und Reue: — denn alles Allgemeine verliert hier seine Bedeutung, und jeder einzelne Fall ist einzig in seiner Art. — Hipparchia selbst schreibt: „Krates ist ein lebendiger Beweis (316), wieviel ein leiblich häßlicher Mann von Geist und Gefühl, eben dadurch daß es ihm nicht einfallen kann den Narcissus spielen zu wollen, gewinnt, wenn man zugleich sieht daß er durch seine Gestalt nicht in die mindeste Verlegenheit gesetzt wird."

Wir sprechen in unserer Reihefolge erst itzt von Wielands Aristipp, weil er nach Umfang und Inhalt bedeutender ist als mehrere der bereits erwähnten kleinern Romane. Der Dichter zeigt in diesem Werke seines reiferen Alters, eine sehr genaue Kenntniß des griechischen Alterthums, und hat die, oft dürftigen geschichtlichen Thatsachen, durch passende Erfindungen zu höherer Mannigfaltigkeit und Einheit abgerundet. Sehr strenge Richter werden auch hier wiederum mancherlei anstößig Genanntes hinwegwünschen. Wir bemerken wiederholentlich: es ist ein Zeichen großer Verdienste und eigenthümlicher Lebenskraft eines Schriftstellers, wenn man durch bloßes, kinderleichtes Ausstreichen einzelner Stellen seiner Werke, allen Tadel beseitigen könnte. Fraglich aber bleibt es: ob nicht dem unbefangenen Kenner, wie der großen Mehrzahl, die alten, unbeschnittenen Ausgaben zuletzt doch nicht lieber seyn würden, als die auf das angeblich moralische Bett des Prokrustes gelegten und in usum Delphini arrangirten?!

Wir bemerkten schon oben, und müssen es hier wiederholen: der Eudämonismus, die Glückseligkeitslehre Wielands wird so oft angegriffen, als wäre es der höchste Zweck menschlichen

Bestrebens, mit unfruchtbarer Melancholie sich für diese Unterwelt unablässig zu peinigen. Und doch bestimmte schon Aristoteles das Verhältniß von Glück und Tugend richtig und erschöpfend: während fast alle Späteren, Hochgerühmten, die eine oder die andere Hälfte empfahlen, als wäre sie das Ganze. Es giebt einen platten Epikureismus, zu dem der Dichter nicht hinabsinken soll; aber andererseits sind unpoetisch die Stoiker, die strengen Ascetiker, Mönche, Puritaner, Bilderstürmer und ähnlich Gesinnte. Mit dieser Ansicht steht die Behauptung nicht im Widerspruch, daß eine ästhetische Erziehung der Menschen keineswegs ausreiche, sondern einer zweiten, sittlichen Hälfte bedürfe.

Wenn der Dichter und Geschichtschreiber, sowie löbliche, so auch verdammliche Charaktere darstellt, so erfüllt er nur seine Pflicht, und es wäre unbegreiflich wie man ihm Alles zur Last legen und zuschreiben könnte, was die verschiedensten Personen sprechen und thun.

Trotz aller Vorliebe Wielands für die Blütezeit des griechischen Alterthums, konnte er doch die Schattenseiten nicht unberücksichtigt lassen, wodurch eine Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit in das Werk kömmt, welche bei einer bloß lobenden, oder bloß tadelnden Behandlung unmöglich bleibt.

Mit ungewöhnlichem Scharfsinn ist z. B. das Große und Kleinliche in den hellenischen Spielen entwickelt, und in einem Gespräche mit Aristofanes dessen Verhältniß zu Sokrates. Ebenso erörtert Lais ihr Verhältniß zu den griechischen Frauen dergestalt, daß, wenn nicht die Nothwendigkeit, doch das natürliche Entstehen des Lebens der Hetairen begreiflich wird. Wieland verhehlt indessen nicht ihr fast immer unglückliches Schicksal, während in neuern Zeiten selbst Frauen ein liederliches Leben führten, ja deshalb fast bewundert wurden.

Der Charakter der Lais ist sehr eigenthümlich aufgefaßt und meisterhaft entwickelt; doch erkennt man durch Schönheit, Glanz, Reichthum, Uebermuth, Freude und Scherz hindurch, den tra-

gischen Faden, der sie aus lichter Höhe in unvermeidliches Dunkel hinabzieht.

Mit Recht ist ein Liebesverhältniß des Aristipp zu Lais kurz und vorübergehend behandelt; er bleibt dagegen stets ihr aufrichtiger Freund, obgleich seine Rathschläge nicht vermögend sind ihre Natur zu ändern. Sie schreibt ihm in dieser Beziehung: „Sokrates will mich überzeugen, daß die Natur mich ganz eigentlich zu einer Lehrerin und Priesterin, ja noch mehr, zu einer unmittelbaren Darstellerin des Ideals der Tugend, mit einem Worte zur personifizirten Tugend selbst bestimmt und ausgerüstet habe; und daß es also die erste meiner Pflichten sey, die Erreichung dieses hohen Ziels, zum großen Geschäfte meines Lebens zu machen.“ (XXXIII, 3, 250.)

An einer andern Stelle schreibt Aristipp der Lais: „Einen aus den Elementen, oder Grundzügen des sittlich Schönen richtig zusammengesetzten Charakter nennen wir schön, weil, und insofern er sich uns, als ein mit sich selbst harmonisches und in sich selbst vollendetes Ganze darstellt. Das Schönste in dieser Art wäre also unstreitig ein ganzes Leben, welches aus lauter schönen Gesinnungen und Thaten zusammengesetzt, uns das Anschauen der reinsten Harmonie aller Triebe und Fähigkeiten eines Menschen zu Verfolgung des großen Zwecks, der möglichsten Selbstveredlung und der ausgebreitetesten Mittheilung gewähren würde. Ein solcher Charakter in einem solchen Leben dargestellt, würde für die Formen und Proportionen des sittlichen Menschen eben das seyn, was der Kanon des Polykletus für die richtigsten Verhältnisse des menschlichen Körpers.“ (XXXIV, 2, 306.)

So gewiß Aristipp und Lais die am umständlichsten behandelten und mit Vorliebe dargestellten Charaktere sind, hat das Werk doch außerdem einen reichern, mannigfaltigeren Inhalt: z. B. über die politischen Verhältnisse von Athen, Syrakus und Cyrene, über Wissenschaften, Philosophie und Kunst. Es enthält sehr scharfsinnige Untersuchungen über den Charakter und die Lehren des Sokrates, das Wesen der Schönheit, das Gast-

mahl, den Phädon, die Republik Platons. Dessen große Verdienste werden anerkannt, Männer wie Hippias und Aristipp konnten aber seine Mängel nicht unberührt lassen, z. B. überkünstliche Spekulationen und ganz unpraktische Vorschläge.

Fragen wir: warum die Romane Wielands ungeachtet vieler Vorzüge, jetzt nur wenig gelesen werden, so lassen sich dafür verschiedene Gründe angeben. Erstens, jeder Roman erwächst, (wie gesagt) mehr oder weniger aus den Stimmungen der Zeit, haben sich diese geändert, so sinkt Theilnahme und Verständniß. — Zweitens, die Lesewelt trachtet vorzugsweise nach dem Neuen, und zieht es, wenn es auch an sich offenbar schlechter, aber in der Tagesmode seßhaft ist, dem unbekannt gewordenen Aelteren vor. — Drittens, leiden Wielands Romane allerdings hin und wieder an einer übergroßen Breite und Weitläufigkeit. So ist z. B. die Darstellung und Kritik der Republik Platons gewiß weitläufig; allein das was Wieland lobend, oder tadelnd, dem Aristipp und Speusippus in den Mund legt, erweiset andererseits ohne Zweifel sehr ernstes Studium, und kann nur diejenigen verletzen, oder ihnen geringhaltig erscheinen, welche alles und jedes im Platon götzendienerisch bewundern, und den ersten und größten seiner Kritiker, den Aristoteles ebenfalls verdammen.

Wenden wir uns jetzt zu denjenigen Werken, wo die Form des Romans zwar noch nicht ganz verschwindet, aber das Lehrhafte entscheidend in den Vordergrund tritt. Jedoch sind die Ansichten und Charaktere der Sprechenden, im goldenen Spiegel gut festgehalten und dargestellt. Daß die Geschichte im fabelhaften Asien spielt, hilft über manche Schwierigkeit hinweg und beseitigt manche Einrede; aber das Fernhalten von wirklichen Zuständen, Vorzügen und Bedürfnissen, dies Entwickeln oft gestaltloser Allgemeinheiten, hindert eine tiefere, praktische Wirkung. Doch enthält das vernachlässigte Buch des Deutschen, mehr nützliche Wahrheiten, als jene, allzu wirksame Schrift des französischen Sophisten.

In einem Anhange zum goldenen Spiegel, der Geschichte

des weisen Danischmend, berücksichtigt Wieland die Ideen Rousseaus mehr denn zuvor, indem er die sogenannten natürlichen Verhältnisse der Menschen ins schönste Licht stellt. So läuft das Ganze hinaus auf die bekannten oft variirten Träumereien von einem goldenen Zeitalter. Wir werden später sehen, wie ernst und gründlich Wieland in seinen eigentlich politischen Schriften diese Dinge behandelt; jetzt dürfen wir wohl nicht länger verschieben von seinen metrisch-poetischen Werken zu sprechen.

Die Dramen und Singspiele (Alceste und Rosemunde) machen wohl die wenigsten Ansprüche, und sind in der That zu wortreich und zu handlungsarm.

Der neue Amadis. Es ist hart einen zwanglosen Erguß heiterer Laune aus ernstem Standpunkte zu beurtheilen. Doch giebt der Dichter hiezu eine Art von Erlaubniß, indem er selbst erklärt, die auftretenden Helden wären alle mehr, oder weniger Narren, und die Heldinnen (bis auf eine, oder zwei) die abgeschmacktesten Personen von der Welt.

Idris und Zenide, sagt Tieck (Köpke II, 182) ist heiter und anmuthig, und gewiß Wielands bestes Werk. — So wichtig mir auch jedes Urtheil meines Freundes ist, kann ich mir doch dieses nicht aneignen. Meine Einwendungen richten sich nicht gegen die Freiheiten des Versmaßes; auch kann ich nicht tadeln daß das Gedicht kein Ende hat, denn welches Gedicht dieser Art hätte wohl ein künstlerisch nothwendiges Ende? Deshalb gewann Fortinguerra seine Wette, als er behauptete, Ariosts rasender Roland lasse sich mühelos fortsetzen. Ich klage, daß wenn die Ritter erbärmlich aufeinander losschlagen, und nächstdem versöhnt miteinander essen und trinken; daß wenn die Wangen der Damen mit Lilien und Rosen, ihre Zähne mit Perlen, u. dergl. mehr verglichen werden: — trotz der bittern und süßen Worte und Thaten, keine Person wahrhaft lebendig wird, und das bunte Schattenspiel nicht hinreicht an ihre Wirklichkeit zu glauben, und sich für sie zu begeistern.

Musarion. Eine Art Bekenntniß des Dichters, durch

Leichtigkeit der Sprache, Geschicklichkeit der Erfindung und Eleganz der Darstellung verschönert, hinweisend auf die rechte Mitte zwischen stoischer Apathie, und gestaltloser Schwärmerei. Die Sinne vom Geiste, und der Geist von allem Sinnlichen getrennt, sind unvollkommen und Stückwerk. Der Dichter sagt:

Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und Alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Lichte! (84.) —

Was nährt die Tugend mehr? erweitert und verfeint
Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken
Von unseres Daseyns Zweck? Das Weltall ohne Schranken,
Unendlich Raum und Zeit, die Sonne die uns scheint,
Ein Funke nur von einer höhern Sonne.
Unsterblich unser Geist, Unsterblichen befreundt,
Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu Götterwonne! (93.) —

Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirn,
Ein ruhig Herz und eine heitere Stirn. (98.) —

(Phanias) den Irrenden bedaurt und nur den Gleißner flieht,
Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übte u. s. w. (100.)

Wir sind weit entfernt dem edeln, heiteren Dichter gegenüber, uns auf das hohe Pferd eines Splitterrichters zu setzen; wir wiederholen vielmehr Goethes Worte, wo Phanias als der erste im Maskenzuge auftritt:

Wer von dem höchsten Fest nach Hause kehrt,
Und findet was Musarion gelehrt:
Genügsamkeit und tägliches Behagen,
Und guten Muth das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebsten froh, —
Das Größte und Kleinste wünscht es immer so.
Gesteht, es war kein eitles Prangen,
Mit diesem Bild den Schauzug anzufangen.

An einer andern Stelle (Recension von Sulzer XXXIII, 10) sagt Goethe: „Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und des Musarion, bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt.“

Sinibald und Clelia.

Eine spannende, verwickelte, vielleicht zu verwickelte Erzählung, wo die Begebenheiten sich ohne psychologische und ethische Betrachtungen und Zweifel thatsächlich aneinander reihen, und der Verfasser seinem Talente in den fließendsten Versen freien Lauf läßt.

Gandalin, oder Liebe um Liebe.

Eine so reizende, meisterhaft erzählte, rasch fortschreitende rührende Erzählung, daß sie Fragen über Liebescasuistik und Ironie, gar nicht, oder erst so hintennach aufkommen läßt, daß sie den unmittelbaren Eindruck nicht im mindesten stören.

Erzählungen, Märchen, und der Hexameron von Rosenhain.

Das außerordentlich große Talent Wielands für diese Gattung der Dichtkunst, wird mit Recht allgemein anerkannt, und obgleich seine Erzählungen nicht alle gleichen Werth haben, umfassen sie doch einen sehr großen Kreis, vom Ernstesten, zum Heitersten, von Geron dem Adlichen bis zu Pervonte. In Hinsicht auf den Letzten ist tadelnd bemerkt worden (Löbell 266): „der Mißgriff, das Märchen mit einem dritten Theile, mit einem unpassenden, lehrhaft moralischen Anhange zu beschweren, hat sich gerächt durch die eintönige ermüdende Breite, in die der Dichter hier gerathen ist, so daß weder der Inhalt, noch Behandlung und Form dem Anfange entsprechen.“ — Ich kann (gleich mehreren Lesern und Leserinnen) diesem Urtheile nicht beitreten, sondern finde den getadelten dritten Theil unterhaltend, mannigfaltig, gelungen, und zu der poetischen und moralischen Abrundung und Vollendung durchaus nothwendig.

Da es jedoch nicht meine Absicht ist auf eine Kritik des Einzelnen einzugehen, nicht meines Amtes jedes Wort Wielands aus wahren, oder einseitigen sittlichen Standpunkten anzugreifen, oder zu vertheidigen, so beschränke ich mich auf einige allgemeine Bemerkungen.

1) Kein deutscher Dichter besitzt eine solche Leichtigkeit Verse zu machen. Er verfährt aber dabei (wendet man ein) sehr leichtsinnig, und ohne Rücksicht auf strenge Regeln der Metrik. Er gebraucht Jamben statt Spondeen, erlaubt sich Anapästen an unrechter Stelle, und nimmt sich in seinen Strophen so ungebührliche Freiheiten, daß das Wesen derselben (insbesondere der achtzeiligen Stanze) zerstört wird.

Dies Urtheil erscheint mir, wenn nicht ungerecht, doch gewiß unbillig. Jede Sprache hat ihre natürlichen Gesetze, welche man berücksichtigen und nicht dem, nur scheinbar besseren Verfahren anderer Sprachen nachsetzen darf. Mit Unrecht verwarf also Klopstock den Reim, mit Unrecht sollten antike Sylbenmaße allein herrschen, oder die Einförmigkeit der Reimverschlingung in der achtzeiligen Stanze, für Deutsche unbedingte Regel werden. Will man auch nicht berücksichtigen daß die deutsche Sprache viel ärmer an Reimen ist, als die italienische, so ist doch die Bemerkung nicht ohne Grund, daß jene Stanze durch ihre unabänderliche Einförmigkeit könne ermüdend werden. Ja meines Erachtens lernt der Deutsche, Horazens Natur und Wesen weit besser kennen, aus Wielands freien Jamben, als aus steifleinenen Hexametern strengerer Verskünstler. Dasselbe gilt von seinen trefflichen prosaischen Uebersetzungen.

2) Man hat getadelt, daß in Wielands Werken der Kampf zwischen Natur und Sitte, Leidenschaft und Gesetz, Sinnlichem und Geistigen, Genuß und Entsagung, zu oft und breit hervortrete. Der Tadel ist gerecht, sobald die Darstellung wirklich zu breit, und dadurch langweilig wird; allein die Aufgabe ist von der größten Wichtigkeit, hat alle Dichter und Philosophen (ja alle Menschen) seit Anbeginn der Zeiten beschäftigt, und wird sie fernerhin beschäftigen. Es giebt für sie keinesweges bloß eine normale, für alle und jede Persönlichkeiten unbedingte Lösung; sondern unzählige, sehr heitere und sehr ernste, muthige und feige, tugendhafte und sündliche, natürliche und künstlich gezierte u. s. w. Lassen wir uns Wielands, im Ganzen gelungene Variationen gefallen.

3) Bestimmter lautet ein hier nochmals ausgesprochener, und deshalb hier nochmals zu prüfender Tadel. Wieland sey in seinen Gedichten zu sinnlich, zweideutig, unanständig. — Für die auf diesem Boden erwachsenden Fragen, giebt es bereits unzählige Antworten. Es sey erlaubt noch eine hinzuzufügen.

Diejenigen welche an Allem Anstoß nehmen (wie mönchische Büßer), oder Alles erlauben (wie liederliche Lebemänner) stehen außerhalb des eben zu prüfenden poetischen und sittlichen Kreises. Aber auch innerhalb desselben bleiben viele Schwierigkeiten und Abstufungen.

Alles Sinnliche hat seine Berechtigung, jedoch keine unbedingte, unbegränzte; besonders dann nicht wenn von Menschen die Rede ist, bei denen das Sinnliche mit dem Geistigen nicht bloß in Verbindung treten kann, sondern sich harmonisch ausbilden soll. Es ist lächerlich und thöricht alle Beziehungen auf Geschlechtsverhältnisse zu verdammen, während doch natürliche unentbehrliche Thatsachen, unschuldige Freuden, löbliche Zwecke damit unabtrennlich zusammenhangen, und sehr viel Witz und Scherz unschuldig und heiter darauf beruht. Ist der angebliche Witz aber unwitzig, wird der Scherz platt und eckelhaft, so sind beide schlechthin zu verdammen. Manche gerühmte Schriftsteller haben sich von derlei Auswüchsen nicht frei gehalten z. B. Aristofanes, Rabelais und Lenz. Eine Pendelschwingung nach mehr, oder weniger hin, muß jedoch erlaubt bleiben, und Wielands Kühnheiten oder Liebhabereien gehen nicht so weit wie die schon erwähnte Weibergemeinschaft Platons, oder Goethes Blocksberg.

Wenn man nach der soeben bezeichneten, mehr körperlichen Seite, oft zu streng, spröde, zipp und zierig ist, so ist man nach der andern, wo oft wahrhaft sittliche Grundsätze unverschämt verletzt werden, viel zu nachsichtig und gleichgiltig. Lügen und Trügen, Treulosigkeit, Wortbruch und Infamien mancherlei Art, können durch witzige Zweideutigkeiten, und spannende, künstliche Intrigen nicht gerechtfertigt, ja nicht einmal entschuldigt werden. Alles wahrhaft Unsittliche ist (in solcher Weise einge-

schmuggelt und aufgetischt) immer anstößig und unanständig, und während Tristan Shandy kaum einer Vertheidigung bedarf, sind nur wenige Novellen des Boccacio, frei von den soeben gerügten Mängeln. Ja man darf fragen: ob sich gegen Schillers Räuber und Goethes Wahlverwandtschaften, nicht viel erheblichere Bedenken und Einwendungen erheben lassen, als gegen Wielands Agathon und Musarion.

Oberon.

Kein epischer Dichter hat den Stoff seines Werks ganz durch sich selbst erfunden, sondern Sagen, Ereignisse, frühere Behandlungen u. s. w., mehr oder weniger gesammelt, benutzt, umgearbeitet. So liegt dem Oberon auch ein älteres Gedicht, Hüon von Bordeaux zum Grunde. Wieland aber hat dasselbe mit dem größten kritischen und poetischen Talente wesentlich verbessert, langweilige Wiederholungen weggeschnitten, Albernes zur Seite geworfen, und erst Zusammenhang und eine höhere Einheit in das haltungslos Zerstreute hineingebracht. Er zeigt sich also als wahrer Dichter, und bringt durch Zurückstellung pedantischer Strenge, in den metrischen Versbau eine Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit, welche den unbefangenen Leser erfrischt und mit Unrecht getadelt wird.

[Dunlop, 123.]

Ob der Oberon Wielands und Shakspeares ganz derselbe ist, erscheint uns gleichgültig; der Dichter ist vollkommen berechtigt ein so fantastisches Wesen für seine Wünsche und Zwecke umzugestalten und zu benutzen. Ebenso halten wir es für unpassend, streng nach den Gründen der Vorurtheile, Zuneigungen, Abneigungen, Handlungen u. s. w. Oberons zu fragen, und eine seltene Folgerichtigkeit von dem Feenkönige zu verlangen. Vielmehr stimmen wir Wieland bei wenn er sagt: „die Art wie die Geschichte Oberons und der Titania in die Geschichte Hüons und Rezias eingewebt worden, scheint mir (mit Erlaubniß der Kunstrichter) die eigenthümlichste Schönheit des Plans und der Composition des Gedichts zu seyn.“

Es lag nicht an der ungeschickten Wahl Sherasmins, wenn die von ihm vorgetragene Geschichte ihren Zweck verfehlte, und Oberons Forderung von Keuschheit und Treue steht nicht unklar und getrennt nebeneinander, sondern ist einfach und verständlich. Ganz richtig geht die Prüfung nicht mit der Uebertretung des ersten Verbots zu Ende, vielmehr bewährt sich erst nachher die ächte, ausdauernde Liebe und Treue.

Der Triumph des Christenthums wird in dem Gedichte mit Recht gar nicht bezweckt, also auch nicht erreicht, und wie durch Ironie (in der neuen Bedeutung, ein fast immer mißverstandenes Wort) Alles könne ins Reine und Feine gebracht, aller Tadel beseitigt werden, bleibt mir unverständlich.

In dem viel längeren Roland Ariosts ist die Mannigfaltigkeit der Ereignisse und die Zahl der auftretenden Personen viel größer als im Oberon; aber die Ereignisse folgen dort ohne allen Zusammenhang aufeinander, und die Personen unterscheiden sich mehr durch das, was ihnen äußerlich widerfährt, als was sie wahrhaft Charakteristisches thun. Im Oberon herrscht eine weit größere Einheit der Fabel als im Roland, und ein löblicher Fortschritt der Erzählung und Handlung. Ferner giebt die bestimmte Hinweisung auf Tugend, Sittlichkeit, Selbstbeherrschung, Liebe und Treue, dem Gedichte (neben dem gern Geglaubten Wunderbaren), eine edle Würde und erweckt wohlverdiente Theilnahme.

Wir enthalten uns die großen Schönheiten des Gedichts im Einzelnen aufzuzählen, voraussetzend daß es jeder gelesen hat (oder lesen wird). Jedenfalls bleibt Oberon ein dauerndes Meisterwerk, welches den Dichter und der deutschen Litteratur Ehre bringt.

Die meisten Gebildeten unserer Tage, kennen höchstens die prosaischen und metrischen Dichtungen Wielands, und lassen die philosophischen, theologischen und politischen Schriften unberücksichtigt, obgleich diese sehr eigenthümlich und mannigfaltig sind. Wir halten es um so mehr für unsere Pflicht aus ihnen einiges Charakteristische auszuheben. Doch kann dies bei der Mannig-

faltigkeit des Vorliegenden, nicht in einer strengen Ordnung geschehn.

Den Uebergang aus Poesie zur Prosa, bilden gewissermaßen die Göttergespräche (Band 25). Die ersten sind veranlaßt durch Lucian und in dessen Style, die letzten beziehen sich auf die französische Revolution bis 1793. Wieland sucht (wie es das Gespräch mit sich bringt) jeder Ansicht gerecht zu werden; indeß ist die gesammte Haltung doch antirevolutionair. Folgendes legt er verschiedenen Personen in den Mund.

„Jupiter. Völker haben freilich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen, und so lange sie so unwissend, so schwach und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen wider die Natur, sie durch Gewalt, oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie auch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind. (143.)

Juno. Ich beharre auf meinem alten homerischen Orakel: „Vielherrscherei taugt nichts." — Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger seyn: aber sie sollen sich nicht selber regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen, und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur der Menschen, noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr wirkliches Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen. (153.)

Numa. Eine Gesetzgebung für ein frei gewordenes Volk, das durch lange Kultur so weit von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt worden ist, daß Vorurtheile nichts mehr über seinen Kopf, religiöse Gefühle wenig, oder nichts mehr auf sein Gemüth vermögen, ist eine schwere Aufgabe, deren

Auflösung jetzt zum ersten Male versucht wird. — Zwar hört es sich einem Redner sehr angenehm zu, der (von der göttlichen Schönheit der Tugend, und von der heroischen Größe des Mannes, der kein Opfer für sein Vaterland zu kostbar findet, bloß für Andere lebt und immer für Andere zu sterben bereit ist) mit Gefühl und Begeisterung spricht: aber kein verständiger Gesetzgeber wird die Verfassung eines Staats lediglich auf sein Vertrauen in die Weisheit und Tugend seiner Bürger gründen. (185.) — Ich würde mich wenigstens hüten ein eingeführtes Gesetz eher abzuschaffen, als bis ich gewiß wäre, daß ich es auch nicht einen einzigen Tag nöthig haben könnte. — Ich würde, wenn ich nothwendig voraussehen müßte, daß meine Gesetzgebung einer ansehnlichen und mächtigen Partei nicht angenehm seyn könne, mich sehr hüten diese Partei noch absichtlich ohne alle Noth zu erbittern; sondern sie vielmehr auf alle nur ersinnliche Weise zu gewinnen, und für die Aufopferungen, die sie dem Staate machen mußte, zu entschädigen suchen. Ich würde nicht Alles auf einmal thun wollen, sondern eine Verbesserung nach und nach die andere herbeiführen lassen. (205.)

Semiramis: Vor allen Dingen setze ich etwas Unwidersprechliches voraus: daß die Monarchie die natürlichste, und eben darum die einfachste, leichteste und zweckmäßigste aller Regierungsformen sey. (230.)

Die Königin Elisabeth. Augenscheinlich ist nichts übrig, als daß man sich je eher, je lieber entschließe, zu thun was man schon längst hätte thun sollen. Eine Konstitution von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und die Natur der bürgerlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln, ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel allen heilbaren Uebeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen den Regenten und den Unterthanen herzustellen, und den Wohlstand der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen." (273.)

In einer eigenen Abhandlung hat Wieland Rousseaus

Behauptungen über den ursprünglichen Zustand der Menschen bekämpft. Er sagt daselbst unter Anderem: „Das wilde, ungesellige, dumme, Eicheln fressende Thier, das er seinen Menschen nennt, würde in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons ist. (XIV, 175.) — Nein lieber Rousseau so arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so ungeheuren Grade, daß wir nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben sollten, neue, unerhörte Experimente zu machen um zu erfahren was die Natur mit uns vorhabe. (251.) — Die Thorheit des Philosophen Jean Jacques, so wenig wie sie der Menschheit Ehre macht, ist doch am Ende weiter nichts als lächerlich; aber diejenige welche uns Swift in Gullivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig.“ (200.)

Wieland war immer ein Gegner der Schwärmerei und des Aberglaubens. Das Nachstehende ist einer lesenswerthen Abhandlung entnommen: über den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben. „Was ists Wunder, wenn Priester geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern, da selbst ein großer Theil der Philosophen diesen Glauben begünstigten, und eine Geisteslehre, in welcher alle Artikel des populairen Aberglaubens Unterstützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben. (XXIV, 76.) — Irthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle möglichen Gestalten an, und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. (79.) — Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren verborgenen Mysterien von sterblichen Augen beschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. (80.) — Je weiter die Gränzen unserer Kenntnisse hinausgerückt werden, desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor

unseren Augen aus, und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären. (82.) — Der Mensch lernt allmählig bescheidener von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden was die Natur könne, oder nicht könne, je öfter er schon in seinen raschen Urtheilen, durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. (83.) — Die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus, und der ungezähmtesten Liederlichkeit, sind von jeher immer diejenigen gewesen, wo die schelmischen Schlauköpfe die von allem diesem, zur Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen, das beste Spiel haben. (90.) — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Wunsch mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von jeher allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat; — eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch, — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung, und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen." (92.)

Wir lassen hier sogleich den wesentlichsten Inhalt einer merkwürdigen Abhandlung folgen, welche Wieland „über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen", geschrieben hat. Er sagt: „Wer bloß die Partei der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. (XXIX, 6.) — Doch giebt es ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann, sich selbst zu sagen, daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschheit beizutragen, am Ende doch nur immer leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den

Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche. (9.) — Nichts was Menschen jemals öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen. (21.) — Es giebt Wahrheiten und Irthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr großen, einen entscheidenden Einfluß haben: und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet, und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesetzt werden, bis sie von allen Schlacken des Irthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen, und alsdann (ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs) den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.“ (24.)

„Es ist sonderbar, ja mehr als sonderbar, daß die Jünger eines Meisters wie Christus, in so kurzer Zeit sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und seinem Beispiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk das er angefangen hatte, wieder umzureißen, und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Namen und Dekorationen, furchtbarer und der Menschheit verderblicher als es jemals gewesen war, wiederherzustellen. (42.) — Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die nur mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches, und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß, und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, sobald uns ihr freier Gebrauch in die dunkeln Kerker der Inquisition, und aus diesen auf den Scheiterhaufen führt. (52.) — Den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden und richtig denken lernen; sie werden nie richtig denken lernen, so lange sie nicht frei denken dürfen, die Vernunft nicht

in alle ihre Rechte eingesetzt ist, und Alles was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muß." (61.) —

„Weder die allererste christliche Gemeine, noch irgend eine folgende, hatte ein Recht zu bestimmen, wie ihre Mitchristen die dunkelen und verschiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Christi, und die Schriften seiner Apostel zu verstehen sehen. Christus selbst hat keine Glaubensformel festgesetzt." (119.)

Euthanasia. (Bd. 37.)

Eine längst vergessene Schrift „Geschichte der wirklichen Erscheinung meiner Gattin nach dem Tode, von Wöhts, gab Wieland Veranlassung, drei Gespräche über die Unsterblichkeitslehre zu schreiben, welche sich durch eine kunstreiche Form und durch Scharfsinn der Entwickelung auszeichnen.

Nie wird dieser Gegenstand sein großes Interesse verlieren, immer wird die Untersuchung ungebührlich gehemmt werden, so lange jeder seine eigene Ansicht und Betrachtungsweise für unfehlbar hält, jede davon abweichende, aber als gottlos, oder abergläubig verdammt. Wieland entwickelt nicht bloß eine Ansicht, sondern läßt davon abweichende mit erheblichen Gründen vertreten; doch darf man annehmen daß der Hauptredner, Wilibald, die Ueberzeugung hege: eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode, lasse sich nicht genügend erweisen, weder durch Wissenschaft und Erfahrung, noch durch Syllogismus und Induktion, noch durch Psychologie oder Physiologie. Aber dies Ungenügende der Ergebnisse, treibt zu neuen Untersuchungen, wo sich jeder gern das aneignet, was seinen Wünschen und Hoffnungen am meisten zusagt. Mit großem Scharfsinn sucht Wilibald zu erweisen daß die Beschränkung der unveränderlichen Persönlichkeit auf die Zeit dieses Lebens, keineswegs die nachtheiligen Folgen für die Sittlichkeit haben würde, welche man befürchtet.

Den Mangel jener spekulativen und empirischen Beweise anerkennend, haben viele fromme Christen behauptet: die Un-

sterblichkeitslehre beruhe auf dem Glauben, und dieser sey gegründet auf eine höhere Offenbarung. Wer diese Lehre zurückweiset, wird sich vielleicht dem alten Spruche anschließen, daß die Zukunft uns durch göttliche Weisheit verborgen bleibe.

Ich theile den Schluß des letzten Gespräches mit (262): „Das Bewußtseyn daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth vornämlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit (welche uns die Religion verspricht) nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet getrost und gelassen was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß der Unendlichkeit, und schlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. — Diese schönste und beste Art zu sterben, hängt von einer Bedingung ab, die immer in unserer Gewalt ist; warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Von Allem was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste, bleibt doch immer daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung, und gleichsam mit geschlossenen Augen, bis zum letzten Athemzuge das Beste hoffen!“

Außer den schon erwähnten Schriften, betreffen mehrere, umfangreiche Gespräche, die französische Revolution. Wir haben Wieland nicht den ausgezeichneten Dramatikern beizählen können, aber den Dialog behandelt er in so meisterhafter Weise, daß kaum ein anderer Deutscher ihm hierin gleichgestellt werden kann. Und was den Inhalt anbetrifft, so hat sich Wieland mit seltener Unparteilichkeit über die wichtigsten politischen Fragen jener Zeit sehr belehrend, ja weissagend ausgesprochen. Er steht löblich theilnehmend voran, vielen gleichgültigen, leidenschaftlichen, vorurtheilsvollen Dichtergenossen, Staatsmännern und

Philosophen, welche die Vergangenheit nicht kannten, die Gegenwart falsch beurtheilten, und von der Zukunft Unmögliches hofften, oder fürchteten. Wir können leider nur Weniges aus den reichhaltigen Gesprächen, als charakteristische Probe mittheilen.

„Die Franzosen (sagt Wieland) haben in der Trunkenheit ihrer Freude das Joch der Monarchie abgeschüttelt zu haben, den diamantnen Zaum vergessen, womit die Göttin der Freiheit und Gleichheit, die Triebe der Leidenschaften ihrer Unterthanen fesselt; haben nicht bedacht, daß nur die reinste Liebe der Tugend, oder die Macht einer zur anderen Natur gewordenen Gewohnheit, den Despotismus der Gesetze erträglich machen kann.“ (XXIX, 361.)

„Wenn die Zahl der französischen Edelleute, in deren Herzen noch ein lebendiger Funke des alten Ritter- und Heldengeistes glüht, auch noch so klein wäre, was gewönne die Nation dabei, wenn sie durch einen Schlag mit Merlins Zauberpritsche, auf einmal alles Bewußtseyn ihrer Herkunft, alle Erinnerung an den Ruhm ihrer Vorfahren aus ihrem Gedächtnisse und alle Bilder und Denkmäler derselben, aus den Sälen, Gallerien und Kapellen ihrer Schlösser herauszaubern könnte? Und um was würde Frankreich gebessert seyn, oder sich mehr Gutes von ihnen zu versprechen haben, wenn sie alle sammt und sonders von diesem Augenblick an, vermöge der besagten Zauberpritsche, von lauter Kesselflickern und Scherenschleifern abzustammen glaubten?“ (Löbell, 309.)

„Die sogenannte Volkssouverainität, wird zur unerträglichsten Usurpation und Tyrannei, sobald die Menge, oder die physische Macht, ihre Ueberlegenheit zu einem Titel macht, sie nach Willkür auszuüben. (XXIX, 362.) — Denn was vermag die Autorität gegen die Macht, wenn diese in den Händen von Menschen ist, für welche eine jede Konstitution immer den unverzeihlichen Fehler haben wird, daß sie eine öffentliche Autorität anordnet, und diese Menschen den Gesetzen unterwirft.“ (364.) —

„Eine der wichtigsten Folgen der außerordentlichen Ereignisse

der letzten vier Jahre, ist unstreitig diese: daß bei dieser Gelegenheit eine Menge unwahrer, halbwahrer, übertriebener und gefährlicher Sätze, die in vielen Köpfen gar seltsam durcheinander brausen; aber auch viele Wahrheiten von der höchsten Wichtigkeit, viele wohlgegründete Zweifel gegen Manches das man sonst für ausgemacht hielt, eine Menge Fragen und Antworten über Gegenstände, woran einem jeden gelegen ist, eine Menge praktischer Sätze über Gesetzgebung, Regierung, Menschenrechte und Regentenpflichten in allgemeinen Umlauf gekommen, und bis zu den untern Volksklassen durchgedrungen sind, die ehemals nur als Geheimlehre das Eigenthum einer kleineren Zahl von Eingeweihten waren, und worüber sogar sich diese nur unter vier Augen ganz herauszulassen pflegten. (373.) — Wer nicht den neufranzösischen Begriff von Freiheit und Gleichheit für den einzig wahren erkennt, heißt ein Feind des menschlichen Geschlechts, oder ein verächtlicher Knecht, der von den engbrüstigen Vorurtheilen der alten politischen Abgötterei zusammengedrückt, seine Knie vor selbstgemachten Götzen beugt und freiwillig Fesseln trägt, die er, sobald er nur wollte, wie versengte Zwirnsfäden von sich schütteln könnte." (405.)

„Die Hoffnung durch die Demokratie glücklich zu werden, ist die lächerlichste aller Chimären. Denn hiezu müßte das französische Volk nicht bloß moralisch besser, es müßte gänzlich umgeschaffen werden. Dieser unbeschreibliche Leichtsinn, diese unbändige Hitze, diese Unbeständigkeit, Hoffahrt und Eitelkeit, dieser in den bekannten horazischen Versen, so treffend gezeichnete Jünglingscharakter, der die französische Nation vor allen anderen auszeichnet, ist mit der Demokratie ganz unverträglich. Wie sollte sie sich selbst regieren, ihr eigener Gesetzgeber und Unterthan zugleich seyn können. (461.) — Die Menschenkinder können nur dadurch glücklich werden, wenn sie vernünftiger und moralischer werden. (463.) — Wer kein tiefes Gefühl von seinen Pflichten hat, kann auch keinen richtigen Begriff von seinen Rechten haben. (468.) — Erst verschlingt der Privatpatriotismus den allgemeinen, und endlich der Privateigennutz

wieder den Privatpatriotismus. (478.) — Patriotismus ist die natürliche Frucht, einer auf die Gerechtigkeit der Gesetze und die Zuverlässigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des Volks mit seinem Zustande, unter welcher Regierungsform es auch seyn mag.“ (487.) —

Ist es erlaubt von Wielands Werken einen Schluß auf seine Persönlichkeit zu machen, so dürfen wir annehmen: er sey gewesen ein heiterer, zufriedener, nie von außen zum Uebermuth gesteigerter, nie zur Verzweiflung, oder dauernder Mißstimmung hinabgedrückter Mann, lebenslustig ohne sittliche Verirrungen, genügsam bei beschränkten Mitteln, ein treuer Anhänger der ihn schätzenden Fürsten. Diese Annahmen werden geschichtlich bestätigt; und wenn ihm die Herausgabe einer Zeitschrift, des Merkur, Sorgen und Verdruß bereitete, so ist dies ein Schicksal dem niemand entgeht, der solch ein Geschäft übernimmt.

Wir theilen zum Schlusse einige Stellen aus einem Sendschreiben mit, welches Wieland an einen jungen, begabten Dichter richtete. Es scheint uns auf Wielands Charakter und Lebensansicht ein, zur Theilnahme aufforderndes Licht zu werfen.

„Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Malerei abgeben wollte, ein Rafael seyn würde. (XXIV, 12.) — Sie werden auch Thorheiten begehn, die nur ein Dichter begehn kann, werden mit dem glücklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen, immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur sich selbst Schaden thun; und wie sie es auch anstellen mögen, um die Welt zu überzeugen daß sie ein unschuldiges, harmloses, wohlmeinendes Wesen sind, wird man sie doch immer wie ein Wunderthier anstaunen, in dessen Art zu denken und zu sehn die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand und Herz, alle Augenblicke mächtige Zweifel gesetzt werden.“ (14.)

„Der unbemerkte, schmale Pfad durchs Leben, der ewige

Wunsch aller Seelen, die zum stillen Genuß der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren sind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaßte Celebrität, der Sie unmöglich entgehn können, wird Ihre Ruhe vergiften und einen unsäglichen Schwall von tausend nichtswürdigen, aber desto beschwerlichern kleinen Plagen über Sie ergießen, die Ihnen nicht einmal die arme Täuschung übrig lassen werden, sich für das Vergnügen das Sie der Welt machen, wenigstens mit Liebe belohnt zu glauben." (15.)

„Ich sehe Sie auf einem Wege der Sie, wahrscheinlicher Weise, nicht zum Tempel des Glücks führen wird, und doch habe ich nicht das Herz Sie zurückzuhalten. (29.) — Wie es Ihnen auch ergehen mag, versprechen Sie mir mit Mund und Hand, sich niemals über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgültigkeit der Großen und über den Undank des Publikums zu beschweren." (31.) —

„Ich bin mit meinem Loose in jeder Betrachtung zufrieden. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt, als was man Glück, und Ruhm nennt. Auch darf ich nicht läugnen, daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienste der Musen zugebracht, mehr für mich selbst, als für Andere gethan habe.

Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört Dir niemand zu, so singst Du mir allein." (36.)

[Da der Raum fehlt vielerlei Zeugnisse für und wider Wieland aufzunehmen, stehe zum Schlusse hier nur das entscheidend wichtige Urtheil Goethes: „Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig, und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus auf das Praktische bezieht. Nur in dem was der Mensch thut, was er zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinn hat es keinen festern, sich selbst immer gleicheren Mann gegeben, als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken

überließ, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen."

Es schien mir rathsam Lessing, Herder und Wieland, als Chorführer der litterarischen Entwickelung jener Zeit in ungetrennter Folge aufzuführen und hiemit meine Mittheilungen abzuschließen. Mich ermunternd hat man aber gesagt: es wäre unbillig andere, wenn auch nicht gleich große, doch keineswegs deshalb unbedeutende deutsche Männer, ganz unerwähnt zu lassen. Bleiben auch nur wenige von ihnen für alle Zeiten lebendig, so haben sie doch den Besten ihrer Zeit genügt, und dies soll litterarhistorisch dankbar selbst von Späteren erkannt werden.

Dieser Aufforderung nachgebend, will ich versuchen, wenigstens einige der noch ungenannten und zum Theil unbekannten deutschen Schriftsteller, in aller Kürze vorüberzuführen.[1]) Welche Reihefolge die beste sey, ist schwer zu entscheiden: nachstehende chronologische Uebersicht giebt indeß eine Art von Leitfaden.

	geb.		gest.		
Joh. Elias Schlegel	1718.	—	1749,	alt 31	Jahre.
Hagedorn	1708.	—	1754,	— 46	—
v. Cronegk	1731.	—	1756,	— 25	—
v. Kleist	1715.	—	1759,	— 44	—
Winkelmann	1717.	—	1768,	— 51	—
Gellert	1715.	—	1769,	— 54	—
Rabener	1714.	—	1771,	— 57	—
Hölty	1748.	—	1776,	— 28	—
Haller	1708.	—	1777,	— 69	—
Mendelssohn	1729.	—	1786,	— 57	—

1) Die schon in der Vorrede erwähnten Verhältnisse, und die Kürze der Zeit, erlaubten nicht neuere Schriftsteller anderer Völker mit gleicher Umständlichkeit zu behandeln.

	geb.	gest.		
Geßner .	1730.	— 1787,	alt 57	Jahre.
Lenz . . .	1750.	— 1792,	— 42	—
Bürger .	1748.	— 1794,	— 46	—
Möser .	1720.	— 1794,	— 74	—
Uz . . .	1720.	— 1796,	— 76	—
Hippel .	1741.	— 1796,	— 55	—
Ramler .	1715.	— 1798,	— 83	—
Heinse .	1749.	— 1803,	— 54	—
Engel . .	1741.	— 1802,	— 61	—
Gleim .	1719.	— 1803,	— 84	—
Claudius	1740.	— 1815,	— 75	—
Klinger .	1752.	— 1831,	— 79	—

85.

Johann Elias Schlegel, stand Anfangs unter Gottscheds Leitung, entledigte sich aber gutentheils der ihn hemmenden Fesseln. Seine Lustspiele sind allerdings zu breit, und nicht reich genug an einer für mehrere Zeiträume ausdauernden Komik; aber es gab damals eben keine besseren. Uebersetzungen und Bearbeitungen nach Sofokles und Euripides erweisen fleißiges Studium, und blieben wohl nicht ohne günstigen Einfluß auf seine Trauerspiele Canut und Hermann. Diese übertreffen weit gleichzeitige Arbeiten, z. B. Cronegks Codrus, und Olinth und Sophronia; noch mehr aber Klopstocks Hermannsschlacht. Edle Kraft, Gedankenreichthum, Geschicklichkeit der Anordnung ist vorhanden; doch würde insbesondere Hermann, durch Abkürzungen gewinnen. Im Canut charakterisirt sich der ehrgeizige Ulfo wie folgt (I, 223.):
[Bouterwek XI, 178.]

„Soll er (Canut) allein die Welt mit seinen Thaten füllen?
Sein Name wird genannt, und meiner bleibt im Stillen.
Es ist ihm nicht genug, daß er befehlen kann,
In Allem thut er mehr als jeder Unterthan.

Wer findet unter ihm Gelegenheit zu siegen?
Ihn preiset man allein im Frieden und in Kriegen.
Nur er heißt tapfer, groß, fromm, gütig, klug, geübt.
Er wird allein geehrt, er wird allein geliebt,
Sein Geist, den nichts umschränkt, will allen Ruhm umfassen,
Uns, die wir schlechter sind, will er nichts übrig lassen.
Was bleibt mir, soll mich nicht zu leben ganz gereun,
Zur Ehre für ein Weg, als der, sein Feind zu seyn?
Ist Stärke, Muth, Verstand an denen denn verloren,
Die kein parteiisch Glück zu Königen geboren?
Hab ich zur Ewigkeit nicht so viel Recht, als er?
Vom Schicksal kömmt der Thron, von uns die Ehre her.
Er bleibe was er ist, ein König von sechs Reichen! —
An Macht geb ich ihm nach! — an Ruhm will ich nicht weichen!"

Als Adelheid, Hermanns Mutter, Thusnelden fragt: ob sie nicht dessen römisch gesinnten Bruder Flavius, durch irgend ein Liebeszeichen ermuntern und für die deutsche Sache gewinnen wolle, antwortet Thusnelde (350):

„Du scherzest Adelheid, und prüfest mein Gemüth.
Der ist ein fauler Held, den nur die Liebe zieht;
Den edler Thaten Reiz nicht von sich selbst beweget,
Und der im Schlafe liegt, bis ihn ein Blick erreget.
Es ist ein Eigennutz der Sklavensinne führt,
Und nicht ein Göttertrieb, der Heldenseele rührt,
Wenn man nur Gutes thut um Liebe zu erjagen,
Und sich nur groß bezeigt, ein Herz davon zu tragen.
Dem Himmel sey gedankt, daß noch mein Vaterland
Der Krieger nicht bedarf, die ich ihm zugewandt.
Was willst du, daß ich Kunst und Schmeichelei verschwende?
Die Freiheit meines Volks hofft nicht auf solche Hände.
Mein Herz ist nicht für den, der seine Pflicht vergißt.
Du weist, wem meine Treu auf immer heilig ist."

Der römisch gesinnte Segest, sagt zu Adelheid (359):

„Meinst du weil Hermann sich der Wuth zum Führer stellt,
Daß drum ein großes Heer den Aufruhr unterhält?
Du suchst das deutsche Volk in einem tollen Haufen,
Der nach dem Treffen geht, um in den Tod zu laufen.
Ich, und die starke Schaar, die sich zu mir gewandt,
Wir machen Deutschland aus, wir sind das Vaterland!
Wir sind des steten Streits, der wilden Freiheit, müde,
Und was man ferner wünscht, ist sanfter Dienst und Friede.

Wir stehen dem Lager nah, doch stehen wir in Ruh.
Ich hörte dem Geräusch erzürnter Waffen zu!
Doch auch verräthrisch Blut kann ich nicht sehen lernen;
Das Mitleid trieb mich an, hieher mich zu entfernen."

Adelheid antwortet:

Ist dies verräthrisch Blut, das für die Freiheit träuft?
Ist das ein tolles Volk, das so zum Treffen läuft?
Die edler Muth regiert, die nennest du Verräther,
Und Sklaven schmückt dafür der Name meiner Väter?
Ihr, die ihr Knechtschaft wünscht, und träge Werke thut,
Wofern auf Eurer Scham das deutsche Volk beruht,
So wohnt in Deutschland nicht die Hoheit großer Seelen,
Von der die Barden oft, doch ach, umsonst erzählen;
So sind die Deutschen nichts, als Knechte voller Trug,
Nur zu der Bosheit kühn, und zum Gewinnste klug;
So ist das deutsche Volk, die schlechtste Last der Erde,
Und unwerth daß es noch ein Volk geheißen werde.
Doch Deutschlands Name kömmt auf deine Rotte nicht,
So groß ihr Führer auch von ihrer Anzahl spricht.
Das Land wird immer noch ein ähnlich Bild der Alten,
Ein würdiges Geschlecht Thuiskons aufbehalten.
Die sind das deutsche Volk! — Nennt ihr euch was ihr seyd,
Erkaufte Sklaven Roms voll fauler Niedrigkeit
Mit diesem Namen steht, mit ruhigen Gewehren,
Das zornige Geräusch der Waffen anzuhören!
Mit diesem Namen geht, verachtet eure Pflicht!
Der Name spricht euch frei, indem der Deutsche ficht.

86.

Friedrich von Hagedorns Werke sind 1757 in drei Bänden erschienen, welche enthalten moralische Gedichte, Epigramme, Fabeln, Oden und Lieder. Er war ein belesener, in vielen Sprachen unterrichteter Mann, was ihn auch veranlaßte ältere und neuere Gedichte nachzuahmen und zu bearbeiten. Man kann ihn den eigentlich schaffenden Dichtern nicht beizählen; doch hielten ihn Gefühl und Verstand frei von geschmacklosen, oder übertriebenen Richtungen. Statt umständlicher Beurtheilungen wollen wir lieber Einiges aus seinen Gedichten mittheilen.

[Eschenburg V, 76.
Bouterwek XI, 48, 59.]

Die Glückseligkeit.

Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden;
Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden,
Das was allein mit Recht beneidenswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.
Das ist des Weisen Theil. Die Nerven und die Stärke. (I, 18.)

An einen Freund.

Der Vorzug, den der Stand dem äußern Glück verleiht,
Giebt Menschen nicht zugleich die höchste Trefflichkeit.
Nur der ist wirklich groß und seiner Zeiten Zierde,
Den kein Bewundern täuscht, noch lockende Begierde,
Den Kenntniß glücklich macht, und nicht zu schulgelehrt,
Der zwar Beweise schätzt, doch auch den Zweifel ehrt,
Vollkommenheit besitzt, die er nicht selbst bekennet,
Nur edle Triebe fühlt, und Allen Alles gönnt,
Der das ist, was er scheint, und nur den Beifall liebt,
Den seinen Tugenden, Recht und Gewissen giebt. (I, 58.)

Arsinoe. (I, 182.)

Die Kennerin der Fehler und der Sünden
Arsinoe, kann nichts unsträflich finden,
Nicht Chloens Witz, nicht Juliens Gestalt.
Sie ist mit sich, mit Andern unzufrieden,
Nie wird ihr Mund im Unterricht ermüden.
Fragt nicht warum; — Arsinoe wird alt!

Das Schäfchen und der Dornenstrauch.

Ein Schäfchen kroch in dicke Hecken,
Dem rauhen Regen zu entgehn.
Hier konnt' es freilich trocken stehn,
Allein die Wolle blieb ihm stecken.
Beglückt ist, den dies Schaf belehrt. —
Bethörte Had'rer laßt euch rathen,
Vertraut die Wolle nicht den scharfen Advokaten;
Oft ist was ihr gewinnt, nicht halb der Kosten werth.

Die Küsse. (II, 134.)

Als sich aus Eigennutz Elisse
Dem muntern Corydon ergab,
Nahm sie für einen ihrer Küsse,
Ihm Anfangs dreißig Schäfchen ab.

Am andern Tag erschien die Stunde.
Daß er den Tausch viel besser traf;
Sein Mund gewann von ihrem Munde,
Schon dreißig Küsse für ein Schaf.

Der dritte Tag war zu beneiden:
Da gab die milde Schäferin,
Um einen neuen Kuß mit Freuden
Ihm alle Schafe wieder hin.

Allein am vierten gings betrübter,
Indem sie Herd und Hund verhieß
Für einen Kuß, den ihr Geliebter
Umsonst an Doris überließ.

Das Daseyn. (III, 50.)

Ein dunkler Feind erheiternder Getränke,
Ein Philosoph trat neulich hin
Und sprach: Ihr Herren, wißt ich bin,
Glaubt mir, ich bin! — Ja, ja! Warum? — Weil ich gedenke! —
Ein Säufer kam und taumelt ihm entgegen,
Und schwur bei seinem Wirth und Wein:
Ich trink', o darum muß ich seyn,
Glaubt mir, ich trink', ich bin. Wer kann mich widerlegen?

An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen!
Höre mich!
Laß die Lieder die hier schallen,
Dich vergrößern, Dir gefallen!
Was hier tönet, tönt durch Dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gieb den Kennern, die Dich ehren,
Neuen Muth!
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut!

Du erheiterst holde, Freude,
Die Vernunft!
Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter,
Und die ganze Heuchlerzunft.

(Engel Werke XI, 271.)

(Vergl. Uz, Hölty, Schiller.)

87.

Johann Friedrich von Cronegk (1731—1756) würde, bei längerem Leben, als Dichter wohl noch Löbliches geleistet haben; wenigstens wurden seine Jugendwerke damals sehr gerühmt, und verdienen noch jetzt eine Erwähnung.

[Eschenburg II, 402; VII, 601.
Bouterwek XI, 186.]

Die verfolgte Komödie ist eine gewöhnliche Allegorie, wo die Tugend (gegen Laster, Dummheit, Heuchelei) das Lustspiel in Schutz nimmt und obsiegt. — Der Charakter des Mißtrauischen ist geschickt durchgeführt; ihm mangelt aber eine eigentlich poetische Seite, und des Hinundherredens ist zu viel. Dieser Tadel trifft auch die beiden Trauerspiele Olinth und Sophronia, und Codrus; welche Lessing in seiner Dramaturgie streng, jedoch nicht ungerecht beurtheilt hat. Im Codrus spielen Liebesgeschichten und Vertrauten die Hauptrolle; die Gefahr und Rettung des Vaterlandes bleibt dagegen untergeordnet.

Dennoch erhielt Codrus damals den ausgesetzten Preis für die beste Tragödie.

Zu dem Lehrgedichte, die Einsamkeiten, gaben wohl Youngs Nachtgedanken die Veranlassung. Sie zeigen einen edeln, sittlichen Sinn, halten sich aber mehr auf dem Boden ernst verständiger Moral, als höherer Poesie. Zum Beweise folgende Stellen.

Ein Herz das schon gewohnt, erhaben zu empfinden
Ist zwar zu groß dazu, sein Glücke hier zu finden;
Der Vorschmack künftger Lust und einer bessern Welt,
Ist was den Aufenthalt der Sterblichen vergällt. —
Doch eben dieser Geist, ist hier auf unsrer Erden
Zugleich zu groß dazu, ganz unbeglückt zu werden. (II, 9.) —

Die stille Schwermuth zeugt die göttlichsten Gedanken,
Sie hebet unsern Geist aus seinen engen Schranken.
Es herrscht ein sanfter Ernst auf heilger Weisheit Bahn,
Und zeiget uns den Weg zu bessern Welten an. (12.) —

O lernet Euren Blick vom falschen Schein entwöhnen,
Die schwerste Knechtschaft ist, den eignen Lastern fröhnen. (23.) —

Kein wahres Uebel ist, erhabner Seelen Schmerz,
Und edle Traurigkeit verbessert nur das Herz. (28.) —

O glaubt ihr Jünglinge mit unentweihter Jugend,
Der Menschheit größtes Glück sey Zärtlichkeit und Tugend. (40.)

Die Oden und Lieder Cronegks sind geistlich und weltlich, ernst und heiter, wie folgende Proben zeigen.

Abendandacht.

1) Herr es gescheh dein Wille!
Der Körper eilt zur Ruh:
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu.
Vergieb der Schwachheit Sünden,
Verschon mit Zorn und Straf;
Laß mich bereitet finden,
Zum Tode, wie zum Schlaf.

2) Laß fern von Schreckenbildern
Und wilder Phantasey,
Die Seele sich nichts schildern,
Was ihrer unwerth sey!

Laß frei von eiteln Sorgen
Mich wieder auferstehn,
Und auf den Kampfplatz morgen
Mit neuen Kräften gehn.

3) Doch wenn mit festem Schlummer
Des Todes letzte Nacht
Den Freuden, sammt dem Kummer
Ein schnelles Ende macht;
Herr stärk' mich wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht!
Mein Gott wird mich erwecken,
Ein Schlaf nur ist mein Tod.

4) Dein Heil hab' ich gesehen,
In Frieden fahr ich hin,
Weil ich beim Auferstehen
In deinem Reiche bin.
Wohl dem der bis ans Ende
Sich als ein Christ erweist!
Mein Gott in deine Hände
Befehl ich meinen Geist. (158.)

Die Verschwiegenheit.

1) Ihr fraget mich warum Arist,
Noch immer nicht verehlicht ist?
Hat er den Korb davon getragen? —
Ihr Freunde, warum fragt ihr mich?
Wer ist verschwiegener als ich? —
Ich darf's nicht sagen!

2) Warum sich Doris ehrbar stellt,
Den Fächer vor die Augen hält,
Wenn Stutzer freie Scherze wagen?
Das weiß ich, doch ich schweige still.
Wer ist's wohl den sie locken will?
Ich darf's nicht sagen!

3) Ihr wißt, Crispinens junge Frau
Ist sparsam, zänkisch und genau,
Sie weiß ihm Alles abzuschlagen.
Jedoch sie giebt ihm Geld zu Wein;
Er geht, und sie, sie bleibt allein? —
Ich darf's nicht sagen.

4) Ich weiß warum der Jude lacht,
Wenn Orgon stolze Mienen macht;
Ihr mögt den Juden selber fragen.
Das Kleid womit Herr Orgon prahlt,
Ist schön. — Doch ist es auch bezahlt? —
Ich darf's nicht sagen.

5) Ihr wißt daß Mopsa Tag und Nacht,
Der Tochter die sie streng bewacht
Räth, alle Stutzer zu verjagen.
Glaubt sie, sie möchte trotz dem Rath,
Thun, was sie sonst wohl selber that? —
Ich darf's nicht sagen. (295.)

88.

Ewald Christian von Kleist (1715—1759) ward mit Recht geliebt und gerühmt, als ein edler, in seinem Stande (als Officier) damals hochgebildeter Mann, ein treuer Freund, ein begeisterter Verehrer seines Königs, für den er auch auf dem Schlachtfelde einen ehrenvollen Tod fand. Noch mehr Beifall als seine lyrischen Gedichte und dramatischen Versuche, gewann sein Frühling. Thomsons Dichtung (welche nachzuahmen, oder zu überbieten, Kleist nicht bezweckte) ist umfangreicher und mannigfaltiger, doch zeigt auch des Deutschen Werk eine eigenthümliche Auffassung und Behandlung. Ich gebe eine kurze Probe.

[Bouterwek XI, 241.]

Es ist durch tausend Bewohner
Die bunte Gegend belebt. Hochbeinig watet im Wasser
Dort zwischen Kräutern der Storch, und blickt begierig nach Nahrung.
Dort gaukelt der Kibitz, und schreit ums Haupt des müßigen Knaben,
Der seinem Neste sich naht. Jetzt trabt er vor ihm zum Ufer,
Als hätt' er das Fliegen vergessen, reizt ihn durch Hinken zur Folge
Und lockt ihn endlich ins Feld. — Unzählbare schimmernde Würmchen
Umflattern freudig den Klee, und irren im niederen Grase,
Durch Labyrinthe von Blumen in rothen und goldenen Schatten,
Und glauben in Hainen zu irren. Zerstreute Heere von Bienen
Durchsäuseln die Lüfte; sie fallen auf Klee und blühende Stauden,

Und hangen glänzend daran, wie Thau vom Mondschein vergoldet:
Dann eilen sie wieder zur Stadt, die ihnen im Winkel des Angers
Der Landmann aus Körben erbaut. Ein Bildniß edler Gemüther,
Die sich der Heimath entziehn, der Menschen Gefilde durchsuchen,
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süßer Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit. —
Ein See voll fliehender Wellen
Rauscht in der Mitte der Au; draus steigt ein Eiland zu Tage
Mit Bäumen und Hecken gekrönt, das, wie vom Boden entrissen,
Scheint gegen die Fluthen zu schwimmen. — In einer holden Verwirrung
Drängt sich Hambuttengesträuch voll feuriger Sternchen, mit Quitzbaum,
Hollunder, rauchem Wachholder, und sich umarmenden Palmen.
Das Geisblatt schmiegt sich an Zweige der wilden Rosengebüsche,
Aus Wollust küssen die jungen Blüthen einander, und hauchen
Mit süßem Athem sich an. Um bunte Kränze des Erdreichs
Schleicht Brombeer langsam im Klee, zieht grüne Netze dazwischen,
Mit sich durchschlingenden Ranken. Der blühende Hagdorn am Ufer
Bückt sich hinüber aus Stolz, und sieht verwundernd im Wasser
Den weißen und röthlichen Schmuck.

89.

Winkelmann (1717—1768),
ist ein erfreulicher Beweis, wie man sich aus den beschränktesten, drückendsten Verhältnissen, durch würdige Begeisterung und ausdauernden Fleiß so erheben kann, daß man den Höchstgestellten ebenbürtig erscheint, und in dem erwählten Fache als Schöpfer und Gesetzgeber aufzutreten berechtigt ist. — Auf Winkelmanns Styl, hatte das fleißige Lesen der alten Klassiker gewiß mittelbaren Einfluß; aber er war keineswegs ein vorsätzlicher Nachahmer, und wenn das Einfache aus seiner Einsicht hervorging, dann das Blühende aus seiner Begeisterung. Beides war gegründet auf richtiges Gefühl und lebendige Gelehrsamkeit.
[Eschenburg VIII, 1, 164.
Bouterwek XI, 325.]

Schon in der 1756 herausgegebenen Abhandlung, über die Nachahmung der alten Kunstwerke, ergiebt sich sein, von der damaligen Mode sehr abweichender Standpunkt. Er sagt (I,

35): „Die edle Einfalt und stille Größe der griechischen Statuen, ist sogleich das wahre Kennzeichen der griechischen Schriften aus den besten Zeiten; — und diese Eigenschaften sind es, welche die vorzügliche Größe eines Rafaels machen, zu welcher er durch die Nachahmung der Alten gekommen ist."

Wir theilen noch einige andere, Winkelmann charakterisirende Stellen, aus verschiedenen seiner Abhandlungen mit. — „Wie gelehrt zu schreiben, nicht die größte Kunst ist, so ist ein sehr fein und glatt ausgepinseltes Bild, allein kein Beweis von einem großen Künstler. (I, 241.) — Da die mehresten Menschen nur an der Schale der Dinge umhergehn, so ziehet auch das Liebliche, das Glänzende unser Auge zuerst an, und die bloße Warnung vor Irrungen, macht den ersten Schritt zur Kenntniß. (255.) — Die Kenntniß und Beurtheilung der Grazie am Menschen und in der Nachahmung desselben an Statuen und auf Gemälden, scheint verschieden zu seyn, weil hier Vielen dasjenige nicht anstößig ist, was ihnen im Leben mißfallen würde. — Die Grazie in Werken der Kunst, geht nur die menschliche Figur an, und lieget nicht allein in deren Wesentlichem, dem Stande und Geberden, sondern auch in dem Zufälligen, dem Schmucke und der Kleidung. — Aber alle fremde Artigkeit ist der Grazie, sowie der Schönheit nachtheilig. Man merke daß die Rede ist von dem Hohen, oder Heroischen und Tragischen der Kunst, nicht von dem komischen Theile derselben." (257, 258.)

Winkelmann behauptete (wie wir sahen): der Ausdruck einer edeln Einfalt und stillen Größe, sey ein allgemeines, vorzügliches Merkmal der griechischen Werke. Lessing hingegen sagte: die Schönheit sey das höchste Gesetz der bildenden Kunst bei den Griechen gewesen; und Hirt lehrte: daß einzig und allein die Charakteristik als das Prinzip der Kunst anzusehn sey. (217.) — Man darf hiezu bemerken: daß nicht alle griechischen Bildwerke Einfalt und stille Größe zeigen, daß die Schönheit einem ächten Kunstwerke niemals fehlen darf, und daß dieselbe zugleich Charakter zeigt. Charakter ohne Schönheit, wird Karikatur.

In einer gelehrten, weitläufigen Schrift über die Allegorie, sagt Winkelmann unter Anderem: „Die Allegorie ist, im weitläufigsten Verstande genommen, eine Andeutung der Begriffe durch Bilder. — Man will damit etwas sagen, welches von dem, was man anzeigen will, verschieden ist; das ist anders wohin zielen, als wohin der Ausdruck zu gehen scheint. — Später begriff man unter Allegorie Alles, was durch Bilder und Zeichen angedeutet und gemalt wird. (II, 440.) Die Allegorie soll durch sich selbst verständlich seyn, und keine Beischrift von nöthen haben. (441.) — Es ist nicht zu läugnen daß die Bedeutung von vielen allegorischen Bildern der Alten, auf bloßen Muthmaßungen beruht. Bilder, welche eine Schrift zur Erklärung nöthig haben, sind von niedrigem Range in ihrer Art, und einige würden ohne dieselben, für andere Bilder können genommen werden." (II, 177, 180.)

Man darf hier fragen: ist es wirklich die Aufgabe der Kunst, Begriffe darzustellen, und nicht vielmehr Gegenstände, Gestalten, Personen? Kommt man mit Andeutungen und Muthmaßungen zu einem natürlichen und verständlichen Ziele? Ist die Allegorie nicht immer ein erkünstelter Umweg? Entsteht in dieser Weise jemals unmittelbares, frisches Leben? — Man soll sehen, was man in Wahrheit nicht sieht; und wenn man den allgemeinen Begriffen (oder den unvollständigen, unklaren Personen) nicht verabredete, conventionelle Abzeichen, Attribute, hinzufügte, würden die meisten Allegorien unverständlich seyn, und den willkürlichsten Deutungen (oder vielmehr Mißdeutungen) ausgesetzt bleiben. Sind Allegorien in der bildenden Kunst wirklich unentbehrlich (und nicht vielmehr ein erkünstelter Auswuchs), so sind sie noch weniger in der Dichtkunst eine Steigerung und Verklärung des Poetischen; wie selbst große Meister z. B. Spenser und Calderon beweisen.

Unter allen Schriften Winkelmanns ist seine Geschichte der Kunst bei weitem die wichtigste. Denn so viel Einzelnes auch bereits hierüber war aufgefunden und mitgetheilt worden, hatte doch Keiner einen so umfassenden Plan aufgestellt, und so

gründlich und meisterhaft durchgeführt. Gewiß würde Winkelmann, bei längerem Leben, dieses sein Hauptwerk unermüdlich verbessert haben; gewiß ist seitdem mancherlei aufgefunden und berichtigt worden: aber alle Nachfolger stehen auf seinen Schultern, und reinigen und schmücken das Aeußere des Palastes, den er gegründet hat.

Er hat (rufen Eiferer) seinen Glauben den heidnischen Götzen geopfert! — Tritt ein Protestant zu den Katholiken über, so sagen diese: er hat ketzerischem Irthume abgesagt. Wird ein Katholik Protestant, so heißt es: er hat, Aberglauben aufgebend, sich der Wahrheit zugewandt. — Andere verdammen jeden Religionswechsel, nicht sowohl des (zweifelhaften) Inhalts wegen, als weil festem Ausdauern und Beharren, oft ein erheblicher Werth nicht abzusprechen ist. Doch keine Regel, ohne wohlbegründete Ausnahme. Winkelmann war ein auferstandener Grieche! Hätte es ihm und der Welt mehr genützt, wenn er sich mit theologischen Streitschriften abgequält, oder sie zusammengeschrieben hätte?

Er ward (allzu gutmüthig und vertrauend) ermordet in den besten Lebensjahren, — eben so alt wie Lessing. — Aber auch Lessing ward gemordet, — nur in anderer Weise!

90.

Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769) war ein rechtlicher, frommer, liebevoller, demüthiger Mann; jedoch (mit Recht) nicht gleichgültig gegen den Beifall der Welt. Kein hochbegabter Dichter, aber gewandt in Sprache und Versbau. Gellerts moralische Gedichte, sind eben moralisch; aber gedehnt und, bei aller Verständigkeit, hin und wieder unbedeutend. Die Oden und Lieder bieten uns keine, nur scheinbar tiefe Gedanken in künstlichen Silbenmaßen und verschränkten Wortstellungen, sprechen aber wohllautend und einfach zum Herzen. Es durchdringt sie ein wahrhaft demüthiger, frommer, christ-

licher Sinn; Tausende fanden darin ihre Gedanken und Gefühle verklärt ausgesprochen; sie gewährten ihnen ächten Trost, und die Zeit hat keinen Grund sich zu rühmen, welche Gellerts Lieder nicht mehr versteht, oder gar verspottet. — Ebenso haben seine Fabeln unzählige ältere und jüngere Leser erfreut.

[Bouterwek XI, 160.
Eschenburg I, 93.]

Gellert hat durch eine belehrende Abhandlung, und durch eigene Briefe, für die Verbesserung des Briefschreibens nützlich eingewirkt; doch stört es zuweilen, daß man die Absicht (wenn auch nicht die Mühe) spürt: es solle ein vortrefflicher Brief geschrieben werden, und zu Stande kommen. — Es gab (wie wir schon bemerkten) und giebt viele tadelnswerthe, abwechselnd modige Arten Briefe zu schreiben: lange gelehrte Abhandlungen, süßliche sentimentale Redereien, inhaltslose, gezierte Eleganz; — nirgends das jedesmal einfach Natürliche, und nur zu oft der Zweck des künftigen Druckenlassens nicht zu verkennen.

Ueber Schriftstellerei sagt Gellert in einem Briefe: „Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein kaum ist man es, so ist man unruhiger als jemals; und so gern ich (in Ansehung der Welt) die Zahl der guten Skribenten vermehrt sehe, so bedauere ich oft das Schicksal eines Autors, der sich mit tausendfacher Mühe den ungewissen Beifall der Welt erkauft, der am Ende noch schwerer zu behaupten, als zu erlangen ist." (IV, 137.)

Gellerts allerdings mangelhafte Lustspiele würden, durch erhebliche Verkürzungen, sehr gewinnen; denn er besitzt Geschicklichkeit einzelne Charaktere aufzufassen und darzustellen und in der, nur allzu karikirten, kranken Frau, fehlt es auch nicht an heitern, lächerlichen Wendungen und Antworten.

Sind die erzählten Thatsachen, in dem Leben der schwedischen Gräfin von G., geschichtlich, so ist darüber nicht viel zu streiten; sind sie erfunden, so könnte eher zu große Verwickelung, als zu große Einfachheit auffallen.

Gellerts moralische Vorlesungen bezwecken durchaus

nicht durch tiefsinnige, nur zu oft unverständliche Forschungen, die ersten Gründe und Formeln aller Sittenlehre an das Tageslicht zu bringen. „Die Leser (verkündet er) dürfen hier keine vollständige Abhandlung der Moral, in ein neues, bequemeres, besser verbundenes Lehrgebäude suchen, keine neue Entdeckungen in dieser Wissenschaft, keine Beantwortungen spitzfindiger Zweifel, keine glücklich ausgedachte Hypothesen, keine Auflösungen problematischer strenger Demonstrationen.“ (X.) — Hingegen hat Gellert den Zweck, populair, verständlich, herzlich zu schreiben, keineswegs verfehlt. Folgende kurze Stellen werden Ansicht und Behandlungsart einigermaßen erläutern.

„Wir fassen die Moral oft nur mit dem Gedächtnisse, höchstens mit dem Verstande. Wir schmeicheln uns von der Schönheit der Tugend überzeugt zu seyn, und oft sind wir es nur von der Güte unseres Systems. Die Moral der Vernunft ist gut, aber nicht zureichend das Herz zu ändern und umzubilden. Dies thut allein die göttliche Kraft der Religion. Das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, ist gewiß ein blödes Auge. (VI, 2—5.) — Das Gute verlangen, das Böse scheuen, und doch die Mittel jenes zu erhalten, dieses zu vermeiden, nicht suchen und gebrauchen wollen, ist ein kindisches, widersprechendes und rebellisches Verlangen nach Glückseligkeit. — Den Verstand gehörig fragen und anhören, seine Aussprüche mit unserem Gewissen vergleichen, dazu gehört Aufrichtigkeit, Lernbegierde und eine Stille der heftigen Leidenschaften. Denn wo ist ein Gemüthszustand, ein Zeitpunkt, ein Fall zu erdenken, der nicht eine gehörige, moralische, und freie Anwendung unserer Kräfte erforderte. (13—15. — Die Moral die unsern Geist zur Tugend bildet, ist eine Wissenschaft für mehr als ein Leben; und unser moralisches Glück ist das einzige das uns mit unserem Herzen in die Unsterblichkeit folget. Das Herz hat eigentlich nur eine Tugend; und diese ist der lebendige, kräftige, von dem Gewissen und der Vernunft erzeugte Vorsatz, überall gut und der göttlichen Bestimmung, ohne Ausnahme, gemäß zu handeln. Aus dieser Tugend des

Herzens fließen, gleich als aus einer reichen Quelle, viele Ströme einzelner Tugenden und Pflichten. (19—20.) — Tugend ist die Gesundheit der Seele. Jeder kann sich die wahre Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Gesetze der Vernunft und des Gewissens besteht. (23—24.) — Jedem Herzen ist ein Unterschied des Guten und Bösen eingedrückt, der ihn nöthigt (ohne lange Beweise des Verstandes) diese, oder jene That, diese Absicht, diese Begierde als gut und edel, oder als schändlich und strafbar zu empfinden. (44.) — Es ist kein Fall zu erdenken, wo es besser wäre, nicht tugendhaft zu seyn. (52.) — Unsere heutige Moral hat vor der, der alten Griechen und Römer große Vorzüge. (54.) — Diese danken wir vorzüglich dem Lichte, das uns die christliche Religion angezündet hat. (73.) — Schämen Sie sich nie Religion zu haben; die edelsten Seelen haben sie für ihre Ehre und ihr Glück gehalten.“ (88.)

91.

Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—1771) konnte (so wenig als ein Anderer) der Satire unter den Dichtungsarten einen höhern Rang verschaffen, als ihr von Natur zukommt; er hielt sie jedoch fern von der verdammlichen Persönlichkeit des Pasquils, der übertriebenen Bitterkeit Juvenals, und der Menschenverachtung Swifts. Selbst da wo seine Schilderung an Karikatur gränzt, läßt sich ein löblicher Zug von Heiterkeit und Gutmüthigkeit nicht verkennen. Er verstand Sitten, Gebräuche, Auswüchse, Verkehrtheiten, Lächerlichkeiten seiner Zeit geschickt zu beobachten, und in einer (damals noch seltenen) gebildeten Sprache zu schildern. Daher der so große Beifall, daß seine Satiren sieben Auflagen erlebten. Vieles jedoch was damals lebhaft berührte, wozu sich die lebendigen Beziehungen und Gegenbilder darboten, hat sich geändert, oder ist ganz verschwun-

den, so daß jene frühere Theilnahme nicht mehr statt finden kann. Schon deshalb ist es schwer etwas Kurzes und Interessantes zur Charakterisirung Rabeners aus seinen Schriften auszuwählen. Jeder Versuch muß fast mißlingen, doch wollen wir ihn anstellen.

[Eschenburg VIII, 2, 54.
Bouterwek XI, 171.]

„Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zur Erlernung der Geschichte, und besonders unserer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieses vermehrt ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohnedem mehr als zu sehr geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eitelen Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist als die Unruhe worin Deutschland nach dem Tode des Kaisers gestürzt seyn soll. Wozu die Geographie und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehn. Ich habe den Weg von der Schule zu meiner Heimath gewußt, und ich will mich auch ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weiß die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weiß daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kranze in seinem Petschaft hat; dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlecht und alle Wappen des Kaisers von Fez und Marokko auswendig könnte. Daß ich die Rechte des Reiches und meines Vaterlandes auswendig lernen soll, solches scheint mir ein verwegenes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern der Regierung überlassen muß; zu geschweigen daß man vielmals an den Höfen nicht weiß was Rechtens ist: wie will man es in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen und die Gemüthseigenschaften der Italiener, haben mir jederzeit einen Abscheu vor ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden

kam, und meine Mutter verstand mich allemal, wenn ich um Geld schrieb." (I, 138.) —

„Friedlev Frohton. Dieses hoffnungsvolle Kind hat sein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drei Tage. Sein Vater, der Apotheker in Bergen kann sich über den frühzeitigen Verlust dieses tugendhaften Söhnleins, noch itzt gar nicht trösten. Er fand einen recht männlichen Verstand an demselben, welches ihn auch vielmals auf den zweifelhaften Gedanken gebracht hat: ob es wohl wirklich sein eigener Sohn wäre? Alle Handlungen dieses Kindes verriethen, seiner Meinung nach, eine große Seele. Wenn es auf seinem Stühlchen saß, so machte es eine so ernsthafte Miene, als ein Arzt, welcher bei dem Krankenbette sitzt, und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulvern, oder an Tropfen sterben lassen will. — Als er im Begriff war dem Kinde das letzte Klystier zu geben, starb es! Sein Vaterland bedauerte er so sehr, als sich selbst." (I, 199.)

Die bitterste Satyre auf Kriegsruhm, ist Rabeners Schilderung des, ihm bei der Belagerung Dresden betroffenen Unglücks.

„Den 19. August 1760. Mein Haus war niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen, alles darin Verwahrte verbrannt, der unbeschädigte Keller aber von den, zum Löschen commandirten Soldaten, rein ausgeplündert. — All mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuskripte, alle sorgfältig aufbewahrten meiner lieben Freunde, Alles war verloren." (Briefe 294.)

92.

Albrecht von Haller (1708—1777) ist selbst in seinem Hauptgedichte, den Alpen, weit mehr ein ernster, gedankenreicher, belehrender, als ein heiterer, beschreibender Dichter; und die statt der achtzeiligen, wählte zehnzeilige Stanze,

vermehrt das Gewicht. Wir geben nur eine zur Probe. (S. 20.)

[Eschenburg IV, 409.
II, 208, 359.
III, 284.
Monnard II, 14.]

„Beglückte goldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht weil die junge Welt in stetem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt,
Nicht weil freiwillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht weil kein kühner Löw' die schwachen Hürden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm, bei Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch, zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum sorgen fehlte."

In einem anderen Gedichte: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, sagt Haller: (54.)

„Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie,
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?
Zu schwach sie zu verstehn, zu stolz sie zu entbehren;
Dein schwindelnder Verstand zum irren abgericht,
Sieht oft die Wahrheit ein, und wählt sie dennoch nicht:
Du bleibest stets ein Kind, das meistens unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt, und gleich drauf wieder fehlet:
Du urtheilst überall und weißt doch nicht warum,
Der Irthum ist dein Rath, und du sein Eigenthum."

Einem Gedichte, die Tugend, ist Folgendes entnommen: (71.)

„Freund, die Tugend ist kein leerer Name,
Aus dem Herzen kommt des Guten Saame,
Und ein Gott ists, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.
Laß den Freigeist mit dem Himmel scherzen,
Falsche Lehre fließt aus bösem Herzen,
Und Verachtung allzu strenger Pflichten,
Dient für Verrichten.

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniß in der Tugend
Haßt das Gute, und muß wahres Weisen
Heimlich doch preisen."

Hallers politische Romane, Usong und Alfred haben den Zweck, ernsthaften Grundsätzen und Lehren über Staat und gesellige Verhältnisse, im dichterischen Gewande leichter Eingang zu verschaffen; deshalb überwiegt das Doktrinelle, auch hier das Poetische. Von den ungemein großen Verdiensten Hallers in andern Wissenschäften, kann hier nicht die Rede seyn. Bedauernswerth ist daß theologische Sorgen und Grillen ihn im späten Alter beherrschten und quälten.

Welch ein Glück daß der Himmel Männer gab wie Haller und Klopstock, um von der gedankenleeren Langeweile gottschedischer Poesie zu erlösen: aber der Garten der Dichtkunst bedurfte (wie gesagt) noch anderer Blumen und Früchte, um nicht in Einseitigkeiten verschiedener Art zu verfallen.

93.

Hölty,
(1748—1776) lieblich, herzlich, ein Meister in kleinen, gefühlvollen, anspruchlosen Liedern, hin und wieder jedoch ein Anflug von Klopstock. Ob er, bei längerem Leben, größeren Aufgaben als schaffender Dichter genügt hätte, bleibt zweifelhaft. Wir geben zu freundlicher Erinnerung einige Proben.

Trinklied im Mai.

Bekränzet die Tonnen
Und zapfet mir Wein;
Der Mai ist begonnen,
Wir müssen uns freun!
Die Winde verstummen
Und athmen noch kaum,
Die Bienlein umsummen
Den blühenden Baum.

Die Nachtigal flötet
Im grünen Gebüsch,
Das Abendlicht röthet
Uns Gläser und Tisch.
Bekränzet die Tonnen u. s. w.
Zum Mahle,
Zum Mahle
Die Flaschen herbei,
Zwei volle Pokale,
Gebühren dem Mai.
Er träuft auf die Blüten
Sein Roth und sein Weiß;
Die Vögelein brüten
Im Schatten des Mais u. s. w. (39.)

Der Landmann an seinen Sohn.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst Du wie auf grünen Au'n
Durchs Pilgerleben gehn;
Danu kannst Du sonder Furcht und Graun
Dem Tod' entgegensehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In Deiner Hand so leicht,
Dann singest Du beim Wasserkrug
Als wär' Dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
Er thue was er thu;
Der Teufel treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh u. s. w. (30.)

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blütentagen
Die Stirn in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen
Die durch das Pilgerleben gehn,
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün,
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Der Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuß auf einen rothen Mund.

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu,
Noch strömt wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh.

O wunderschön ist Gottes Erde
Und werth darauf vergnügt zu seyn!
Drum will ich bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun! (103.)

(Vergleiche Uz und Schiller.)

Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen,
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe!

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh die Abendwolke thaut
Ruht sie auf der Bahre.

Gebt den Harm und Grillenfang
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Lasset keine Nachtigal
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauscht entsummen.

Schmeckt, so lang es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben,
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt auch sie zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein
Von dem Tod umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain
Der am Grabe flüstert.

Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher! (176.)

94.

Obgleich Uz bis zum Jahre 1796 lebte, gehörte er doch schon viel früher, nicht ohne Grund, zu den beliebtesten Dichtern. Er schrieb geistliche und weltliche Oden und Lieder, und ein Lehrgedicht in Alexandrinern: die Kunst fröhlich zu seyn. Wenn von Hunderten lyrischer Dichter, sich äußerst wenige im Strome der Zeit erhalten haben und fortdauernd gelesen werden, so ist es nicht zu verwundern, daß auch Uz zurückgetreten und nur selten gekannt ist.

[Eschenburg IV, 419; V, 80.]

Es findet sich bei ihm (unter Anderen) eine Reihe von Hauptwörtern, aus denen (je nachdem man sie mischt und durcheinander würfelt) immer wieder neue lyrische Gedichte hervorzugehn scheinen. Ich wähle aus vielen, die bei Uz eine Rolle spielen, etliche aus: Amor, Anakreon, Apollo, Arkadien, Aurora, Bacchus, Blumen, Camönen, Chloe, Chloris, Cinthia, Cipripor, Cythere, Damöt, Daphne, Daphnis, Doris, Fauna, Flora, Galathea, Glück, Hirten, Klagen, Küsse, Land-Stadt-

leben, Leyer, Liebe und noch einmal Liebe, Lyäus, Mai, Maiblumen, Maiwetter, Mond, Musen, Natur, Nymphen, Olymp, Pan, Parnaß, Parzen, Phyllis, Pindus, Rosen, Schäfer, Silen, Sylvia, Stadtleiden, Tempe, Treue, Untreue, Wein und noch einmal Wein, — ohne wirklichen Wein u. s. w.!

Zur Vergleichung mit Hagedorn, Hölty und Schiller möge Uzens Gedicht, an die Freude, hier Platz finden.

1.

Freude, Königin der Weisen,
Die mit Blumen um ihr Haupt
Dich auf güldner Leyer preisen,
Ruhig, wann die Thorheit schnaubt:
Höre mich von Deinem Throne,
Kind der Weisheit, deren Hand
Immer selbst in Deine Krone
Ihre schönsten Rosen band.

2.

Rosen die mit frischen Blättern,
Trotz dem Nord unsterblich blühn,
Trotz dem Südwind unter Wettern
Wann die Wolken Flammen sprühn.
Die dein lockigt Haupt durchschlingen,
Nicht nur an Cytherens Brust,
Wann die Grazien dir singen
Oder bei Lyäens Lust.

3.

Sie bekränzen dich in Zeiten
Die kein Sonnenblick erhellt,
Sahen Dich das Glück bestreiten,
Den Tyrannen unsrer Welt,
Der um seine Riesenglieder
Donnerndes Gewölke zog,
Und mit schrecklichem Gefieder,
Zwischen Erd' und Himmel flog.

4.

Dich und Deine Rosen sahen
Auch die Gegenden der Nacht,
Sich des Todes Throne nahen
Wo das kalte Schrecken wacht.
Deinen Pfad wo Du gegangen,
Zeichnete das sanfte Licht
Cynthiens mit vollen Wangen,
Die durch schwarze Schatten bricht.

5.

Dir war dieser Herr des Lebens
War der Tod nicht fürchterlich,
Und er schwenkete vergebens
Seinen Wurfspieß wider Dich
Weil im traurigen Gefilde
Hoffnung Dir zur Seite ging,
Und mit diamantnem Schilde
Ueber Deinem Haupte hing.

6.

Hab ich meine kühnen Saiten
Dein lautschallend Lob gelehrt,
Das vielleicht in späten Zeiten
Ungeborne Nachwelt hört:
Hab' ich den beblümten Pfaden
Wo du wandelst nachgespürt,
Und von stürmischen Gestaden
Einige zu Dir geführt.

7.

Göttin, o so sey, ich flehe,
Deinem Dichter immer hold,
Daß er schimmernd Glück verschmähe,
Reich in sich, auch ohne Gold;
Daß sein Leben zwar verborgen,
Aber ohne Sklaverei,
Ohne Flecken, ohne Sorgen,
Weisen Freunden theuer sey! (I, 216.)

95.

Geßner (1730—1787) war ein so edler, liebenswürdiger, einfacher Mann, daß seine Dichtungen nothwendig einen Wiederschein seiner Eigenschaften geben mußten, und er sich der einfachsten, unschuldigsten Gattung, der Idylle zuwandte. Hiezu kam, daß er, gutmüthigen und liebevollen Herzens (ganz anders wie Rousseau), sich aus den Mängeln des alltäglichen geselligen Lebens hinwegsehnte und gern in ideale Zustände versetzte. Diese hatte man seit alter Zeit den Hirten angedichtet; denn Lebensart und Arbeit der Landbauer, erschien den Poeten unpoetisch. Daher herrschen hier nicht Gedanken, sondern Gefühle, nicht herbe Thatsachen sondern süße Worte, nicht Anstrengung sondern Müßiggang, und statt objektiver Wahrheit, subjektive Erfindung.

[Bouterwek XI, 259.]

Der anfänglich fantastische Reiz der Idyllen wird allmählig schwächer, man bedarf einer kräftigen Wahrheit, einer thätigen Welt und einer Poesie die nicht verweichlicht, sondern stärkt und erhebt.[1]) — Ganz natürlich und mit Recht fanden (bei der damaligen Weltstellung und Weltgesinnung) die geßnerschen Idyllen sehr großen Beifall. War aber Geßner auch der Erste für die in Deutschland neu erscheinende Art der Dichtung, so bleibt sie doch eine untergeordnete, und kann nach Ablauf der allzu sentimentalen Zeit in der Litteraturgeschichte nicht sehr hoch eingereiht werden. — Der deutsche Lafontaine, den man wegen seiner Kinderliebschaften oft tadelte, könnte sich vielleicht auf Geßners Vorbild berufen (II, 34), wenn der sechszehnjährige Damon und die dreizehnjährige Phyllis, sich seufzend an die Brust

---

1) Bemerkung eines Freundes: „Geßner ist nur für die Zeit brauchbar, wo der Mondschein eine große Rolle bei empfindsamen Seelen spielte und die Hirten sich mit dem Hüten von drei Schafen und einem Ziegenbock begnügten, und daher Zeit hatten ihre süßen Empfindungen auszusprechen, und satt wurden, ohne zu essen."

drücken, ins hohe Gras legen und Phyllis sagt: sieh her mein Busen bebt vor Freude, denn — denk einmal — fünf lange Stunden habe ich Dich nicht gesehn!

[Eschenburg I, 431; V, 355.]

96.

Lenz (welch ein kolossaler Sprung von Geßner zu Lenz) (1750—1792) war ohne Zweifel von Hause aus ein begabter Mann; sein ganzes Leben zeigt aber auf eine bedauerliche, Mitleid erregende Weise, daß er nie verstand diese Gaben auszubilden und von Schlacken zu reinigen. Lichte Augenblicke reichten nicht hin ihm Haltung zu verschaffen und sich aufdringende Schmerzen zu beseitigen. Daher sagt er:

[Bouterwek XI, 464.]

Ach ihr Wünsche junger Jahre
Seyd zu gut für diese Welt,
Eure schönste Blüte fällt;
Unser bestes Theil gesellt
Lange vor uns sich zur Bahre. (III, 243.)

Jedoch nicht ohne seine Schuld, welche indeß aufzusuchen und nachzuweisen wir gern unterlassen. Uebertriebenen Lobeserhebungen gegenüber, ist es aber Pflicht auszusprechen, daß seine Hauptdichtungen (die Dramen) nicht bloß den Anstand verletzen, welchen gebildete Männer und Frauen mit Recht fordern; sondern (neben einzelnen geschickten Charakterschilderungen) oft gemein, widerwärtig und eckelhaft werden, ja trotz eingestreuter, angeblich edler Aeußerungen, in Schmutz versinken.

97.

Bürger (1748—1794) war eine zeitlang mit Recht der beliebteste Volksdichter Deutschlands. Eine strenge, seine Fehler

hervorhebende Recension Schillers that ihm wehe, ohne jedoch damals das günstige, allgemeinere Urtheil sehr umzustimmen. Jene Mängel (insbesondere, des an einigen Stellen fehlenden Geschmacks) sind unverkennbar und jetzt anerkannt; dennoch bleiben die leuchtenderen Seiten seiner Dichtungen überwiegend. Eine gründliche, umständliche Beurtheilung Bürgers von A. W. Schlegel weiset zu richtiger Mitte hin.

[Bouterwek XI, 394.]

Bürgers Balladen sind der Mehrzahl nach so vortrefflich, daß manche Kritiker sie den Schillerschen voranstellen. Da jeder Freund deutscher Litteratur sie kennt, oder doch kennen sollte, so ist es unnöthig von ihnen hier umständlicher zu sprechen. Wohl aber darf man daran erinnern daß die Lebensereignisse Bürgers auf viele seiner (oft weniger gelesenen) Gedichte erheblichen Einfluß hatten. Er war nicht frei von Schuld, allein größer als dieselbe, war das damit verbundene Unglück. Sein Schmerz hat seine Dichtungen nicht verkümmert, sondern gereinigt, wie z. B. folgende (rührende und meisterhafte) Sonette erweisen (Werke II, 99, 216, 217):

1. Auf die Morgenröthe.

Wann die goldne Frühe, neu geboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut,
Dann erblass' ich, wein und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren!
Grauer Tithon! Du empfängst Auroren
Froh aufs neu', sobald der Abend thaut;
Aber ich umarm' erst meine Braut
An des Schattenlandes schwarzen Thoren.
Tithon! Deines Alters Dämmerung
Mildert mit dem Strahl der Rosenstirne
Deine Gattin, ewig schön und jung;
Aber mir erloschen die Gestirne,
Sank der Tag in öde Finsterniß,
Als sich Molly dieser Welt entriß.

2. Die Erscheinung.

Staunend bis zum Gruß der Morgenhoren
Lag ich, und erwog den freien Schwur,
Welchen mir ein Kind der Unnatur
Beispiellos gebrochen, wie geschworen.[1])
Da erschien, begleitet von Auroren[2])
Die empor im Rosenwagen fuhr
Jene Tochter heiliger Natur
Ach zu kurzer Wonne mir geboren.
Weinend, wie zur Sühne hub ich an:
„Wahn, ich fände Dich, o Engel wieder,
Zog ins Netz der Heuchelei mich nieder.“ —
„Wisse nun, o lieber blinder Mann,
Sagte sie mit holdem Flötentone,
Daß ich nirgends als im Himmel wohne!“

3. An das Herz.

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.
Leise sinkend faltet sich die Wange;
Jede meiner Blüten welkt und fällt.
Herz, ich muß Dich fragen: was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch so lange?
Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt,
Fährst Du fort, wie in des Lenzes Tagen,
Liebend, wie die Nachtigal, zu schlagen.
Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes sagen. —
Herz, ich wollte, Du auch würdest alt!

98.

Ramler (1715—1798) galt lange für den scharfsinnigsten und correktesten aller Dichter, so daß selbst ausgezeichnete

---

1) Seine dritte, treulose Gattin.
2) Molly.

Männer (wie Lessing) seiner Einsicht vertrauten, und er sich herausnahm aus eigener Macht fremde Werke durchzucorrigiren. War er denn aber (um zunächst bei der Form stehen zu bleiben) wirklich ein so großer Verskünstler und Kenner, oder doch Beförderer einer richtigen, metrischen Entwickelung? Abgeneigte haben sich wenigstens Nachstehendes zu bemerken erlaubt: Lesen wir die Oden, ohne Rücksicht auf das drüber gedruckte metrische Schema, so klingt Manches wie gute, ehrliche Prosa; skandiren wir nach dem Schema, so werden nicht wenige Sylben als kurz behandelt, welche wir für lang halten, und umgekehrt. Versetzungen der natürlichen Wortfolge, aufgebauschte, gedankenarme Redensarten, und Ueberschwall unnützer Mythologie, macht noch keinen Dichter. Mehrere in den Oden behandelte Gegenstände (selbst Prinzen und Prinzessinnen) sind unbedeutend; und wenn die Begeisterung, die von Friedrich II. ausging, auch Ramler ergriff, so stand er doch dem Könige nirgends gleich, — wie etwa Horaz dem August. Ebenso hat der Text zum Tode Jesu, erst durch Grauns Musik eine höhere Weihe erhalten.

[Eschenburg IV, 424.
Bouterwek XI, 247.]

Von König Friedrich Wilhelm II. sagt Ramler (angeblich in Versen): „Ihm zeigt der Klugheit Spiegel, die Folgezeit; ihm trägt der Fleiß die brennende Lampe vor. Gerechtigkeit geht ihm zur Linken, Güte zur Rechten. Ihm folgen, wachsam für seinen Thron die kriegerischen Tugenden. — Nichts ist Liebling des Himmels, dir unerreichbar!"

In einer Rede zur Eröffnung des Schauspielhauses stehen folgende, angebliche Hexameter: (?)

Durch das reiche Füllhorn unseres mildesten Königs
Unterstützt können wir nun aus Deutschlands Provinzen
Alle Kunstgenossen an uns ziehen, die ruhmvoll
Hier auf Melpomenens Bühne herrscheten, dort auf Thaliens.
Gern wird jeder biedere Künstler uns folgen, von unsern
Sitten ein Zeug' und ein Zeuge von unserm Eifer, vollkommen
In der Kunst des Roscius, Baron und Garrik zu werden u. s. w.

Den Vorwürfen, welche vielleicht wegen obiger Urtheile über

Ramler gemacht werden, stellen wir den Ausspruch eines großen, anerkannten Kenners zur Seite. A. W. Schlegel (VIII, 123) sagt: „Erbarmungswürdig ist es, wenn Ramler noch immer als der Held der Korrektheit aufgestellt wird, der all sein Lebenlang nicht hat lernen können einen ordentlichen Hexameter zu machen: (siehe obige Beispiele) der den Gedichten Anderer immerfort die unpassendsten, mattesten und übellautendsten Veränderungen aufgedrungen hat, dem man endlich in seinen eigenen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik (wenn man damit nicht bei dem nächsten Herkommen stehen bleibt) nachweisen könnte.“ — Georg Forster schreibt (VII, 113): „Ramler, die Ziererei, die Eitelkeit, die Eigenliebe, in eigener Person.“

99.

Heinse (1749—1803) war ein Mann von Talent und Kenntnissen, wie sich aus seinen beiden Hauptromanen, Ardinghello und Hildegard ergiebt. Allein er verstand nicht das Belehrende über Malerei und Musik mit den Begebenheiten der Dichtung genügend zu verschmelzen, und erlaubte sich mancherlei was den Forderungen zarten Anstandes widerspricht. Oder: der allgemeinere Grund des Mangelhaften lag darin, daß er, der damals bei Vielen herrschenden Ansicht nicht fern blieb, das Willkürliche und Gesetzlose, sey eben als solches poetisch.

100.

Klinger (1752—1831), nicht ohne ernste Einsicht und Kraft, aber zuweilen roh und einseitig. Aus der Reflexion soll bei ihm die Dichtung hervorgehn; während sich aus der frei schaffenden und gestaltenden Dichtung, auch allgemeinere Betrachtungen nachträglich von selbst ergeben. Er sucht, zum Beweise und zur weiteren Entwickelung eines ihm einleuchtenden

verständigen Grundsatzes, später vielerlei Thatsachen und Ereignisse. Bei diesem Verfahren vermißt man aber die eigentlich dichterische Begeisterung, welche durch das Gewaltsame und Schwülstige des Styls nicht kann ersetzt werden. Auch ist es keine ästhetische Organisation, wenn der Satan, an Harun Alraschids Hofe, in höchst eigener Person auftritt und mitspricht.

Klinger erklärt sich selbst über den Zweck seiner Romane (Giafar Vorrede) in folgender Weise: „Faust scheitert durch sein allzu reizbares Gefühl, seine wilde und warme Einbildungskraft, an den Uebeln und Gebrechen der Gesellschaft, von denen er entweder bloß Zuschauer ist, oder sie selbst bewirken hilft. — Raphael sucht sie zu heilen, erträgt die Uebel die ihn selbst treffen, durch die moralische Reinheit und Güte seines Herzens, durch Resignation, deren Quelle immer der Fatalismus war und ist, man verfeinere ihn auch noch so sehr, und übertünche ihn, soviel man will, mit neuern Dogmen. — Giafar thut dasselbe, durch die Stärke der Vernunft, durch Anerkennung ihres allgemein verpflichtenden moralischen Gesetzes, gegründet auf die Freiheit und Reinheit des Willens.“ — Es gehört viel Dichtungskraft dazu, soviel Philosophie dichterisch zu beleben!

101.

Hippels (1749—1796) Romane: Lebensläufe in aufsteigender Linie, und Kreuzzüge des Ritters A bis Z, erweckten Theilnahme und erhielten Beifall. Denn der Verfasser war ein kluger, scharfsinniger, witziger Mann; doch erreicht er die Klarheit und Innigkeit Sternes bei weitem nicht, und nur Wenige möchten Ausdauer genug haben, jetzt diese Romane buchstäblich durchzulesen. Nicht weil die heutigen an sich besser sind, sondern weil (wie wir schon öfter zu bemerken Veranlassung hatten) fast alle Romane nur eine kurze Lebensdauer haben, die in der jedesmaligen Gegenwart wurzelt. Ja das Zeitlose und Formlose geht dem Tode am schnellsten entgegen.

Hippels Buch über die Ehe, ist nichts weniger als in strenger Folge, oder nach gewöhnlichen Gesetzen der Schriftstellerei geschrieben, aber wohlgemeint, geistreich und lehrreich. Ich gebe eine bunte Auswahl von Stellen.

„Der Vorwurf den man dem schönen Geschlecht über die Putzeitelkeit zur Last legt, trifft in reicherem Maaße die Männer. (73.) — Die wenigsten jungen Leute (wenn sie auch auf Akademien mehr thun als wetterleuchten) wissen was sie bloß lernen und worüber sie weiter denken sollen. Sie lernen Gedanken, allein sie lernen nicht denken; sie lernen Philosophie aber nicht philosophiren; sie lernen die Gesetze, allein nicht das Recht. (86.) — Wenn der Mann ungetreu ist, so ist es Unrecht; wenn es aber eine Frau ist, unnatürlich und gottlos. — Es ist nichts leichter als Kinder zu erzeugen, allein nichts schwerer als sie zu erziehen; und welch ein Frevel einem Manne fremde Kinder aufzubürden. (173.) — Einige Weiber glauben, weil sie Vermögen zum Manne gebracht, müßten sie regieren.“ (186.)

„Giebt es einen Stand der nicht sein Kreuz hätte? Freund, siehe diese Eheleiden als eine Gelegenheit an, die dir nützlich ist und Dir gegeben ward Deine Tugend zu gründen. (205.) — Wenn den Männern die Herrschaft im Hause zusteht, so kommt der Frau die Regierung zu. (211.) — Sehr oft liegt neben dem Tempel des Hymen, der Kirchhof der Liebe. (239.) — Ein weibischer Mann ist unendlich unerträglicher, als ein männliches Weib; er ist (wie man im gemeinen Leben sagt) nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht gekocht, nicht gebraten; er ist an keiner Stelle, ein männliches Weib ist dagegen nur nicht an seiner Stelle. (263.) — Die Andacht ist bei Frauenzimmern oft nichts mehr und nichts weniger, als ein dunkles Gefühl eines Bedürfnisses, worauf viel gepfropft werden kann, und wo vorzüglich Liebe zu gedeihen scheint. Auch läßt sich der Fall leicht umkehren, und verschmähte Liebe hat dem Orden der Devoten unstreitig die meisten Schwestern geworben.“ (272.) —

„Die Ehe bringt alles aus der Genieregion ins Geleise des

gemeinen Lebens, und die hier wandeln sind die wahren Seligen; denn nur auf der Mittelstraße übt man sich das Leben in allen Punkten und Klauseln zu ertragen, und im Frühlinge, Sommer, Herbst und Winter sich gleich zu bleiben. (276.) — Die Schminke ist die abscheulichste Erfindung, die man nur nennen kann; weil sie die Schamröthe verdeckt, die nach dem Morgenroth und Abendroth, das schönste Roth in der Welt ist. (288.) — Eine späte Ehe ist oft besser, als eine Ehe im Flügelkleide." (335.)

„Wenn ihr euer Ohr durch italienische Musik zu empfindlich macht, so wird euch das Kauderwelsch der Kinderstube unerträglich seyn. (345.) — Köchinnen dürft ihr so wenig wie Putzmacherinnen seyn; allein um eure Männer einheimisch zu halten, müßt ihr die Küche und euch zu kleiden verstehn, und in beiden Stücken einfach, leicht, natürlich, und nicht Sklavinnen der Meinungen seyn. (349.) — Willst du einen Poeten heirathen? Eine wunderliche Frage! Ich habe nichts gegen einen Poeten einzuwenden; allein, glaube mir, eine gesunde Prosa ist hier immer besser, als Poesie." (365.)

102.

Justus Möser (1720—1794) ist ein durch und durch praktischer Mann, der die einfachsten und die verwickeltsten geselligen Verhältnisse geistreich und witzig auffaßt und darstellt; ein Kenner des Oertlichen und Landschaftlichen, und dadurch geschärfteren Blickes auch für größere Kreise; Feind abstrakter, übereilter Lehren und schwächlicher Empfindelei, das Vortreffliche im Alten und Herkömmlichen erkennend und hervorhebend: — obgleich nicht alles Frühere in kleinern Kreisen und kleinen Städten sich unverändert erhalten ließ, sondern Manches dem gewaltigen Strome der Zeit weichen mußte.

[Bouterwek XI, 304, 323.]

In Mösers patriotischen Fantasien ist deshalb (wie

man sagt) Einiges, wo nicht veraltet, doch von geringerem Interesse und unanwendbar: — Anderes dagegen nach Form und Inhalt meisterhaft und noch immer lebenskräftig. (Man sehe z. B. I, 24, 67 über Putzsucht; 171 Johann konnte nicht leben; II, 76, sie tanzte gut und kochte schlecht; 187 keine Beförderung nach Verdienst.)

[Eschenburg VIII, 2, 60.]

In der Geschichte von Osnabrück entwickelt Möser aus fleißigen und gelehrten Forschungen, den tiefen Sinn altgermanischer Einrichtungen; und wenn die Deutschen jener frühen Zeit schwerlich Bedeutung und Zusammenhang ganz fühlten und erkannten wie Möser es darstellt, so ist er darum nicht im Irthum, sondern schärferen Blicks und durch spätere Zeiten belehrt.

In einer Schrift über deutsche Sprache und Litteratur, sagt Möser: „manche Leute können gar nichts Nacktes leiden, und wollen die schönste Venus nicht anders, als unter einer Decke sehen. (19.) — Wir sollen auf unserem Wege, nicht auf dem anderer Völker, zu dem Ziele der Vollkommenheit fortschreiten, das die Natur für uns bestimmt hat. (20.) — Wir müssen durchaus mehr aus uns selbst und aus unserem Boden ziehen, und die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur in soweit nützen, als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dienet.“ (33.)

Mösers Harlekin enthält eine lebendige und witzige Vertheidigung des Grotesk-Komischen, gegen ernstlangweilige Leute. „Das Leben großer Herrn (bemerkt der Verfasser) ist ein beständiger Roman. Sie sehen das wahre, gemeine Leben nie, — es sey denn auf der Bühne.“ (88.)

In einer Abhandlung über den Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenschaften, sagt Möser: „Neigung und Verstand sind beide Gaben eines Schöpfers; sie können beide verderbt, beide aber auch natürlich, richtig und gut seyn. — Es ist so schwer wider eine Ueberzeugung, als wider eine herrschende Neigung zu handeln; unsere Ueberzeugung kann aus

falschen Gründen, unsere Neigung aus unrichtigen Empfindungen entsprungen seyn. — Die Macht der Leidenschaften ist dem Tugendhaften nützlich, dem Thoren schädlich, und dem Bösen ein geflügeltes Mittel, zum Ziele des Verderbens. Ihr Gebrauch allein macht sie gut, oder böse." (11, 41.)

Wir entnehmen Folgendes aus dem Schreiben Mösers an den Herrn Vikar (abzugeben bei Herrn Rousseau). „Wir wollen die Schöpfung nicht verarmen lassen, um lauter milchbärtige Emile zu haben. (8.) — Alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln seyn, haben die natürliche Religion für unzureichend gehalten, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen; sie mußten deshalb zu Göttern und anderen Maschinen, oder zu einer positiven Religion ihre Zuflucht nehmen. (16.) — Diese Offenbarung mag freilich auch schon in der Natur liegen. Aber es ist doch seltsam, daß alle Weisen und alle Gesetzgeber sie nicht darin gefunden haben." (17.) —

„Die Religion ist auch eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen. (18.) — Es ist von der größten Nothwendigkeit daß wir gewisse verstärkte Glaubensartikel haben, welche den Unglücklichen trösten, den Glücklichen zurückhalten, den Stolzen demüthigen, die Könige beugen und die Krämer einschränken. (70.) — Gott hat die Seelen der Menschen nicht alle nach einem Maßstabe gemacht, so wenig als er sie alle zu Königen und Weltweisen berufen. Ein großer Theil derselben scheinet mir unfähig zu seyn gewisse Wahrheiten und Folgen zu begreifen. (23.) — Gott hat besser gethan uns seinen (religiösen) Zaum an die Seele, als an die Nase zu legen." (29.)

„Es ist schädlich durch eine öffentliche Kirchenlehre die Gleichgültigkeit aller Religionen zu behaupten. (40.) — Keine Religion darf auf bloßen Vernunftschlüssen beruhen; denn dies wäre eines jeden Menschen Vernunft zum Richter machen. (41.) — Diejenigen bringen einen Fluch über das menschliche Geschlecht, welche der Geistlichkeit ihr politisches Heiligthum (welches

sich nicht anders, als auf eine göttliche Offenbarung zulänglich gründen kann) entreißen. (51.) — Die christliche Religion reicht zu allen Absichten, welche eine Gottheit mit den Menschen haben kann, auf das Vollkommenste hin.“ (54.)

103.

Mendelssohn (1729—1786) war ein edler, gebildeter, und zugleich bescheidener Mann. Im Phädon (196) sagt er von sich selbst: „Ich habe mir nie in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden.“ — Er bestrebte sich den Gedanken der, damals herrschenden leibnitz-wolfischen Schule, eine bessere Form und Gestalt zu geben; und dies ist ihm allerdings gelungen, wie eine Vergleichung seines Styls, mit dem mehrerer gleichzeitigen philosophischen Schriftsteller augenscheinlich erweiset.[1]) Doch war es fast unmöglich der Trockenheit Herr zu werden, welche mit den abstrakten Begriffsbestimmungen und weitläufigen Deduktionen der damaligen Philosophie untrennlich verbunden blieb.

[Bouterwek XI, 311.]

Daß Platons Phädon dem neuen Forscher zum Beweise der Unsterblichkeitslehre nicht genügte, ist natürlich genug; daß er einige entbehrliche Abschweifungen des Griechen zur Seite ließ, muß man billigen: aber die Beweisgründe späterer Zeiten, erscheinen zwar dem Dogmatiker ausreichend, schwerlich aber dem Skeptiker, der, ohne Furcht vor Verketzerungen, zu behaupten wagt daß wir Vieles nicht wissen und nicht beweisen können. Er fühlt sich hingedrängt zum wünschen, hoffen, glauben. Daß alle Verstorbenen sich unsichtbar auf der Erde umtreiben, oder gar thätig einwirken, ist unerwiesen; daß der unveränderte

---

1) Hievon mögen Eingeweihte in Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie Bericht erstatten.

Mensch, auf keinem anderen Weltkörper (nicht einmal auf dem nahen Monde) leben könne, ist durch die Naturforscher erwiesen: — mithin Grund und Stoff genug vorhanden zu einem neuen Phädon.

Mendelssohn hat in seinen Morgenstunden, die Beweise für das Daseyn Gottes, nach den Ansichten früherer Philosophen, und insbesondere der leibnitz-wolfischen Schule vorgetragen. Doch ermangelt seine Darstellung nicht der philosophischen Eigenthümlichkeit und der sprachlichen Geschicklichkeit. Es ist hier durchaus nicht der Ort, den Inhalt des Werks genauer auszuziehen und zu prüfen: es genügt einige bezeichnende Stellen mitzutheilen.

„Ohne Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit, haben alle Güter des Lebens, in meinen Augen, einen verächtlichen Werth. Dieser Ueberzeugung danke ich alle Heiterkeit in frohen, glücklichen Tagen; sie giebt mir einzig Beruhigung bei Widerwärtigkeiten des Lebens. (133.) — Der Geist der Untersuchung muß immer von neuem rege gemacht und unterhalten werden, wenn die Wahrheit, die wir erkennen, einigen Werth haben soll. Erkenntniß ohne Untersuchung ist zuweilen von weit schlimmeren Folgen, als untersuchen ohne Erkenntniß. (141.) — Atheismus und Aberglaube, Zweifelsucht und Schwärmerei sind beides Krankheiten der Seele, die ihr den sittlichen Tod androhen.“ (142.) —

„Nach dem natürlichen Cirkellauf der Dinge, führt Wahrheit zur Beruhigung, Beruhigung zur Trägheit, und Trägheit zum Aberglauben. Alsdann ist es eine Wohlthat der Vorsehung, wenn der Geist des Zweifels und der spitzfindigsten Untersuchung rege gemacht wird, um durch Verwerfung aller Grundsätze, auf den Rückweg der Wahrheit wieder hinzuführen. (143.) — Das Vermögen das Beste einzusehn, zu billigen und zu wählen, ist wahre Freiheit, und ein Vermögen dieser Erkenntniß, Billigung und Wahl zuwider zu handeln, ist, nach meinen Begriffen, ein wahres Unding. Will jemand diese Bestimmtheit der freien Wahl, Nothwendigkeit, Zwang, oder Fatalität nennen,

so sey ihm dieses vergönnt, insofern er dadurch den Unterschied nicht aufzuheben gedenkt, der in der Sache liegt.“ (198.)

„Man hat oft irrig, entweder die Erhabenheit des göttlichen Wesens, oder dessen Herablassung übertrieben, und Gott bald von aller Mitwirkung ausgeschlossen, bald in alle menschliche Handlungen so eingeflochten, daß er auch an den menschlichen Schwachheiten Theil nehmen mußte.“ (262.)

Ein drittes Werk Mendelssohns war sein Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum. So scharfsinnig gedacht, so vortrefflich es auch geschrieben war, fand es doch noch mehr Widerspruch als Phädon und die Morgenstunden. Keineswegs unnatürlich: denn es behandelte nicht nur Gegenstände über die man von jeher gestritten hatte, sondern stellte auch neue Gesichtspunkte auf, deren Prüfung keineswegs ausbleiben konnte; z. B. über Besitzthum und Recht der Kirche, Besoldung der Geistlichen, Bevorzugung einzelner Bekenntnisse, allgemeine Duldung, Verschiedenheit der Offenbarung von Gesetzen und von Lehren u. s. w. Eine genaue Prüfung des Werkes gehört nicht hieher; folgende Stellen werden hinreichen, Form und Inhalt desselben kennen zu lernen.

„Oeffentliche Anstalten zur Bildung des Menschen, die sich auf Verhältnisse des Menschen zu Gott beziehen, nenne ich Kirche, — zum Menschen, Staat. Unter Bildung des Menschen verstehe ich die Bemühung, beides, Gesinnungen und Handlungen so einzurichten, daß sie zur Glückseligkeit übereinstimmen, die Menschen erziehen und regieren. (I, 20.) — Für jedes Volk, auf jeder Stufe der Cultur auf welcher es stehet, ist eine andere Regierungsform die beste. Manche despotisch regierte Nationen, würden höchst elend seyn, wenn man sie sich selbst überließe; so elend als manche freigesinnte Republikaner, wenn man sie einem Einzelherrn unterwerfen wollte.“ (22.)

„Gesetze verändern keine Gesinnung, willkürliche Strafen und Belohnungen erzeugen keine Grundsätze, veredeln keine Sitten. Furcht und Hoffnung sind keine Kriterien der Wahrheit. Erkenntniß, Vernunftgründe, Ueberzeugung, diese allein

bringen Grundsätze hervor, die durch Ansehn und Beispiel, in Sitten übergehn können. Und hier ist es wo die Religion dem Staate zu Hülfe kommen, und die Kirche eine Stütze der bürgerlichen Gesellschaft werden soll. (24.) — Der Staat begnügt sich allenfalls mit todten Handlungen, mit Werken ohne Geist, ohne Uebereinstimmung in Gedanken. Nicht also die Religion! Diese kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Uebereinstimmung im Thun, ohne Uebereinstimmung im Sinne. (26, 27.) — Der Staat gebietet und zwingt, die Religion belehrt und überredet. Der Staat ertheilt Gesetze, die Religion Gebote. Der Staat hat physische Gewalt, und bedient sich derselben, wo es nöthig ist; die Macht der Religion ist Liebe und Wohlthun. — Die religiöse Gesellschaft macht keinen Anspruch auf Zwangsrecht, und kann durch alle Verträge in der Welt kein Zwangsrecht erhalten. Der Staat besitzt vollkommene, die Kirche bloß unvollkommene Rechte. (28.) — Die entsetzlichen Uebel und Frevel, welche Namens der Kirche und von ihren Dienern ausgeübt wurden, sind Früchte bloßer Sophistereien, eines vorgespiegelten Conflikts zwischen Gott und Menschen, Rechten der Gottheit und Rechten des Menschen. (59.) — Die Kirche hat kein Recht, Handlungen zu belohnen und zu bestrafen. (63.) — Alles Beschwören und Abschwören in Hinsicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen sind unzulässig, und wenn sie geleistet werden, so verbinden sie zu nichts als zur Reue über den sträflich begangenen Leichtsinn. (87.) — Bann und Verweisungsrecht, das sich der Staat zuweilen erlauben darf, sind dem Geiste der Religion schnurstracks zuwider.“ (92.)

„Nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft, deren Göttlichkeit wir Alle anerkennen müssen, ist weder Staat noch Kirche befugt sich in Glaubenssachen ein anderes Recht anzumaßen, als das Recht zu belehren; eine andere Macht, als die Macht der Ueberführung, eine andere Zucht, als die Zucht durch Vernunft und Grundsätze. (II, 4.) — Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen. Verwan-

delt keine, dem Staate gleichgültige Religionsmeinung in Landesverordnungen. (139, 140.) — Belohnt und bestrafet keine Lehre, locket und bestechet zu keiner Religionsmeinung. (141.) — Wer gedankenlose, unthätige Ruhe, in Lehre und Leben für Glückseligkeit hält, findet sie nirgends gesicherter als unter einem römischkatholischen Despoten; oder, weil auch hier die Macht zu sehr vertheilt ist, unter der despotischen Herrschaft der Kirche selbst." (I, 5.)

„Das Judenthum weiß von keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem dieses von den Christen genommen wird. Die Israeliten haben göttliche Gesetzgebung, aber keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. (II, 31.) — Ich glaube nicht, daß die Kräfte der menschlichen Vernunft nicht hinreichen sie von den ewigen Wahrheiten zu überführen, die zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich sind, und daß Gott ihnen solche auf eine übernatürliche Weise habe offenbaren müssen. Die dieses behaupten, sprechen der Allmacht, oder der Güte Gottes auf der anderen Seite ab, was sie auf der einen Seite seiner Güte zuzulegen glauben. (II, 40.) — Daher hatte das alte Judenthum keine symbolischen Bücher, keine Glaubensartikel. Niemand durfte Symbole beschwören, niemand ward auf Glaubensartikel beeidigt." (55.)

„Ich habe keinen Begriff von der Erziehung des Menschengeschlechts, die sich mein verewigter Freund Lessing von, ich weiß nicht welchem Geschichtschreiber der Menschheit hat einbilden lassen. Man stellet sich das collektive Ding, das menschliche Geschlecht, wie eine einzige Person vor, und glaubt die Vorsehung habe sie hieher gleichsam in die Schule geschickt, um aus einem Kinde zum Manne erzogen zu werden. Im Grunde ist das menschliche Geschlecht, fast in allen Jahrhunderten (wenn die Metapher gelten soll) Kind, Mann und Greis zugleich, nur an verschiedenen Orten und Weltgegenden. — Aber daß auch das Ganze, die Menschheit, hienieden in der Folge der Zeiten, immer vorwärts rücken und sich vervollkommnen soll, scheint mir

der Zweck der Vorsehung nicht gewesen zu seyn; wenigstens ist dies so ausgemacht und zur Rettung der Vorsehung Gottes, bei weitem so nothwendig nicht, als man sich vorzustellen pflegt.“ (II, 45.)

104.

Matthias Claudius, der wansbeker Bote. (1740—1815.)

Man fragt: ist Claudius Styl nicht manierirt? — Ohne Zweifel! Aber die Manier ist ihm natürlich, nicht angekünstelt. Auch nicht so einfarbig daß sie langweilig würde, sondern auf und ab beweglich, von der würdigsten Haltung, bis hinab zu dem heitersten, kindlichen Scherze. Wir können uns nicht enthalten, von dem letzten eine Probe zu geben und voranzuschicken. Claudius giebt Beispiele verschiedener Stylarten: der Kinderstyl lautet (meisterhaft) wie folgt (III, 80):

[Eschenburg V, 118.
Bouterwek XI, 429.]

Brief.

„Meine liebe Mama, ich grüße Dich. Mein lieber Papa, ich grüße Dich. Mein lieber Hans, ich grüße Dich.

Ich grüße Euch so viel als ich kann.

Mein lieber Papa und Mama, ich danke euch für den Brief als ich danken kann.

Nun ist es schlechtes Wetter und gestern auch; die zwei Tage gehen immer kalt weg.

Ich bin sehr lustig. Ich denke daß ich nicht unartig bin.

Ich habe Dich viel tausendmal lieb, alle drei.

Wenn Du wieder zu Hause kommst, so denke ich wohl, daß ich schon einen a auf der Rechentafel machen kann, und vielleicht auch einen c.

Ich will mich üben auf das lernen allein.

Lieber Hans, es ist erstaunlich, erstaunlich mit die Fliegen.

Ich weiß gar nicht mehr, wie der Hans aussieht.

Aber meine liebe Mama, ich kann mir noch gut vorstellen, daß ich Dich leiden mag, und Papa und Hans auch, wenn sie auch nicht hier sind, und gar wenn sie hier sind.

Ich grüße noch einmal.

Es ist wohl zu viel, aber ich muß doch noch einmal grüßen.

Es regnet.

Ich will eben zu Tische gehen. Wir haben nichts als gelbe Wurzeln, nichts anders. Das ist ein unmenschlich elendig Essen; und so geht es meist alle Mittag.

Das ist das letztemal, daß ich schreiben kann."

Hingegen ist Nachstehendes seinem Aufsatze über die Unsterblichkeit entnommen:

„Es giebt Gelehrte, denen die Species der Geschöpfe, nur Ruhepunkte und Stufen sind, wo die Natur sich (sozusagen) besinnt und ausruht, um von da weiter, und immer vom Geringern, zum Besseren und Vollkommneren vorwärts zu gehen; so daß z. B. aus einer Auster ein Krokodill, aus einer Mücke ein Colibri, und aus den vollkommensten Thieren endlich gar Menschen und Engel werden könnten. Diese Meinung ist gar artig erfunden; nur das Erste und Hauptsächlichste dagegen ist, daß sie nicht wahr ist. Die Natur schreitet so wenig von einer Species zur andern fort, daß sie nicht einmal diese Species ändert und vollkommener macht. (V, 3.) — Ja sie ist auf die unverletzte Erhaltung derselben so eifersüchtig, daß sie den Versuchen sie zu ändern und zu wirren, ihren Segen versagt: denn es ist bekannt, daß die Maulesel und überhaupt alle Bastarde, nichts weiter erzeugen können." (6.)

„Wir bestehen in unserem Inwendigen aus zwei Kräften, die uneins sind, und sich einander bestreiten: — die eine hoher Natur, die von Unsterblichkeit und dem Unendlichen, von einer höchsten Vollkommenheit, Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, — Ideen und Ahndungen hat, und Lust hat nach dieser Regel einherzugehn, die aufwärts strebt, Wahrheit sucht und Alles ergründen will; — aber unter dem Einfluß einer andern die sie

überall hindert und ihr überall im Wege ist, die ihr Licht und Luft dunkel färbt, die ungestüm und unbändig ist, sich nichts sagen läßt, und auf dem Bauche kriechen und Staub essen will. (9.) — Die Seele hat einen innerlichen Trieb, ein angebornes Verlangen unsterblich zu seyn. (10.) — Wenn also der Mensch Ideen und Ahndungen hat von Unsterblichkeit, Unendlichkeit, höchster Weisheit, Gerechtigkeit, Güte; muß denn nicht der Keim zu dem Allem in seinem Wesen sein? (15.) — Es sind im Menschen Ruinen eines großen, heiligen Wesens; denn es giebt ein Glück für ihn, das der Rost und die Motten nicht fressen, und das die Welt mit aller ihrer Herrlichkeit nicht geben kann, und mit all ihrem Trotz nicht nehmen kann. Wir sind unsterblich. (21.) — Der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik, hat sein Wesen nicht in den Kindern des Unglaubens, noch in den ungerechten Söhnen und übertünchten Gräbern des Glaubens, läßt sich weder durch üppige, glänzende Vernunftsprünge erzwingen, noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen." (I, 89.)

Claudius war ein vollgläubiger und rechtgläubiger Christ, aber ohne den Verfolgungseifer mancher, nur scheinbar Gleichgesinnten. Er mußte es dulden, wenn Andersgesinnte riefen: Herr hilf unserm Unglauben! Lessing und Mendelssohn betraten abweichende Bahnen, Jacobi blieb auf halbem Wege stehn, und Stolberg ging über das Ziel hinaus, welches Claudius sich gesteckt hatte.

105.

Engel (1741—1802) ward früher vielleicht überschätzt, später hingegen wohl zu gering geachtet. Seine Mimik beruht auf vielen genauen Beobachtungen, welche zu studiren den Schauspielern und Psychologen noch jetzt nützlich seyn dürfte. Auch die beigefügten Abbildungen sind meist richtig und charakteristisch aufgefaßt. Engel sagt unter Anderem: „Das Genie hat un-

streitig Recht, über falsche, unbestimmte, einseitige Regeln, als über Fesseln zu klagen, und sie mit Unwillen von sich abzuschütteln; aber überhaupt wider die Regeln kann es nicht murren, ohne gegen sich Verdacht zu erwecken. Denn alles wahre Genie strebt hin nach Vollkommenheit, und alle wahre Regel ist Wegweiser dahin. Es verräth unleidlichen Stolz einen Wegweiser nicht hören zu wollen, der die Gänge so mancher früheren Genies beachtet, alle Fehltritte bemerkt, alle Abwege erkundigt und schon so Manchen glücklich bis auf die ersteigliche Höhe der Vollkommenheit hingewiesen hat; oder es verräth auch Bewußtseyn seines Unvermögens, die nämliche Höhe erreichen zu können, und neidischen Unwillen daß der offenherzige Wegweiser jedem, der auch nicht selbst zu steigen Lust hat, anzeigt bis wie weit Kraft und Muth wirklich führen können." (VII, 16.)

[Eschenburg VIII, 1, 255.
— 2, 640.
Bouterwek XI, 506, 521.]

„Eine und dieselbige Veränderung der Seele wird von verschiedenen Menschen unendlich verschieden ausgedrückt, ohne daß darum der eine Ausdruck besser als der andere sey. Vielmehr kommt es auf National- und persönlichen Charakter, auf Stand, Alter, Geschlecht, auf hundert andere Umstände an, welcher jedesmal der mehr bedeutende, mehr angemessene sey. (19.) — Es ist wahr daß sich die Nationen im Ausdruck ihrer Gesinnungen oft ungemein unterscheiden, ja daß die eine darin der andern oft völlig entgegensteht. Der Europäer um Achtung und Ehrerbietung auszudrücken, entblößt sein Haupt: der Orientale hält es bedeckt; jener, auch bei den höhern Graden der Verehrung, beugt nur Haupt und Rücken, höchstens das Knie: dieser wenn er die meiste Ehrfurcht bezeichnen will, verhüllt sich, und wirft sich auf sein Angesicht zur Erde." (20.)

„Es fragt sich in der Kunst: was ist schön, was ist wahr? keine dieser Eigenschaften darf vernachlässigt werden. — Aber die meisten, durch Tradition sich fortpflanzenden Regeln der

Schauspieler, wenn sie nicht die Bequemlichkeit gesehn und gehört zu werden betreffen, gehn auf nichts als auf Grazie, Würde, Schönheit, Anstand. Daher das bloß Zierliche, das Seelen- und Bedeutungslose, das wir noch immer im Spiel so mancher, das Abgemessene, Kostbare, Puppenmäßige, das wir im Spiel einiger alten Schauspieler finden." (43.)

Engel war kein Dichter, wenigstens kein dramatischer Dichter im höheren Sinne des Worts. Sein Edelknabe und sein dankbarer Sohn, wurden einst viel besprochen, und auch wohl gelobt; aber es fehlt an ächter Komik, welche durch eine ziemlich matte Sentimentalität nicht zu ersetzen ist. Der Vermählungstag enthält eine unvollendete nicht gelungene Bearbeitung von Shakspeares, „viel Lärmen um Nichts"; und das Trauerspiel, Eid und Pflicht, zeigt nur eine traurige Geschichte!

Hingegen ist das Charaktergemälde, Lorenz Stark, in seiner Art vortrefflich; obwohl wesentlich abweichend von dem, was die jetzige Lesewelt meist verlangt. Wir finden nämlich im Stark keine, für gewisse Ansichten und Zwecke bearbeitete und arrangirte Kaiser und Könige, keine durch Rederei angeblich veredelte Verbrecher; vielmehr bewegt sich Alles lediglich im häuslichen, im Familienkreise; aber auf so gemüthliche, anziehende, psychologische Weise, daß jeder, der nicht für das Einfache ganz abgestumpft ist, das Büchlein noch itzt mit Vergnügen lesen kann.

Bei der Ueberzahl philosophischer, unlesbar geschriebener Werke, war es ein glücklicher Gedanke Engels einen Philosophen für die Welt herauszugeben, in welchem mancherlei Gegenstände (etwa nach Art des englischen Zuschauers) behandelt wurden. Nicht wenige dieser Aufsätze sind witzig und ergötzlich (z. B. Frau Hill und Joseph Timm, II, 33, 127); andere sind ernster, alle gut geschrieben. Auch als Kritiker verdient Engel hier Lob, z. B. für die Beurtheilung der Emilia Galotti, wo er den Dichter rechtfertigt daß er einen Charakter wie Marinelli aufstellte, aber (gleichwie Claudius) gerechte Bedenken aussprach gegen etliche auffallende Aeußerungen Emiliens,

ihre Verführbarkeit betreffend. — Wir geben noch einige bezeichnende Stellen:

„Bleiben Sie, statt sich in trübe Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslichte des allgemeinen Menschenverstandes, und statt sich an einem morschen Seile über Abgründe hinzuhängen, auf dem festen sichern Boden der Empfindung und des Gewissens. (I, 32.) — Ich denke, es soll ihnen so klar werden als der Tag, daß der Skepticismus für die Aufklärung im höchsten Grade gefährlich, und daß er (wenn Sie mir dieses Bild erlauben wollen) der eigentliche Säemann für den Saamen des Aberglaubens ist, der leider, in unserer Natur einen nur zu günstigen, mit allen ihm zusagenden Bestandtheilen geschwängerten Boden findet. (II, 167.) — Der Skeptiker ist Anfangs ein Mensch wie wir Alle; er sieht die Gegenstände der Sinne am Lichte der Sinne; die Wahrheiten der Vernunft am Lichte der Vernunft: und man muß ihm zugestehen, daß er nicht allein eine ebenso gute, sondern oft noch eine feinere und schärfere Vernunft, als die Andern besitzt. Aber nun wandelt ihn unglücklicher Weise die Lust an, sich von der Wahrheit seines Sehens und der Wirklichkeit des Gesehenen eine noch völligere Gewißheit zu verschaffen, als die er bereits durch sein Sehen hat; er zieht also den Blick von den Gegenständen ab, und sieht hinein in das Licht selbst, das doch nur da ist um zum sehen zu leuchten, sieht so lange, so starr, mit so unverwandtem Blick hinein, bis ihm beide Augen von Lichte strotzen: und wenn er sich nun wieder umwendet und nicht mehr die Gegenstände sieht, sondern Licht, lauter Licht, nichts als Licht; kurz wenn er von Ueberfüllung mit Licht so gut als blind ist, — ist der Skeptiker fertig. (II, 168.) — Bei dem Skepticismus wäre das Ruhigbleiben zwiefach unerträglich, weil hier die Ruhe auf den spitzigen Dornen des Zweifels gesucht werden müßte, wo sie in Ewigkeit nicht stattfinden kann. Mithin muß der Skeptiker von seiner Höhe, er mag wollen, oder nicht, über kurz oder lang, wieder fort." (168.)

„Der Kopf ist vom Herzen gar nicht so unabhängig, gar

nicht so sein eigener Herr, als er's wohl glaubt; daß es sehr oft unsere Empfindungen sind, durch welche wir unsere Meinungen haben, und daß wir nur in gewisse Lagen gerathen dürfen, um zu handeln, was uns, ohne dieselben nie würde eingefallen seyn. (173.) — O meine Herrn! Lassen Sie uns doch ja die Weisen der älteren Schule in Ehren halten, die dem Verstande und dem Herzen der Menschen nahe genug blieben, um auf beide einwirken zu können! Lassen Sie uns den Himmel bitten, daß diese menschlichern Weisen, deren Licht, indem es erhellte, auch erfreute und erwärmte, nie unter uns aussterben mögen! (177.) — Wir müssen in Ansehung der religiösen Gegenstände, durchaus etwas haben woran wir uns halten, und daß hier zu kühne Schritte in der Aufklärung thun, uns eher der Finsterniß wieder nähert, als uns weiter von ihr zurückbringt. Ich verehre das immer weitere Verbreiten der Aufklärung, als eines der größten Verdienste, die man sich um die Menschheit erwerben kann, und ich wünschte, daß es damit so weit und so tief getrieben würde als immer möglich, bis in die entferntesten Länder hinein und in die untersten Stände hinab; aber das ewige Erhöhen der Aufklärung, so wenig es auch gehemmt werden kann und gehemmt werden darf, scheint mir, wahrlich, keine sehr verdienstliche, keine sehr dankenswerthe Sache." (178.)

Gegen Engels Fürstenspiegel hat man oft eingewandt, er bleibe auf der Oberfläche und dringe nicht in die tiefste Tiefe. — Dies war aber gar nicht die Absicht des Verfassers: wohl aber hat er höchst einfach und verständlich, eine Menge nützlicher Lehren und Beispiele zusammengetragen, aus welchen junge Prinzen (ohne große Anstrengung) Vieles lernen könnten.

Engel sagt z. B.: „Kommen Zeiten in welchen größere Aufopferungen für den Staat nothwendig werden, so wird ein geschontes, väterlich behandeltes Volk, nicht allein fähiger, sondern auch bereitwilliger und freudiger seyn, sie zu machen. Es darf die Nothwendigkeit dieser Aufopferungen nur einsehn; und es wird ohne Murren, ja oft unaufgefordert, seine Schätze, seine

Ersparnisse, selbst einen Theil seiner Nothdurft, dem geliebten Fürsten entgegentragen, dessen Erhaltung und Wohl, mit Erhaltung und Wohl des Vaterlandes Eins ist. (III, 7.) — Ein guter Fürst wird immer suchen zweierlei Vortheile zu vereinigen: zuerst, sein Volk mit so wenigen Lasten zu beschweren, als möglich; und zweitens, ihm von dem was es hergiebt, einen allgemein nützlichen, wohlthätigen Gebrauch zu zeigen. Der beste Fürst wird seyn, wer dies beides am eifrigsten will; der glücklichste, wer es zugleich am leichtesten kann. (8.) — Wahrlich, wenn manche Fürsten sich besser auf die eigentliche, höchste Freude des Lebens verständen; sie würden sehr gern alle nur möglichen Ersparungen für sich selbst machen, um desto mehr für Andere zu wirken." (9.) —

Engels Verhältnisse als Lehrer veranlaßten ihn zwei eigenthümliche Schriften herauszugeben: einen Versuch die Vernunftlehre aus platonischen Dialogen zu entwickeln, und eine (unvollendete) Poetik, deren nähere Beurtheilung aber nicht hieher gehört.

106.

Gleim. (1719—1803.)

[Bouterwek XI, 231.]

Vielleicht ist kein Schriftsteller so schwer zu schildern und zu beurtheilen als Gleim; hauptsächlich weil sein Leben und sein Charakter darauf wesentlichen Einfluß hat. Wenn er an Lessing schreibt: (Lessings Werke 29, 205) „Seit meiner Kindheit hatte ich den Gedanken ein Buch wie eine Bibel zu schreiben"; so könnte mancher ernst gestimmte Mann, hierin die hochmüthigste Thorheit erkennen. Die Sache steht aber nicht so schlimm! Gleim wünschte (vielleicht von trockener Dogmatik unbequem berührt) ein wahrhaft, sittliches, populaires, wirksames Buch zu schreiben; — vergessend freilich daß dies (trotz Mißdeutungen und Mißbräuchen) eben in der Bibel längst gegeben sey. Gleims

Halladat, oder das rothe Buch, sollte wohl die von ihm dargebotene Bibel seyn; aber sein Plan mußte schon deshalb mißglücken, weil er Wünsche und Lehren in ein undeutsches, morgenländisches, sehr weitläufiges Gewand hüllte, und Personen auftreten läßt, deren fremdlautende Namen manchem deutschen Leser bereits Anstoß gaben.

Lieset ferner ein strenger Kritiker die sehr große Zahl von Gleims kleinen lyrischen Gedichten, Inschriften, Fabeln u. s. w., so wird er gewiß Vieles unbedeutend, ja ganz unpoetisch nennen, und an den zahllosen Küssen und dem endlosen Weintrinken schwerlich Gefallen finden. — Diesem Tadel wird indeß entgegnet: es sey damit gar nicht so ernsthaft gemeint; die Liebschaften mit Doris, Dorinde, Chloe u. s. w. wären erfunden, und der Dichter habe gar keinen Wein getrunken. Wie dem aber auch sey, zuletzt tritt ein anderes, wohlverdientes Lob, allen bloß kritischen Einreden entgegen. Gleim war ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, wohlthätiger Mann, ein aufrichtiger Freund, ein milder Vermittler gelehrter Streitigkeiten, ein wahrer Mäcen für jüngere Schriftsteller, das ganze Leben hindurch (84 Jahre) liebevoll und allgemein geliebt. — Dieser Vorrede möge eine Auswahl seiner Gedichte behufs freundlicher Beurtheilung folgen.

Schwer und leicht.

Es ist so schwer ein Christ zu seyn:
Papst, Propst und Abt und Bischof treten
In Pracht daher und stehn und beten
Ihr Paternoster nur zum Schein!
Ach, es ist schwer ein Christ zu seyn!

Es ist so schwer ein Christ zu seyn:
Die Thoren und die Weisen grübeln
In alten und in neuen Bibeln,
Und bauen nicht und reißen ein;
Ach, es ist schwer ein Christ zu seyn!

Es ist so schwer ein Christ zu seyn:
Für Geld seh' ich den Himmel kaufen,
Ein Huß liegt auf dem Scheiterhaufen,
Ein Calas auf dem Rabenstein:
Ach, es ist schwer ein Christ zu seyn.

Es ist so schwer ein Christ zu seyn:
Wenn aber zu des Heilands Lehren
Papst, Abt und Propst Exempel wären,
Die Seelen hell, die Herzen rein,
Dann wär's so leicht ein Christ zu seyn! (II, 75.)

An die Freude.

Kind des Himmels, Freude, komm!
Komm herab aus deinem Himmel,
Komm herab, wie Engel fromm,
Komm herab ins Erdgetümmel!

Ach, seit du geflohen bist,
Ist die Erde voll von Buben,
Voll von Trug und Hinterlist,
Voll von Mord und Mördergruben!

Komm in jedes Menschenherz!
Blicke, wie des Tigers, werden
Dir verschwinden; Lieb' und Scherz
Dich begleiten hier auf Erden!

Tausende von uns sind krank,
Krank am Herzen; komm und heile!
Fürsten sollen mit Gesang
Dich empfangen: Komm und eile!

Kind des Himmels, Freude, komm,
Komm herab und mach auf Erden
Alle bösen Menschen fromm,
Daß sie wieder fröhlich werden! (II, 93.)

(Vergleiche Hagedorn, Uz, Hölty, Schiller.)

Auch ein Studentenlied.

Brüder, laßt uns fleißig seyn,
Fleißig, wie die Bienen!

Seht, sie sammeln Honig ein,
Brüder, gleicht doch ihnen!
Unsre Jugend fliegt geschwind,
Wie der Blitz und wie der Wind,
Laßt uns das bedenken!

Kehrt ihr einst an Weisheit reich,
Brüder nicht nach Hause;
Seht, so grämt und härmt ihr euch,
Auf dem Abschiedsschmause!
Brüder das Triennium
Kann man nutzen, klug und dumm;
Laßt uns das bedenken. (II, 202.)

Gottscheds Cato.

Wie dieser Sachse Cato spricht,
So sprach der Römer Cato nicht;
Hört' er die Reden des Poeten,
Er würde noch einmal sich tödten! (V, 51.)

Lavaters Messias.

Er spricht so prächtig schön, daß man ihn kaum versteht;
War denn, o Lavater, dein Christus ein Poet? (V, 54.)

Geßner an den Versifizirer seiner Idyllen.

Mein Ramler, mach in meiner Prose
Das Veilchen nicht zur Rose;
Es will des Veilchens Freund, Apoll,
Daß was ein Veilchen ward, ein Veilchen bleiben soll. (V, 67.)

Frage.

Warum war Winkelmann Schulmeister, Lessing Schreiber?
Buchhalter Mendelsohn?
Der Deutsche macht kein Glück durch Weiber,
Und kriecht um keinen Thron!

Unglaube.

Konnten den Einen Homer
Zwanzig zimmern, warum
(Nennt mir die Frage nicht dumm)
Haben wir denn deren nicht mehr? (V, 102.)

Oden — Fleiß.

Man sieht's den Oden an, er machte sie mit Fleiß;
An jeder Zeile blinkt ein Tropfen heller Schweiß. (105.)

An Ramler.

Weg die Feile! Du nimmst den Geist aus dem Liede, Du schonest
Meinen ja nicht in ihm, feilest ja Deinen hinein! (V, 151.)

Swift und Fenelon.

Swift malt den Menschen, daß mir grauet
Ihn anzusehn; Ihr seht's, es ist ein häßlich Bild!
Ich les' im Fenelon und finde mich erbauet;
Wär' ich wie er, seufz' ich, in Tugend eingehüllt. (VI, 336.)

Unter dem Titel: „mein Hüttchen" hat Gleim in einer Reihe von Gedichten, seine Gedanken und Empfindungen ausgesprochen, meist milder und zarter Art, wie sie freilich nicht mehr sowie sonst ansprechen.

[Eschenburg V, 84.]

Er sagt!

Im Hüttchen hatt' ich tausend Freuden
Der Freundschaft! — Arbeit und Gesang,
Und die Vergessenheit des Bösen,
Gab mir Gesundheit! — Gott sey Dank!
Gott ist der Geber alles Guten!
Auf meiner langen Lebensbahn
Dacht' ich im Wachen, dacht' in Träumen:
Was Gott thut das ist wohlgethan! (VII, 136.)

Die wahre (nicht erkünstelte) Begeisterung Gleims für Friedrich II., kräftigte die kriegerischen Dichtungen des Grenadiers, und sie wurden mit Recht bekannter und beliebter, als die Oden Ramlers. Ob aber jene Popularität noch fortdauert,

bleibt zweifelhaft. Wenigstens ist mir ein Bedenken aufgestiegen, das wehmüthig und für Schriftstellerruhm schmerzhaft ist. Als ich nämlich die 1812, vor funfzig Jahren gedruckte, erste Gesammtausgabe der Werke Gleims, von der königlichen Bibliothek erhielt (um sie mit früheren Abdrücken zu vergleichen) klebten die Blätter noch so' aneinander, daß sie in der ganzen Zeit niemand gefordert und gelesen hatte! Wenn Gleim dies wüßte, oder erlebt hätte, es würde ihn um so tiefer kränken, als man es in jener früheren Zeit für unentbehrlich und zum Wesen der Freundschaft gehörig betrachtete, sich gegenseitig übermäßig zu loben und zu verhätscheln.

[Eschenburg IV, 303.]

Nach Empfang eines, in der That unbedeutenden Gedichts, Alexis und Elise, schrieb Wieland den 8. Mai 1771 an Gleim (III, 133): „Lassen Sie sich umarmen für ihre Alexiade, mein lieber, schwärmerischer, unnachahmlicher Gleim! Sie allein können aus Nichts, oder aus Etwas das beinahe Nichts ist, das niedlichste, anziehendste, interessanteste Ding machen, das jemals ein Barde gemacht hat. Wie liebe ich diese anmuthig wilden Noten, diesen kunstlosen, von der bloßen Natur eingegebenen Nachtigallengesang; es ist mein Lieblingston, der Ton Ihrer Alexias; aber niemand kann darin componiren, und niemand soll darin componiren als mein Gleim. Ja wohl müssen Sie begeistert gewesen seyn, da Sie diese Alexiade sangen, u. s. w.“

Ob in diesen Worten Wielands eine leise Ironie verborgen liegt, will ich nicht entscheiden; deutlich und vollkommen richtig spricht sich Goethe über damalige Verhältnisse aus (Löbell I, 254). Er sagt: „Beide Männer, Klopstock und Gleim, führten ein eigenes Uebel herbei, für sich selbst, für ihre Umgebungen, für ihre Zeit. Sie legten auf ihre besondern engen Zustände einen Werth, den sie nicht hatten, da sie gegen die Welt und ein bewegteres Leben betrachtet, nichtig waren. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre und gaben sie zurück. So entstanden jene Briefwechsel, bei denen die heutige Welt kaum

die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergötzen konnten. Allein man kann sich daran belehren, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum, und zugleich einen Maßstab desselben finden kann."

107.

Wenn ich an dieser Stelle zurückblicke auf den Entwickelungsgang der Litteratur, so schlossen die Abtheilungen, oder Hefte meiner Vorträge auf sehr verschiedene Weise. Die alte Litteratur zeigte ein trauriges Absterben, einen völligen Bankerott und das Mittelalter genügte nur in Hinsicht auf einzelne Richtungen. Es vergingen an acht Jahrhunderte, bevor sich ganz neues eigenthümliches Leben hervordrängte. Dies war aber so kräftig, daß die nächsten Abtheilungen meiner Vorträge keineswegs mit Erschöpfung endeten, sondern mit mannichfachen glänzenden Erscheinungen, Shakspeare und Milton, Rousseau und Voltaire, die englischen Redner, Skott und Byron. Betrachten wir dagegen die zuletzt behandelte Reihe deutscher Schriftsteller, so könnte (sobald wir nicht seitwärts, oder vorwärts schauen) die Besorgniß entstehen, es zeige sich seit Lessing, Herder und Wieland, eine Abnahme der Tiefe und Kraft. — Gottlob daß dem nicht so ist; sondern wiederum über alle Erwartung und geschichtliche Wahrscheinlichkeit hinaus, stieg der glänzendste litterarische Tag über unser Vaterland herauf. Seit den Griechen hat eine so mannigfache Entwickelung der Philosophie nicht stattgefunden:[1]) Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Jacobi, Herbart, Fries, Schleiermacher, Solger u. A. werden (trotz mancher Auswüchse) ihre große Bedeutung nie verlieren. Nicht minder ist

1) Gillies Greece V, 258.

Geschichtforschung und Geschichtschreibung wesentlich fortgeschritten (Mascow, Müller, Schröckh, Plank, Spittler, Heeren u. A.), und durch ein verändertes, öffentliches Leben, durch eine nationale Wiedergeburt; auch der Beredsamkeit Bahn eröffnet.

Am reichsten endlich hat sich die Dichtkunst entwickelt. Daß man in der gerechten Freude Manches überschätzte, ist nicht zu tadeln, sondern natürlich und löblich: was aber auch die Zeit (dieser strengste Kritiker) allmählig in den Hintergrund stellen mag, es bleibt des, der Ewigkeit Würdigen noch genug übrig. Selbst Abgeneigte werden zugeben: Goethe sey der erste aller neuern deutschen Elegiker und Lyriker, und sein Hermann ein, auf unbetretener Bahn gegründetes, meisterhaftes Epos. Verlieren seine Romane (wie alle) auch den Reiz der Neuheit und Gegenwart, so bleibt ihnen doch die Vollendung der Auffassung und Darstellung; sind seine Dramen minder drastisch als die einiger großen Meister, so offenbaren sie psychologische Tiefe und gemüthliche Zartheit. Und wer mit den Wanderjahren und dem zweiten Theile des Faust unzufrieden ist, wird gestehen daß die großen Vorzüge der ersten Hälften, zu diesem Urtheile Veranlassung geben.

An dem vielbewunderten Schiller ist vielleicht das Größte, daß er seine wilde Kraft zu Maaß und Schönheit erzog und verklärte. Mit Recht sind beide Dichter Lieblinge des Volks geworden; doch beruht der Reichthum deutscher poetischer Litteratur nicht auf ihnen allein. So dürften z. B. (um aus Mehreren nur Einen zu nennen) Tiecks Werke mit der Zeit immer mehr hervorragen über die unzähligen Wasserwogen, welche sie umspülen und nicht wenigen, sonst rüstigen Lesern verdecken.

Um diese, sowie viele andere denkwürdige Schriftsteller der europäischen Neuzeit und ihr Verhältniß zu der politischen Entwickelung gebührend zu schildern, sind größere Kräfte erforderlich als mir zwei und achtzigjährigem Greise zu Gebote stehen. Möge das bis hieher Dargebotene, eine freundliche Aufnahme finden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



